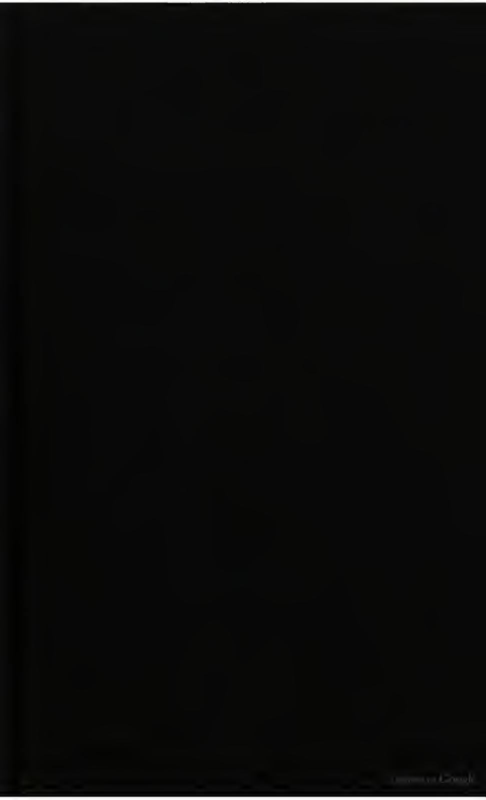



THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS





Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Siebenzehnter Band. Jahrgang 1901.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Siebenzehnter Band.

Jahrgang 1901.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Inhaltsverzeichnis.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen:

II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlichen Abhandlungen):

III. Litterarische Mitteilungen:

IV. Geschäftlicher Teil:

V. Register



I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

„Dichtung und Wahrheit."

Von Professor Dr. Gustav Roethe, Göttingen.

26. August 1900.

Als ich vor Jahresfrist bei anbrechendem Dunkel mich dem Weichbilde Ihrer Stadt nahte, teilzunehmen an der Feier, die auf schöne Stunden Deutschlands Herz hier am Maine schlagen ließ, da grüßte den Nahenden schon von weitem ein heller Schein, seltsam ergreifend und erwärmend für das empfängliche Herz. Nicht die Paulskirche war des Lichtes Quell, geschweige denn der vergessene Palast in der Eschenheimer Gasse; erblichen ist längst des Römers matter Glanz. Aber himmelverklärend, weit in die Ferne leuchtend, umsonnte ein Strahlenmeer Goethes Denkmal. Und heller noch, so vertrauen wir, in immer wachsender Helle lebt ein Abglanz seines Geistes in der Seele der Besten, Lügen strafend des Dichters eigenes Wort, das die Schönheit dem unentrinnbaren Verhängnis der Vergänglichkeit unterwirft.

Mancher, der damals vom Roßmarkt aus den geblendeten Blick über die Lichtfluten des Goetheplatzes schweifen ließ, wird eines andern Abends gedacht haben, da gleichfalls der Roßmarkt in ein Feenreich verwandelt war. Und alsbald tauchte wohl vor dem geistigen Auge ein hübsches blutjunges Paar auf, das verstohlen selig durch die leuchtende Pracht wandelte, als weilten sie in den glücklichen Gefilden Elysiums. Wer aber schärfer hinsah, dem schwankte das liebliche Bild. Das köstliche Buch,

*

das uns alle in der Krönungsstadt Kaiser Josefs heimisch gemacht hat, heißt mit gutem Recht „Dichtung und Wahrheit“: wer weiß, ob wirklich der Knabe Wolfgang an Gretchens Seite unter den funkelnden Guirlanden und Lichtpyramiden der Esterhazyschen Beleuchtung sich des jungen Liebesglücks freuen durfte? Wir haben Grund zu zweifeln.

Die biographische Zuverlässigkeit von „Dichtung und Wahrheit“ ist viel bestritten worden, viel verteidigt. Mit unermüdlicher Sorgfalt hat man jeder Angabe nachgeprüft, und es ist ein Ruhmestitel des Freien Deutschen Hochstiftes, daß es stets in der allerersten Reihe der Forschenden gestanden. In hunderten von Fällen hat sich ein wunderbarer Realismus der Darstellung, eine zähe Sicherheit und Treue der Erinnerung erwiesen bis ins Kleine hinein: und unmittelbar daneben ein höchst befremdliches Ausweichen. Die beiden Blumensträuße, die der Maler Junker für Goethes Vater gemalt hat, hält des Sohnes Gedächtnis deutlich fest, auch im Detail: aber der Anlaß, um dessentwillen er sie nennt, die sorgfältig gepflegte Eichentafel, die der Vater gespendet haben soll, gerade sie trifft nicht zu: die Bilder sind auf Leinwand gemalt, und damit fällt die Pointe. Das ist sehr lehrreich. Auf dem Schlosse zu Nassau, so erzählt „Dichtung und Wahrheit“, belästigt den berühmten Dichter des Werther ein neugieriges Publikum, das brennend gern heraus bekommen möchte, was wohl wahr sei an dem gierig verschlungenen Roman, was erfunden: nun, der Werther war noch gar nicht erschienen, als Goethe, Gast der Frau von Stein, auf Nassau weilte. Das ist Irrtum, nicht Absicht, ich zweifle nicht: wer möchte mit dem alten Herrn um chronologische Wirrnisse rechten? Aber es giebt doch ernstlich zu denken, daß sich die Skrupel häufen, sowie der Dichter bevorzugte Bilder und Gestalten reicher auszuführen beginnt, wie in der Idylle von Sesenheim; es ist recht wahrscheinlich, daß Goethe gegen die bestimmte Angabe des ihm vorliegenden, zum Teil wörtlich benutzten Tagebuchs das Datum seiner Schweizerreise nachträglich abgeändert hat, weil ihm das rechte unbequem war. Wen es gelüstet, darum über Fälschung zu zetern, der mag es thun: wir gedenken lieber des heitern Worts:

Wenn des Dichters Mühle geht, halte sie nicht ein
Denn wer einmal uns versteht, wird uns auch verzeihn.

Wir wollen verstehn, bei Leibe nicht verzeihn: dazu vergeht uns der Mut, wenn wir nur erst verstehen. „Dichtung und Wahrheit" ist kein annalistisches Thatsachenregister: es weckt vergangenes Leben, weil es ein Kunstwerk ist. Dieses Leben aber hat, gerade da wo es in herzerwärmender Fülle sprudelt, durchaus den Charakter der höheren Wirklichkeit, die in Goethes Augen allein Aufgabe der Kunst ist. Ich mag da nicht feilschen und rechnen: soviel Dichtung, soviel Wahrheit. Im Grunde: das ist eine Frage des zweiten Ranges. So paradox es klingen mag: ob Goethe so und so oft mit vollem Bewußtsein die Sphäre der ihm wohlbekannten „niederen Realität" verlassen hat, das berührt nicht einmal den wissenschaftlichen Wert von „Dichtung und Wahrheit". Und eben dieser wissenschaftliche Wert ist ungeheuer: die moderne Litteraturgeschichte, nicht nur Deutschlands, hat an diesem Buche eine ihrer unentbehrlichsten Grundlagen. Die gewaltige Harmonie des großen Menschen bindet Kunst und Wissenschaft zu einer Einheit, von der ich wünschte, daß sie vorbildlicher werde als sie ist. „Nur durch das Morgenthor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land!"

Was die Macht des Genius zur Einheit zwingt, der nacharbeitende Forscher muß es zerlegen. Ich vermittele nicht, ich suche nicht die Übergänge, ich suche die Extreme. Was bedeutet „Dichtung und Wahrheit" für die Wissenschaft?, so frage ich zuerst; Was weist das Werk in die Sphäre der Kunst? so werde ich weiter fragen.

Goethe hat sich über den Wert der historischen Forschung stets sehr skeptisch, ja geringschätzig ausgesprochen: er hat nie glauben mögen, daß vor ihren Künsten die sieben Siegel springen, die uns das Buch der Vergangenheit verschließen: ist ihr doch selbst die „niedere Realität" in den seltensten Fällen erreichbar. Goethes Antipathie galt weniger fast den fleißig gehäuften Notizenmassen, wie sie die alte Reichshistorie in Quart und Folio zusammengeschleppt; viel fataler war ihm die selbstgefällige pragmatische Geschichtsschreibung der Aufklärung. Der genialen historischen

Intuition, der sich die Metamorphose der Pflanze offenbarte, dem sittlichen Bedürfnis der Dankbarkeit, das unwillkürlich erschauend die gegenwärtigen Zustände genetisch mit ihren vergangenen Grundlagen verknüpft, dem weht ein Leichengeruch über den staubigen Blättern der zünftigen Historie, die überall nach Resultaten späht: was wissen die Armen vom Frühling, die nur fragen, wie viel Obst er schließlich gebracht? Dem gegenüber scheint Goethe die Biographie einen großen Vorrang zu behaupten, indem sie ein Leben lebendig darstellt an und für sich und um seiner selbst willen. Goethe berührt sich da merkwürdig mit Rousseau, der gleichfalls weder von dem Thatsachenkram noch gar von den Reflexionen der Geschichte viel wissen will: sie zeigt den Menschen nur in Gala, die wahren, stillen, langsam fortschreitenden Ursachen der Entwickelung übersieht sie blöde; j'aimerais mieux la lecture des vies particulières, pour commencer l'étude du cœur humain: nur wer den einzelnen Menschen ganz kennt in seinem Wollen und Fühlen, der kann weiterdringen zur Erkenntnis der Mächte, die die geschichtlichen Massen bewegen.

Das Programm, die Geschichte aus der Biographie heraus zu erfrischen, erlegte freilich zunächst die Pflicht auf, eine Biographie zu schaffen. Italien, die Heimat des modernen Menschen, besaß wertvolle Leistungen; das Frankreich Rousseaus war schon ärmer, wie bettelarm im ganzen das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts. Anekdotenkram und Klatsch; die Unterhaltungen im Reiche der Toten; die schwerfälligen Staatsaktionen der Heldengeschichte; die aufregenden Kuriosa der Kriegs- und Reiseaventüren; das bibliographische Gerümpel der Gelehrtengeschichte; allenfalls Erbauliches von Bekehrungen und Erweckungen; im besten Falle kritisches Geplauder und tendenziöse Pointen in der Art des Dictionnaire historique et critique oder Variationen der éloges, monuments, défensions und wie sie alle heißen: darunter ganz vortreffliche Würdigungen, aber nur keine Geschichte. Selbst Lessing bleibt zwischen Bayle und der antiken Biographik hängen; und noch immer ist Plutarch der biographische Klassiker, an dem sich selbst die großen Männer der neuen Zeit auferbauen.

Der wissenschaftlichen Biographie kam das Heil von der

Selbstbiographie. Da regt es sich an vielen Orten. Es war ein Großes, als wieder ein Cäsar ersteht, der die Geschichte schreibt, die er gemacht hat. Aber die beiden Bahnbrecher sind Rousseau und Goethe. Es ist nicht möglich, „Dichtung und Wahrheit“ zu würdigen, ohne der „Confessions“ zu denken, deren Titel Goethe nicht selten unwillkürlich auf das eigne Werk übertrug. Cellinis frische Lebenskraft, Jung-Stillings Augen verschließendes Gottvertrauen mochten menschlich und künstlerisch noch so anziehend wirken: Probleme des Selbsterkennens stellen sie nicht. Und was bedeuten alle die Nachfolger Rousseauscher Art, die ernsthaften und die gemeinen, Alfieri und Moritz, Laukhard und Bahrdt und wen Goethe sonst noch studiert hat, gegen jenes einzige Werk, in dem sich der große Mann mit der unreinen Seele der Öffentlichkeit preisgiebt, sich selbst und alles, was ihm nahe kam, ohne Scham entblößend, unwahr, wenn er die Wahrheit am lautesten im Munde führt, und doch mächtig über Kopf und Herz des Lesers bis in die Tollheiten seines Verfolgungswahnes hinein. Den naiven Reiz, der uns das bunte Detail von Cellinis Lebensschicksalen so erquicklich macht, den verschmäht Rousseau; er schreibt bewußt ohne Unschuld; er interessiert sich wenig für Welt und Menschen, die ihn umgeben; es kränkt ihn nicht, wenn ihn das Gedächtnis verläßt und irreführt: nur einem Führer folgt er getreu, der läßt ihn nicht im Stich, und das ist la chaîne des sentiments, deren Druck ihm nie heilende Furchen ins Herz gepreßt. Dies wunde Herz macht ihn zum Künstler, wenn er das melancholisch idyllische Glück des Landlebens von Charmettes vor uns aufsteigen läßt: wir möchten an Sesenheim denken und an Wetzlar, schreckten wir nicht zurück, Friederikens und Lottens reine Nähe zu besudeln durch die zielbewußte Sinnlichkeit der chère maman, der Rousseau sein gröberes Liebesglück dankt. Das wissenschaftlich Unvergängliche ist die Methode der Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung: noch freilich zögert der Gedanke der Entwickelung, die Herrschaft anzutreten, die ihm gebührt: aber die Werke des Autors stellen sich doch zuweilen schon dar als reife, notwendige Früchte der Seelen- und Geisteszustände, die wir kennen lernen, ja, es erinnert ganz an „Dichtung und Wahrheit“, wenn der alternde Rousseau die

Feder sinken läßt, da er seiner einzigen wahren Liebe gedenkt: Lest meine Julie!

Sonst ist der Gegensatz zu Goethes Jugendgeschichte merkwürdig groß und eben darum so lehrreich. Bei Rousseau reißt nur selten einmal die Wolkendecke verdrießlicher Bitterkeit, die dem grübelnden Biographen den Himmel verhängt: hier strahlt, alles verklärend, ungebrochen, kaum einmal durch schnelle Gewitterschatten und einen ganz kurzen melancholischen Landregen verdunkelt, die Sonne des Jugendglücks eines urgesunden reinen guten Menschen. Wo Rousseau in wirklicher und eingebildeter Schuld herumwühlt, da sieht Goethe, Montaignes heiterer Weisheit folgend, mit verständnisvollem Behagen nur die beneidenswerten Fehler ungestümer Kraft: er freut sich, wie sicher im Grunde doch der Mensch das findet und thut, was seiner Natur gemäß ist. Wenn Rousseau nur säuerlich und scheltend gegen Voltaire das Dasein als ein Gut, trotz allem und allem, ausspielt, so ist Goethe die unbewußte Daseinsfreude des glücklichen Menschen, der sich als Ganzes im großen würdigen Ganzen fühlt, schlechthin die Vollendung des Weltenzwecks, und wir spüren, einst hat ein Strahl jenes Glücks ihm die Seele berührt, unvergeßlich. Und wenn Rousseau Feinde ringsum sieht, Verführer und Verführte, bis in den engsten Kreis seines Hauses hinein —, den großen Menschenfreund umschlingt, da er zurückschaut in die goldene Jugend, Wehmut und Sehnsucht weckend, ein Reigen geliebter Schatten:

> Gleich einer alten halbverklungnen Sage
> Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
> Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
> Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
> Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
> Vom Glück getäuscht, vor mir hinweg geschwunden.

Nicht blind liebt er sie, die Gefährten der Jugend; selbst Härten des Urteils fehlen nicht ganz. Aber wer vergleicht, wie Rousseau mit grausamer Wollust bloßstellt, die ihm die Nächsten sind, der empfindet dankbar die verstehende Milde Goethes, die ihren schonenden Schleier aus der Wahrheit Hand empfängt: noch im Laufe der Arbeit, so lehrt uns der Nachlaß, hat er Schärfen ge-

glättet: wir lesen nicht mehr, daß Cornelie ohne Glauben war, ohne Liebe und Hoffnung, nicht mehr von Merks bösem Maul, nicht mehr, wie der lebendige Anteil an Fritz Jacobi schwand.

Wir stehen ganz nahe an der Stelle, wo der wissenschaftliche Fortschritt einsetzt, den „Dichtung und Wahrheit“ bedeutet, ein Fortschritt, der, wie so oft, nicht zum wenigsten in der Fragestellung liegt. Ein Freund, so erzählt die Vorrede, hat den Dichter gebeten, er möge seine Dichtwerke in chronologischer Folge aufführen und sowohl die Lebens- und Gemüthszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf ihn gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen er gefolgt, in einem gewissen Zusammenhange vertrauen. Man hat, durch dieses Programm verführt, „Dichtung und Wahrheit“ wirklich zu einer Art genetischen Kommentars der Goethischen Jugendwerke machen wollen. Ein seltsamer Kommentar der Jugenddichtung, der bei der unproduktiven Kindheit aufs liebevollste verweilt, den ersten Faust aber und die Stella schlechthin überspringt. Und wie leichten Herzens setzt Goethe sich über die Zumutung hinweg, von theoretischen Grundsätzen zu berichten. Alles Theoretisieren ist ihm im Grunde zuwider als Stockung der Produktionskraft; so läßt er denn schalkhaft die theoretische Litanei zuerst in dem geschwätzigen Munde des liebenswürdigen kleinen Aufschneiders Derones paradieren, und schiebt weiterhin jede theoretische Versuchung lächelnd bei Seite: erst der romantischen Epoche der forcierten Talente behält er die theoretische Bewußtheit vor. Gewiß, wir schauen tiefer und allseitiger in die Genesis Goethischer Dichtung hinein als bei Rousseau und Alfieri; doch nicht hier liegt der entscheidende, neue Bahnen erschließende Schritt: das Programm des Freundes deckt sich nicht mit Goethes Programm.

Aber die Vorrede geht weiter: „Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt.“ Das erst trifft den Kern. Wechselwirkung von Individuum und

Zeitgeist, Darstellung des Einzelnen in seinem Milieu. Goethe ist tief durchdrungen von Voltaires halb scherzender Lehre, wie jedes Dezennium seine eignen Marotten habe: ganz andere wären wir geworden, wenn wir zehn Jahre später zur Welt kamen. Die Entwickelung des Menschen ist nur dann in ihrem Wesen erkennbar, wenn wir den Einfluß seiner Umgebung ergründen. Die Tragweite des wissenschaftlichen Gedankens ist klar. In das scheu angestaunte Geheimnis des Genies sucht die Erkenntnis einzudringen, und eine Hülle fällt: wer möchte das leugnen?

Was ist das Genie? Goethe weist den lässigen Mißbrauch weit ab, der das Genie daran erkennt, daß es die Gesetze verhöhnt; er steht zu Kants tiefer Weisheit, der das Genie nicht Gesetze zerstört, sondern Gesetze giebt, ein König über die Geister. Auf dem Genie ruht im letzten Grunde der Fortschritt der Menschheit. Wo Goethe stehen würde in dem Kampfe der Meinungen, der heute die Historiker trennt, das ist kein Zweifel: über die sozialen Masseninstinkte, die man jetzt so gern als produktive Faktoren in die Rechnung einstellt, schritte er achselzuckend hinweg: er weiß es besser, daß eine lange, dünne Reihe von Einzelnen es ist, die den Faden des Geistes fortspinnt, kühl oder feindlich behandelt von der Menge, aber in aller Vereinsamung doch stärker als die Millionen. Und Goethe weiß, wo sein eigner Platz ist: der Biograph soll nicht bescheiden sein, sondern wahr. Aber Übermut ist ihm fremd. Er kennt sie nur zu gut, die Bedingtheit auch des genialen Individuums, und es drängt ihn, die Kausalität seines Werdens aufzuwickeln. Schon das Werk über Winckelmann beschreitet diese Bahn: die zart, aber deutlich gezeichnete Skizze zeigt den großen Gelehrten durchaus im Rahmen seiner Umgebung, unlöslich mit ihr verwachsen. Zur wissenschaftlichen Konsequenz schreitet Goethe doch erst in der Selbstbiographie.

Man hat wohl gesagt, dem Historiker müßten die Memoiren die liebsten sein, die am reinsten noch so fehlerhafte Erinnerungen und Kenntnisse des Schreibenden wiedergäben: nur keine Verfälschung des Selbsterfahrenen aus gedruckten Büchern! Vor diesem Grundsatz bestünde Goethe schlecht: es steckt strenge Bücherarbeit in seinem Werke; allein für die Darstellung des Wetzlarer Reichs-

Kammergerichts hat er dreizehn verschiedene Schriften zu Rate gezogen. Er schrieb eben keine Memoiren, er schrieb ein Geschichtswerk großen Stils, und daran wird nichts dadurch geändert, daß er selbst sein Held war. Wir schauen ihn inmitten einer vergangenen Welt. Vor uns erscheint die alte Reichsstadt mit ihrem Äußern und Innern, ihrer großen Geschichte, ihrer Verfassung, ihrem Handel und Wandel, ihren Gelehrten und Künstlern. Scharf heben sich die beiden Universitäten von einander ab: wir spüren den Duft ihres Sondergeistes. Die elsässische Landschaft wird uns tief ins Herz geprägt. Und der Schauplatz wird noch weiter gefaßt. Das ganze heilige römische Reich baut sich in warmer Beleuchtung vor uns auf, „vom König bis zum Juden“: das kulturfreundliche Bemühen des aufgeklärten Despotismus um die Hebung von Wohlstand und Bildung; der friedliche Wetteifer von Adel und Bürger; das Aufsteigen, das wachsende Selbstgefühl des Mittelstandes; die soziale Gährung, die sich in unklarem Freiheitsdrang entladet; die erschlaffende Dumpfheit eines trägen Friedens, der thatendurstige Kräfte nicht zu verwerten weiß; die Kulturmüdigkeit, die in Rousseauschem Geiste überall die Natur sucht, und sei es im kalten Bade oder auf dem Schrittschuh. Amerikas Befreiung schimmert in hellem Lichte; auf berühmte Patrioten wie Franklin und Paoli fällt die Glorie des Tages; dumpf und ahnungsschwer grollen die Vorboten der Revolution. Die zerfallende Gährung französischen, die gesunden, aber etwas stockenden Säfte englischen Lebens bilden Folie. Die kulturfördernden Seiten der Kleinstaaterei, die sittlichen Mächte des großen Staates sind nicht vergessen. Die humanitätsfrohe Aufklärung enthüllt sich in allen ihren Wirkungen. Der milde Geist der Rechtspflege, der Trieb der Medizin auf die Erfahrung hin wird uns lebendig: auf die zerlegende Art der Naturforschung fällt ein schielender Seitenblick. Vor allem fesseln die Gegensätze im theologischen Lager: hier harte Orthodoxie, mystischer Chiliasmus, dort genügsamer Rationalismus, hier das stille innige Treiben der Separatisten, dort die historisch-ethnologische Bibelforschung Michaelis' und Herders. Der Löwenanteil wird wie billig der Litteratur. Wo bleibt vor „Dichtung und Wahrheit“ das armselige Fächerwerk, in das die Eichhorn und

Koch und wie sie heißen, ihre Namen und Daten und Urteilchen eingepferchdt hatten? Wo bleibt die nüchterne Vereinzelung der biographischen Lexika und Sammelwerke, wie Jördens und die Fortsetzer Sulzers sie auf den Markt brachten? Die Litteratur wird bei Goethe ein Glied der gesamten Kulturgeschichte, bis ins tiefste bewegt von dem Wehen des Weltgeistes. Der große König, der das neue Preußen geschaffen, entreißt auch die deutsche Dichtung der Enge kleinbürgerlichen Philistertums: so wird ein Gedanke Mösers erweitert. Das Publikum ist ein lebendiger Faktor, der die Dichter erzieht und von ihnen erzogen wird. Der Buchhandel spielt eine seltsame, unerquickliche Rolle; die Bedeutung der Journale wird geringschätzig gewürdigt. Aus den Briefschatullen steigt ein zierliches Stückchen geistigen Interieurs vor uns auf. Die litterarische Parteiung dringt bis in die Familien. Die Alten, die Männer, die Jünglinge sondern sich zu poetischen Generationen. Die lockere oder strenge Form wirkt auf den Inhalt; gerne verbündet sich die Prosa dem Naturalismus. Die bildende Kunst stellt sich zu fruchtbaren Vergleichen gegenüber. Zwar die Geschichte des Theaters, des Romans, der Wochenschriften gelangt aus Gründen der Ökonomie nicht so zu ihrem Rechte, wie es anfangs beabsichtigt war. Um so schärfer wird das Übrige beleuchtet. Wo die Früheren wahllos Namen häuften, erscheinen hier nur die Erlesenen, und immer gelingt es dieser litterarischen Charakteristik, die sicher von außen nach innen dringt, den oder einen springenden Punkt zu treffen. Das ebenso wissenschaftliche wie künstlerische Mittel des Kontrastes wird mit besonderer Meisterschaft gehandhabt: glänzend erhellen sich Liscows ätzende und Rabeners behagliche Satire, Lavaters zarte und Basedows brutale Propaganda. Und der unausgesprochene Kontrast, in dem sie alle von dem Darsteller selbst sich abheben, ist vielleicht die stärkste von seinen Künsten, zugleich die Quelle der verläßlichsten Einheit des Urteils. Und wie trifft dieses Urteil ins Schwarze! Günthers Andenken wird aus dem banalen Lobe Gottschedischer Trivialität herausgearbeitet zu unauslöschlichem Eindruck. Klopstock ist der Repräsentant der Dichterwürde, der durch sein bloßes Dasein der wohlwollend gehegten Poesie der Nebenstunden den Lebensatem

benimmt. Lessings „Minna“, die der Göttinger Professor Eichhorn noch ganz unbedenklich durch nichtige Platitüden Joh. Jakob Engels erreichen, wo nicht übertreffen ließ, sie steht als ein einziges geschichtliches Phänomen in der rechten Beleuchtung. Zum ersten Mal tritt die geheimnisvolle Persönlichkeit Johann Georg Hamanns an den gebührenden Platz. Und nun das Hetzen und Quirlen und Treiben der Genies aus Goethes Esse, der Stürmer und Dränger, die sich sammeln unter dem Feldgeschrei Natur und Freiheit, Homer und Shakespeare, grell kontrastiert zu der greisenhaft vornehmen Litteratur der Nachbarn im Westen. Es ist ein atemraubendes Gedränge der Gestalten: sie tauchen auf, verschwinden, kommen wieder, immer leibhaftiger, in lebendigster Fülle und doch nicht verwirrend, immer sich einfügend dem Ganzen, wie der Stab des Magiers ihnen gebeut.

Und trotzdem: im Angesichte des großen Kulturbildes, ein Skrupel will nicht schweigen. Hat Goethe die Bedeutung des Milieus nicht doch überschätzt, selbst für die empfängliche Jugendzeit? Oder anders gefragt: dankt das Individuum sein Bestes nicht doch sich selbst? Nun, diese Frage hätte Goethe ohne Zaudern bejaht. Ja, er hat ausdrücklich dafür gesorgt, daß kein Zweifel bleibe. Es ist kein Scherz, hat seine tiefe Bedeutung, wenn er die glückliche Konstellation seiner Geburtsstunde an die Spitze der Erzählung rückt. Und als die Schlange sich zum heiligen Kreise rundet, in dem spät erschienenen, aber früh geschriebenen letzten Buche, da verkörpert sich uns all das Geheimnisvolle, Unberechenbare, was schließlich doch unsere Geschicke entscheidend bestimmt, in der Gestalt des Dämons. Er hat jene Geburtsstunde regiert:

> Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

So künden es die orphischen Urworte vom Δαίμων. Und vor seiner unerbittlichen Gewalt verblaßt die schwächere Herrschaft der

Τύχη, unter deren milderem Szepter Heimat und Umgebung, Zeit und Bildung stehen. Auch die Pflanze bleibt sich gleich, in welchem Boden und Klima sie auch wachse; gleich und auch wieder gar nicht gleich. Freilich, wer will die Sphären von Δαίμων und Τύχη mit Schärfe sondern? Der Weg in den letzten Einheitskeim ist uns doch verwehrt. Aber die Macht der äußeren Einflüsse, die vermag das zäh spähende Forscherauge zu fassen. Und es ist nur wissenschaftlich, auszugehen von dem methodisch Erreichbaren. Gewiß das ist alles wahr — und trotzdem: der Zweifel kehrt wieder. Konnte der Dichter nicht dennoch weiter, hat er uns sonst nicht tiefer hineinschauen lassen in das Geheimnis der Individualität? Ich glaube schon, das schwer Stoffliche ruhig schreitender Arbeit hat den Genius zuweilen vergessen lassen, daß er Flügel hat.

Wer Justis schönes Buch über Winckelmann kennt, dieses kongenialsten Nachkommens Goethischer Methode, der kennt auch die Gefahr, die grade von der Fülle des Stoffes dem Helden droht: daß er verschüttet, vergessen werde. Auch bei Goethe hat der zudrängende Stoff der Hauptgestalt den Platz unleugbar verengt, ja es giebt Momente, da der freie Ausblick auf sie wie verbaut erscheint. Und noch nachträglich, im Fortschritt der Arbeit sprengt neues Zuströmen von Stoff hie und da Form und Zusammenhang. Dem aufmerksamen Leser drängt sich bei gewaltsamen Übergängen, bei Stockungen, Gedankensprüngen, Exkursen, breiten Episoden schon der Verdacht auf, den die Papiere des Nachlasses und die Notizen der Tagebücher bestätigt haben. Aber aus der Hand gleitet dem Künstler der Zügel nicht. Nie wird das Milieu Selbstzweck: wir sehen es mit den Augen des Helden, wir erleben es aus seiner Seele heraus. Gerade dem besten Zeugen, dem alten Jugendfreund Klinger, war es von eigenstem Reiz, wie Goethe uns durch die geistigste Magie zwingt zu glauben, er habe als Kind all das gesprochen, gedacht und gefühlt, was dieses Ich der Darstellung spricht, denkt und fühlt. Wir spielen mit ihm im alten Hause, sehen wie das Kind zunächst nur das Stückchen Straße, das sich vom Geräms überschauen läßt; allmählich dürfen wir heraus auf den Hirschgraben, aber die weite Ebene da draußen, jenseit der Mauern, schauen wir nur sehn-

süchtig aus dem Giebelfensterchen im Oberstock, und nur im Bilde, in den italienischen Prospekten des Vaters, taucht die erste ganz leise Ahnung auf von dem gelobten Lande über den Bergen. Mit dem Knaben Wolf verlassen auch wir das unwohnliche Haus während des Umbaus, und jetzt wagen wir uns auf ein paar Gänge in die Stadt, umschlendern die Stadtmauern, lugen in die Herrlichkeiten des Römers hinein und freuen uns an den wunderlichen Gaben, die der alte Brauch des Pfeiffergerichts dem Großvater Schultheißen einträgt. Eltern, Großeltern, Tanten, ein paar Schulgenossen, das sind die Menschen, mit denen uns dieses erste Buch, ich möcht' es „Buch der Heimat" nennen, bekannt macht. Es dauert noch ein Weilchen, ehe wir von den Bewohnern der Stadt erfahren, die nicht dem engsten Kreise angehören; auch die politischen Konflikte, die der Krieg entfesselt, spielen sich nur in der Familie ab. Erst die Unruhe der Einquartierung entzieht uns mit dem Helden der Aufsicht des strengen Vaters.

Und so überall. Keine breit ausgeführten zusammenhängenden Abhandlungen oder doch nur ganz wenige, wo der Lehrtrieb, die Anschauungsfreude, auch wohl eine Art wissenschaftlicher Pedanterie dem biographischen Künstler in den Kram gepfuscht haben. Statt dessen lieber der bunte Wechsel, wie ihn das Leben bringt. Wir sehen neue Menschen, zunächst vielleicht mehr von außen; aber wir treffen sie wieder und abermals, und bei jeder Begegnung vertieft sich die Kenntnis. Hier ein Eindruck, da eine Erfahrung, da wohl auch eine ausgelöste Gedankenreihe; flüchtig und stark, heiter und ernst, aber alles bewegt und rund und hell belichtet. Und das anscheinend Getrennte, Vereinzelte schließt sich wunderbar zusammen, gleich den Hellebarden der goldenen Märchenbrücke. Wenn wir scheiden, so fühlen wir, in all den Einzelheiten haben wir ein Ganzes aufgenommen, soweit ein Stück lebendigsten Lebens ein Ganzes sein kann.

Diese Künste der Darstellung haben uns bereits herausgeführt aus der Sphäre der Wissenschaft. Eine bestimmte Goethische Dichtung kommt uns in den Sinn. Auch wenn wir den „Wilhelm Meister" lesen, wenigstens in den „Lehrjahren," sehen wir mit den Augen des Helden. Auch er wandert hellen Blickes mit grenzen-

los gutem Willen, sehnsüchtig, empfänglich durch die bunte Menschenwelt. Streckenweise, zumal in der Geschichte der frühen Jugend, des ersten Theaterspiels, der ersten Dichtung, da greifen die beiden Werke fest ineinander. Beiden Jünglingen treten mit typischer Regelmäßigkeit in wichtigen Lebensmomenten sarkastische und überlegene Freunde zur Seite; beiden schwebt Ἔρως auf luftigem Gefieder um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang; beide reifen durch Schmerz und Irrtum, auch Irrtum der Liebe; Ahnungen und Warnungen treten schicksaldeutend, mystisch durchschauernd, in ihr Leben, lustige, frevelhafte, romantische Verkleidung giebt prickelnde Aufregung; die zarten Mächte religiösen Fühlens berühren beide nur leise, aber mit stiller Gewalt, zumeist durch das rührende Bild eines verehrten Wesens; um beide streiten Ideal und Praxis, und wenn der Greis in den letzten Büchern von „Dichtung und Wahrheit" schließlich gar anfängt, sich selbst als „unsern Freund" uns vorzuführen, da wird die Illusion, wir seien in der Romansphäre, die eben „Wilhelm Meister" bezeichnet, nun gar vollkommen. Stofflich den „Lehrjahren" verwandter, berührt sich die Selbstbiographie in der direkten Lehrhaftigkeit, in den losen novellistischen Einlagen, in der Lässigkeit des Abschweifens auch mit den „Wanderjahren." Freilich Wolfgang Meister ist ein anderer Kerl als Wilhelm Schüler. Aber der Größenunterschied wird nicht ganz deutlich, weil Goethes Kunst in ihrer zeitweiligen Abneigung gegen den heroischen Ausnahmefall nur allzusehr darauf bedacht ist, auch die eigene Jugend in das Licht jener Symbolik zu rücken, die hinter dem Besonderen immer das Typische erblickt. Die wissenschaftliche Erkenntnis des genialen Individuums leidet unzweifelhaft darunter, wenn sich der Dichter schlechthin unter den Entwicklungsgesetzen betrachtet, über die ihn die Metamorphose der Pflanzen belehrt. Aber auch das bestärkt in dem guten Rechte, das Werk entschlossen als Kunstwerk, als „Dichtung" zu würdigen.

Von der Darstellung nur wenig. „Lamentable" Töne, wie sie Goethe einmal für die Konfession fürchtet, liegen ihr weltenfern. Aber auch die „ironische" Lebensansicht, die der Dichter dem Biographen fast zur Pflicht macht, färbt seine Rede nur in diskretester Zurückhaltung. Um so glücklicher wird uns die entgegengesetzte,

die „superstitiöse“ Lebensansicht fühlbar, sie giebt der Sprache etwas treuherzig Chronikalisches, unschuldig Überredendes, das einen gleichmäßigen, gedämpften Stimmklang „behaglich“ festhält. Behaglich — es ist ein Favoritwort von „Dichtung und Wahrheit“ — breitet sich die Rede aus, zumal in der Erzählung, während die Charakteristik schärfer sich konzentriert. Die Gradunterschiede der Wärme sind freilich unverkennbar. Aber der Geschichtsschreiber weicht grellen Wirkungen geradezu aus, wie er denn für eine trauervoll ergreifende Nachtszene der Lahnreise wohl in den „Wanderjahren“, nicht aber in „Dichtung und Wahrheit“ den Platz fand. Ja, an leidenschaftlichen Stellen leitet er lieber ab auf einen Bibelausdruck oder auf ein Dichterwort, nicht selten auch auf ein eigenes Gedicht, das die Stimmung vergangener Stürme besser festhalte als die verdunkelten Seelenkräfte des Alters. Die Kennzeichen der Goethischen Alterssprache sind in dieser schlichten Rede nur dünn gesät. Die konjunktionsarmen Sätze neigen zur Breite: auffallend oft knüpft der Nebensatz lässig irgend eine nachträgliche Bemerkung mit sinkender Stimme an. In Bildern kargt der Biograph: nur mit Tieren und Pflanzen vergleicht er seine Gestalten nicht ungern, denkt bei Friederikens Anblick an das Reh, das leicht über die keimende Saat hinwegfliegt, oder bei Lenz an die Schnecke, die ganz unvermutet ihre Hörner hervorstreckt, bei dem Gießener Schmid an den Epheu, der knochenlos an alten Mauern kriecht, die Bäume aussaugt und wohl gar einen Pfahl umlaubt, als sei es ein lebendiger Stamm. Es prägt sich unserer Phantasie ein, wenn Lavaters Zorn gegen die Ungläubigen losschnaubt, wie das Schmelzfeuer die widerstrebenden Erze feindlich anfaucht, und wer dächte nicht des befremdenden und doch so frappanten Bildes vom Doppelglanz der beiden Himmelslichter, der untergehenden Sonne und des steigenden Mondes: sie mahnen den Dichter an die angenehme Empfindung, wenn „eine neue Leidenschaft sich regt, ehe noch die alte verklang.“ Alle diese Bilder ändern nicht den Charakter ruhig teilnehmender Betrachtung: selbst das belebende Mittel der direkten Rede wird im ganzen für dramatisch heraustretende Momente, für die mehr novellistischen Partien reserviert. Um so feiner freilich empfinden wir schon die zarten Nüancen der Stimmung, und überraschend

deutlich umgrenzen Tempo, Klang, Bewegung der Rede die Partien, wo der treue Biograph dem gestaltenden Poeten Platz macht.

Schon die einzelnen Bücher haben ihre besondere Stimmung, ihre eigene Technik, ihre Grundgedanken: hier Enthusiasmus, dort Ernüchterung; hier gleichmäßige Steigerung, dort das Hin und Wider der Kontraste. Eingang und Schluß der Bücher, besonders sorgsam behandelt, geprüft und umgegossen, geben bedeutende Winke: Goethe, der selbst schon als Knabe viel Anfänge auswendig konnte, wußte wie eindrucksicher gerade diese nachwirkenden Stellen waren. Verwandte Motive, Gestalten, Erlebnisse verknüpfen in unmerklicher Absicht Früheres und Späteres. Symbole, Ahnungen, Vorzeichen weisen stetig zum rechten Verständnis. Das festgeflochtene und doch so elastische Netz der Beziehungen offenbart sich bei jeder neuen Einkehr deutlicher. Und dieser verschwiegene Reiz der Komposition wird uns einen flüchtigen Einblick in des Dichters Wollen am ehesten gewähren, wenn wir sie eilenden Schrittes ein paar Bücher weit verfolgen.

Das zweite Buch — vom ersten sprach ich schon — möcht' ich das „Buch der Dichterahnung" nennen. Am Eingang die Gestalt Friedrichs des Großen, am Ende die wenig kleinere des Messiasdichters. Und die beiden Gewaltigen nicht dankbar gewürdigt, Spielbälle des Parteienhaders, von Kindern und vom Volke zur Posse herabgezogen. So erwächst schon in dem Knaben die Nichtachtung, ja die Verachtung des Publikums, deren innere Notwendigkeit erst der Mann ganz erkannte: gehört es doch zum Wesen des schaffenden Geistes, daß er einsam ist. Eine Reihe einsamer Frankfurter Sonderlinge, einsam wie der Vater, schreiten schnell über die Bühne. Einsam ist der Knabe unter seinen Genossen. Der Gesittete mit seiner gravitätischen Knabenwürde reizt die Instinkte der Rohen. Ihre Schläge trägt er mit schmerzverbeißendem Stoizismus; ihre Verleumdungen reizen gar seine Phantasie. Und durch diese Phantasie wird er der Wilden wohl auch Herr: er erzwingt ihre gespannte Aufmerksamkeit durch sein Fabulieren. Im Mittelpunkte des Buches steht das entzückend graziöse Kindermärchen, dessen orientalisch-antikisierend-französisches Kostüm ganz wohl zurückgehn könnte auf frühe Einfälle aus der Zeit, da Goethe mythologische

Stücke für die französische Bühne der Besatzung verfaßte. Die Form freilich in ihrer selbstbewußten, frühsicheren Kindlichkeit ist das Ergebnis allerreiffster Kunst. Dem Götterliebling öffnet sich zu guter Stunde das stille Pförtchen in den farbenprächtigen Garten der Poesie. Er springt über die goldene Brücke; aber noch gewinnt er sich die holden Schönen nicht, die des erlösenden Dichters harren; ausgelassener kindlicher Übermut, der sein eigen Spielzeug zerstört, treibt ihn zurück, und die kalten Wasserstrahlen der Wirklichkeit kühlen ihn ab, daß ihm der orientalische Plunder vom Leibe fällt. Schadet nichts. Der Götterliebling bleibt er doch: die zertrümmerten Bleifiguren beleben sich ihm; dem Hüter des Gartens erstirbt das scheltende Wort auf den Lippen; das Pförtchen wird sich einst wieder aufthun, der Dichter wird abermals über die goldene Brücke schreiten und den drei Huldinnen würdige Gatten leihen, selbst zufrieden mit der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, der lieblichen Thörin Alerte. Heiterer Glaube an den Dichterberuf verbunden mit der resignierten Gewißheit der Einsamkeit, der menschliche Größe verfallen ist.

Folgt das „Buch Thorane". Sehr fest gefügt. Voran der verhängnisvolle Neujahrstag des Jahres 59, der den Franzosen Frankfurt ausliefert; in der Mitte der unheildrohende Charfreitag, der die Schlacht von Bergen bringt; mit dem Ausblicke auf des Königsleutnants Tod klingt das Buch aus. Es gipfelt in Thoranes Gespräch mit dem Dolmetsch, das den leidenschaftlichen Hausherrn vor dem Groll des beleidigten großmütigen Feindes rettet. Dies Gespräch ist von Goethe ganz frei gestaltet, durchaus poetische Schöpfung; er beruft sich ein andermal auf das Recht antiker Historiker, ihre Helden sprechen zu lassen, wie sie hätten sprechen sollen. Geistreich muß der Dolmetsch der Güte des Grafen ewigen Ruhm verheißen: der Graf lächelt ungläubig: wir wissen, daß der Dolmetsch Recht hatte, und Goethe wußte das auch.

In Thoranes Zimmer findet Freund Wolfgang einmal ein verschlossenes Bildchen, das er naseweis öffnet. Das Süjet ist sehr — französisch. Die Anekdote ist symbolisch genug. Im Ge-

folge Thoranes ist dem Knaben auch ein Stückchen französischer Kultur und Kunst näher gerückt, auch sie in recht zweideutiger Form. Immerhin, sie wirkt auf seine Produktion. Aber alsbald erscheint, hier zuerst, die typische Kontrastfigur, der Mephisto: der allerliebste renommierende Schlingel, der kleine Derones, ist freilich nur ein Mephisto en miniature, Rokoko, mit Galanteriedegen und rosenroten Schleifen: und doch blicken wir, wenn er an der Hand der drei Einheiten Goethe sein Werkchen zerpflückt, voraus auf die Clodius, Behrisch, Merck, selbst Herder, die alle kritischer als produktiv ihm die bittere Gewißheit bringen, daß ihm im Grunde doch niemand helfen kann als er selbst. Die typische Wiederkehr dieser Gestalten ist von starker, auch künstlerischer Wirkung.

Weiter: Das vierte Buch, ein Buch chaotischer Bildungselemente, schließt mit einem lüsternen Ausblick auf den Lorbeerkranz des Dichters. Das fünfte lockt den Guten schnell auf die Leimrute der Dichtereitelkeit, in die schlechte Gesellschaft. Aber hier blüht ihm die erste Liebe. Sie ist merkwürdig typisch gestaltet, mit einer fast nüchternen Klarheit gesehen. Dumpfe Straßenluft liegt auf ihr, keine reine Empfindung. Die Städterin, altklug, ein bischen kühle Pamelanatur, ist gewohnt abzuwehren: „nicht küssen, das ist so was Gemeines, aber lieben, wenns möglich ist!“ Es ist wieder typisch, daß der Unreife sich sein Liebchen da unten sucht. Wir gewinnen für dies Gretchen, das in jedem Augenblick seiner so überlegen sicher ist, nicht die volle Sympathie: eine erkältende Luftschicht schiebt sich zwischen uns und sie. Aber wie sie auftritt, einförmig, unfrei und doch anmutig in ihren Bewegungen, ein Bild löst das andere ab, bis zu der köstlichen verschlafenen Nacht, da sie in unschuldiger Vertraulichkeit, das Köpfchen an seinen Schultern, entschlummert, das verständige Mädchen neben dem thörichten Knaben. Goethe ist sich dessen bewußt und macht selbst darauf aufmerksam, wie sich ihm Bilder malerisch wirksam darstellen in Phantasie und Leben: von dem Dresdener Schuster in der seltsamen Beleuchtung à la Ostade und Schalken bis zu der eigen rührenden Szene, da der Flüchtling, zu Einsiedeln Lilis gedenkend, das Krönlein der Himmelskönigin ihr, der Geliebten, Einzigen,

vor der er geflohen, auf die hellglänzenden Locken zu drücken wähnt.

Mit der breit exponierten Gretchenliebe verschlingt sich nun aber in steter Abwechslung der Szenen die große historische Haupt- und Staatsaktion der Kaiserkrönung. Nicht das nur ist bewunderns-wert, wie Goethe die trockenen steifen Berichte der Quellen — und er schildert gewissenhaft nach gedruckten Quellen — in lebendige Anschauung umsetzt; wie allerliebst läßt er die Reflexe der Reichshistorie auf Gretchens liebenswürdige Unwissenheit fallen! Sie muß helfen, dem Knaben eine kurze lehrhafte Überlegen-heit zu geben. Der Festglanz der Weltgeschichte beleuchtet endlich den Gipfel des Kinderglücks, den ersten einzigen Kuß. In diesem Moment tritt die Katastrophe ein; der Band schließt etwa mit derselben Stimmung wie das erste Buch der „Lehrjahre".

Die Abwechselung kontrastierender Momente gehört zu der festen Technik von „Dichtung und Wahrheit". Auch das Leben duldet kein Beharren der Stimmung. So wird die Liebe zu Lili, anfangs zusammen-hängend komponiert, nachträglich in verschiedene Abschnitte aus-einander gezerrt. Das freilich ist dem Hochbetagten nicht mehr ge-glückt. Aber in der Gretchengeschichte wirkt das Auf und Ab der zerstreuten Interessen den höchsten künstlerischen Eindruck.

Und noch ein anderes Kunstmittel von „Dichtung und Wahrheit" sollte hier in Kraft treten. Ich meine die Spiegelung. Als Freund Wolfgang sein Liebchen über die Krönungszeremonien belehrt, da mahnt der Dichter an Abälard und Heloise. Und als das Liebes-glück sich senkt, da muß sich, so war es gewollt, der bekümmerte Knabe, der sein Kinderleid recht gewaltsam ins Romanhafte steigern möchte, einbohren in Prevosts berühmten Grisettenroman, ein neuer Desgrieux, gleich ihm außer Stande zu leben ohne die nicht ein-wandfreie Herzensdame. Man hat das Mittel gescholten, ein Ver-sagen der Kraft, aus sich heraus Stimmung zu schaffen, darin gewittert. Aber halfen nicht schon im Werther Homer und Ossian zu gleichem Zwecke, Sonnenhelle und Nebeldüster durch ihre bloßen Namen verbreitend? Nein, diese Spiegelungen sind noch kein Zeichen schwindender Kraft. Aber freilich, die Methode gerade der litterarischen Spiegelung ist in „Dichtung und Wahrheit" aufs höchste getrieben.

Le Sage taucht einen Moment auf, als das Kind von der Stadtmauer den Leuten in Haus und Garten guckt; bei Corneliens melancholischer Gestalt wird an Richardson, bei Jerusalems Lebensüberdruß an englische Nachtgedanken erinnert; Goldsmiths „verlassenes Dorf“ giebt sentimentale Schatten, Rousseaus „Heloise“ gefühlvollen Überschwang für Wetzlar her; Pope spendet komische Nüancen für die ausgelassen geregelte Lustigkeit der Frankfurter Kränzchen. Auf des Helden Minnedienst unter Lili fällt ein Strahl aus den alten Ritterromanen; er mißt seine Lebensreise in bedeutendem Augenblick an der schwindelerregenden Schicksalsfahrt des eigenen „Egmont“; auch biblische Reflexe blitzen auf. Und selbst der Zeitschilderung kommt in Huttens tüchtigem Briefe ein helles Gegenbild aus den Tagen der Reformation zu Gute. Nirgends aber bedeutet die Spiegelung mehr, als für die Idylle von Sesenheim.

Wer dürfte von „Dichtung und Wahrheit“ reden, ohne ihrer zu denken? Die Jugendliebe verjüngt noch in der Erinnerung den erzählenden Greis; mit einer Sicherheit der Kunst, deren Macht immer geheimnisvoller wird, je mehr sich uns ihre Wege offenbaren, zaubert er uns hinein in den unentrinnbaren Bannkreis seines Jugendglücks. Aber auch hier bleibt er der ruhige Berichterstatter, der das Letzte verschweigt, mit schlichten Worten über den wühlenden Schmerz hinwegschreitet; auch hier erspart ihm die meisterhafte Kunst der Spiegelung auszusprechen, was wir nur ahnen sollen. Die drei Bücher, die in Straßburg spielen, ordnen sich zu einem geschlossenen Ganzen. Auch die Treulosigkeit, die Undankbarkeit darf dem Bilde des Jünglings nicht fehlen: der Werdende muß undankbar sein, das ist sein Recht, ja seine Pflicht; die Schlange wirft die Haut ab, wenn die Stunde reif ist.

Leipzig hatte den Jüngling wenig gefördert: es hat seinen guten Sinn, daß ein Irrlichterpandämonium ihm erscheint, als er an die Pleiße zieht. Ganz anders Straßburg. Eine bedeutende Stelle aus der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ präludiert: auch die Neigungen und Leidenschaften der Menschen bedürfen der Entwickelung und Reinigung. Wir ahnen, was wir zu erwarten haben. Den Ankömmling grüßt der Riesenfinger des Münsters: noch hat der Koloß dem ungeübten Auge nichts zu sagen, aber

)n seinem Gipfel schweift der Blick über das weite fruchtbare
and, das wie eine unbeschriebene Tafel vor ihm liegt; noch ist
e Fläche stumm für ihn, aber eine Ahnung kommenden Wohls
nd Wehs beunruhigt schon das junge Herz. Doch die heitere
Gegenwart läßt zum Ahnen keine Zeit: auch eine düstere Vor-
edeutung größeren historischen Stils wird schnell abgeschüttelt;
ab es doch ein neues fremdartiges Leben, bedeutende geistige
Anregungen, gute Gesellen. Der Jüngling bezwingt Schwächen
ie Schwindel, Ekel, Angstgefühl mit kräftiger Entschlossenheit,
nd das Münster, das allmählich ihm besser Freund wird, hilft
abei mit. Nun ein Novellchen, aus geringem Keim nachträg-
ch herausgebildet. Ein ältlicher Tischgenosse leidet an der fixen Idee,
Gedächtnisschwäche sei aller Laster Anfang; denn sie verschulde das
rößte Laster, die Undankbarkeit. Das Böses deutende Wort einer
lten Bettlerin reizt ihn, und im Ärger kränkt er nachlässig und
nartig ein junges Mädchen, vergessend, wie viel des Dankes er
hr schulde; im gesteigerten Ärger beleidigt er einen braven, ihm
ehr günstigen Mann, so daß ein blutiger Ausgang einen Augen-
lick am Horizonte hängt. Was soll das Geschichtchen? Wir sind
m Kapitel vom Undank, der bald eine gründlichere Erörterung
indet: nur die Jugend hat ein natürliches Recht zu vergessen, bei
em Alter ist Vergessen des Herzens häßlich und, was schlimmer
st, von unschöner Komik. — Weiter: das Münster fängt an, dem
ünftigen Lobredner seine Geheimnisse zu entschleiern; die neun-
gegliederte Fassade erschließt sich dem geduldig schauenden Blick in
hrem künstlerischen Gehalt. Dann in jähem Übergang wieder
ine Novelle, abermals aus geringstem Anlaß erwachsen und erst
nachträglich an ihre jetzige markante Stelle gesetzt: ein prophe-
eihendes dunkles Wort der Kartenlegerin, ein leidenschaftliches,
erschmähtes Weib, das durch glühenden Kuß die Lippen des ge-
iebten Jünglings weiht, weiht zum Fluche für die Arme, die
iese Lippen zuerst berühren werden. Immer bänglicher steigert
ich die Ahnung: das erste Straßburger Buch schließt.

Nun eine andre Welt. Herders bedeutende Bekanntschaft ist
on unerhörtem Wert: sie befreit auch menschlich die unklare Natur;
ber die bissige, verdrießliche Art des großen Wohlthäters macht das

Dankgefühl schwer. Wieder schwingt diese Saite und diesmal besonders kräftig. Aus der dumpfigen Krankenstube rettet sich der Jüngling, nach frischem Atem lechzend, zu seinem Freunde, dem Münsterturm, und schon fehlt es dem Ausschauenden nicht mehr an einem Plätzchen im weiten Landschaftsbilde, das ihn mit lieblichem Zauber an sich zieht. Die Sehnsucht ins Weite lockt ihn mit guten Freunden auf die fröhliche Wanderfahrt: Bild löst Bild zerstreuend ab. Aber am Abend als er vom hohen Jagdschloß zu Neukirch über die dunkle waldbewachsene Erde schaut, balsamisch umfächelt von fernem Waldhornklang, da erwacht das schlummernde Bild eines holden Wesens; und als er vom Gebirge zurückgewandt zuerst wieder die Rheinebene schaut, da hält's ihn nicht mehr: auf Richtwegen eilt er nach seinem geliebten Sesenheim.

Nun Absatz! Noch immer sind wir nicht vorbereitet genug. Herder liest dem jungen Freunde Goldsmiths „Landprediger". Sesenheim spiegelt sich in Wakefield. Freilich, die Ähnlichkeit ist gar nicht groß. Es bleibt höchstens eine banale Verwandtschaft des Zuständlichen: das protestantische Pfarrhaus auf dem Lande. Der eigentliche Kern der Ähnlichkeit wird kaum ausgesprochen, aber wir fühlen ihn. Ein vornehmer Lord tritt bescheiden verkleidet in das stille Haus; der Leichtsinn frivoler Jugend gefährdet schwer seinen Frieden. Goethe fühlt sich als den neuen Burchell, als den neuen Thornhill, wie einst als den neuen Desgrieux, den neuen Paris, wie bald als den neuen Raimond. Der gelesene Roman wird nachgelebt: es fehlt nicht an bedeutenden Winken über das Verhältnis von Roman und Leben. Verkleidet tritt der übermütige Bursche in den fremden Kreis, eine jener Mystifikationen, an denen „Dichtung und Wahrheit" so reich ist, halb Novellenmotiv, halb Wirklichkeit; denn es ist kein Zweifel, Goethe hat nicht nur das Wirkliche in Poesie verwandelt, er hat auch wie die gescholtnen gräflichen Freunde gelegentlich die Poesie in die Wirklichkeit getragen. Als er nun endlich aufgeht, der lang erwartete allerliebste ländliche Stern, da schämt sich der Gute seines ärmlichen Theologenkleides; er vertauscht es mit dem derben Festtagsstaat eines Wirtssohnes im nahen Dorf, und so trifft er Friederiken auf ihrem Lieblingsplatz, auf „Friederikens-Ruh'", wie ihn Goethe absichtlich

tauft: war er doch gekommen, diese Ruhe zu stören. Die neue Verkleidung sät ungewollt, aber symbolisch allerlei Keime der Liebesuntreu um sich aus, droht die Magd dem Knecht zu entfremden. Und was Riekchen selbst zu erwarten hat, das hört sie bald in der schönen Sommerlaube, wo der fabulierensfrohe Poet das heitere Märchen von der neuen Melusine zum Besten giebt. Wir kennen es vielleicht nicht genau in der Gestalt, die Goethe ihm für „Dichtung und Wahrheit" zugedacht; er hat das bereits geschriebene unbegreiflicher Weise unterdrückt, ohne doch auf seine symbolischen Wirkungen zu verzichten. Der große Eindruck auf die Hörerinnen bleibt, schlecht motiviert, doch bestehen. Wie es auch lautete, der Held des Ich-Märchens, den Neigung und Dank an ein Zwergenweibchen gebunden, der ihr zu Liebe selbst zur Zwergengestalt sich bequemt hat, er erträgt sein Pygmäentum nicht, er behält ein Ideal von sich selbst und erscheint sich im Traum wie ein Riese. Die Fessel springt, und er schnellt aufatmend empor zu der Größe, die ihm gemäß ist. Armes Mädchen, das den Riesen durch Rosenbänder fesseln will! Der Riese hat ein Recht, Riese zu sein und zu bleiben.

Die Märchenwarnung, mit der das zweite Straßburger Buch weit bedeutsamer geschlossen hätte als in der jetzigen Gestalt, verhallt ungehört wie alle Warnungen. Wieder und wieder eilt er zu ihr, von ihr in ahnendem Herzen zur rechten Stunde erwartet. Und nun bricht sie heran, die selige Zeit. Nicht in engen Gassen und Stuben, nein, in der schönen freien ländlichen Natur spielt es sich ab, dieses deutsche Idyll, in dem das fruchtbare Land die Prosa und die Liebe die Poesie ist. Heitere, ja ausgelassene Gäste, ein munter bewegtes Gehen und Kommen, und über dem Ganzen ewig strahlende Sonne: nie gab es einen schöneren Sommer, monatelang reine ätherische Morgen, und nur am fernen Horizonte türmen sich die Wolken. Wir kennen sie, diese Sonne; sie strahlt auch durch den ersten Teil von Werthers Leiden:

> Heut ist mir Alles herrlich: wenns nur bliebe!
> Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.

Aber es bleibt nicht. Die Sonne sinkt, und in der Nacht umschwirrt den Jüngling das Nachtgevögel der Reue: es mahnt

ihn des unheildrohenden Kusses. Die Blüte des Liebesglückes welkt. Als er Friederiken statt auf dem lieben ländlichen Hintergrunde in der Stadt sieht, die wenig zu ihr paßt, da regt sich ein uneingestandenes Gefühl, und er liest Ophelien den Hamlet in mitfühlender zerrissener Leidenschaft. Es geht zu Ende. Der Studiosus promoviert. Lange Betrachtungen über französische Kultur, über Shakespeare leiten uns in andere Sphäre ab: der Genius wird sich neuer Aufgaben bewußt. Auf neuer Reise sagt er dem lieben Lande Lebewohl; das Münster schenkt zu guter Letze dem scheidenden Freunde sein tiefstes Geheimnis, den Grundgedanken seiner Türme; in peinlichen Tagen löst er sich von Friederiken. Ganz leise, weiche Klänge, ohne Pathos und Tragik. Aber sein visionäres Auge sieht sich selbst, wie er nach Jahren die einst Geliebte wieder besucht. Und diese Vision deutet Friede, Seelenruhe. Und auch dem Münster hält er die Treue nicht. Die so ungeheuren wie eleganten Akanthusblätter des Mannheimer Antikensaals bringen den jungen Glauben an die nordische Baukunst schon ins Wanken: das Land der Verheißung leuchtet wieder im fernen Hintergrunde auf. Der Werdende schuldet Treue nur seiner Zukunft.

Ich habe skrupellos nacherzählt. In Wirklichkeit ist alles ganz anders gewesen. Aber wir verehren die heilige Wahrheit der Dichtung, die wahrer ist als wahr. Und so löst sich der Zwiespalt, den der Titel des unvergleichlichen Werkes andeutet: auch in ihm leben zwei Seelen, wie in der Brust seines Dichters; und gerade darum ist es ein Ganzes.

„In der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“: so heißt es am Schluß der Winckelmann-Biographie. Denken wir des vollendeten Greises, wenn wir Goethes Namen hören? Wir denken seiner vielleicht zu wenig. Mächtiger als der Tod ist der Dichter. Für uns lebt Goethe in der Jugendkraft von Straßburg und Frankfurt: denn so hat der Dichter ihn erweckt und mit ihm die reiche Welt, in der er einst gelebt, und als er diese Welt wachküßte, da stand die Wissenschaft helfend an seiner Seite. Auch sie soll Leben wecken aus dem Schutte der Vergangenheit: das tote Wissen ist der echten Wahrheit ebenso

Feind wie die Unwissenheit. Goethe hat geschichtlicher Forschung methodisch eine neue Straße eröffnet. Freilich, die Schritte des Gelehrten können nicht weit mit dem Dichter gehen: wie könnte unser mühsames Stolpern dem Flügelschlage des Genius folgen, der im entscheidenden Augenblick sich hinwegschwingt über den steinigen Saumpfad der Forschung? Er ist längst an dem Ziele, das uns noch in nebelnder Ferne liegt. Und eben darum bleibt er auch der Wissenschaft mahnendes, führendes, geliebtes Vorbild, haucht er sie an mit lebendiger Kraft. Will der Historiker versunkene Welten heraufbeschwören, er muß Teil haben an der anschauenden Erkenntnis, an der belebenden Magie des Dichters Nur der verdient zu leben, der Leben schafft.



I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

2.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Schillers Entwurf eines Gedichtes zur Jahrhundertswende.

Von Gymnasialdirektor Dr. Ludwig Bellermann aus Berlin.
10. November 1900.

Der Dichter, an dessen hundertstem Geburtstag heute vor einundvierzig Jahren das Freie Deutsche Hochstift ins Dasein trat, hat von dem Jahrhundert, das jetzt seinem Ende zueilt, nur ganz wenige Jahre des Anfangs erblickt. Gestatten Sie mir am heutigen Tage, Ihnen kurz vorzuführen, mit welchen Empfindungen er damals den neuen Zeitabschnitt begrüßte. Trübe Stürme gingen über unser Vaterland: das heilige römische Reich deutscher Nation, schon längst nur ein Schattenbild, schritt unaufhaltsam seinem Untergange entgegen, Deutschland war nichts im Rate der weltregierenden Völker, es ging zu Ende mit dem unnatürlichen Zustande eines Volkes ohne Staat.

Es ist oft die Klage erhoben worden, daß unsere großen Dichter in ihrer Weltabgeschiedenheit, in ihrem stillen Musensitze zu Weimar, keinen Anteil genommen hätten an den großen Ereignissen ihres eigenen Volkes, kein Verständnis gehabt hätten für das Wehe der Vernichtung, das damals über Deutschland hereinbrach. Gustav Freytag hat bitter gespottet, daß, während das linke Rheinufer französisch wurde, in Weimar, anstatt eines Schreies der Entrüstung, die „Natürliche Tochter" und die „Jungfrau von Orleans" gedichtet worden seien, und er hat unsere ideal gesinnten Dichter abfällig mit dem alten Archimedes verglichen, der seine

*

geometrischen Figuren ausrechnete, während die Römer seine Stadt erstürmten.

Und wirklich, wer Schillers und Goethes Briefe, die so überreichlich fließen, durchliest, wird erstaunen, wie selten auch nur eine Andeutung auf die Zeitereignisse begegnet. Aber daß trotzdem dieser Vorwurf gerade dem heute gefeierten Dichter gegenüber unberechtigt ist, das lehren seine Werke mit lauter Stimme an mehr als einer Stelle. Wie hätte auch Verständnis für die Zusammenhänge der Welt- und Völkergeschicke demjenigen mangeln können, der, wie kein anderer, seinen Blick an den großen Gestalten aller Zeiten geweitet hatte, dem „der Geschichte Flut auf Fluten schwollen," und dessen Mund in so einzigem Grade des hohen, gewaltigen Ausdrucks für weltgeschichtliche Größe fähig war? Hat er nicht gerade in der von Freytag herausgegriffenen Jungfrau von Orleans die edelsten und kräftigsten Töne hoher Vaterlandsbegeisterung erhoben und seinem Volke zugerufen, daß die Nation „nichtswürdig sei, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre?" Und daß er dies nicht blos für die Vergangenheit fühlte, daß auch die Geschicke der Gegenwart ihn mächtig berührten, dafür braucht eigentlich der Dichter des Prologs zum Wallenstein keinen weiteren Zeugen, er, der es so tief empfand, daß „an des Jahrhunderts ernstem Ende" ein Kampf gewaltiger Naturen entbrannt war, daß „um der Menschheit große Gegenstände, um Freiheit und um Herrschaft ward gerungen." Ich hebe aber hier, wo wir von der Jahrhundertswende sprechen wollen, besonders noch sein Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" hervor, wo er die ungeheueren Ereignisse der Gegenwart mit so gewaltigen Worten, wie mit Flammenschrift, schildert:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein,
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein."

Aber gerade beim Lesen dieses Gedichtes hat vielleicht schon mancher

deutschgesinnte Leser zuweilen eine empfindliche Lücke gespürt. Denn wenn der Dichter nun fortfährt:

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz" —

so fragen wir uns: hat er, der hier die Franzosen und die Engländer als die zwei weltbeherrschenden Nationen nennt und ihr Streben mit so mächtig tönenden Worten umschreibt, hat er keine Frage übrig nach der eigenen Nation? Nicht einmal ein Wort schmerzlichen Unmuts, daß die Deutschen gar nicht als vorhanden betrachtet werden, wenn es sich um die Herrschaft der Welt handelt? Keine Andeutung, daß der Dichter die tiefe Erniedrigung seines Volkes fühlt, seines Volkes, das doch auch einst das Wort in Europa führte?

In diese Lücke, verehrte Festversammlung, fügt sich das Gedicht ein, auf das ich heute für ein kurzes Stündchen Ihre Aufmerksamkeit richten möchte. Es ist leider kein vollendetes Werk, sondern nur der erste Entwurf zu einem solchen; aber diese Bruchstücke, die sich in Schillers Nachlasse gefunden haben, reden eine laute und vernehmliche Sprache. Wie ein paar mächtige, halbgeformte Marmorblöcke sind diese Trümmer in der verwaisten Werkstatt des Meisters liegen geblieben, herrliche, beredte Zeugen seiner genialen Dichterkraft und seiner männlichen, vaterländischen Gesinnung.

Ein glückliches Geschick hat uns die drei ehrwürdigen grauen Blätter erhalten, auf denen er mit seinen großen, stolzen Zügen das Gedicht entworfen hat, einen der kostbarsten Schätze des Goethe- und Schillerarchivs in Weimar. Wir treten hier also ein in die Werkstatt des Dichters, gleichsam in das Allerheiligste, wir belauschen ihn bei seinem Schaffen. Wir sehen, wie ihm die Gedanken in mächtiger Fülle strömen, bald rasch hingeworfen, bald mehrfach erwogen, hin- und hergewendet und „nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt;" wie ihm oft beim Niederschreiben schon die dichterische Form halb unwillkürlich in die Feder tritt, die er dann entweder gleich einfügt, wie sie fließt, oder bedächtig am Rande, danebenschreibend, festzuhalten sucht. Oft ist es bloß erst der

Gedankenstoff, den er sammelt; an anderen Stellen rundet es sich bereits halb oder ganz zum Gedicht, zuweilen schon im vollen Schwunge, in der Pracht der Sprache und des Reimes dahinströmend. Will die Form sich nicht gleich finden, so hält er wohl einen Augenblick inne und versucht einen andern Ausdruck, streicht aus, schreibt darüber und daneben, setzt mehrere gleichwertige Wendungen probeweise hin; ja er verschmäht es nicht (gerade wie wir andern Menschenkinder es machen, wenn wir einmal die Muse behelligen und uns der Reim quält), sich gleichauslautende Wörter, gewissermaßen tastend, aufzuschreiben. Zu einer Zeile z. B., die schloß: „und mit lorbeerleerem Haupt", finden wir am Rande reimsuchend geschrieben: „glaubt, raubt, erlaubt, belaubt" und ähnlich öfter. So ist das Blatt auch in dieser Hinsicht überaus anziehend und von unschätzbarem Wert, um unser Bild von Schillers dichterischem Schaffen zu vervollständigen.

Ehe wir nun dem höchst bedeutsamen Inhalt näher treten, gestatten Sie mir eine kurze Erörterung über die Entstehungszeit. Die Bezeichnung „Gedicht zur Jahrhundertswende" wird ohne Zweifel das richtige treffen, ich bemerke aber ausdrücklich, daß sie nicht von Schiller herrührt, da die Bruchstücke in der Handschrift vielmehr keinerlei Überschrift tragen. Der erste Herausgeber, Karl Goedeke, in seiner historisch-kritischen Ausgabe, vermutete, sie seien bei Anlaß einer geplanten Jahrhundertsfeier entstanden. Der Streit um den richtigen Termin des Jahrhundertswechsels, ob am 1. Januar 1800 oder 1801, war damals ebenso eifrig geführt worden wie diesmal, und unsere Dichter waren anfänglich Anhänger der ersteren Theorie gewesen; daher z. B. Schiller am 1. Januar 1800 den Freund „zum neuen Jahr und neuen Säkulum" begrüßt, worauf Goethe freundlich das gleiche erwidert, jedoch mit dem Zusatz „da wir einmal Neunundneunziger sind", worin wohl schon ein kleiner Zweifel liegen dürfte. In der That müssen sie das Unhaltbare jener Annahme bald erkannt haben, und zahlreiche Briefstellen Schillers, an Goethe, an Körner, an seine Geschwister zeigen, daß er, wie es ja sachlich und wissenschaftlich allein möglich ist, den Anfang auf den 1. Januar 1801 setzte. So sollte denn auch die Feier, an die sie dachten, im Januar 1801

stattfinden. Genaues über den Plan ist nicht bekannt; Schiller hatte sich an Iffland und Fleck in Berlin, auch an Opitz in Dresden gewendet, sodaß jedenfalls Aufführungen auf dem Theater in Absicht waren. Er schreibt im November 1800 an Körner, sie hätten allerhand Pläne, den Jahrhundertswechsel lustig zu feiern, es werde wahrscheinlich ein ungeheurer Zustrom von Menschen nach Weimar erfolgen. Die Sache unterblieb jedoch schließlich aus nicht völlig ersichtlichen Gründen, weil „der Herzog dagegen war," und weil, wie es an Körner heißt, „sich Parteien in der Stadt erhoben hätten." Als der Dresdener Freund ihn dann bat, ihm doch „Gedichte, die etwa schon fertig gewesen" wären, zu schicken, antwortet er, einigermaßen mißlaunig, es sei nichts Erfreuliches entstanden, was er ihm mitteilen könne; etwas Poetisches dafür zu machen, sei sein Wille überhaupt nicht gewesen, es hätte blos Leben und Bewegung in der Stadt entstehen sollen.

Schon hiernach ist es nicht wahrscheinlich, daß unsere Bruchstücke zu den Vorbereitungen für dieses Fest gehört haben sollten. Das Ableugnen Körner gegenüber brauchte man freilich so wörtlich nicht zu nehmen, es wäre deswegen immer noch möglich, daß er etwas Dichterisches verfaßt hätte; aber es erscheint mehr als zweifelhaft, ob in den Rahmen eines solchen allgemeinen „lustigen" Volksfestes gerade ein so gedankenschweres und feierliches Gedicht, wie die Bruchstücke, hineingepaßt hätte. Entscheidend aber ist ein anderer Grund: Die Entstehungszeit müßte in diesem Falle bereits im November oder in der ersten Hälfte des Dezembers 1800 angesetzt werden, denn schon um die Mitte des Dezembers zerschlug sich das Fest. Das paßt aber nicht zu dem Inhalt des Gedichts. Denn es wird, wie Sie sehen werden, darin ausdrücklich der F r i e d e erwähnt, und Schiller klagt, daß der Deutsche „ruhmlos" und „mit lorbeerleerem Haupt" in ihn eintrete. In den letzten Monaten 1800 aber war Deutschland noch im Kriege, erst die Schlacht bei Hohenlinden im Dezember brachte Österreich so weit, daß es im Februar 1801 in den schmachvollen Frieden von Lüneville willigte. Vor diesem Termin kann also unser Gedicht in keinem Falle entstanden sein. Außerdem ist auch ganz augenscheinlich, daß es unter den völlig gleichen politischen Eindrücken

gedichtet ist, wie das vorher erwähnte Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts;" denn wie dort die beiden weltbeherrschenden Nationen hervorgehoben werden, so heißt es hier, daß „zwei übermütige Völker dem Deutschen ihren Fuß auf den Nacken setzen;" es ist die Zeit,

„Wo der Franke, wo der Britte
Mit dem stolzen Siegerschritte
Herrschend sein Geschick bestimmt."

Jenes Gedicht aber ist gleichfalls notwendig nach dem Lüneviller Frieden verfaßt, eben weil die Deutschen als kämpfende Partei gar nicht mehr erwähnt werden, und hierfür haben wir sogar Schillers eigene Gewähr, da er dies Gedicht ausdrücklich dem Jahre 1801 zuweist; wir wissen, daß er es erst im Juni an Cotta schickte. Demnach also können beide Gedichte, das vollendete und die Bruchstücke, etwa in den März oder April 1801 fallen.

Nun finden sich aber in der Sammlung noch zwei andere kleine Gedichte, die in Ton und Inhalt und vor allem auch im Versmaße so vollständig mit unseren Bruchstücken übereinstimmen, daß die Zusammengehörigkeit am Tage liegt. Es sind dies die Antiken zu Paris („Was der Griechen Kunst erschaffen") und die deutsche Muse („Kein Augustisch Alter blühte"). Besonders ist die Übereinstimmung des ersteren augenscheinlich und an einer Stelle beinahe wörtlich; der ganze Gedanke des kleinen Gedichtchens findet sich in den Bruchstücken, nur daß hier von dem Britten gesagt wird, was dort von dem Franken gilt. Möge der Britte, heißt es, alle Überreste der alten Kunst zu sich schleppen,

„Gierig nach dem Kostbarn greifen
Und auf seiner Insel häufen,
Was ein Schiff nur laden kann.
Nimmer werden sie zum Leben
Auferstehn und sich erheben
Vom Gestelle" — —

Das stimmt zum Teil wörtlich mit den jedem von Ihnen wohlbekannten Zeilen überein:

„Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn.“

Wir haben also im ganzen vier Gedichte, die offenbar der Zeit nach zusammengehören und im Inhalt nah verwandt sind, indem sie sich alle mit Gedanken politischer Art beschäftigen. Die nächstliegende und ansprechendste Annahme wäre hier nun freilich, daß Schiller eine umfassende Dichtung solches Inhalts entworfen hatte, und daß sich ihm, als er diesen Plan aus irgend einem Grunde aufgab, ein paar kürzere Teile, die sich als selbständige kleine Gedichte geben ließen, daraus absonderten und in die Sammlung kamen; zwei von ihnen hatten dabei auch das Versmaß des ursprünglichen Entwurfs bewahrt, während das dritte, bedeutender an Inhalt und Umfang wie es war, auch in dieser Hinsicht sich selbständiger gestaltete.

Aber es bleibt hier eine Schwierigkeit in der Zeitbestimmung. Nämlich Schiller selbst hat jene beiden kleinen Gedichte, als er sie 1803 in die Sammlung aufnahm, ausdrücklich mit der Jahreszahl 1800 bezeichnet, während sie nach unserer Erörterung 1801 entstanden sein müßten. Am leichtesten kommt man allerdings über dies Bedenken hinweg, wenn man (wie es z. B. Heinrich Düntzer thut) kurzer Hand annimmt, Schiller habe sich mit der Jahreszahl versehen. Indes bleibt solche Annahme immerhin mißlich, um so mehr, als gar nicht abzusehen ist, warum der Dichter das dritte Gedicht („Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden“) richtig mit 1801 bezeichnet hätte, die beiden andern aber mit 1800, wenn sie alle demselben großen Entwurf ihren Ursprung verdankten. Wir werden uns daher entschließen müssen, uns das Zeitverhältnis vielmehr so vorzustellen: Zuerst, schon 1800, drängten sich ihm bei Betrachtung der politischen Vorgänge jene beiden einzelnen Gedanken auf, die er in den beiden kleinen Gedichten zum Ausdruck brachte; und erst später, als die Jahrhundertswende seinen Blick eindringlicher auf die Weltbühne richtete und der Lüneviller Friede die entsetzliche Ohnmacht Deutschlands enthüllte, kam ihm der Plan eines großen Gedichts, worin sein vaterländischer

Stolz die ideale Größe der Deutschen gegenüber dem äußeren Glanz der andern Völker feiern wollte. Und von diesem großen Gedicht ist dann „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ ein unmittelbarer Nachkomme, aber ein Nachkomme allerdings von merklich verändertem Charakter. Denn jenes Gedicht schließt, wie Sie sich erinnern, mit elegischem Ausklang, indem der Dichter sich aus dem wilden Kampf der Wirklichkeit zurückzieht:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen vor des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

Dagegen in dem Entwurf, werden Sie sehen, führt derselbe Gedankengang ihn zu heroischem Aufschwung.

Für die Abtrennung der beiden kleineren Gedichte zu einer früheren Gruppe sprechen übrigens außerdem noch zwei Erwägungen. Denn erstens enthalten beide nichts, was auf 1801 hinwiese, sondern sie können ganz gut vor dem Frieden gedichtet worden sein; zweitens aber: wenn sie eigentlich nur Splitter des großen Entwurfs wären, so würden sich doch in der Handschrift Spuren erwarten lassen, die darauf hinwiesen. Dies aber ist nicht der Fall. Man sieht zwar die Übereinstimmung des Inhalts, auch Anklänge des Ausdrucks (wie vorher berührt); aber manche andere Gedankengruppe ist schon weit selbständiger gestaltet als gerade diese. So wird die vorgetragene Annahme wohl als die wahrscheinlichste gelten können.

Von großer Wichtigkeit freilich ist die ganze Frage nach der Reihenfolge der Entstehung dieser verschiedenen Dichtungen nicht, und ich muß Ihre Entschuldigung erbitten, hochverehrte Anwesende, wenn ich Sie so lange mit solchem Kleinkram unterhalten habe. Indes wichtig ist dabei doch die Thatsache, die sich ergiebt, daß Gedanken solcher Art unseren Dichter so vielfältig und so dauernd beschäftigt haben. Wir sehen daraus, wie mächtig die Ereignisse seiner Zeit auf ihn wirkten. Er sah das Anwachsen und die Macht der jungen Republik Frankreich, die schreckhaft aufsteigende Bahn des Staatenzertrümmerers Napoleon Bonaparte, der bald an den

Ufern des Nils Siege erfocht, bald seinen Gegnern in Europa nach Willkür Gesetze schrieb; und die deutsche Nation zu schmachvoller Ohnmacht verdammt. Preußen hatte bereits vor fünf Jahren zu Basel seinen Frieden mit Frankreich gemacht, der allerdings dem Norden Deutschlands, und so auch Weimar, Ruhe gab, der aber den Keim der späteren Erniedrigung schon in sich trug. Österreich hatte an den weiteren Kriegen gegen Frankreich, im Bunde mit England und den anderen Mitgliedern der Koalition, teilgenommen; jetzt war es im Sommer 1800 bei Marengo und, wie erwähnt, im Dezember bei Hohenlinden, mitten im Herzen Deutschlands, wenige Stunden von München, aufs Haupt geschlagen worden. Die Folge war der Friede von Lüneville: das ganze linke Rheinufer, seit Jahren schon im thatsächlichen Besitz Frankreichs, wurde jetzt ausdrücklich abgetreten, ein Gebiet von weit über tausend Quadratmeilen mit fast vier Millionen deutscher Unterthanen. Die deutschen Fürsten, die sich dort ihres Besitzes beraubt sahen, kannten in kurzsichtiger Selbstsucht und Habgier kein anderes Ziel als Länderentschädigung auf Kosten anderer Reichsstände und bewarben sich darum, zum Teil mit schamloser Selbsterniedrigung und Gunstbuhlerei, bei Bonaparte und seinem allmächtigen Minister. Das deutsche Volk, an das keiner der Machthaber dachte, schien die Schmach kaum zu empfinden, die ihm angethan ward.

Unter solchen Eindrücken (und damit treten wir nun unmittelbar an die Bruchstücke heran) wirft Schiller die Frage auf:

> „Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus einem thränenvollen Kriege geht, wo zwei übermüthige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?“

Und auf diese Frage antwortet er bestimmt und fest:

„Ja, er darf's!“

Es lohnt wohl, zu betrachten, wie er diese stolze Antwort

begründet, eine Begründung, die eben das Gedicht, wenn es vollendet worden wäre, gegeben hätte.

Das Ganze besteht aus drei großen Bruchstücken auf den vorher erwähnten drei Blättern der Handschrift. Jedes enthält einen wesentlichen Hauptgedanken, wenn auch zuweilen der eine in den andern übergreift.

Der Inhalt des ersten Bruchstücks ist mit wenigen Worten zu umschreiben: Schande dem Deutschen, sagt er, der seinen wahren Wert verachtet und den Reichtum des Engländers oder den Kriegsruhm des Franzosen begehrt. Dieser Eingang lautet in den kraftvollen Tönen seiner Sprache so:

„Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Nach des Britten toten Schätzen,
Nach dem Glanz des Franken lüstern späht."

Und was versteht nun der Dichter unter der „angebornen Krone" des Deutschen, d. h. worin findet er den eigentlichen, unverlierbaren Kern unseres Wesens, der mehr wert sein soll als die äußeren Güter der anderen? Zu dichterischer Form hat sih ihm die Antwort noch nicht geschlossen, aber den Gedanken spricht er klar und eindringlich aus:

„Ihm ist das Höchste bestimmt, er soll die Menschheit, die allgemeine, in sich vollenden. Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfes,"

d. h. während die anderen Völker den Kampf um zeitliche Güter fechten,

„an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten."

Darum, so entwickelt er diesen Gedanken weiter, darum vereinigt er das Beste und Schönste aller Völker in seinem Geiste.

„Alles, was Schätzbares bei anderen Völkern und Zeiten aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahr-

> hunderten." „Und so wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Blatt."[1])

Hier wird also der deutschen Nation die innere Trieb- und Lebenskraft zugeschrieben, aus der die äußeren glänzenden Erfolge erst erwachsen; mit dem umgekehrten Bilde bezeichnet er sie gleich nachher als die Frucht, also als das Ziel der Entwickelung des Ganzen:

> „Die anderen Völker waren dann die Blume, die abfällt. Wenn die Blume abgefallen, bleibt die goldene Frucht übrig, bildet sich — schwillt die Frucht der Ernte zu."[2])

Hier unter diesen werdenden, wachsenden, wogenden Ideen drängte sich ihm mit Notwendigkeit der Gedanke auf, der den Abschluß dieser ganzen Gruppe bildet, daß nämlich ein schneller, augenblicklicher Erfolg hiernach uns Deutschen nicht beschieden sein könne. „Nicht im Augenblicke zu glänzen und seine Rolle zu spielen," ist ihm bestimmt, „sondern", so fügt er mit der Sicherheit eines Propheten hinzu, „sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen," wahrlich ein bewunderungswürdiges Wort im Munde eines Deutschen unter dem Eindruck des Friedens von Lüneville! Und als sich hier nun seinem Seherauge die große Zukunft unseres Volkes entschleiert, da fügen sich ihm auch von selbst wieder die Worte zum Tonfall und Reim zusammen. „Jedem Volk der Erde," sagt er,

> Glänzt sein Tag in der Geschichte,
> Wo es strahlt im hellsten Lichte
> Und mit hohem Ruhm sich kränzt.
> Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
> Wenn der Zeiten Kreis sich füllt,"

---

[1]) Ähnlich in „Breite und Tiefe", wo den „Blättern und üppig prangenden Zweigen" ebenfalls der Kern des Baumes entgegengesetzt wird, der erst sein eigentliches Wesen ausmache. Vgl. auch Wallensteins Wort, daß, wenn der Schmuck der Zweige abgehauen sei, „innen im Marke die schaffende Gewalt lebe, die sprossend eine Welt aus sich geboren".

[2]) Vgl. den Elfenchor im Eingang zum 2. Teil des Faust (gedichtet wahrscheinlich um 1825): „Und in schwanken Silberwellen wogt die Saat der Ernte zu," eine Übereinstimmung, die nur auf Zufall beruhen kann.

oder wie daneben steht:

„Der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit — wenn die Völker sich vereinen in der Menschheit schönes Bild."

Und nun kommt er nochmals auf den Anfangsgedanken zurück, indem er sich wieder zu den äußeren Erfolgen der beiden anderen Völker wendet: Mag darum immerhin, das ist seine Meinung, der Britte alle Schätze der Kunst bei sich aufhäufen, sie werden ihm tot bleiben; mag der Franke auf seine Freiheit stolz sein und sich mit der Bürgerkrone schmücken! Wir Deutsche sollen uns eines höheren Wertes bewußt sein. Dieser Gedanke sollte wohl den Abschluß der Gedankenreihe bilden, die das erste Bruchstück umfaßt, wenngleich gerade hier die Linien der Entwickelung noch nicht völlig klar erkennbar sind.

Wir kommen zu dem zweiten Bruchstück. Hatte er bisher nur thatsächlich gezeigt, worin er den Kern des deutschen Wesens finde, so spricht er es jetzt aus, daß in diesem geistigen und idealen Streben mit Notwendigkeit eine Gewähr des endlichen Sieges liege.

„Dem, der den Geist bildet, muß zuletzt die Herrschaft werden; denn endlich am Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen",

und er schließt diesen Gedanken ab, indem er es ausdrücklich ausspricht:

„Und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen."

An dieser Stelle seines Gedankenzuges wird ihm der mögliche Einwand aufgestiegen sein, woher er denn wisse, daß das deutsche Volk diesen idealen, starken, unzerstörbaren Kern in sich trage; denn bisher hatte er das eben nur ohne Beweis hingestellt. Hier sehen wir ihn nunmehr erst zu der vollen Höhe seiner Aufgabe emporsteigen, indem er dafür vornehmlich zwei große Zeugen ins Feld führt, die deutsche Sprache und die deutsche Geschichte.

Er rühmt

„das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste, das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist."

Wohlthuend ist jedesmal der warme vaterländische Ton, dem wir überall begegnen, wo er von den Vorzügen des deutschen Wesens spricht. Schön und geistvoll sagt er:

„Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir können das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken".

Wäre Zeit innerhalb dieses kurzen Vortrags, so wäre es verlockend, zu entwickeln, wie der Gegensatz, den er hier in unserer Sprache versöhnt findet, dem Entwickelungsgange in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zu Grunde liegt, und wie er dort eben in der Versöhnung dieses Gegensatzes das Idealbild des vollendeten Dichters erblickt. Ist es dort Goethe, den er im Sinne hat, so dürfen wir doch auch ihn selbst in diese Reihe setzen, und sicherlich ist es nicht ohne ein berechtigtes Selbstgefühl eigenen Mitverdienstes gesprochen, wenn er diese Gedankengruppe von der deutschen Sprache zusammenfassend mit dem stolzen Worte abschließt:

„Unsere Sprache wird die Welt beherrschen".[1])

Indem er sich alsdann zur Geschichte wendet, hebt er zunächst hervor, daß unsere vielköpfige politische Gestaltung den Vorteil selbständiger geistiger Einzelentwickelung mit sich gebracht habe.

---

[1]) Es ist anziehend, hiermit die ähnlichen prophetischen Worte zusammenzustellen, die zwanzig Jahre früher Friedrich der Große am Schluß seiner Schrift von der deutschen Litteratur ausgesprochen hat: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; unsere Nachbarn werden deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unserer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum andern dringt."

„Keine Hauptstadt und kein Hof üben eine Tyrannei über den deutschen Geschmack aus, wie Paris oder London. Soviele Länder und Ströme und Sitten, soviele eigene Triebe und Arten."

Darum hält er selbst die veraltete Form der deutschen Verfassung für kein Hindernis geistigen Lebens:

„Finster zwar und grau von Jahren
Aus den Zeiten der Barbaren
Stammt der Deutschen altes Reich.
Doch lebend'ge Blumen grünen
Über gotischen Ruinen" —

Vor allem aber lehrt unsere Geschichte, daß der Deutsche nach der Freiheit des Geistes strebe. Hier geht er sogar so weit, den kriegerischen Geist seines Volkes auf einen Augenblick zu verkennen:

„Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert.
In das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers wert."

Besonders gedenkt er da der größten geistigen That, die der Deutsche im langen Laufe seiner Geschichte vollbracht hat, der Lutherischen Reformation, und da strömt ihm das Wort voll und begeistert vom Munde:

„Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.
Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit."

Die Erwägung, daß alle diese Äußerungen edler, kraftvoller Geistesgröße nicht von Fürsten und Königen, sondern vom Volke ausgingen, legt ihm zum Schluß dieses Abschnittes den männlichen, des Sängers der Freiheit würdigen Gedanken in den Mund:

„Deutschlands Majestät und Ehre ruhet nicht auf dem Haupte seiner Fürsten".

Dabei hat er gewiß nicht blos an Zeiten der Vergangenheit gedacht, sondern hat es sicherlich scharf empfunden, daß es mit Deutschlands Ehre schlimm bestellt wäre, wenn sie auf jenen Fürsten beruht hätte, deren Erniedrigung vorher berührt wurde. So glaubt er, etwas gefunden zu haben, was den Umsturz der politischen Selbständigkeit überdauert:

„Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn!"

Damit schließt das zweite Bruchstück.

Das dritte Bruchstück ist das kürzeste. Nach alledem wirft er die Frage auf, mit der ich vorher unsere Besprechung begann, ob der Deutsche sich fühlen, sich seines Namens rühmen und sein Haupt erheben dürfe in der Völker Reihe. Seine Antwort kennen Sie schon: „Ja, er darf's." Der Dichter verschweigt nichts, er weiß: der Deutsche muß „schweigend in der Ferne stehen und die Erde teilen sehen", er weiß: „lächelnd naht der goldene Friede", aber der Deutsche geht „mit lorbeerleerem Haupt aus dem thränenvollen Krieg." Dennoch sagt er ohne Zögern und Stocken:

„Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kriege, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge."

Er wiederholt:

„Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, so blieb doch die deutsche

Würde unangetastet. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. Dieses Reich blühet in Deutschland, und indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet."

Verehrte Festversammlung! Ich bin zu Ende mit meinem Bericht. Sie haben den Inhalt und zum allergrößten Teil auch den Wortlaut jener merkwürdigen Bruchstücke an sich vorüberziehen lassen, und ich hoffe, Sie stimmen mir zu, wenn ich sage: Man muß den Mann und Dichter bewundern, der in solcher Zeit solche Gedanken hegte und sie mit so hinreißender Gewalt aussprechen konnte. Welche Zuversicht felsenfester Vaterlandsliebe zeigt der Geist, der in so jammerwürdiger Zeit den Glauben an sein Volk nicht verliert und es mit Prophetenmunde ausspricht, daß das langsamste Volk alle die schnellen, flüchtigen einholen und den großen Prozeß der Zeit gewinnen werde.

Seitdem ist ein Jahrhundert dahingegangen, und welche Wandlung hat es unserem Volke gebracht! Wie schnell und gründlich hat sich das alles geändert, was Schiller damals beklagte, wie glänzend seine Voraussage sich erfüllt. Die deutsche Nation ist auf die Weltbühne getreten, das ist ohne Zweifel das politisch bedeutsamste und folgenreichste Ergebnis des abgelaufenen Jahrhunderts. In den Befreiungskriegen, wenige Jahre nach dem Tode unseres Dichters, flammte zum erstenmal das Nationalgefühl mächtig empor, und wenn dann auch noch zwei Menschenalter hingingen und uns manche Enttäuschung, manchen Rückfall brachten, das Streben zieht sich doch wie ein roter Faden durch alle Jahrzehnte, und die Erreichung des Zieles, wie wir sie in den großen Tagen Kaiser Wilhelms und seines eisernen Kanzlers erlebt haben, bildet den ruhmreichen Schlußstein dieser Entwicklung, die Grundlage einer neuen Zeit deutscher Größe.

Wenn wir von dieser Höhe des Erfolges noch einmal unsern Blick auf die besprochene Schillersche Dichtung zurücklenken, so ist es für uns heute nicht schwer zu erkennen, daß doch der Schlußgedanke, mit dem er sich über den politischen Jammer seiner Zeit

kühn und ideal hinweghebt, trotz alledem nicht richtig ist. So schön es klingt und so mutig es gesprochen ist:

„Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn,"

richtig ist es doch nicht, daß die Größe einer Nation bestehen könne, ohne die ihr entsprechende Form eines Staatswesens. Das Leben der Völker ist durch die Form des selbständigen, festgefügten Staates bedingt. Ein von anderen Nationen geknechtetes Volk ist nimmermehr imstande, seine geistigen Kräfte zu entwickeln und an dem Ideale der Menschheit, wie Schiller meint, mitzuarbeiten. Das zeigt selbst das begabteste, geistvollste und gebildetste Volk, von dem die Weltgeschichte weiß, ich meine die Griechen. Als es mit ihrer politischen Selbständigkeit zu Ende war, haben sie trotz ihres unvergleichlichen Geistes und Geschmacks nichts mehr geschaffen, was sich den ewigen Werken an die Seite stellen könnte, durch die sie in der freien Schöpferkraft ihrer Jugend an dem Idealbilde der Menschheit unverlierbare Züge von höchstem Wert eingefügt haben. So wahr ist das Wort des alten Homer, daß dem Manne die Hälfte seiner Tüchtigkeit verloren geht, wenn Zeus ihm den Tag der Knechtschaft sendet. Es wird wohl heute niemand glauben, daß unser Volk auch nur seine geistigen Anlagen hätte ausbilden können auf einer politischen Grundlage, wie sie etwa der Lüneviller Friede bot. Und sollte das unser großer Dichter nicht gewußt haben? Er, von dem wir sagen können, was er selbst von seinem letzten großen Helden sagt: „Sein Atem ist die Freiheit!" Gewiß! Aber das ist es gerade, was uns an seinen Worten so tief und herzbewegend anspricht. Man spürt es ihm ja an, wie er danach dürstet, dem deutschen Volke die Palme reichen zu können, wie er innerlich jauchzt, als er gegen die Herrschgewalt und den Kriegsruhm der beiden anderen Völker jene idealen Güter in die Wagschale werfen kann. Es ist ergreifend und erhebend zu sehen, wie ein starker Geist in einer Zeit, wo es ein deutsches Vaterland nicht gab, es trotzdem empfand, daß nur im Vaterlande die Wurzeln unserer Kraft liegen, und

wie er sich, unbekümmert darum, ob solche Entwickelung auf die Dauer möglich sei, Welt- und Menschengeschick mit kühner Hand und tiefsinnigem Bicke so zurechtlegte, daß er sagen konnte: Ja, ich darf trotz alledem stolz sein, daß ich ein Deutscher bin, und möchte mit keinem Franzosen und keinem Engländer trotz ihres Glanzes tauschen. So sind uns unsere Bruchstücke ein neuer Beleg für den herrlichen Idealismus, der in Schillers Dichten wie in seinem Leben so überwältigend hervortritt, der ihn dem Herzen des deutschen Volkes so unverlierbar teuer macht, und der wohl nie einen überzeugteren und beredteren Verkündiger als ihn gefunden hat.

Und sie sind uns zugleich ein Beweis für die weltüberwindende Kraft dieses Idealismus. Denn sein Glaube an sein Volk hat ihn nicht betrogen, und an der Erhebung des deutschen Nationalgefühls im Laufe des vergangenen Jahrhunderts hat sein Geist einen nicht geringen Anteil. Er hat unsere Schlachten mitgeschlagen. Nicht nur spricht er zu uns aus den begeisterten Tönen, die die Sänger der Freiheitskriege, vor allem Theodor Körner, seines treuen Freundes heldenmütiger Sohn, anschlugen, sondern auch seine eigenen zündenden Mahnrufe zu Vaterlandsliebe und mannhaftem Sinn waren nicht verloren. Ist doch das berühmteste Wort seiner wackeren Freiheitshelden gleichsam zum Wahrspruch geworden für die heiß ersehnte und endlich glänzend errungene Einheit unseres Volkes:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr."

Verehrte Festversammlung! Von den Kräften, die schon, ehe wir staatlich eins waren, uns geistig einten, war nicht die letzte die Wirkung unserer großen Dichter und Denker, vor allem Goethes und Schillers, geraume Zeit fast das einzige, worauf wir dem Auslande gegenüber mit einigem Stolze hinweisen konnten. Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit hat diesen Männern, um die die Welt uns beneidet, vaterländischen Sinn abgesprochen. Dieser Vorwurf, früher, in den trüben Zeiten des Ringens öfter gehört, ist jetzt zur Ehre unserer Nation verstummt, seitdem das Ziel erreicht ist.

Wir Deutschen haben eben eine andere Entwickelung durchgemacht als manches andere Volk. Aus der Zerrissenheit und Zerfallenheit wüster Zeiten haben wir zuerst auf dem Gebiete des Geistes, durch die idealen Mächte der Kunst und Wissenschaft, das Selbstgefühl wiedergewonnen, daß wir eine große einige Nation seien. Und bei einer Betrachtung, wie die heutige, gewahren wir mit freudigem Erstaunen, welche Tiefe und Fülle vaterländischen Sinnes gerade in dem heut gefeierten Dichter liegt: indem er unbeirrt seinen Weg ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen ging, hat er zugleich mitgeholfen, den sicheren Grund zu legen zur dauernden Größe und Einheit der deutschen Nation. Darum werden wir nie aufhören, die großen Helden unserer Dichtung unter den größten Wohlthätern unseres Volkes zu verehren. Wir wollen ihnen Dank darbringen, nicht nur jährlich, wenn wir die Tage ihrer Geburt feiern, sondern täglich und stündlich, wenn unter dem Lärm des Tages und im Kampfe tobender Parteien uns der Anhauch des Schönen, Guten und Wahren aus ihren Werken anweht und uns an die ewigen Güter mahnt, die sie uns erstritten, ein Kampf, den niemand ruhmwürdiger bestanden hat als Schiller, indem er den Widerstand der stumpfen Welt besiegte, die Angst des Irdischen von sich warf und dann im allzufrühen Tode, aber ein siegreicher Streiter, dahinsank.



I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

3.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Wandlungen des Urteils über Goethe.

Von Prof. Dr. O. Harnack, Darmstadt.

25. August 1901.

Gewaltige Persönlichkeiten leben nicht nur nach ihrem Tode fort, sondern entwickeln und entfalten sich auch noch. Sie wirken mit neuen Kräften, sie offenbaren neue Eigenschaften, neue Seiten, neue Gebiete ihres Wesens, die den Mitlebenden verschlossen gewesen waren. Aus den bekannten Reden und Handlungen werden Schlüsse gezogen, die vorher niemandem zu ziehen in den Sinn kam; Verborgenes, das erst jetzt bekannt wird, nicht nur Bedeutendes, selbst Nebensächliches regt zu neuer Auffassung der Persönlichkeit an, bedingt eine neue Einwirkung und Fortwirkung ihres Wesens. Bismarcks Gestalt erscheint zweifellos dem heute aufwachsenden Geschlecht in einem andern Licht als irgend einer der ihm gleichzeitigen Generationen.

Das großartige Aufsteigen zu dieser überzeitlichen Bedeutung führt aber als Kehrseite auch Kleinliches mit sich. Der große Mann wird von einzelnen Parteien für sich in Anspruch genommen; nach einzelnen Äußerungen wird er zum Angehörigen dieser oder jener Partei gestempelt; wo dies nicht möglich ist, wird ihm nach einzelnen Aussprüchen eine Art prophetischer Voraussicht zugesprochen, kraft deren er sich schon für eine Parteistellung entschieden hatte, die zu seiner Zeit noch gar nicht existierte.

Wer eine so lange Lebensdauer, eine so beständige, fortschreitende, wechselvolle Entwickelung durchgemacht hat, wie unser Goethe, der unterliegt einem ähnlichen Schicksal schon bei Lebzeiten. Er wird

eine historische Persönlichkeit, indem er noch wirkt und strebt; nach vereinzelten Äußerungen seines Wesens wird ein Bild von ihm entworfen, das sich behauptet, so irrig oder doch einseitig es auch sein mag, das sich weiter entwickelt, unabhängig von der Entwickelung des Mannes selber, und schließlich kaum mehr Ähnlichkeit mit ihm zeigt. Und je mehr sich ein Goethe Reserve auferlegt, je mehr er sich scheut, in das Gewühl der Tagesstreitigkeiten einzugreifen, um so mehr bietet sich freier Spielraum, ihn von der einen Seite für sich in Anspruch zu nehmen, als Genossen auszurufen, — von der andern ihn abzulehnen und ihn als Gegner zu brandmarken, obgleich er keines von beiden selbst veranlaßt oder befördert hat.

Wir fragen uns, verehrte Anwesende, wie diese Vorgänge zu erklären sind? Ist es bloße Willkür, die hier in der Mitwelt und Nachwelt ihr Spiel treibt? ist es nur der gleichsam hypnotische Reiz, der von bedeutenden Persönlichkeiten ausgeht und die Menschen unwiderstehlich nötigt, sich fortwährend, sei es freundlich oder feindlich, mit ihnen zu beschäftigen? Oder sind es in der That Eigenschaften und Sphären des Wesens der großen Männer, die lange unbemerkt geblieben, ja ihnen selbst verborgen gewesen sind, und die dann plötzlich, wenn sich der offene Blick, die Empfänglichkeit für sie eingestellt hat, deutlich und plastisch hervortreten? Mir scheint, daß die Lösung in der Mitte liegt. Der Reichtum der Geistesanlage eines Goethe umfaßt eine unendliche Fülle von Keimen, von Ansätzen zu Ideen, die trotz der gewaltigen Produktionskraft doch nicht zu voller Ausbildung gelangen. Aber wie Samenkörner liegen sie in seinen Produktionen verstreut, und wer gerade von geistigem Hunger nach einer bestimmten Speise getrieben sich begierig zu Goethe wendet, der ist glücklich, ein ihm gerade zusagendes Samenkorn zu finden; er pflegt es, läßt es aufwachsen, und wenn er es zur Pflanze großgezogen hat, glaubt er in ihr die ganze Frucht des Lebenswerkes des großen Mannes zu besitzen, während er in Wahrheit nur ein einzelnes Körnchen eingeheimst hatte. Und wie der Bewunderer, so handelt auch der Gegner.

Goethe ist von seinem ersten Auftreten an als eine wundersame Erscheinung im deutschen Geistesleben empfunden und beurteilt worden, leidenschaftlich gepriesen und gescholten, sehr selten in seiner Totalität

erkannt und gewürdigt. Zuerst war es sein „Götz von Berlichingen", der ihn zum Dichter nationaler Begeisterung und historischen Sinnes stempelte, der ihn zugleich als Führer der aller gesetzmäßigen Kunst feindlichen, nur der Natur zugeschworenen jüngsten Generation erscheinen ließ. Mochten auch Hüter der strengeren Kunstform Bedenken äußern, — auch sie wurden doch hingerissen und überwunden von der volkstümlichen Naturkraft, die hier waltete. „Unsterblicher Dank" hieß es da „sei dem Verfasser für sein Studium der alten deutschen Sitten! Man hat sie bisher immer nur in Hermannswäldern gesucht, aber hier sind wir auf ächtem deutschen Grund und Boden . . . Hierher, wenn ihr Helden, Deutsche, nicht aus der Luft gegriffene Helden haben wollt!"

Aber schon im nächsten Jahr ändert sich die Gestalt Goethes. „Die Leiden des jungen Werther" zeigen ihn als Führer derer, die das alleinige Recht der individuellen Empfindung gegenüber allen gegebenen Gestalten und Gesetzen verfechten, als Vorkämpfer der neuen Richtung unbedingter Entfesselung des Gefühls, — und wenn er dadurch auf der einen Seite zu einem der bewundertsten und gelesensten Schriftsteller Europas wurde, so entstand ihm zugleich auch eine heftige Gegnerschaft, die ihn als schlimmen Verderber der Sitten und Charaktere verdammten. Schon jetzt wurde sein Name zu einem Zeichen, um das heftiger Kampf entbrannte. Schubart, der in Württemberg der neuen Litteratur mit Aufopferung seiner selbst den Weg bahnte, schrieb über „Werther": „Kritisieren soll ich? Könnt' ich's, so hätte ich kein Herz. Göttin Kritika steht ja selbst vor diesem Meisterstück des allerfreiesten Menschengefühls aufgetaut da! . . . Wollte lieber ewig arm sein, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen, als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können!" Dagegen Lessings künftiger Gegner, der Hauptpastor Göze in Hamburg: „Ewiger Gott! wer hätte von uns vor zwanzig Jahren denken können, daß wir die Zeiten erleben würden, in welchen . . . Apologieen für den Selbstmord erscheinen und in öffentlichen Zeitungen . . . . angepriesen werden dürften . . . . Schriften von der Art als die Leiden des jungen Werther sind, können Mütter von Cléments, Chatels, Ravaillacs und d'Amiens werden." Beide so diametral einander gegenüber-

stehende Beurteiler haben den Dichter verkannt. Weder war er ein Verteidiger des Selbstmordes noch ein „sentimentalischer" Dichter, der nach der Weise vieler Zeitgenossen die Empfindsamkeit der Leser aufs Eindringlichste auszunutzen, die Rührung aufs Höchste zu steigern suchte. Er war einfach ein Mensch, der aussprechen wollte, was er empfunden hatte, und ein Künstler, der es in einer Form aussprechen konnte, daß es jedem schien als müsse und könne es nicht anders sein. Aber weder für diese künstlerische Formgebung, noch für jene menschliche Persönlichkeit, war damals schon das Verständnis vorhanden. Als Heine fünfzig Jahre später sich in das „Wertherfieber" der alten Zeit vertiefte, da meinte er, es sei doch wundersam, daß Goethe damals schon eine solche Begeisterung erregt habe, während erst das jetzige nachwachsende Geschlecht fähig scheine, ihn zu verstehen. Und wir heute — werden es Heine und seinem Kreise nicht zugestehen, daß er Goethe vollkommen zu würdigen verstanden habe, wir werden uns selber eingestehen, daß wir erst auf dem Wege sind, dies Verständnis immer mehr zu gewinnen.

Doch kehren wir in Goethes Jugendzeit zurück! Seine Übersiedlung nach Weimar verschob den Zeitgenossen völlig das Bild, das sie sich von ihm gemacht, und nahm ihrem Urteil jede Richtlinie. Zuerst überwog der Gedanke, daß der „Sturm und Drang" der jungen Generation nun auch an einen Hof verpflanzt werden solle. Und wenn sich einige Freunde dessen freuten, so herrschte doch im ganzen das Urteil vor, daß dies ein dreistes und frivoles Beginnen sei, daß Goethe das zeitliche und ewige Wohl des kaum mündig gewordenen Herzogs Karl August und seiner Untertanen auf dem Gewissen habe. Klopstock, das ehrwürdige Haupt der deutschen Litteratur, schrieb an Goethe: „Was wird der Erfolg sein, wenn es so fortwährt? Der Herzog wird — — — erliegen und nicht lange leben. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben?" Natürlich, daß unter dem Einfluß Goethes ein talentvoller Fürst zu Grunde gegangen sei.

Aber schon nach kürzester Frist änderte sich das Urteil ganz und gar. Kaum hatte man erfahren, daß Goethe sich ernstlich in die Landesverwaltung einarbeite, daß er aus dem zügellosen Geniewesen zu sicherer und klarer Lebensführung hinstrebe, daß er auf den Herzog einen erzieherischen, ernsten Einfluß ausübe, so war man schnell in dem Verdammungsurteil einig, der Dichter sei zum Höfling geworden, er habe die Ideale seiner Jugend, das menschliche wie das poetische verleugnet. Und weil in den nächsten Jahren keine hervorragenden Schöpfungen seines Geistes ans Licht traten, so war man schnell davon überzeugt, daß seine Kraft überhaupt in der Hofluft gelähmt, sein Genie verkümmert sei. Ein ernster und ruhiger Mann, Schillers Freund, Johann Gottfried Körner, schrieb: „Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größeren seinen Platz zu behaupten."

Man sollte nun meinen, daß Goethes Entschluß, sich von den Geschäften für einige Zeit loszureißen und in Italien, dem Lande der hohen Kunst und des schönen Menschentums, wieder ganz seiner dichterischen Thätigkeit und seiner künstlerischen Fortbildung zu leben, — mit allgemeiner freudiger Befriedigung begrüßt worden wäre. Aber durchaus nicht! Schiller, der damals als ein Fremder in Weimar eintraf, gab jedenfalls das Durchschnittsurteil wieder, das ihm zu Ohren kam, wenn er an Freund Körner berichtete: „Während Goethe in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen."

Und ganz und gar nicht wußte sich Deutschland in den aus Italien zurückgekehrten Goethe zu finden. Goethe kam zurück, weder um von neuem Politiker und Beamter zu werden, noch um wieder als dichterischer Vorkämpfer irgend einer herrschenden Richtung aufzutreten; sondern um Künstler zu sein, Künstler in der Anordnung seines Lebens und in der Entfaltung seines poetischen Schaffens. Kunstwerke, nach klar erkanntem künstlerischem Gesetz geformt, nicht Schöpfungen nationaler Begeisterung noch Äußerungen ungezügelten

Gefühlsdranges waren „Iphigenie“ und „Tasso“, die zunächst dem deutschen Leser fremdartig erschienen und der Bühne fremd blieben. Künstlerisch geformt ist das Leben, das er sich jetzt in seinem museumgleichen Hause am Weimarer Frauenplan erschafft, einen Künstlerfreund zieht er aus Rom an seine Seite und auch in seiner amtlichen Thätigkeit nimmt hinfort die Kunstpflege die erste und wichtigste Stelle ein. Das künstlerische Ideal Goethes fand aber zunächst kein Verständnis. Im allgemeinen war das Urteil dem ähnlich, was der berühmte Iffland ausgesprochen hatte, als er die „Iphigenie“ handschriftlich zu Gesicht bekam. „Sein sollende Griechische Simplizität, die oft in Trivialität ausartet, sonderbare Wortfügung, seltsame Wortschaffung, und statt Erhabenheit oft Kälte.“ Freilich die in Rom zurückgelassenen Künstlerfreunde vergötterten Goethe; sie fanden in seinen neuen Schriften Stellen, „dafür Ihnen alle Künstler der ganzen Welt nicht Dank genug sagen können und keine Worte, genugsam zu loben, zu finden sind.“ Aber diese Künstler bedeuteten nichts für das deutsche Publikum. Und als gar Goethe einige Jahre später die natürliche Offenheit und Freiheit seiner „Römischen Elegien“ und „Venetianischen Epigramme“ dem Publikum erschloß, da erhoben sich die schärfsten und gehässigsten Anklagen gegen die Verkündung der Unsittlichkeit, der die antike Kunstform nur als Maske diene. Goethe hat stolz genug geantwortet: „Solcher Fehler, die Du o Muse, so emsig gepfleget, Zeihet der Pöbel mich, Pöbel nur sieht er in mir. Ja, sogar der Bessere selbst, gutmütig und bieder, Will mich anders; doch Du, Muse, befiehlst mir allein.“ Aber dieser Standpunkt brachte ihn dem deutschen Publikum nicht näher. Damals hat ein Mann für Goethe den Wert des ganzen deutschen Volkes gehabt, es war Schiller. Noch mehr: er war für Goethe die Welt, für die der Dichter schuf; sein Verständnis war das einzige, das Goethe genügte. Er fand in Schiller „die reine Neigung“, die in einem Kunstwerke nicht nur alles sieht, das es enthält, sondern auch noch hinzubringt, was ihm mangelt. „Was soll ich sagen,“ rief er aus, „um den ganz einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde!“ Und Schiller, obgleich mehr als Goethe kampflustig und herausfordernd, ist doch von beiden der populärere geworden, der seinerseits nun auch Goethe dem Publikum

wieder näher brachte, eine Vermittelung zwischen ihm und der Lesewelt darstellte. In der einigenden, untrennbaren Formel „Goethe und Schiller“ empfand man doch Schiller als den zugänglicheren, näher stehenden; Goethe als den abgeschlosseneren, fremderen.

Eine andere Stellung aber nahm die romantische Schule ein, die um die Wende des Jahrhunderts so großen Einfluß gewann.

Sie war Schiller durchaus feindselig gesinnt, versuchte aber Goethe von ihm zu trennen, und als ihren eigensten Schutzpatron zu verkünden und auszunutzen. Es war kein leichtes Unternehmen; aber an Gewandtheit fehlte es besonders den beiden journalistischen Führern, den Gebrüdern Schlegel, nicht. Besonders zwei neuere Werke Goethes erwählten sie sich, um an ihm sich als die ächten Propheten des Messias der Poesie zu erweisen: „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und „Hermann und Dorothea“. Das erstgenannte wurde in einer durchaus einseitigen Weise gedeutet, indem man die Tendenz nach einem durchaus von der Kunst beherrschten Leben darin zu finden vorgab und dabei die Schlußentwickelung ignorierte, in welcher der Held sich von der künstlerischen Thätigkeit ablehnt und zum praktischen Leben hinwendet. Der romantische Sinn erfreute sich vor allem an der sorglosen, locker komponierten Romanform und an den geheimnisvoll lyrisch empfundenen und wirkenden Gestalten Mignons und des Harfners. An „Hermann und Dorothea“ war eigentlich der homerische, episch strenge Stil den Romantikern unsympathisch; allein man nahm ihn hin, und richtete im übrigen den Blick hauptsächlich auf das volkstümlich Ansprechende und Verständliche des Werkes, das A. W. Schlegel „faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend“ nannte.

Nicht lange jedoch konnte zwischen Goethe und den Romantikern ein gutes Verhältnis andauern. Zu sehr wich die mystische, katholisch-mittelalterliche Anschauungsweise der Schule von der antik-klaren Weltbetrachtung und der sichern künstlerischen Formgebung des Meisters ab. Sie erkannten bald, daß es vergebene Mühe war, ihn für ihre rückschrittlichen Bestrebungen gewinnen zu wollen. Der Ton, in dem sie über ihn urteilten, änderte sich schnell, und besonders die neuesten Werke, in denen er in bestimmter Weise seine

Kunstanschauungen auszuprägen suchte, fanden von ihrer Seite entschieden Mißbilligung. Nachdem schon seine Kunstzeitschrift „Die Propyläen" scharf abgewiesen worden war, hieß es von der gewaltigen Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert": „Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll." Goethe, meinte Görres, habe wohl einige poetische Anlage gezeigt; aber die gemeine Natur habe den Sieg davon getragen.

Das fortdauernde Anwachsen der romantischen Strömung hatte entschiedenen Einfluß darauf, daß Goethes einzigartige dichterische Bedeutung dem deutschen Publikum allmählich aus dem Bewußtsein schwand; setzten doch die romantisch Gesinnten ihm Ludwig Tieck gleich! Da war es das Erscheinen des Ersten Teils des „Faust" (1808), das den Dichter mit einem Schlage über alle Konkurrenz hinaushob.

Goethe, der Dichter des „Faust"! Unter diesem Titel ist er in die Weltgeschichte eingegangen; unter diesem Titel ist er schon bei Lebzeiten eine monumentale Gestalt geworden. Das Urteil, daß der Erste Teil des „Faust" das größte Dichtwerk der Neuzeit sei, hat sich verhältnismäßig rasch durchgesetzt, und in ihm stimmten die letzten Vertreter der früheren, vorklassischen Zeit, wie Wieland, mit der jüngsten, romantisch erzogenen Generation überein. Goethe konnte noch die volle Wirkung dieses Urteils bei Lebzeiten empfinden. Wie zu einem Patriarchen der Poesie wallfahrtete man zu ihm, nicht nur aus allen Teilen Deutschlands, von allen Enden der Welt. Den jungen Grillparzer rührte es zu Thränen, daß er dem Manne die Hand reichen durfte, der ihm in der Ferne als Verkörperung der deutschen Poesie fast eine mythische Gestalt gewesen war. Lord Byron, der nicht an einem Übermaß von Pietät krankte, verkündete Goethe als seinen „litterarischen Lehnsherrn", und von der Einsamkeit seines schottischen Landsitzes wirkte Carlyle als sein Priester; in Frankreich stellte sich die junge Schriftstellergruppe, die sich um die Zeitschrift „Le Globe" scharte, unter sein Banner; in Italien sah Alessandro Manzoni in ihm den Schutzherrn bei seinem Kampf gegen einen verknöcherten Klassizismus. Die jungaufstrebenden slavischen Litteraturen erblickten in Goethe

die große poetische Gestalt der Gegenwart, die ihnen als Feuersäule vorleuchtete. —

Aber in Deutschland selbst machte sich schon in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts wieder eine merkliche Entfremdung, ja mehr und mehr eine entschiedene Opposition geltend. Sie ging aus von dem leidenschaftlich entwickelten politischen und kirchlichen Parteileben, das in der unbefriedigenden Periode, die auf den Wiener Kongreß gefolgt war, sich in Deutschland entwickelte, und welches sich auch auf die Litteratur übertrug. An den Nachwirkungen der damals sich herausbildenden Urteile über Goethe müssen wir noch heute leiden, und eine genauere Betrachtung ist noch von unmittelbar praktischem Wert. Ich will nicht eingehen auf den Anteil, den auch Neid und Mißgunst des jungen deutschen Dichtergeschlechts an den feindseligen Urteilen hatte. Goethe hatte weder für die weltschmerzliche Poesie Heines noch für die politische Tendenzdichtung der verschiedenen Parteien Sympathie; er zeigte offen, daß die junge Litteratur des Auslandes ihn oftmals mehr anziehe als die deutsche, — und es ist wenn auch nicht zu loben, doch nicht zu verwundern, daß ihm die junge Generation mit der angenommenen Geringschätzung des „kalten Kunstgreises" antwortete. Wir aber wollen hier nur auf jene tiefer in der Entwickelung Deutschlands begründeten Entfremdungspunkte eingehen. Die fortschrittlich, ja radikal gesinnte Opposition erklärte Goethe für reaktionär, für einen „Fürstenknecht"; die nach politischer Größe Deutschlands strebenden patriotischen Idealisten erklärten ihn für politisch indifferent und verständnislos und deshalb für ein Hemmnis der Entwickelung Deutschlands, die neuerwachte protestantische Orthodoxie (von der katholischen zu schweigen) erklärte ihn für unchristlich und darum für gefährlich.

Wie stand es mit dem ersten Vorwurf? Konnte die damalige Reaktionspartei Goethe als einen der ihrigen in Anspruch nehmen? War es notwendig, daß die Verfechter des Fortschritts, „das junge Deutschland", sich von ihm wie von einer vertrockneten Mumie abwandten? Keines von beiden. Seit den ersten Zeiten seiner Ministerschaft hat sich Goethe als ein Freund des Volkes bekannt, als ein Feind der Ausbeutung der niederen Klasse der Menschen,

„die gewiß Gott die wohlgefälligste“ ist, durch die oberen. Freilich aber erhoffte er keine Besserung durch gewaltsamen Umsturz, eine Anschauung, in der ihn die französische Revolution noch bestärkt hatte. Seiner ganzen Anlage nach war er ein Freund der „aufgeklärten Monarchie“, der Monarchie Friedrichs des Großen, und diese Anschauung befestigte sich durch das lebenslange Zusammenwirken mit seinem fürstlichen Freunde Karl August. Der Liberalismus der Zeit aber hatte gerade sein Hauptgewicht auf das Erstreben des parlamentarischen Regimes gelegt; ihm war die Form wichtiger als die Sache; er fragte weniger danach, ob jemand ein Volksfreund sei, als danach, ob er Freund einer bestimmten Verfassung sei. So wurde Goethe, obgleich entschiedener Vorkämpfer fortschreitender Entwickelung, ein Stein des Anstoßes für die liberale Parteimacht. Er umgekehrt, der der Herrschaft der Majorität mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüberstand, sah in jener Feindschaft nur den Ausdruck des Mißvergnügens darüber, daß er sich nicht den Schlagworten der liberalen Parteidoktrin fügte, und legte seinen Gegnern ironisch das Epigramm in den Mund:

„Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen!
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen!“

Der zweite Vorwurf, den wir anführten, ist schwerer wiegend, weil er mehr auf Thatsachen beruht; es handelt sich aber darum, wie man diese Thatsachen wertet und schätzt. Politische Größe war nicht das Ideal, das Goethe vorschwebte; sie war auch nicht das Ziel, das er in erster Linie für sein tief und wahrhaft geliebtes deutsches Volk erstrebte. Ihm lag in erster Linie der Fortschritt der Kultur, d. h. in seinem Sinne die Entfaltung der menschlichen Kräfte nach jeder Richtung, am Herzen. Der Staat hatte für ihn nur Wert, indem er dieser Entfaltung Schutz verlieh und auf seiner höchsten Stufe sie auch beförderte. Für Deutschland erachtete er wohl eine größere Geschlossenheit und Einheitlichkeit für wünschenswert als sie der traurige Deutsche Bund gewährte. Aber das begeisterte Sehnen nach Erneuen der deutschen Kaiserherrlichkeit lag ihm gänzlich fern. Und die Steigerung des nationalen Bewußt-

seins, die zur Ueberhebung oder zu feindseliger Stellung gegenüber fremden Völkern führt, war ihm Ausdruck einer niederen Kulturstufe. Er empfahl, daß man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen lasse, an der Überzeugung jedoch festhalte, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichne, daß es der ganzen Menschheit angehöre.

Die Vorwürfe, die sich um dieser Gesinnung willen gegen Goethe erhoben, sind am wirksamsten vielleicht von Gervinus in seiner Litteraturgeschichte formuliert worden. Er verkündigte, im Gegensatz zu seinem Beruf und zu dem eigentlichen Thema seiner Darstellung, die Zeit der schönen Litteratur sei vorüber und eine Periode rein politischer Bestrebungen angebrochen. Nicht Goethe, sondern Shakespeare, den er nach dem Vorgang der Romantiker über alle Dichter erhob, war ihm da der männlich-starke, zur Führung berufene Geist. Man kann, unter dem Druck und Drang der damaligen politischen Verhältnisse, dieses Mißurteil begreiflich finden; beklagenswert aber war es doch in hohem Maß. Zunächst wurde dabei gänzlich übersehen, welche Bedeutung gerade auch für den Gewinn nationalen Ansehens und nationalen Selbstgefühls unsere klassische Poesie, insbesondere die Goethes, besaß; es wurde übersehen, welcher ideale, zugleich aber auch reale Reichtum darin geboten war, daß ein von der ganzen Kulturwelt patriarchengleich verehrter Mann ein Deutscher war und inmitten Deutschlands lebte. Es wurde aber zugleich der tiefe geistige Inhalt verkannt, der in Goethes Poesie unabhängig von den wechselnden Forderungen der Zeit und des Ortes liegt. Das hohe Ideal allgemein menschlicher Kultur, den Glauben an die Würde, an die innere Einheit des Menschentums, glaubte man wie ein abgetragenes Kleid wegwerfen zu dürfen, ja zu müssen.

Man könnte nun vielleicht denken, daß die Parteien, welche sowohl den liberalen als den nationalpolitischen Ideen fernstanden, den von diesen Seiten verketzerten Dichter auf den Schild erhoben hätten; allein auch dies war nicht der Fall. Einerseits war denn doch vieles in Goethes Schriften und sonstigen Äußerungen zu finden, das den Gedanken, in ihm einen Verfechter beschränkter Reaktion zu sehen, ausschloß, andererseits wirkte hier der kirchliche

Standpunkt der konservativen Parteien entschieden mit. Bekanntlich war ja eine sehr entschiedene Rückkehr zu den Formen der lutherischen Rechtgläubigkeit nach den Freiheitskriegen erfolgt, und es war diese kirchlich engherzige Anschauungsweise fest mit der politisch-reaktionären verwachsen. Von dieser Seite nun war das Schlagwort ausgegeben, Goethe sei ein „Heide“ und somit ein schlimmer Verlocker und Verführer von dem Pfade christlicher Entwickelung des Staates und Volkes. Wie stand es nun mit diesem Vorwurf? Nicht anders als mit den früheren; es lag ihm etwas Thatsächliches zu Grunde, aber in der parteimäßigen Ausprägung und Verzerrung war es unwahr. Goethe, der Verehrer der Antike nicht nur der Form, sondern auch dem Geiste nach, hat sich in pointierter Weise zu Zeiten wohl als Heiden bezeichnet; aber wer daraufhin seine religiösen Anschauungen untersuchen will, der muß auch zugleich die Aussprüche herbeiziehen, in denen er sich als Christen bekennt, zwar nicht im Sinne des Kirchenglaubens, wohl aber im Sinne des Stifters der christlichen Religion selber. Goethe war viel zu wenig Schwärmer, viel zu sehr Verehrer der thatsächlichen geistigen Mächte, als daß er den gewaltigen Fortschritt, den das Christentum in die Welt gebracht, verkannt und speziell auch die Bedeutung der lutherischen Reformation nicht gewertet hätte. Daß die sittliche Hoheit der Evangelien nicht übertroffen werden könne, hat er ausdrücklich bekannt, — und daß wir der Reformation es zu danken haben, fest und frei auf dem Boden eigener Überzeugungen stehen zu können, hat er mit Enthusiasmus ausgesprochen. Und auch für den, der von solchen Aussprüchen nicht Kenntnis hatte, konnte der „Westöstliche Divan“ deutlich bekunden, welchen Wert er monotheistischen Gedanken beilegte, konnten die Hauptwerke seines Alters, die „Wanderjahre Wilhelm Meisters“ und der zweite Teil des „Faust“ genugsam bezeugen, welche hohe Stelle in seinem Geistesleben christliche Ideen einnahmen. Aber dies alles wurde ignoriert; einzelne Aussprüche, besonders aus der Zeit der „Italienischen Reise“, immer von neuem aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und beleuchtet, und mit den demokratischen und republikanischen Blättern wetteiferten die Kirchenzeitungen darin, den größten deutschen Geist zu verunglimpfen

Im allgemeinen galt Goethe als ein Mann, der einige Meisterwerke geschrieben habe, aber in vielem auch sich als dilettantisch und in seiner Lebensführung sich als charakterlos gezeigt habe.

Die Verständnis- und Pietätlosigkeit gegenüber Goethe dauerte bis über das Jahr 1848 hinaus. Goethes 100. Geburtstag, der mitten in das Gewühl der Revolutionsjahre hineinfiel, bedeutet vielleicht den Tiefpunkt in der Schätzung des Dichters. Nur an wenigen Orten, wie hier in Frankfurt, wurde er entsprechend gefeiert; im allgemeinen ließ man ihn gleichgültig vorübergehen. Aber mit dem Abschluß jener wilden Zeit, in den fünfziger Jahren, beginnt die Gestalt langsam emporzutauchen, und die tiefen, großen Augen dieses göttlichen Hauptes leuchten den Deutschen in einem neuen Glanze. Das Gefühl war zum Durchbruch gekommen, daß es etwas besseres und höheres gebe als die Schlagworte der Parteien. Zunächst waren es die Dichter, die das empfanden. Sie warfen das Joch der Tendenzen ab, der radikalen oder der reaktionären, unter dem sie geseufzt hatten; die neue Generation wollte vor allem künstlerisch schaffen und wollte ihre Lebenserkenntnis sich nicht durch die Brille der Tendenzen trüben lassen. Und sie fand in Goethe ihren Führer. Mochte sie sich, wie ein Gottfried Keller es that, realistischer Darstellung zuwenden, mochte sie wie ein Paul Heyse sich in den Dienst der schönen Form stellen, — überall bekannte sie sich als Schülerin und Nachfolgerin Goethes, der für die Frage jedes nach der Höhe der Kunst Strebenden eine fördernde Antwort bereit hat und nur verstummt, wenn man ihn über seine Zustimmung zu schematisch ausgeklügelten Formeln inquiriert.

So erfreulich dieses ehrfurchtvolle und sympathetische Aufschauen des jüngeren Dichtergeschlechts auch war, eine größere Bedeutung noch hat doch die veränderte Stellung der Wissenschaft zur Gesamtleistung Goethes gewonnen. Wir haben vorhin Gervinus genannt, dessen litterarhistorische Betrachtung zu mißgünstiger Beurteilung Goethes führte; wir könnten hier auch noch den lange maßgebend gewesenen Ästhetiker Vischer namhaft machen, der seine ganze Ästhetik, so philosophisch er sie auch deduzierte, thatsächlich auf Shakespeare gründete und Goethe einfach an Shakespeare wie

an einem feststehenden Modelle maß. Die deutsche Ästhetik hat sich von dieser Verirrung noch nicht vollständig erholen können, und trotz mannigfacher Versuche ist die Bedeutung Goethes für die Theorie der Kunst und speziell der Poesie noch nicht vollkommen zur Geltung gelangt, obgleich ich überzeugt bin, daß die Lösung der die Gegenwart erfüllenden künstlerischen Probleme bei Goethe zu finden ist. Was aber die Ästhetik unserem großen Dichter schuldig blieb, das leistete ihm die mehr und mehr historisch und philologisch sich gestaltende Litteraturwissenschaft. Seit 1860 etwa wurde sie eine Macht im deutschen Geistesleben. Und so liebevoll, eingehend und treu, wie sie sich in unseren ganzen litterarischen Besitz versenkte, konnte sie nicht anders als die einzigartige Bedeutung Goethes nach den verschiedensten Richtungen hin erkennen. Michael Bernays und Wilhelm Scherer sind die Hauptführer auf diesem Wege gewesen, die dabei freilich auch von den verschiedensten Seiten her Unterstützung erhielten. Wenn früher die Goethe-Forscher und -Verehrer eine „stille Gemeinde" gebildet hatten, die sich besonders um den treuen Sammler der Schriften des jungen Goethe, S. Hirzel, scharte, so pflanzten jetzt auf den verschiedensten Seiten rüstige Mitkämpfer das Goethe-Banner auf, der Jurist Gustav von Loeper, der Kulturhistoriker Viktor Hehn, der Kunsthistoriker Hermann Grimm. Nicht der einzelne konnte das Bild des ganzen Goethe erfassen; aber gerade durch die eindringende Art, mit welcher jeder einen Teil sich aneignete und durchdrang, wurde allmählich die objektive Würdigung des Ganzen ermöglicht. Wenn Wilhelm Scherer und seine Schule hauptsächlich den jungen Goethe im Sturm und Drang emporhoben, so vertieften sich Grimm und Hehn besonders in den der mittleren Zeit, der sich in Italien zum klassischen Künstler ausgebildet hatte; Loeper erschloß mit tief dringendem Verständnis die Lebensweisheit des zu universeller Weltbetrachtung gereiften Greises.

Wohl führte diese eindringende Forschung, die auch die Kärrnerarbeit unbedeutender Geister nötig hatte, auch manches Kleinliche mit sich, was ein größeres Publikum ermüden und abstoßen mußte; im ganzen aber diente sie doch mit Erfolg ihrem hohen Gesamtziele, und sie hat auch schon eine Reihe zusammenfassender,

sowohl biographischer als betrachtender Werke hervorgebracht, die dem geistigen Genuß auch anspruchsvoller Leser dienen können; die Zeit, in der das Werk eines Engländers die beste Biographie Goethes genannt werden durfte, ist längst vorüber.

Die Wirkung, welche diese vertiefte und bereicherte Kenntnis hervorgerufen, zeigt sich uns aufs schlagendste, wohin wir in unserer geistigen Produktion den Blick richten. Wir finden Werke der verschiedensten Art, theologische und philosophische, geschichts- oder naturwissenschaftliche mit Beziehungen auf Goethe, mit Goetheschen Zitaten, besonders reflektierender, das Leben würdigender und beurteilender Art erfüllt. Wir finden, daß fast jeder Schriftsteller gern sich auf Goethes Zeugnis beruft, sei es nun indem er sich als einen Anhänger bekennt, sei es indem er sich als Gegner fühlt, der sich aber doch freut zu konstatieren, daß selbst Goethe, obgleich eigentlich von anderer Grundanschauung aus, doch ebenso wie er selbst geurteilt habe. Der unerschöpfliche Reichtum und die unabsehbare Vielseitigkeit Goethes ermöglicht leicht diese Ausnutzung. Freilich muß der Dichter dann auch wohl zum Eideshelfer für Behauptungen gepreßt werden, die seinen wirklichen Anschauungen durchaus widersprechen. Habe ich doch sogar schon gelesen, daß man Goethe als Gewährsmann gegen die klassische Bildung angeführt hat, ihn, den glühendsten, hingebendsten Verehrer der unvergänglichen Größe antiker Kultur! Auf die verwirrende Fülle von Einzelheiten, die hier hervorzuheben wären, will ich nicht eingehen, — und Ihre Aufmerksamkeit, verehrte Anwesende, nur noch auf zwei Punkte richten, in welchen in letzter Zeit Goethes Name zum Programm und zum Feldruf gemacht worden ist.

Ich meine in erster Linie den Darwinismus, speziell in der Form und Ausprägung, die ihm durch Häckel gegeben worden ist. Häckel hat oftmals sich auf Goethe als einen Gewährsmann berufen, und besonders in seinem letzten vielbesprochenen Werke, „Welträtsel“, in welchem er gleichgültig über alle philosophischen Grundlagen hinwegschreitend, alle Probleme, die sich unserem Geist aufdrängen, mit naturwissenschaftlichem Dogmatismus für gelöst erklärt.

Wie steht es mit der Berechtigung zu dieser Anrufung

Goethes? Auch hier ist die Antwort nicht mit einem einfachen „Ja“ oder „Nein“ zu geben.

Gewiß hat Goethe den Drang in sich gefühlt, das Ganze der Natur zu überschauen, sie als Einheit aufzufassen, alle Erscheinungen der Natur, wie Faust es ausspricht, als Brüder zu erkennen. Die Umwandlungen, welche durch inneren Bildungstrieb, wie durch äußere Einflüsse die einzelnen Erscheinungen erleiden, hat er mit eingehendstem Interesse verfolgt. Aber dies Interesse war doch mehr ein formales, ästhetisches, als ein entwicklungsgeschichtliches. Ihm lag daran, ein einheitliches Bildungsprinzip aufzufinden, nach welchem die Erscheinungen organisch gegliedert, zusammenfassend überschaut werden könnten. Nicht aber lag ihm daran, eine Entstehungsgeschichte der organischen Welt zu geben oder gar einen Stammbaum der organischen Wesen aufzustellen. Er betrachtete die Natur wie eine große Künstlerin, die in einer stufenförmigen Folge sich in immer höheren Schöpfungen bethätige; aber er leitete nicht diese Schöpfungen real-historisch eine aus der anderen ab. Am allerwenigsten aber war er dazu geneigt, auf Grund naturwissenschaftlicher Beobachtungen und Studien die Probleme des Geisteslebens und der persönlichen Willensbethätigung für gelöst zu halten. Es war ein Grundsatz seiner Betrachtungsweise, daß alles Forschen zuletzt auf ein Unerforschliches führt, vor dem man sich zu bescheiden habe. Das höchste Glück lag ihm darin, bis zu den Grenzen des Erforschlichen vorzudringen und was darüber hinausliege, „staunend zu verehren“. Und so dürfen wir aussprechen, daß unter neuern Naturforschern Dubois-Reymond in seinem „Ignorabimus“ mit Goethe mehr übereinstimmt als Häckel in seiner Lösung der Welträtsel.

Noch in einer ganz anderen Richtung haben wir in allerletzter Zeit den Namen Goethes als ein Panier entfaltet gesehen. Als sich die Freiheit der Kunst, der bildenden wie der redenden, durch engherzige Auffassung und durch geplante äußere Beschränkungen bedroht sah, da scharten sich die Verteidiger jener Freiheit um die Tradition der gewaltigen Autorität Goethes. Thaten und thun sie das mit Recht? Soweit nur die Freiheit der Kunst auf ihrem eigenen Gebiet in Betracht kommt, gewiß!

Goethe hat es oftmals und mit Leidenschaft ausgesprochen, daß die Kunst von jeder Einwirkung nicht künstlerischer Motive befreit sein müsse; wolle man sie solchen unterordnen, so thäte man besser, ihr einen Mühlstein an den Hals zu hängen und sie zu ersäufen, statt sie nach und nach ins Nützlich-Platte absterben zu lassen. Der Künstler sei frei, verkündet er, in der Wahl seines Stoffs; durch die künstlerische Behandlung werde jeder Stoff geadelt, und es sei ein „Majestätsrecht" des Künstlers, einen jeden ergreifen zu dürfen. So darf Goethe mit vollem Recht als ein Schutzherr freier Kunstübung verehrt werden. Wenn man aber aus Anlaß jener Bewegung von manchen Seiten weiter gegangen ist und eine neue Welt- und Lebensanschauung auf rein künstlerischer Grundlage proklamiert hat, wenn man sogar eine rein ästhetisch bedingte Lebensführung an Stelle der sittlichen Pflichterfüllung hat setzen wollen, so hat man kein Recht, sich auf Goethe zu berufen. Goethe war in seiner universellen Geistesentwickelung und Betrachtungsweise weit davon entfernt, das Leben einseitig einer einzigen Beleuchtung zu unterstellen und nach einer einzigen Richtschnur zu messen. Ihm standen die verschiedensten geistigen Mächte, ethische wie staatsbürgerliche, wissenschaftliche wie religiöse vor Augen, — und so hoch die Schätzung auch war, die er der Kunst zollte, so wies er ihr doch nur eine selbständige Stellung neben jenen andern Mächten, nicht über ihnen an. Und niemals war es seine Meinung, daß auf dem Gebiet des sittlichen Handelns jener Ausspruch Tassos: „Erlaubt ist was gefällt" an die Stelle des „Erlaubt ist, was sich ziemt" treten sollte.

Wenn wir aber auch unser Urteil vorsichtig abmessen, — Thatsache ist und bleibt es doch, daß Goethe heute als ein Vorkämpfer geistiger Freiheit und des Fortschritts gefeiert wird, während man vor zwei Menschenaltern in ihm den Freund des Stillstands, der Knechtung des Geistes sah. Welch wunderbarer Wandel. Was würde ein Ludwig Börne dazu sagen, wenn er heute aufstünde, er, der Goethe „eine dürre prosaische Seele, voller Menschenfurcht und Philisterbedenklichkeiten" nannte? Und wie sollen wir selber uns fassen und uns stellen, wenn dieser Wandel uns zu verwirren, uns das Urteil zu rauben droht?

Hören wir einige Aussprüche, in denen Goethe sich selber beurteilt! „Sinn und Bedeutung meiner Schriften", bekannte er am Ende seines Lebens, „ist der Triumph des Reinmenschlichen." Und „wer meine Schriften und mein ganzes Wesen verstehen gelernt, wird bekennen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen." — Diese innere Freiheit können freilich nur diejenigen gewinnen, die Goethe nicht in die Fesseln ihrer eigenen Beschränktheit einfangen wollen, die nicht unternehmen wollen, ihre Unfreiheit durch seinen Namen, durch einzelne seiner Aussprüche zu beschönigen und zu schmücken. Jenes Reinmenschliche, und darum so unendlich Weite und Tiefe seiner Schriften wird nur der fassen und genießen können, der sich in Goethe als in eine eigene selbständige Größe zu vertiefen und mit ihr innerlich zu leben unternimmt.

Nicht danach haben wir zu fragen, wie er sich zu unseren Meinungen und Urteilen stellen würde, sondern es gilt ihn und seine Lebensauffassung zu erforschen und zu erkennen und uns dann zu fragen, wie wir uns dazu stellen wollen, was wir uns davon aneignen können. Anhänger im Sinne einer litterarischen Schule hat Goethe sich selber niemals gewünscht; er war sogar abweisend gegen solche, die sich unter dieser Devise ihm näherten; aber zu erschauen, zu empfinden, daß das, was er entworfen und ausgeführt hatte, nun in anderen weiter fortwirkte, in ihrem Wesen und Wollen zu neuen Erscheinungen Anlaß gab, das gewährte ihm die höchste Befriedigung. Gegenüber dem Augenblicke bekannte er die volle Verachtung des Erfolgs zu empfinden; „was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an ihn mein Leitstern bei allen meinen Arbeiten." Wir dürfen es sagen, daß dieser Glaube mehr und mehr seine Erfüllung findet, daß die Gestalt Goethes uns immer erhabener und doch lebendiger und verständlicher wird. Wer heute Goethe gegenüber grobe Verständnislosigkeit beweist, setzt damit nur sich selber herab. Wir dürfen hoffen, daß die Zeit nicht ferne ist, in welcher er im geistigen Besitz und Leben unserer Nation die Stellung einnimmt, wie sie unter den Italienern unbestritten Dante als geistiger Heros des Volkes

inne hat. Wenn aber das geschieht, so werden wir zugleich uns eines viel reicheren und lebensvolleren Gewinnes erfreuen als jene. Denn Dante, durch einen Zeitraum von 600 Jahren getrennt, ist doch mehr eine unbedingt angestaunte und verehrte Riesengestalt, als eine, die unmittelbar uns Menschen der Gegenwart nahetritt, auf uns einwirkt. Goethe aber ist uns noch nahe und eng verwandt, und je mehr wir in ihn eindringen, desto mehr verwundern wir uns, wie sehr er unserer Zeit anzugehören scheint, weil er eben der seinigen vorauseilte. Dantes Werk gleicht einem gewaltigen gotischen Dom auf steiler Höhe emporragend, zu der man hinaufschaut, die aber zu erklimmen nur wenigen vergönnt ist; Goethes Lebenswerk einem reichgegliederten Bau von feinster rythmischer Anlage, dessen Ganzes schwer zu überschauen ist, der aber durch viele Pforten Einlaß gewährt, und in dem wir bald in ernsten friedlichen Hallen, bald in heiter lachenden Gärten wandeln dürfen, um immer Neues, Überraschendes zu entdecken, und allmählich, von der harmonischen Anlage des Gesamtplanes überwältigt, im Innersten beglückt zu werden. Was Schiller an dem „Wilhelm Meister“ gepriesen, das gilt von Goethes gesamtem Lebenswerk: „Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da.“ „Es ist nirgends beschränkt als durch die rein ästhetische Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt es mit dem Unendlichen zusammen.“



II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieser Sektion sprachen am

30. Mai Herr Dr. L. Fränkel, Aschaffenburg über
„Der romanische Jahresbericht und seine Bedeutung."

27. Juni 1900 Herr Oberlehrer Dr. Banner über
„Den 9. allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Leipzig."

29. August Herr Oberlehrer Dr. Wohlfeil über
„Allerlei Beobachtungen auf neusprachlichem Reformgebiete."

* * *

Bericht über den IX. allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Leipzig (Pfingsten 1900) von Oberlehrer Dr. Banner.

Zum üblichen Termine während der Pfingstferien, immerhin etwas zu spät, um den Gang der Verhandlungen auf der gleichzeitig tagenden Berliner Schulreform-Konferenz irgendwie beeinflussen zu können, fanden sich die Neuphilologen Deutschlands am 4. Juni d. Js. zur 9. Hauptversammlung in Leipzig zusammen. Der Ort war gut gewählt. Gleich weit ungefähr von der Ost- und Westgrenze des Reiches, in derselben Spanne Zeit von Hamburg und Nürnberg, ebenso bequem von München wie von Kiel zu erreichen,

mit einem von Schulmännern bevölkerten Hinterlande, die Universitäten Berlin, Halle, Jena in allernächster Nähe, mochte die geistige Kapitale des Königreichs Sachsen, die Hauptstadt des deutschen Buchhandels, einen gewaltigen Zusammenfluß von Kongreßmitgliedern in ihren Mauern erwarten. Wenn der Besuch nun den Erwartungen nicht ganz entsprach — die Zahl der Teilnehmer belief sich auf 206 —, so lassen sich dafür mehrere Gründe anführen: der am meisten an der Oberfläche liegende ist wohl in einem Versehen des Ortsvorstandes zu suchen. Dieser hatte es versäumt, wie sonst üblich, bei den Ministerien der deutschen Einzelstaaten um einen über die Pfingstferien hinausreichenden Urlaub für die Kongreßteilnehmer vorstellig zu werden, und so wurde diesem und jenem die Reise nach Leipzig unmöglich gemacht.

Die Ankömmlinge fanden sich, wie das so Brauch ist, am Vorabend des ersten Kongreßtages zusammen, und jeder Zuwachs wurde von allen Seiten freudig begrüßt. Bereits am Nachmittag war ein Stück Arbeit erledigt worden. Der Ortsvorstand und die Delegierten der einzelnen neuphilologischen Vereine hatten sich zusammengethan, um über mehrere, für alle Glieder der neuen Organisation giltige Statuten zu beraten. Das Hauptverdienst des Leipziger Ortsvorstandes und insbesondere dasjenige des Herrn Prof. Martin Hartmann lag ja im Grunde genommen v o r der Versammlung. Seinen Bemühungen ist es namentlich zu danken, daß sich in den zwei Jahren seit dem Wiener Neuphilologentage die Zahl der Ortsverbände und damit diejenige der Mitglieder so bedeutend vermehrt und daß endlich auch ein festerer Zusammenschluß unter ihnen stattgefunden hat. Mit Genugthuung durfte der Vorort feststellen, daß dank seiner Rührigkeit die Zahl der Mitglieder des Neuphilologen-Verbandes auf 1250 angewachsen sei, während er vor zwei Jahren sogar gegen seinen früheren Bestand zurückgegangen war und nur 720 Zugehörige zählte.

Am Morgen des 5. Juni um 1/29 Uhr versammelten sich Vorstand, Ehrengäste, Delegierte und die Vortragenden im großen Sprechzimmer der Universität auf dem Augustusplatze, um dann eine halbe Stunde später unter dem Klange von Fanfaren über das herrliche Treppenhaus in die Aula zu gelangen, wo sich

unterdes auch die anderen Teilnehmer eingefunden hatten. Prof. Dr. Wülker, der bekannte Anglist der Universität Leipzig, eröffnete die erste allgemeine Sitzung mit einer Begrüßung der geladenen Ehrengäste und der übrigen Mitglieder des Kongresses, schilderte die Thätigkeit des Ortsvorstandes, zählte die geplanten Veranstaltungen auf und gedachte der seit dem 8. Neuphilologentage Verstorbenen, darunter des Breslauer Anglisten Kölbing und des namentlich um die Shakspeare-Forschung hochverdienten Immanuel Schmidt, der auf so unglückliche Weise ums Leben gekommen. Auf Professor Wülker folgte der sächsische Kultusminister von Seydewitz. Er begrüßte als Vertreter der höchsten Unterrichtsbehörde des Landes die Erschienenen, denen gegenüber er mit Stolz auf die Leistungen seines Ministeriums in Sachen der Neuphilologie hinweisen konnte. Die Forderungen, die auf dem Programm der Versammlung ständen, seien im Königreich Sachsen größtenteils schon erfüllt. Leipzig habe einen ordentlichen Professor auch für englische Philologie, praktische Sprachlehrer für die der modernen Philologie Beflissenen hielten wohlgeordnete Übungen ab, und durch eine Zahl von Reisestipendien sei der neusprachlichen Lehrerschaft ein oft wiederholter Aufenthalt im Auslande ermöglicht. Diese Errungenschaften seien allerdings auf vielfache Anregungen und nachdrückliches Bemühen des neuphilologischen Verbandes mit zurückzuführen, und er freue sich des lebendigen Strebens in diesen Kreisen und empfinde ein kleines Zuviel weniger unangenehm als ein allzu zaghaftes Vorgehen oder gar das nüchterne Beharren in ausgefahrenen Gleisen. Als Vertreter der Alma Mater, die alle Zweige der Wissenschaft mit gleicher Liebe umfasse, des jüngsten Sprößlings aber, der neueren Philologie, sich noch ganz besonders anzunehmen habe, sprach der gegenwärtige Rektor der Universität, Prof. Dr. Kirchner. Es folgte der Oberbürgermeister der Stadt, um den Teilnehmern die vom Ortsverein veranstaltete Ausstellung neusprachlicher Bücher und Anschauungsmittel ans Herz zu legen und zugleich die erfreuliche Mitteilung zu machen, daß man die Erhaltung und beständige Erweiterung des ausgestellten Lehrmittelschatzes im Rahmen der Stadt Leipzig sich wolle angelegen sein lassen. Es sei zu hoffen, daß die städtischen

Behörden nach dem Muster der Comenius-Ausstellung auch eine neuphilologische in ihren Mauern gutheißen und die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellen würden. Selbstverständlich hätten sämtliche Verbandsmitglieder gleiches Anrecht an diesem Lehrmittelschatz, der ja gerade in der Buchhändlerstadt des deutschen Reiches schneller Förderung gewärtig sein dürfe. Als Abgesandter des französischen Unterrichtsministeriums sprach sodann Prof. Charles Schweitzer, der wohl jedem Neuphilologen, dem ein längerer Aufenthalt in der französischen Hauptstadt vergönnt gewesen, in bester Erinnerung ist durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen gegen Angehörige unsrer Nationalität, sein Verständnis für deutsche Eigenart und sein thatkräftiges Interesse für Verbreitung unserer Sprache im Nachbarlande. Für die englische Lehrerschaft übermittelte Grüße an den Neuphilologenkongreß Mr. Weston Ewe, ein mit englischen wie auch mit deutschen Schulverhältnissen wohl vertrauter Pädagoge. Den Schluß der Begrüßungsreden machte Prof. Dr. John Koch, der im Namen der „Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie" sprach. Hierauf nahm der bekannte Romanist der Wiener Universität, Prof. Meyer-Lübke, das Wort zu seinem Vortrage: „Über den Ursprung der romanischen Sprachen". Der Einfluß physiologisch-psychologischer Vorgänge auf die Differenzierung der romanischen Sprachen — so führt Redner aus — werde überschätzt, insbesondere sei der so oft ins Feld geführte Zug zur Bequemlichkeit und Lässigkeit als sprachbildender Faktor abzuweisen. Auch der Hinweis auf den kürzeren oder längeren Zeitraum, der zwischen der Romanisierung der verschiedenen Provinzen des Römerreichs lag, genüge nicht zur Erklärung der tiefgehenden Unterschiede in den einzelnen Tochtersprachen des Latein. Nicht durchaus wissenschaftlich nachweisbar sei ferner die Annahme, daß die Vermischung des Latein mit diesem oder jenem in den Provinzen herrschenden Idiom diese oder jene Abart der romanischen Sprachenfamilie ergab. All diese Momente können zwar in einzelnen Fällen zur Erklärung herangezogen werden, das Hauptmoment aber liege ohne Zweifel in der Entwickelung der politischen Verhältnisse in den von Rom unterworfenen Landesteilen. So läßt beispielsweise das Sardinische

und das Korsische manche Eigentümlichkeit vermissen, die sämtliche andere romanische Sprachen aufweisen. Um dies zu verstehen, braucht man dann eben nur daran zu denken, wie der Vandalenkönig Geiserich um die Mitte des 5. Jahrhunderts Sardinien und Korsika zu seinem afrikanischen Reiche geschlagen und so die sprachliche Entwickelung auf den beiden Inseln von den übrigen romanischen Ländern unabhängig gemacht hat. Auf der pyrenäischen Halbinsel hat die Araberherrschaft die allzuüppige Bildung romanischer Dialekte verhindert, so daß wesentlich nur drei Hauptidiome, das Spanische, das Katalonische und das Portugiesische, aufkamen. In Italien hinwiederum, wo kein Hindernis vorhanden war, treibt die Dialektentwickelung die reichsten Blüten, allerdings nicht, ohne eine gewisse Beziehung zu den Völkergruppen der alten Welt auf italischem Boden zu verraten. Ähnlich in Gallien. Auf jeden Fall, so betonte der Redner wiederholt, sei bei derartigen Untersuchungen für die romanischen Sprachen die Analogie mit den indogermanischen abzuweisen.

Auf Meyer-Lübke folgte Prof. Vietor (Marburg) mit seinem Vortrage über „Neuphilologische Wünsche für Universität und Schule", der in dem Antrag gipfelte:

Die IX. Hauptversammlung des Verbandes der Deutschen Neuphilologischen Lehrerschaft nimmt die folgenden Sätze an und ersucht den derzeitigen Vorstand, sie den Unterrichtsverwaltungen in Deutschland und Deutsch-Österreich zu geneigter Beachtung zu empfehlen:

Satz I). Es ist zu wünschen, daß an allen Universitäten deutscher Zunge, wo dies noch nicht der Fall ist,

a) die englische Philologie mit einem etatsmäßig besoldeten Ordinariate bedacht werde;

b) den wissenschaftlichen Vertretern der neueren Philologie durch Reisestipendien der oft zu wiederholende Aufenthalt im Auslande erleichtert werde;

c) je ein geborener Franzose und Engländer als praktischer Sprachlehrer (Lektor) angestellt und auskömmlich besoldet werde.

Satz II). Es ist zu wünschen, daß an allen höheren Schulen,

wo dies noch nicht der Fall ist und die entsprechenden Verhältnisse vorliegen,

a) die im neusprachlichen Unterrichte etwa schon gewährte Freiheit der Methode auch bei der behördlichen Kontrolle anerkannt, z. B. der Erfolg der „neuen“ oder der „vermittelnden“ Methode nicht nach dem Maßstabe der „alten“ beurteilt werde;

b) in der Abschluß- und der Reifeprüfung statt der Übersetzung auch eine freie Arbeit im Französischen und Englischen gestattet, wenigstens aber bei der Übersetzung in das Deutsche auch das fremdsprachliche Diktat als Leistung in Anschlag gebracht werde.

Satz III). Es ist zu wünschen, daß in Staaten mit Oberrealschulen wie den Abiturienten der Gymnasien und der Realgymnasien, so auch denen der Oberrealschulen die Berechtigung zum Studium der neueren Philologie zuerkannt werde.

Aus den über die einzelnen Sätze sich entspinnenden Debatten ergab sich für Satz I in allen seinen Teilen, wie erklärlich, nahezu uneingeschränkte Zustimmung. Satz II traf in seinen beiden Bestimmungen so eng mit einigen Wendtschen Thesen zusammen, daß mancher seine Einwendungen gegen neue Methode und freie Arbeit im neusprachlichen Unterricht bis zur Beratung dieser letzteren aufheben mochte. Doch auch da war die allgemeine Signatur Zustimmung, und jedenfalls verdienen die Bemühungen Vietors um eine zweckentsprechende Änderung in der Zielleistung unserer Gymnasiasten den ungeteilten Beifall der davon berührten Lehrerwelt. Ein seinem Wunsche entsprechender Regierungsbeschluß, das fremdsprachliche Diktat im Französischen neben der Übersetzung bei der Gymnasialreifeprüfung in Anrechnung zu bringen, wäre der erste Schritt dazu, die Arbeit aus einer vorwiegend deutschen Leistung zu einer französischen umzugestalten.

Die beiden ersten Vietorschen Thesen gelangten also, unter Ablehnung vorgeschlagener Änderungen, glatt zur Annahme. Dagegen entspann sich um Satz III eine sehr erregte Diskussion. Die uneingeschränkte Zulassung der Oberrealschulabiturienten zum Studium der neueren Philologie fand in der Versammlung eine

starke Gegnerschaft, deren Wortführer Prof. Suchier (Halle) war. Immerhin blieben die Gegner in der Minderheit, und so gelangte auch These III zur Annahme, u. z. mit 95 gegen 55 Stimmen.

Den Schluß der ersten Sitzung bildete der Vortrag des Prof. Friedwanger (Wien) über Frau von Staels Anteil an der romantischen Bewegung in Frankreich. „Betrachtet man — so führte Prof. Friedwanger aus — mit Brunetiere die Romantik als einen Ausfluß von Ideen der französischen Revolution, der nordischen Litteratur und der deutschen Philosophie, so ist allerdings Frau von Stael eine Vertreterin der Romantik in vollem Sinne. So spiegele sich J. J. Rousseaus Einfluß namentlich in Delphine und Corinne wieder. Durch ihr Buch „Über Deutschland" habe sie die Wertschätzung deutscher und englischer Dichtung in Frankreich erhöht. Und zur Verbreitung deutscher Philosophie habe sie in ihrem Lande jedenfalls auch beigetragen. Allein man überschätze ihr Wirken. Denn einerseits sei sie nicht ganz frei gewesen von Vorurteilen gegen die deutschen Romantiker, und vor und neben ihr hätten französische Emigranten in Wort und Schrift den fremden Erzeugnissen in Frankreich den Weg gebahnt, auf der anderen Seite aber hätten Übersetzungen von Kants, Fichtes und Schellings Werken jenseits des Rheins schnell Eingang gefunden und Frau von Staels Wirken bald in Schatten gestellt."

Der Mittwoch als zweiter Sitzungstag wurde von der Durchberatung der Wendtschen Thesen vollständig in Anspruch genommen. Prof. Dr. Gustav Wendt (Hamburg) leitete die Verhandlung mit einem Vortrag ein, der in lichtvoller Weise einen Überblick über die Stellungnahme der neuphilologischen Lehrerwelt zu seinen Thesen seit dem Wiener Neuphilologentage gab. Die zwei Jahre bis zu gegenwärtigem Termin hatte Wendt jede Äußerung in der Presse für und wider seine Leitsätze sorgsam gebucht, zu mancher selbst das Wort genommen und sich allmählich ein klares Bild über die Stimmung unter den Fachgenossen verschafft. Das zeigte sich deutlich auch in der Art, wie der Antragsteller zu verschiedenen Malen in die Diskussion eingriff, wo er zumeist das lösende Wort sprach. Dessenungeachtet ließ sich nicht verkennen, daß, wie so oft in strittigen Fragen, die schließliche Einigung hier und dort nur

durch die Resignation der numerisch schwachen Gegnerschaft zustande kam. Die Gegner waren ja vornehmlich in den Reihen der Gymnasial- und vielleicht auch in denen der Realgymnasial-Männer zu suchen. Die aber hatten, vermutlich auf Wendts nachdrückliche Versicherung hin, daß es sich in seinen Leitsätzen immer nur um die oberen Klassen der Realanstalten handele, beschlossen, Gundlachs Vorschlag entsprechend, am Donnerstag Morgen zu einer Sonderberatung über die Wendtschen Thesen zusammenzutreten. Ich für meinen Teil habe diesen Beschluß sehr bedauert und meinem Bedauern auch in der allgemeinen Sitzung Ausdruck gegeben, ohne jedoch Anklang zu finden. So verhielten sich denn die Gegner der Thesen zumeist still, die Freunde aber traten mit all der Begeisterung auf, die man bei den Verkündern einer neuen Lehre gewohnt ist und die bei manchen ja schon zu einer Art von Fanatismus sich gesteigert hat. Das aber macht sie beredt, denn Pectus est, quod disertos facit. Ich sage das alles nicht etwa, um gegen die Reform zu sprechen; ganz im Gegenteil habe ich mich in ebenderselben Versammlung offen für einen Anhänger der ganzen Bewegung auf neusprachlichem Gebiete erklärt, als mich Wendt zu einer ausdrücklichen Erklärung darüber aufforderte. Aber ich konnte nicht umhin, bei einer Gelegenheit — es handelte sich um ein Votum zur Übersetzungsmethode — darauf hinzuweisen, wie sich fast dauernd nur Redner gegen das Übersetzen zum Worte meldeten und alle möglichen Absurditäten in der französischen Ausdrucksweise deutscher Schüler lediglich auf das Übersetzen zurückzuführen sich berechtigt glaubten. Wenn dann freilich unter den Mitteln zur Abwehr auch das vorgebracht wurde, daß nur einigen Bevorzugten ein Wirken auf dem von den Reformern bezeichneten Wege gelänge, so war ein solches Argument meines Erachtens sofort energisch zurückzuweisen. Gelingt das Beschreiten dieses Weges den Bevorzugten, so ist eben dieser Weg der zu bevorzugende, und es ist Sache einer aufstrebenden Lehrerschaft, die Errungenschaften der Führer allmählich zum Gemeingut zu machen.

Übrigens fehlte es auch bei den meisten der anderen Leitsätze nicht an jedem Für und Wider. Schließlich wurden die Thesen in folgender Fassung angenommen:

In Erwägung, daß die Beherrschung der fremden Sprache das ideale Ziel des Unterrichts darstellt, und daß die fremde Sprache das naturgemäße Mittel ist, um in die Erkenntnis des fremden Volkstums einzudringen, wird beschlossen:

1. Die Unterrichtssprache ist französisch oder englisch. Besonders schwierige Stellen können deutsch interpretiert werden.
2. Das Übersetzen in die Muttersprache beschränkt sich auf die Fälle, wo formelle Schwierigkeiten dazu zwingen.
3. Das Übersetzen in die Fremdsprache ist nur gelegentlich zu üben.
4. Die Grammatik wird übersichtlich zusammengefaßt und in einzelnen Kapiteln, auch durch Vergleich mit den Erscheinungen anderer Sprachen, vertieft. Im Übrigen wird im Anschluß an die Lektüre die stilistisch-idiomatische Seite der fremden Sprache betont, für Synonymi und Etymologie das Verständnis geweckt.
5. Die Klassenlektüre — im Mittelpunkte des Unterrichts stehend — berücksichtigt vorwiegend die moderne Prosa. Die Auswahl ist nach folgenden Gesichtspunkten zu treffen:
   a) Die Klassenlektüre soll nicht nur litterarisch-ästhetischen Zwecken dienen, sondern auch in die Kenntnis des fremden Volkstums, seiner staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse einführen. — In jeder Klasse ist ein Hauptwerk aus der schönen Litteratur zu lesen, außerdem

      für Obersekunda: die feste Einprägung der wichtigsten Momente der Geschichte, des Landes, der Topographie, der Hauptstadt, soweit dies nicht schon früher erfolgt ist;

      für Prima: die Einführung in die für die gegenwärtigen Zustände entscheidenden Perioden der Geschichte; Besprechung bedeutsamer Tagesereignisse.
   b) Das Technologische ist in bescheidenem Umfange zu berücksichtigen.
   c) Von dichterischen Werken sind solche von hervorragender Bedeutung und mit nationaler Färbung zu bevorzugen.

**

Die Lektüre ist für jede Schule nach einheitlichen Gesichtspunkten festzusetzen, wobei auf die einzelnen Klassenstufen Rücksicht zu nehmen ist. Entsprechend These 1 ist darnach zu streben, daß Kommentare zu den betreffenden Schriftstellern in der fremden Sprache abgefaßt werden und einsprachige Wörterbücher benutzt werden.

(Resolution: Auf Grund der Feststellungen des Kanonausschusses ist eine genaue Sichtung des vorhandenen Lektürematerials vorzunehmen.)

6. Litteraturgeschichte ist so weit zu treiben, als die unter 5a für die Klassenlektüre gegebenen Gesichtspunkte erfordern.
7. Die Privatlektüre kann neben (vorwiegend modernen) Litteraturwerken aller Art auch wissenschaftliche und technische Abhandlungen umfassen.
8. Deklamationen, besonders dramatischer Szenen, bei Schulfeiern, erscheinen als wesentliches Förderungsmittel.
9. Jährlich sind 8—10 kürzere freie schriftliche Arbeiten anzufertigen, der Mehrzahl nach unter Klausur; sie tragen den Charakter der Nacherzählung oder Nachbildung. Doch können auch geeignete deutsche Stoffe in der fremden Sprache wiedergegeben werden. Außerdem Diktate und gelegentliche Musterübersetzungen aus der fremden Sprache in die Muttersprache.

Der dritte Sitzungstag wurde durch einen Vortrag des Herrn Prof. Dr. John Koch (Berlin) über den gegenwärtigen Stand der Chaucerforschung eröffnet. Redner erinnert daran, daß gerade fünf Jahrhunderte seit dem Tode des Dichters verflossen sind. Er bespricht sodann aufs genaueste die Chaucerausgabe Skeats und knüpft daran eine kritische Erörterung der Fortschritte in der Erforschung der Werke dieses Dichters. Mit Anerkennung erwähnt er die grammatischen und metrischen Untersuchungen neuerer Zeit, behandelt des näheren die Globe-Edition und berichtet über die von Zupitza und ihm angestellten Untersuchungen über das Verhältnis der 60 vorhandenen handschriftlichen Überlieferungen der Canterbury Tales. Zum Schluß erörtert er die Thätigkeit der Londoner Chaucergesellschaft und ihr Zusammenwirken mit deutschen

Gelehrten, dessen günstigen Fortbestand er zum Besten des gemeinsamen Zieles für alle Zukunft erhofft.

Ihm folgt auf der Rednertribüne Oberlehrer Dr. Banner (Frankfurt a. M.) mit einem Vortrage über die Stellung des Französischen in der Schulreformfrage. Der gemeinsame lateinlose Unterbau — meint Redner — wäre naturgemäß dem Betrieb des Französischen und namentlich dem der neuen Methode zugute gekommen. Doch auch unter ungünstigeren Verhältnissen ist bei nur einigermaßen ergiebiger Stundenzahl die Reformmethode zu bevorzugen, da sie, richtig betrieben, eine nicht wegzuleugnende Mehrleistung bedeutet. Sie gewährleistet die Vorzüge der alten Methode und fügt den Vorteil der praktischen Verwertung der Sprache hinzu. Die neue Methode eine ungrammatische zu nennen, ist ein Nonsens; es giebt kein ein wirkliches Ausschöpfen des sprachlichen Ausdrucks verbürgendes System als die Grammatik mit ihren Kategorien in Formenlehre und Syntax. Eine Absolvierung des gesamten Sprachschatzes nach sachlichen Gesichtspunkten ist unmöglich und eine etwaige Einigung über die wichtigsten von ihnen ausgeschlossen. Wie aber für den Betrieb der Reformmethode im Beginn eine nicht zu kurz bemessene Unterrichtszeit Vorbedingung ist, so auch für den Abschluß. Die Reformmethode findet ihren naturgemäßen Abschluß in der freien schriftlichen Arbeit, für die aber eine ausgiebige stilistische Übung erforderlich ist. Eine solche Übung hat allein in einer modernen Sprache Wert. Demnach sollte das Lateinische nach dieser Richtung jedenfalls, vielleicht aber auch nach der grammatischen Seite hin mit gutem Fug entlastet werden können. Die dadurch frei werdende Zeit dürfte, wie einzelnen anderen Fächern, so insbesondere dem Französischen nutzbar gemacht werden. Ist die Reformmethode stellenweise gescheitert, so lag das daran, daß man im ersten Jubel über die bestehende Neuerung vergaß, für ein sicheres Gelingen die nötigen Garantien zu schaffen. Sache der Regierungen wäre es nun, wenn sie erst nach sorgsamer Prüfung den Wert der Methode erkannt, diese Garantien zu ermöglichen. Um dem künftigen Lehrer eine mustergiltige Aussprache zu vermitteln, müßten Universitäts- oder Ferienkurse eingerichtet werden, in denen — trotz Phonetik und Lautphysiologie —

praktische Übungen von Mund zu Munde durch einen korrekt sprechenden geschulten Pädagogen stattfänden. Zum Gewinnen und Festhalten der Sprechfertigkeit wäre ein häufiger Besuch des Auslandes zu gewährleisten. In Anbetracht der Bedeutung des Anfangsunterrichts in der Reformmethode müßten aber namentlich auch dafür Übungen auf der Universität und in Ferienkursen vorgesehen sein, in denen die erfahrenen Meister die Jünger von vornherein auf den rechten Weg weisen könnten, damit hier nicht jeder von neuem den Entdecker zu spielen habe und dieselben Um- und Irrwege mache, die schon hunderte vor ihm gemacht haben. Für alten Unterrichtsbetrieb jedoch so gut wie für neuen ist eine Vertiefung unserer Ausbildung nach jeder Seite hin zu erstreben, und als der einzig mögliche Weg dazu erscheint die Trennung von romanischer und englischer Philologie im Prüfungsreglement. Scheiden sich doch die Neusprachler in der Praxis als Romanisten und Anglisten in der Regel auch so, nur daß jene und diese in gleicher Weise auf Schritt und Tritt die Mängel in ihrer Ausbildung fühlen, sei es nach der historischen, geographischen, kunstgeschichtlichen oder sonst einer Richtung. Erst dann würde auch die Verwendung ganz heterogener Elemente im neusprachlichen Unterricht aufhören, während es doch jetzt bei den Lehrern dieser Fächer auf ein bischen mehr oder weniger Ignoranz schon nicht anzukommen scheint.

Zum letzten Vortrag ergriff sodann das Wort Prof. Dr. Müller (Heidelberg). Er spricht über den „Lektüre-Kanon“ und dessen Bearbeiter. Als das Wichtigste erscheinen ihm nicht die den Fachgenossen durch die „Neueren Sprachen“ zugänglich gemachten ersten Listen französischer und englischer Schulschriftsteller, sondern „die schon 1896 erreichte Festlegung der Sichtungsgrundsätze, nach denen der Ausschuß bisher gearbeitet habe und ferner zu arbeiten gedenke“ und zweitens „die in Wien erreichte Erweiterung und Befestigung der Organisation des Ausschusses“. Redner ersucht die Mitglieder des Ausschusses, künftighin bei Abfassung ihrer Gutachten streng nach den festgestellten Sichtungsgrundsätzen zu verfahren und stellt einige Anträge zur Diskussion. Die Anträge werden ebenso wie die Liste des neuen Kanonausschusses en bloc angenommen.

Nun erbittet Prof. Dr. Schweitzer, der Delegierte des französischen Unterrichtsministeriums, das Wort, um alle Kollegen und alle Freunde der neueren Sprachen zu dem Ende Juli in Paris stattfindenden „Internationalen Kongreß für den neusprachlichen Unterricht" einzuladen. Die Deutschen könnten der herzlichsten Aufnahme von seiten der französischen Kollegen entgegensehen. Alle hätten das Bewußtsein, daß durch eine Hebung des neusprachlichen Unterrichts nicht nur der materielle, sondern auch der geistige Verkehr der Nationen gefördert werde, was wiederum nicht ohne Einfluß auf die ethische Entwickelung sei.

Dem französischen Delegierten folgte der Dozent vom King's College in Cambridge, Dr. Karl Breul, als Redner, um Vorschläge zur Gründung eines Reichsinstitutes für die zu ihrer Ausbildung in London sich aufhaltenden deutschen Neuphilologen zu machen.

Auf Grund des Berichtes der beiden derzeitigen Revisoren beantragte der Kassenwart die Richtigsprechung der Wiener Rechnungsführung und die Entlastung des dortigen Kassierers. Er macht zugleich die erfreuliche Mitteilung, daß die Kassenverhältnisse des Verbandes günstig seien. — Der in der Vorversammlung durchberatene Satzungsentwurf für die Neuphilologischen Provinzialverbände wird mit geringen Änderungen vom Plenum angenommen, ebenso der Vorschlag, den nächsten Neuphilologentag zu Pfingsten 1902 in Breslau abzuhalten. — Noch kurz vor Schluß der Versammlung gab Herr Prof. Suchier, der früher nicht zum Wort kommen konnte, mit über 40 Verbandsmitgliedern zu dem durch Mehrheitsbeschluß angenommenen III. Satz Vietors vom 5. Juni 1900 folgende Erklärung ab:

„Bekanntlich haben die Maturi der Oberrealschulen bereits das Recht, nach Ablegung einer Ergänzungsprüfung im Lateinischen zum Studium der neueren Sprachen zugelassen zu werden. Auch wird ihnen bereits gestattet, diese Prüfung während, statt vor Beginn des Universitätsstudiums zu leisten. Nachdem nun eine Mehrheit des Neuphilologentages die Gleichstellung der Abiturienten der Oberrealschule mit denen des Gymnasiums und Realgymnasiums, also den Wegfall der Ergänzungsprüfung für wünschenswert, also das Latein in der Vorbildung für das Universitätsstudium der

Neuphilologen für entbehrlich erklärt hat, protestieren wir gegen diese Auffassung, die ein wissenschaftliches Studium der neueren Sprachen und Litteraturen für die Beteiligten ganz unmöglich macht und in ihrer letzten Konsequenz geradezu den Ausschluß der Neuphilologen vom Studium an den Universitäten zur Folge haben müßte."

Dieser Beschluß ist nun nicht in der Weise in die Öffentlichkeit gekommen, wie das mit dem Vietorschen der Fall war, der sofort allen großen Blättern ohne Hinzufügung irgend welcher Einschränkung zugänglich gemacht wurde, also daß man draußen von einem Protest gegen die These des Marburger Professors so gut wie nichts erfuhr.

Trotz dieser und manch andrer Meinungsverschiedenheit aber, die sich zwischen den Verbandsmitgliedern geltend gemacht hatte, stimmten alle zum Schluß freudig in das von Prof. Vietor ausgebrachte Hoch auf den Leipziger Vorstand ein. Man hatte der geistigen wie materiellen Genüsse doch so viel eingeheimst, hatte so zahlreiche persönliche Bekanntschaften anknüpfen und erneuern können, hatte in so reichem Maße auch privatim mit gleichstrebenden Fachgenossen anregenden Gedankenaustausch pflegen können, daß wohl ein jeder auf seine Kosten gekommen war.

Am meisten freilich die Reform. Denn, wenn auch in praxi da und dort ein Rückgang sich bemerkbar zu machen scheint, die Bewegung im großen hat entschieden an Umfang gewonnen. Lange Jahre haben die Anhänger der Reform auf den Neuphilologentagen ihre Sonderzusammenkünfte gehabt. Das hat jetzt aufgehört. Die Reform beherrscht die Versammlung, und die Andersdenkenden drücken sich beiseite. Ob das unbedingt erfreulich ist? Von einem zum anderen Neuphilologentage treten die praktischen Gesichtspunkte gegenüber den wissenschaftlichen mehr in den Vordergrund. Von den Universitätsprofessoren haben schon längst etliche unserer Versammlung den Rücken gekehrt. Daß die Gymnasien nicht sehr stark auf den Kongressen vertreten sind, erklärt sich zur Genüge schon aus der geringen Zahl neuphilologischer Lehrkräfte an diesen Schulen. Das Gros der Versammlung bilden so in immer verstärktem Maße die Männer von der Realschule. Das soll man

immerhin mit bedenken, wenn man sich die veränderte Strömung in den Fachkreisen klarlegen will.

In Regierungskreisen aber herrscht nicht gerade eine übermäßige Wertschätzung unserer Fächer. Beweis ist ein dem Leipziger Neuphilologentage mitgeteiltes Aktenstück des Preußischen Unterrichtsministeriums, durch das die Provinzialschulkollegien angewiesen werden, philologisch gebildeten Lehrern überhaupt Stipendien für einen Aufenthalt im Auslande zugänglich zu machen, damit diese dann erforderlichen Falls mit dem Unterricht in den neueren Sprachen betraut werden können. Und auf der Berliner Schulkonferenz sollen sogar höchst abfällige Urteile über unsere Vorbildung und über die Bedeutung der neusprachlichen Unterrichtsfächer abgegeben worden sein. Welchen Einflüssen das zuzuschreiben ist, weiß alle Welt. Es gälte da wirklich einmal, de papa male instructo ad papam melius instruendum zu appellieren. Und wie ich glaube, daß zwischen neuer Methode und sprachlicher Schulung kein Gegensatz zu bestehen braucht, so halte ich dafür, daß unter der praktischen Tendenz, die im modernsprachlichen Unterricht seit zwei Jahrzehnten hervorgetreten ist, wissenschaftlicher Geist und Gründlichkeit nicht zu leiden brauchen und daß neben dem Laut der Buchstabe, neben dem Wort der Sinn und neben den Realien die höchsten Ideale aller Sprachbildung vollständig zur Geltung kommen können.

2.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

In dieser Sektion sprach am

12. September 1900 Herr Stadtrat Dr. K. Flesch über „Die Organisation der Fach-Arbeitsnachweise und ihren Anschluß an den allgemeinen Arbeitsnachweis."

3.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

In dieser Abteilung sprach am

19. September 1900 Herr Dr. R. Porsch über „Den altdeutschen Minnesang und die Göttinger Dichter, insbesondere Bürger."



III. Bericht der Goethehauskommission über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1899/1900.

Die Arbeiten an der inneren Einrichtung des Goethehauses waren hauptsächlich der Fortführung und Vollendung der begonnenen Ausstattung des Wohn- und Eßzimmers wie der daran stoßenden Küche der Frau Rat gewidmet.

Getreu den zahlreich vorliegenden genauen Angaben sich anschließend, ist die Ausstattung dieser Räume jetzt in der Hauptsache abgeschlossen.

Bei der Beschaffung des schon selten gewordenen Frankfurter Zinn- und Kupfergeschirrs aus dem vorigen Jahrhundert wurden wir durch Geschenke von Fräulein Catharina Rumpf und Frau Geheimrat Schmidt-Metzler in dankenswerter Weise unterstützt.

Die geplante Herstellung des Musik-Zimmers im ersten Stock konnte noch nicht durchgeführt werden, da es bisher nicht gelungen ist, ein passendes Spinett aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und den Fridericischen Flügel aus Gera, wie ihn der Rat Goethe besaß, zu finden.

Die Nachbildung der alten grauen Wachstuchtapete dieses Zimmers wird im kommenden Winter in Angriff genommen werden.

Das Gemäldekabinet des Herrn Rat wurde durch zwei Interieurs von Justus Junker vervollständigt.

Ein Pastellporträt Kaiser Josephs II. kehrte durch die Güte des Herrn A. Fr. Pfeil, hier, wieder ins Goethehaus, aus dem es stammte, zurück. Frau Rat hatte es beim Verkauf des Hauses einst dem Vorfahren des Gebers geschenkt. Demselben Herrn verdanken wir einen Tisch aus dem Besitz des jungen Goethe.

Für das Goethemuseum waren durch den vom Ausschuß für die Frankfurter Goethefeier von 1899 dem Museum und der Bibliothek zugewiesenen Überschuß des Festes größere Mittel verfügbar. Sie wurden in erster Linie dazu verwendet, um die in großer Zahl für diese Feier geprägten goldenen, silbernen und bronzenen Medaillen in einer vollständigen Sammlung zu vereinen.

Eine andere wertvolle Erinnerung an die 150jährige Feier von Goethes Geburtstag verdanken wir der Güte des Herrn Dr. Eugen Lucius. Es ist dies die von Professor Norbert Schrödl meisterhaft im Bilde wiedergegebene Beleuchtung des Denkmals mit dem Fackelzuge am Abend des 27. August 1899. Das umfangreiche Ölgemälde, das diesen Glanzpunkt der Feier verewigt, bildet eine besonders schätzbare Bereicherung des Museums, das vor allem bestrebt ist, die Erinnerungen an die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt zu bewahren.

In diesem Sinne ist auch die Erwerbung dreier im Vaterhause geschriebener Jugendbriefe Goethes erfolgt; gehören doch diese handschriftlichen Zeugnisse der Frankfurter Jahre, von denen so wenige erhalten sind, zu dem Interessantesten und Kostbarsten der gesamten Goethelitteratur.

Der Kreis der Frankfurter Jugendfreunde wurde durch den Ankauf eines, auch als Kunstwerk wertvollen Ölporträts von Heinrich Sebastian Hüsgen bereichert. Von der Hand Johann Georg Edlingers, des Münchener Hofmalers, im Jahre 1780 geschaffen, stellt es den um die Frankfurter Kunstgeschichte so verdienten Forscher und Schriftsteller in der Blüte männlicher Kraft dar.

Als Andenken an die jüngst verstorbene Ulrike v. Levetzow überwies deren Nichte Frau Baronin von Rauch dem Museum den Stich des Stielerschen Goetheporträts vom Jahre 1828, den Ulrike von dem greisen Dichter als Geschenk empfing und als teure Reliquie heilig hielt, nebst einer handschriftlichen Notiz der Besitzerin.

Die Sammlung der Kunstblätter, Porträte, Goethestätten, Illustrationen 2c. ist ebenfalls durch fortgesetzte Ankäufe sorgfältig vermehrt worden.

Eine neue schöne Aufgabe erwächst der Kommission durch

die bevorstehende Wiederherstellung des Willemerhäuschens in Sachsenhausen. Die Stadt hat dies frühere Weinbergshäuschen angekauft, dessen herrliche Aussicht Goethe im Jahre 1814 in Gesellschaft des alten Freundes Joh. Jak. Willemer und seiner Gattin Marianne so gern genoß, von dem aus er die Freudenfeuer zum Jahrestage der Völkerschlacht von Leipzig betrachtete, die der ganzen Taunuskette entlang aufleuchteten, und das Hochstift hat die innere Herstellung und Einrichtung übernommen. So wird Frankfurt die Stätte der Erinnerung an die herrlichen Tage am Mainufer erhalten bleiben, denen die Welt die schönsten Lieder des West-östlichen Divans, in Hatems und Suleikas Wechselgesang, verdankt.

Durch das Entgegenkommen der Familie, besonders des Herrn General von Herff in Seeheim und des Herrn Direktors Jean Andreae hier, die Familienstücke in reicher Zahl zur Verfügung stellten, ist die Möglichkeit einer interessanten und reichhaltigen Ausstattung geschaffen. Damit ein getreues Abbild der Besitzerin dem Häuschen nicht fehle, hat die Kommission bereits für Herstellung einer guten Kopie eines der besten Porträte Mariannens-Suleikas Sorge getragen.

Im nächsten Jahre hofft sie über die Vollendung dieses neuen Unternehmens berichten zu können und schließt den diesjährigen Bericht mit dem Ausdruck des herzlichsten Dankes für die vielseitige und thatkräftige Unterstützung, die sie in ihrem Streben auch während des abgelaufenen Verwaltungsjahres wieder gefunden hat.



IV. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1899/1900.

Wie seither sind auch in diesem Jahre der Akademische Gesamtausschuß und die ihm unterstellten Fachabteilungen den Satzungen gemäß thätig gewesen: die „Berichte des Freien Deutschen Hochstifts" legen dafür Zeugnis ab. Im einzelnen ist im Anschluß an Satz 4 der Satzungen noch Folgendes hervorzuheben:

A. Der wie bisher auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vgl. Jahrgang I, S. 69 ff.) vom Akademischen Gesamtausschusses ausgearbeitete besondere Lehrplan für den Winter 1899 auf 1900 umfaßte folgende Lehrgegenstände und Lehrkräfte:

1. Herr Professor Dr. G. Loeschke aus Bonn: die Formentwickelung in der griechischen Bildkunst.
2. Herr Geheimrat Professor Dr. H. Siebeck aus Gießen: Über Goethes Welt- und Lebensanschauung.
3. Herr Professor Dr. Albrecht Dieterich aus Gießen: Der Untergang der antiken Religion.
4. Herr Professor Dr. Georg Witkowski aus Leipzig: Shakespeare in Deutschland.
5. Herr Dr. G. K. Wolfram, Kais. Archiv-Direktor in Metz: Die politischen Beziehungen der Reichslande insbesondere Lothringens zum Reiche in ihrer historischen Entwickelung.
6. Herr Professor Dr. L. Edinger aus Frankfurt a. M.: Über die ersten seelischen Vorgänge und ihre Entwickelung.
7. Herr Professor Dr. Ludwig Geiger aus Berlin: Das junge Deutschland. Nach zum Teil neuen Quellen.

8. Herr Dr. Jastrow aus Charlottenburg: Die Steuerlehre vom Standpunkt der Sozialpolitik.

Die Herren Dozenten haben ihre Aufgaben in hingebendster Weise gelöst: auch an dieser Stelle sei der lebhafte Beifall und Dank wiederholt, den ihnen die Hörerschaft für ihre Darbietungen bereits in reichstem Maße gespendet hat.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen hat einige hervorragende kunstwissenschaftliche Bestrebungen zum Zweck ihrer Veröffentlichung wirksam unterstützen können.

Die vom Ausschuß für Volksvorlesungen veranstalteten Vorträge sind in der bisherigen Weise teils finanziell, teils persönlich durch Eintreten von Mitgliedern des Hochstiftes gefördert worden.

Im verflossenen Jahre ergaben die regelmäßigen Vorträge mit Einschluß der Festvorträge bei Gelegenheit der Goethe- und Gutenbergfeier folgende Zahlen:

Stadthalle	24
Bockenheim	21
Bornheim	22
	67 gegen 56 im Vorjahre.

Hieran schlossen sich 20 Vorträge in den Fachvereinen und Gewerkschaften und 10 Führungen durch Museen.

Umfangreichere Lehrgänge von je 10—12 Vorlesungen fanden 6 statt.

Die Zahl der Volksvorstellungen in den Stadttheatern betrug ebenfalls 6.

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsmittel. Die Vermehrung unserer Spezialbibliothek der klassischen Litteraturperiode, der Goethebibliothek, hat im vergangenen Jahre erfreuliche Fortschritte gemacht. Der Gesamtzuwachs übersteigt die Zahl von 2000 Bänden, er verteilt sich ziemlich gleichmäßig auf alle Gruppen.

Unter den größeren Ankäufen ist der eines ziemlich vollständigen Exemplars des „Journals des Luxus und der Moden"

hervorzuheben, da diese wertvolle Zeitschrift bisher in Frankfurt noch fehlte.

Unter den übrigen Erwerbungen ist noch manches schöne und seltene Stück, sowohl in ersten Ausgaben, Privatdrucken, als in Illustrations- und Prachtwerken. Eine Sammlung der Chodowieckischen Stiche ist im Entstehen begriffen. Den Werken, die nachweisbar auf Goethes Entwickelungsgang von Einfluß waren, wurde besondere Beachtung geschenkt.

Mit herzlichem Danke ist an dieser Stelle das liebenswürdige Entgegenkommen zu erwähnen, das die Bibliotheksverwaltung bei den Universitätsbibliotheken, den Direktionen der höheren Schulen, den Redaktionen der Zeitschriften wie bei den Verfassern selbst in dem Bestreben fand, unsere Sammlungen durch Gewinnung der einschlägigen neuerscheinenden Dissertationen, Programmabhandlungen und Zeitschriftenaufsätze zu vervollständigen.

Da diese für die Forschung zum Teil sehr wertvollen und unentbehrlichen Untersuchungen sich auf dem Wege des Handels nur sehr schwer, oft gar nicht beschaffen lassen, so wurde in umfangreichem Maße der Versuch gemacht, sie durch die Güte der betr. Verwaltungen oder der Verfasser für unsere Bibliothek, wo sie ja in den Dienst der Wissenschaft gestellt werden, zu erlangen. Der Erfolg ermutigt uns, auf diesem Wege fortzufahren, und erfüllt uns zugleich mit dem lebhaftesten Danke.

In den mehr als 100 Fällen, in denen wir um Einsendung ansuchten, wurde unsere Bitte fast ausnahmslos gewährt; wo es nicht geschah, lag der Grund darin, daß am Ursprungsorte selbst kein Exemplar mehr zur Verfügung stand.

Unter den „Einsendungen" sind auch diese Geschenke einzeln verzeichnet.

D. Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften. Im Bestande der im Lesesaal aufliegenden Zeitschriften hat sich im Laufe des Geschäftsjahres keine bedeutende Veränderung ergeben. Ihre Gesamtzahl beträgt 145, davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 22, der Philosophie und Pädagogik 5, der Litteraturgeschichte 10, der

Sprachwissenschaft 13, der Kunstwissenschaft und Archäologie 11, der Mathematik und Naturwissenschaft 12, der Geographie 3, der Heilkunde 1, der Jurisprudenz 10, der Volkswirtschaft 13, der Technik 4. Dazu kommen Rundschauen 11, Unterhaltungsblätter 4, Verschiedenes 14. Die Vermehrung der kleinen Handbibliothek wird fortwährend im Auge behalten.

E. Gesamtsitzungen mit Vorträgen. Am 11. November 1899 fand die von den Satzungen vorgeschriebene Schillerfeier statt. Den Festvortrag hielt Herr Geheimrat Professor Dr. R. Eucken aus Jena über „Das Unvergängliche in unseren Klassikern (mit besonderem Hinblick auf Schiller)“ (Berichte XVI S. 1* bis 16*). Am Sonntag den 26. August 1900 hielt zu Goethes Geburtstag den Festvortrag Herr Professor Dr. G. Roethe aus Göttingen über „Goethes Dichtung und Wahrheit“ (Berichte XVII S. 1*—25*). Am 17. Februar 1900 gab der 200jährige Gedenktag der Verbrennung von Giordano Bruno die Veranlassung, eine Gedächtnisfeier des Philosophen zu veranstalten: den Festvortrag hatte Herr Professor Dr. Max Schneidewin aus Hameln übernommen (Berichte XVI S. 17* bis 23*).

F. Die „Berichte“ haben die ihnen gestellte Aufgabe, „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, in gewohnter Weise erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1900 nachweist. Das die Benutzung des Bandes wesentlich erleichternde ausführliche Register wird dem Assistenten an der Goethe-Bibliothek, Herrn Dr. Hering, verdankt. Auch für diesen Band wie für alle früheren ist eine Einbanddecke hergestellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu M. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke verfolgenden Vereinen nimmt ununterbrochen guten Fortgang. So besonders wird der rege Verkehr mit der Goethe-Gesellschaft, als deren Präsidenten wir jetzt Herrn

Geheimrat Dr. C. Ruland begrüßen dürfen, und mit dem Goethe- und Schiller-Archiv gepflegt, das sich unter Leitung von Geheimrat Dr. B. Suphan erfreulich weiter entwickelt.

So darf, durch seine eigene Thätigkeit gefördert und durch befreundete Mithilfe unterstützt, das Hochstift auch fernerhin der weiteren Lösung seiner wissenschaftlichen Aufgaben getrost entgegensehen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.



V. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis 30. September 1900 wurden nachstehende Schriften dem Hochstifte eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, Verleger, beziehungsweise Bibliothek, Redaktion, Verein, Hochschule u. s. w. Erscheinungsjahr, wo nicht anders bemerkt, ist das Berichtsjahr.

Litteratur.

*Seuffert, B. Philologische Betrachtungen im Anschlusse an Goethes Werther. S.-A.
*— Der Dichter des Oberon.
*Gesammelte Erzählungen und Märchen von Goethe.
*Ebart, P. v. Prinz August von Sachsen-Coburg-Gotha u. s. Beziehungen zu Goethe.
*Koetschau, K. Neues über Goethe als Radierer.
*Grimm, H. Goethe in freier Luft.
*Joesten, J. Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert.
*Sandvoß, F. Goethes Vater in Italien.
*Tyrol, F. Goethe als Politiker.
*Rimpau, W. Frau von Branconi. Geschenk des Herrn Bürgermeister Varrentrapp.
*Poppe, Th. Studien zur Charakteristik des Hebbel'schen Dramas.
*Kühnlein, H. Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller.
†Denkschrift zu Joh. Jak. Bodmer's 200. Geburtstag.
*Tell-Aufführungen in Altdorf. Offizielles Programm. Geschenk von Frau Prof. Heuer.
*Heynemann, J. D. Die Medaillensammlung der Senckenberg'schen Naturforschenden Gesellschaft.
*Meyer, R. M. Der böse Geist in der Domscene.
*Morris, M. Goethes Pandora.
*Mayne, H. Romantik vor 100 Jahren und heute.

*Goethe, Egmont. Russische Schulausgabe von E. v. Loew. 1893.
*Jerusalem, K. W. Philosophische Aufsätze hrsg. v. P. Bur.
*Zumsteg, Kleine Balladen und Lieder. Geschenk des Herrn Ph. Hoff.
*Saitschick, R. Genie und Charakter.
*Goethe, „An die Entfernte.“ Übersetzung und Komposition. Geschenk des Herrn Burgheß, Bukarest.
*Meyer, M. Geschichte der Mediatisierung des Fürstentums Isenburg Geschenk des Herrn Aktuar Keyl.
*Morsch, H. Goethes Faust und die neuesten deutschen Märchendramen.
*Warnecke, A. Zur Gottschedbewegung.
*Müller, Dr. J. Jean Pauls philosophische Entwickelung.
*Buchholz, E. Der Konrektor von Einem und seine Tochter Charlotte.
*Fährmann, E. Rousseaus Naturanschauung.
*Dippe. Der Begriff des Schönen in der neueren Aesthetik.
*Gottscheb, J. C. Nr. der „Nordd. Allg. Zeitung“.
*Graf, M. Die Wundersucht in der deutschen Litteratur des 18. Jahrh.
*Heinzelmann, Prof., Dr. Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen.
*Koch, A. Über den Versbau in Goethes Iphigenie.
*Lommer, A. Zwei fatalistische Gedichte.
*v. Boltenstern. Schillers Virgilstudien II.
*Carel, George. Voltaire und Goethe IV.
*Bauer, F. Über den Einfluß Laurence Sternes auf Chr. M. Wieland.
* Asbach, Dr. Die Napoleonische Universität in Düsseldorf.
*Boschulte, B. Friedr. Matthison, seine Anhänger und Nachahmer.
*Meisner. Goethe als Jurist.
*Grosse, E. Zu Goethe. Zusammenstellung für den Schulgebrauch.
*Großmann, Fr. Herder und die Schule.
*Longo, J. Laurence Sterne und J. G. Jacobi.
*Rethwisch, Dir., Dr. Der bleibende Wert des Laokoon.
*Wittich, M. Joh. Chr. Brandes, Ein Beitrag zur Geschichte der Litteratur und des Theaters im 18. Jahrhundert.
*Ziehen, J., Dr. Kunstgeschichtliche Erläuterungen zu Lessings Laokon.
*Creizenach, W. Sprachliche Kleinigkeiten zu Lessings Jugendwerken.
*Kersten, Dr. Wielands Verhältnis zu Lucian.
*Stern, A. August von Goethes Briefe aus Italien.
*Wurzbach, W. v. Aus Schillers Bibliothek.
*Tüselmann, D. Beispiele zur Logik aus Lessings Laokoon und Hamburger Dramaturgie.
*Roese, O. Zu Goethes Gedächtnis.
*Wetzstein. Goethes geistige Bedeutung.
*Stengel, E. Mitteilungen aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm u. s. w.
*Moegling, H. Stammtafeln von Chr. F. Cotta.
*Helmer, H. Schiller als Gelegenheitsdichter.

*Elösser, A. Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Faust.
*Houben, H. Varnhagen und das junge Deutschland.
*— — Aus K. Gutzkows Nachlaß.
*Vaihinger. Ein Goethe-Porträt.
*Tille, A. Faustillustrationen.
*Francke, O. Ein unbekannter Brief Schillers.
*Nohle, C. Der zweite Teil von Goethes Faust für den deutschen Unterricht zusammengestellt.
*Mis, L. Annales de la faculté des lettres de Bordeaux et des universités du midi 4. série XXII. année no. 3.
*César. Großherzogin Sophie von Sachsen.
*Braun. Der Marbacher Schillerverein und die Hanauer Gymnasiasten.
*Hauber, G. Der deutsche Unterricht an der Karlsschule.
*Martens, Dr., L. Goethe und das Werden.
*Eick, E. H. Otto Ludwigs Wallensteinplan.
*Blei, Fr. E. Th. A. Hoffmann.
*Schreiber: A. Die Veranlassung zu der Fehde Götz von Berlichingens mit dem Erzstift Mainz.
*Goethes Briefe an Neureuther.
*Wachler, Dr. Ein Brief Goethes an Dr. Wachler.
*Mählis, J. F. Zur Charakteristik der Sprache Schillers.
*Kirn. Goethes Lebensweisheit in ihrem Verhältnis zum Christentum.
*Hoeger, Chr. Ein alter Fehler in Schillers Braut von Messina.
*Hey, O. Noch einmal der Fehler in Schillers Braut von Messina.
*Kuntze, P. Lavater in Dänemark.
*Hofmann, H. Goethe am Rhein.
*Lachmannski, H. Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts.
*Zickel, M. Die scenarischen Bemerkungen im Zeitalter Gottscheds und Lessings.
*Kiffmüller, B. Das Ifflandische Lustspiel.
*Heinrich, C. Das komische Element in den Lustspielen von J. C. Brandes.
*Jaeckh, E. Studien zu Kotzebues Lustspieltechnik.
*Poensgen, M. Geschichte der Theorie der Tragödie, von Gottsched bis Lessing.
*Thalmayr, F. Über Wielands Klassizität, Sprache und Stil. 1894.
*Cleve, K. Nicolais feyner kleyner Almanach. Ein Beitrag zur Geschichte der Würdigung des Volksliedes.
*Jardon. Goethe der Begründer der litterarischen Einheit Deutschlands.
*Paulsen, F. Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles.
*Sell, D. Goethes Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Nation.
*Seliger, P. J. G. Schlosser.
*Schaarschmidt, F. Goethe in seinen Beziehungen zu einigen rheinischen Künstlern seiner Zeit.

Medizin und Naturwissenschaften.

*Abhandlungen und Bericht XLV des Vereins für Naturkunde zu Kassel für 1899/00.
*Mitteilungen des Vereins Luxemburger Naturfreunde „Fauna" 8. und 9. Jahrgang 1898/99.
*Bericht der metallurgischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 1900.
*Raja Sir Sorindro Mohun Tagore, KT., Abhra or a few notes on talc etc. Calcutta 1899.
*— Our Indian Horse. Calcutta 1899.
*Hanauer, Dr., und Schlesinger, Dr. Führer für das Heilpersonal der Stadt Frankfurt a. M. 1900.
*Sitzungsberichte der ungarischen Akademie der Wissenschaften. 1896/7.

Geschichte.

*Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Meißen. 1899
*Statistisches Jahrbuch der Stadt Dresden. 1899.
†Mitteilungen über römische Funde in Hebdernheim. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. 1900.

Programme etc. von Hochschulen, Schulen, Vereinen etc.

*Hochschule. Braunschweig. Programm für 1900/1.
*— Darmstadt. Programm für 1900/1.
*Universität. Freiburg i. B. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
*— — Personalverzeichnis S.-S. 1900.
†— Heidelberg. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
†— — Rede zu Großherzogs Geburtstag.
†— Jena. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
†— — Personalverzeichnis S.-S. 1900.
*— Innsbruck. Vorlesungsverzeichnis. W.-S. 1900/1.
*— Prag. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
*— — Personalverzeichnis S.-S. 1900.
*— Tübingen. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
*Jahresbericht der Handelskammer in Frankfurt a. M. für 1899.
*Bericht des Vorstandes der Frankfurter Turngemeinde 1899/1900.
*Jahresbericht des Taunusklubs zu Frankfurt a. M. 1899.
*Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins 1900.
*Verwaltungsbericht der öffentlichen Lese- und Bücherhalle zu Darmstadt 1899.
*Jahresbericht des Dr. Hoch'schen Conservatoriums 1899/1900.
*Jahresbericht des Sängerchors des Lehrervereins 1899/1900.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1900.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—. Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Emil H. Lehmann, Kaufmann, hier. (Mk. 10.—.)

B. Gestorben.

1. Carl Heinz, Kaufmann, hier.
2. Mendel Hirsch, Dr. phil., Realschuldirektor, hier.
3. Louis Hülsen, Kaufmann, hier.
4. Karl Th. Kuthe, Dr. med., Oberstabsarzt I. Kl. a. D., hier.
5. Otto Mersmann-Soest, Landrichter, hier.
6. Karl Murhard, Dr. jur., Oberlandesgerichtsrat, hier.
7. Charl. Oppenheimer, Großbrit. Generalconsul, hier.
8. Carl Christ. Redlich, Professor, Dr. phil., Hamburg.
9. Frau Therese Sander, hier.
10. Frau Helene Scheuten-Partener Wwe., hier.
11. Arthur Schwed, Kaufmann, hier.
12. August Silberstein, Dr. phil., Schriftsteller, Wien.
13. Carl Stupp, Oberinspektor, hier.

23 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. Theodor Poppe, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Oberlehrer Heinrich Schmidt, hier.

In dieser Abteilung sprach am

12. Dezember 1900 Herr Dr. R. Hering über „Der Urfaust."

* * *

Aus der vorigen Berichtsperiode gelangt hier noch der Vortrag des Herrn Dr. Porsch vom 12. September zum Abdruck, dessen Aufnahme in Heft 1 die Rücksicht auf den Raum verbot.

Der altdeutsche Minnesang und die Göttinger Dichter, insbesondere G. A. Bürger, von Dr. phil. R. Porsch.

Vorbemerkung.

Vorliegende Arbeit, stammt zum allergrößten Teil aus dem Jahre 1897. Bei der jetzigen Durchsicht verwertete ich von der inzwischen erschienenen Litteratur vor allem die Dissertation von Fr. Mühlenpfordt „Einfluß der Minnesinger auf die Dichter des Göttinger Hains, 1899". Da der Verfasser in seiner fleißigen Arbeit alle Göttinger Dichter behandelt, so zeigt sich hier recht deutlich, daß Bürger auch in der Nachbildung des Minnesangs alle andern überragt und daher recht wohl eine eingehendere Betrachtung verdient.

Bereits 1891 veröffentlichte R. Sokolowsky Studien über „das Aufleben des altdeutschen Minnesangs in der neueren deutschen

Litteratur". Aber seine unter diesem Titel herausgegebene Jenaer Dissertation enthält nur das 1. Kapitel über „das Aufleben des Minnesangs in der Wissenschaft — 1759".

Erst Arnold E. Berger in seiner Ausgabe der Gedichte Bürgers und hierdurch vielleicht veranlaßt E. Elster stellten genauere Nachforschungen an. Elsters Beobachtungen erschienen 1895 im „Euphorion" 2, 776—81, „Bürger und Walther von der Vogelweide", woran dann Mühlenpfordt anknüpfte.

Von älteren Arbeiten, welche ich bei vorliegender Arbeit mit größtem Nutzen verwertet habe, nenne ich nur L. Uhland, „der Minnesang" in den „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. 5, 113—282, Stuttgart 1870", und R. E. Prutz, „der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Litteratur", Leipzig 1841".

Für den Minnesang kommt allein in Betracht: [Bodmer und Breitinger.] Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte CXL Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Rathes der uralten Zyrich. Theil 1 und 2. Zyrich 1758 und 59 [fortan zitiert als M mit Band- und Seitenzahl, Buchstabe a und b für linke und rechte Seite und Strophenzahl also M I 1a 1. Die Stellen sind nach den neueren Ausgaben gebessert].

Für Bürger benutzte ich: „Bürgers sämmtliche Werke" von A. W. Bohtz. Göttingen 1835; „Bürgers Gedichte". Herausgegeben von Arnold E. Berger. Aus Meyers Klassiker-Ausgaben Leipzig und Wien (1891) [fortan zitiert als B mit der Seitenzahl. Die Gedichte sind hier in ihren ältesten Fassungen und in chronologischer Reihenfolge abgedruckt]; „Gedichte von Gottfried August Bürger". Herausgegeben von Dr. A. Sauer. Kürschners deutsche National-Litteratur Bd. 78. Berlin und Stuttgart 1883 [fortan zitiert als S mit den Seiten- und Verszahlen. Die Gedichte stehen hier in den Fassungen und der Anordnung der Ausgabe von 1789]; A. Strodtmann, „Briefe von und an G. A. Bürger". Berlin 1874. 4 Bde.

Die übrigen gelegentlich herangezogenen Werke werden in der Arbeit selbst angeführt.

Von allen deutschen Dichtungen, welche uns aus dem Mittelalter erhalten sind, kann der Minnesang als eine der künstlerisch vollkommensten bezeichnet werden. Einzelne Lieder sind zu einem so wundervoll abgeschlossenen Ganzen geformt, daß sie auch bei den höchsten Ansprüchen, welche man an poetische Kunst stellen kann, volle Befriedigung hervorrufen müssen. Das künstlerische Können, welches hierin so außerordentlich zu Tage tritt, hatte besonders bei diesen kleinen poetischen Gebilden sich zu entwickeln Gelegenheit, denn gerade hier richtete sich die Aufmerksamkeit der Hörer auf alle Einzelheiten, und leichter als sonst merkte man irgend welche Mängel und Ungleichheiten, aber ebenso auch jede neue Feinheit im Vortrag, im Versbau und in der dichterischen Behandlung des Stoffes. Vor allem zeigt Walther von der Vogelweide, „d größte Lyriker des deutschen Mittelalters", welche Höhe künstlerischer Vollkommenheit der Minnesang erreichen konnte. Die frische Natürlichkeit, die Unmittelbarkeit des Gefühls, welche man an den ältesten Resten der Liebespoesie so wohlthuend empfindet, ist bei Walther verbunden mit hoher bewußter Kunst.

Wegen seiner großen poetischen Schönheiten mußte der Minnesang ein stetes Muster echter Poesie werden, und ein leuchtendes Vorbild, an dem nachfolgende Zeiten sich schulen konnten. Leider wurde dieser anregende Einfluß auf die Litteratur sehr erschwert, weil mit dem Verfall der Dichtkunst die Kenntnis des Minnesangs immer geringer wurde, und dieser schließlich ganz in Vergessenheit geriet. Nur große Codices, in welchen die Lieder vereinigt wurden, bewahrten ihn vor völligem Untergang. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wurden diese großen Sammelhandschriften, besonders die sogenannte Manessesche Prachthandschrift, welche jetzt in Heidelberg sich befindet, aus dem Dunkel hervorgezogen und kleine Teile daraus sogar durch den Druck veröffentlicht. Aber eine große Verbreitung fanden diese Publikationen schon deswegen nicht, weil die Sprache der Minnesänger damals nicht mehr für jeden ohne weiteres verständlich war. Höchstens war dies im Süden des deutschen Sprachgebiets der Fall, besonders im Gebiete des dem Mittelhochdeutschen näherstehenden schwäbisch-alemannischen Dialektes. Gerade in diesen Gegenden ist daher auch am meisten

für die Wiederbelebung des mittelalterlichen Minnesangs geschehen. Melchior Goldast, der am Anfang des 17. Jahrhunderts die ersten Veröffentlichungen aus der Manessehandschrift machte, war ein Schweizer. Die Erweiterung dieser Publikation, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgegebenen drei Foliobände von Johannes Schilters Thesaurus antiquitatum Teutonicarum erschienen in Ulm. Bei den ersten Versuchen, die altdeutschen Minnelieder dem Publikum wieder allgemeiner zugänglich zu machen, hat man in Zürich die größen Anstrengungen gemacht. Hier verschafften sich die Professoren Bodmer und Breitinger die große Liederhandschrift, welche damals in Paris aufbewahrt wurde; zwei Straßburger Professoren, Scherz und Schöpflin, leisteten dabei wertvolle Dienste. Vor allem war es Schöpflin, der die kostbare Handschrift zuerst nach dem damals französischen Straßburg brachte, und seiner persönlichen Vermittlung ist zu danken, daß sie auch ins Ausland weiter geliehen und den beiden Züricher Gelehrten anvertraut wurde.[1]) Nach mehrjährigen Studien über die Sprache der Minnesinger gaben diese 1748 „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts" mit grammatischen Anmerkungen und Glossar heraus. 1758 und 1759 folgte dann ein Abdruck der ganzen Handschrift unter dem Titel: „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte".

Dies ist die Ausgabe, welche länger als ein halbes Jahrhundert einzig und allein die Kenntnis des Minnesangs weiteren Kreisen vermittelte. Leider wird ihre Benutzung dadurch recht erschwert, daß Bodmer keine erläuternden Anmerkungen, kein Glossar

[1]) Die erste Kenntnis Bodmers von der Pariser Handschrift ergiebt sein Brief an Gottsched. (Zürich) 28. März 1735 Danzel, Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1855 S. 191 f. vgl. Crüger, Briefe oon Schöpflin und andern Straßburger Gelehrten an Bodmer und Breitinger in den Straßburger Studien, herausgegeben von E. Martin und W. Wiegand, Straßburg 1884. 2, 443. Erst Ende 1746 traf jedoch die Handschrift in Zürich ein, vgl. Scherz an Bodmer und Breitinger, Straßburg, 4. Juni 1746; Schöpflin an Breitinger, Straßburg, 2. September, 8. Oktober, 9. November 1746; Garantieschreiben des Züricher Bürgermeisters an den französischen Gesandten de Courteille, 12. November 1746; Crüger a. a. O. 464—68, vgl. jetzt auch Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum 200. Geburtstag. Zürich 1900, S. 40 f.

hinzufügte, auch nicht die einzelnen Lieder von einander schied oder durch Interpunktion dem Verständnis nachhalf, sondern alles möglichst genau so abdruckte, wie er es in der Handschrift fand. Daher konnte Herder noch 1793 mit Recht behaupten, daß „diese merkwürdigen und großentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erreget" hätten. „Warum", so fragt er, „liegt Bodmers Ausgabe in unsern Buchläden todt da?" Eben wegen ihrer genannten Mängel, denn Herder meint, sie habe „dem Leser zu viel zugemuthet, von ihm zu viel erwartet. Die gedrungene Menge der Verse von hundertundvierzig Dichtern übertäubte; und es mögen wenige in Deutschland seyn, die das intereßante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studirt und sich nutzbar gemacht haben. Diesen schreckt die Einförmigkeit, oder, wie er meint, die Trivialität des Inhalts, in dem so viel von Minne und Weibern, von May und Sommer, von Zucht und Ehre gesprochen wird, ab; jener kommt mit der Sprache nicht fort: Ein unverständliches Wort hindert ihn am Genuß der ganzen Strophe; ein Dritter, der alles gern an Stelle und Ort betrachtet, weiß nicht, wohin er diesen oder jenen erwähnten Umstand bringen soll? wer dieser Wenzel und Konrad, jener Rudolf oder Heinrich sei? er glaubt also, da er diese Gesänge mit der Geschichte nicht verbunden sieht, Stimmen außer aller Zeit, etwa das Erdmännchen zu hören, dem Bodmer in Einem seiner kritischen Briefe einige Strophen dieser Lieder in den Mund leget. Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben." [2])

Ganz so schlimm ist es zum Glück doch nicht gewesen. Allerdings sollte es noch lange dauern, bis alle Probleme, welche Herder hier aufwarf, gelöst wurden. Zunächst kam es auch gar nicht so ausschließlich darauf an, diese mehr wissenschaftlichen Fragen zu erörtern. Vor allem galt es damals, die Lieder der Minnesinger ästhetisch zu würdigen, um auf diese Weise ihre Verbreitung zu fördern und die Dichter auf sie hinzuweisen. Bodmer that dies

---

[2]) J. G. Herder, Zerstreute Blätter 5. Sammlung. Gotha 1793. 3. Brief S. 212 f. Suphans Ausgabe Bd. 16, 214 f.

auch nach Kräften. In der Vorrede der Ausgabe von 1758 spricht er von dem „innerlichen und poetischen Werthe, von den Empfindungen, Bildern und Gedanken" der Minnesinger, wie von ihrer „tychtigen Sprache", welche englische Schriftsteller wie Addison entzückt haben würden.[3] „Von der Artigkeit in den Gedanken und Vorstellungen der Minnesinger" handelt er in seinen, bereits von Herder erwähnten „Kritischen Briefen",[4] „von poetischen Zügen zum Lobe des Winters" bei den Minnesingern in den „Neuen kritischen Briefen".[5] Aber seine Bemühungen wären wohl allein von nur geringem Erfolge gewesen, wenn nicht damals überhaupt für jegliche echte Kunst offener Sinn geherrscht hätte. Darin liegt das Entscheidende, daß der altdeutsche Minnesang gerade in der Zeit wieder ans Licht gezogen wurde, als die deutsche Dichtung sich allenthalben von den alten hemmenden Fesseln befreite, um dann ihre Schwingen zu ungeahnt hohem Fluge zu erheben.

Schon lange bekriegte man den geschraubten und gekünstelten Stil. Zurück zur Natur und zu ursprünglicher Menschlichkeit lautete die Losung bereits für die Schäferpoesie, in der man sich deshalb dieses Kostüms bediente, weil der Hirtenstand für den Urstand der Menschen angesehen wurde. Man besang Liebe und Wein nach dem Vorbild von Horaz und Anakreon, wie Hagedorn und Gleim, und suchte ihnen nachzueifern in freier Natürlichkeit und schöner Form. Zu diesen Dichtungsarten wurden die Minnelieder in Beziehung gesetzt; kaum hatte Bodmer sie kennen gelernt, als er auch schon an den Pastor Lange nach Laublingen schrieb: „Es sind tausend Einfälle darinnen, deren Hagedorn sich nicht schämen dürfte"[6] — Hagedorn, „der erste neuere deutsche Dichter", wie Scherer[7]) sagt, „welcher den Geschmack und die Korrektheit der Minnesinger wieder erreichte und dadurch für unsere Litteratur

---

[3]) M. Vorrede S. XX und IV.

[4]) (Bodmer) Critische Briefe, Zürich 1746. Brief 12, S. 209 ff.

[5]) (Bodmer) Neue critische Briefe über ganz verschiedene Sachen, von verschiedenen Verfassern. Neue Aufl. Zürich 1764. Brief 44, S. 336 ff.

[6]) Bodmer an Lange, Zürich, 13. Juni 1747: Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Halle 1769 f. Teil 2, 57.

[7]) Scherer, Geschichte der neuern Litteratur. 8. Aufl. Berlin 1899. S. 374.

zurückgewann". Bodmer fand, daß der Minnesang wohl neben Hagedorns und Gleims Liedern bestehen könnte,[8]) und Gleim sprach die Ansicht aus, Walther von der Vogelweide zeige, „daß die Zeiten der sogenannten Minnesinger einen Anakreon und einen besseren als die unsrigen, schon gehabt hätten".[9])

Noch mit einer anderen Litteraturgattung brachte man den Minnesang in Verbindung, nämlich mit der Volkspoesie, welche damals ebenfalls aus dem Dunkel hervorgezogen wurde. Im Jahre 1765 erschien die englische Sammlung der reliques of ancient english poetry von Thomas Percy, die Herder dazu anregte, seine bahnbrechenden Anschauungen über das Wesen der lyrischen Dichtung aller Welt laut zu verkünden. Seinen Anforderungen entsprachen auch die Minnelieder des 13. Jahrhunderts, denn jeder spürte, daß hier Dichter, unmittelbar aus eigenem Herzen schöpfend, wahrhaft volkstümliche Kunst geübt hatten. Daher stellte man sie mit den nordischen Skalden und germanischen Barden, diesen alten Volkssängern, in eine Linie,[10]) nannte die Minnesinger „das jüngere Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter", wie Lessing, der gleichzeitig ihre naive Sprache und ursprüngliche deutsche Denkungsart besonders hervorhob.[11]) Wurden dadurch die Unterschiede, welche zwischen Schäferpoesie, Anakreontik, Volkslied und Minnesang bestehen, ganz verwischt, so wird es nicht sonderlich wunder nehmen, wenn auf die durch den Minnesang angeregten Lieder auch alle die genannten Dichtungsarten einen erheblichen Einfluß gewannen.

Wenden wir uns nach diesen allgemeineren Betrachtungen nunmehr den Dichtungen zu, welche durch den Minnesang veranlaßt worden sind. Dabei wird es passend sein, zunächst deren hauptsächlichste Verfasser namhaft zu machen und die

---

[8]) Bodmer an Lange, Zürich, 12. September 1747: Lange, Sammlung a. a. O. 1, 156.

[9]) (Gleim) Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773. Vorbericht.

[10]) S. Rambach, Vermischte Abhandlungen aus der Geschichte und Litteratur. Halle 1771. S. 315 ff. Gedanken von den Minnesingern. S. 351 ff.

[11]) Vorrede zu Gleims Grenadierliedern 1758. S. Seufferts Deutsche Litteraturdenkmale No. 4. S. 5.



Art und Weise ihrer Behandlung durch einige Beispiele zu erläutern. Erst dann werden wir zu einer eingehenden Besprechung der Bürgerschen Werke übergehen, um hier dem Einfluß nachzuspüren, welchen der Minnesang auf diesen begabtesten der Göttinger Dichter ausgeübt hat.

Der erste, welcher sich von den alten Minneliedern zu neuen Gedichten begeistern ließ, war Gleim, den Rambach den „besten Minnesinger unseres Zeitalters“ [12]) nennt. Bei ihm kann man besonders den Einfluß anderer Dichtungsarten bemerken, von denen vorhin die Rede war.

In dem folgenden Schäfergedichtchen [13]) wird man nicht die Nachahmung eines Minneliedes vermuten:

Ein Gedichtchen.

Unter ihren lieben Schafen
Fand ich eine Hirtin schlafen,
Zucht und Unschuld im Gesicht.
Ihre rothen, zarten, süssen,
Losen, lieben Lippen küssen
Konnt' ich nicht.

Nur die „rothen, zarten, süssen, losen, lieben Lippen“ finden ihr Vorbild in dem „klaren zarten süezen lôsen lieben lîp“ des mittelhochdeutschen Minneliedes (M I 2 a 5), welches Gleim nach seiner eigenen Angabe zu dem Gedichtchen angeregt hat. Überhaupt hat Gleim bei seinen Nachdichtungen gern blos einzelne Ausdrücke aus dem Original in sein sonst ganz frei behandeltes Gedicht übernommen.

So auch bei dem folgenden Lied: [14])

Das Andenken.

Auf diesem Klee hat sie gesessen,
Und meine Laute mir gestimmt!
O Gott, wie könnt' ich sie vergessen!
Die mir so viel Gedanken nimmt!

[12]) Rambach a. a. O. S. 318.
[13]) (Gleim) Gedichte nach den Minnesingern, a. a. O. S. 21.
[14]) (Gleim) Gedichte nach Walter von der Vogelweide. 1779. S. 26.

Auf diesem Klee hat sie gesessen,
Und einen Apfel mir geschält,
O Gott, wie könnt' ich sie vergessen!
Die mir auf allen Auen fehlt!

Auf diesem Klee hat sie gesessen!
Und ihre Liebe mir geküßt!
O Gott, wie könnt' ich sie vergessen!
Die mir so gut gewesen ist!

Hier haben ihm, wie er selbst anführt, die Verse Walthers von der Vogelweide vorgeschwebt (M I 122 a 6):

ich mac der guoten niht vergezzen noch ensol,
diu mir sô vil gedanke nimet!

In anderen Fällen schließt er sich enger an das Original an, wie aus dem nachstehenden Beispiel[15]) zu ersehen ist:

Ein Lied. Nach dem Wildonie.

Liebe hebt sich in den Augen,
Fliegt in Herzen, sitzt darin!
Liebe mag zu Liebe taugen,
Liebe winkt, ich fliege hin!

Dieses Lied, emporgeschwungen
In ein Nestchen, unterm Dach,
Hat ein Vögelchen gesungen,
Und ich lieb' und sing es nach.

Das Vorbild lautet (M I 194 a 2):

Liep daz hebt sich in den ougen
unt gât in daz herze mîn;
sô sprichet liep ze liebe tougen:
liep, wan solt' ich bî dir sîn!
disiu liet diu hat gesungen
vor dem walde ein vogellîn.

Nur an einer Stelle ist hier der Sinn geändert, wo Gleim statt des im Neuhochdeutschen verloren gegangenen Adverbs tougen = heimlich, das ähnlich klingende Verb „taugen" setzt, um den Reim beizubehalten.

[15]) (Gleim) Gedichte nach den Minnesingern a. a. O. S. 94.

Gleims Nachahmungen sind nicht die einzige unmittelbare Frucht, welche die Beschäftigung mit den Minnesingern für die moderne Litteratur gebracht hat. Freilich verfaßte niemand so viel Minnelieder wie er. Aber wichtiger, gehalt- und kunstvoller ist das, was die Göttinger Dichter im Anschluß an den Minnegesang geschaffen haben. Gottfried August Bürger hat hierbei zwar keine führende, aber doch eine bedeutende Rolle gespielt und mehrere Jahre hindurch im Freundeskreise „Minnelieder" gesungen. Wahrscheinlich ist ihm zuerst in Göttingen altdeutsche Poesie vor Augen getreten, als er im Juli 1769 Schilters Thesaurus aus der Bibliothek entlieh.[16]) Aber daß sie ihn damals schon fesselte, davon ist kein Zeugnis vorhanden. Erst Johann Martin Miller, welcher im Herbst 1770 in Göttingen immatrikuliert wurde, machte Bürger mit dem altdeutschen Minnesang bekannt. Aus Ulm gebürtig, besaß Miller in seiner schwäbischen Mundart ein Mittel, die alte Sprache der Minnesänger besser zu verstehen als Norddeutsche. Um ihn sammelte sich bald ein kleinerer Freundeskreis — zu dem auch Bürger gehörte — der unter seiner Anleitung den Minnesang kennen und schätzen lernte. Durch diese gemeinsamen Studien kam den Freunden die „einfache Schönheit" der deutschen Sprache recht zum Bewußtsein und machte sie ihnen lieb und wert. Sie planten ein großes deutsches Wörterbuch, in dem „alle Wörter, veraltete und unveraltete, aus ihrer ersten Quelle abgeleitet und ihre immer veränderten Bedeutungen angezeigt" werden sollten. Sie stellten die Forderung auf, daß altdeutsche Schriften, wie der Minnesang vor allem, eingehend auch von einem Übersetzer fremdsprachlicher Meisterwerke studiert werden müßten, damit er, wie Johann Heinrich Voß sich einmal ausdrückte, „die alte Nerve" wieder bekomme, „die die deutsche Sprache ehedem hatte, und durch das verwünschte Latein und Französisch ganz wieder verloren hat".[17]) Das Gleiche verlangt auch Bürger in seinen 1771 geschriebenen „Gedanken über die

[16]) K. Goedeke, Gottfried August Bürger in Göttingen und Gelliehausen. Aus Urkunden. Hannover 1873, S. 79.

[17]) Voß an Landprediger Brückner, Göttingen. 24. Februar 1773: Briefe von Joh. Heinr. Voß. Halberstadt 1829. Bd. 1, 130. — Voß in der Vorrede zu Höltys Gedichten. Weißenfels 1814, S. XX.

Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer", wo er zum erstenmale der Minnesinger Erwähnung thut.[18]) In seiner Vorrede zur Ausgabe der Gedichte von 1778 tritt Bürger besonders kräftig dagegen auf, in deutschen Worten unnötige Buchstaben beizubehalten. „Liebe Brüder," so heißt es dort, „wenn ihr eure Sprache lieb habt, so tretet dem Schlendrian auf den Kopf und richtet euch nach den Regeln der Vernunft und einfachen Schönheit, nach welcher sich schon größtentheils die Minnesinger richteten, ehe die nachfolgenden plumpern Jahrhunderte die Sprache mit so vielen unnöthigen Buchstaben überluden. Jene schrieben fast gar kein Dehnungs-h; und das giebt der Sprache ein noch einmal so einfaches, reines und schönes Ansehen." [19]) Demnach hat der Minnesang vielfach Bürgern bei der Regelung seiner Orthographie als Vorbild gedient. Über die Bestrebungen, welche die Göttinger mit ihren Minnesangstudien verfolgten, hat sich Miller selbst am ausführlichsten ausgesprochen. Eine Stelle lautet folgendermaßen: „Bürger, Hahn, Hölty, Voß und ich fiengen an, um die damalige Zeit die Minnesinger gemeinschaftlich zu lesen und zu studieren. Voll von der Einfalt und Süssigkeit dieser Sänger, ganz in ihre Zeiten zurückgezaubert, versuchten wirs, ihnen etliche Lieder nachzusingen, und hatten dabey die Absicht, zum Studium dieser Denkmale deutscher Dichtkunst mehrere zu ermuntern, und sie auf wahre Simplicität und auch verschiedene alte gute Wörter aufmerksam zu machen." [20]) An einer anderen Stelle sagt Miller von den neuen Minneliedern: „Sie sind das zufällige Spiel einiger Freunde, die, indem sie die alten, freylich nicht genug genutzten Überbleibsel des schwäbischen Zeitpunkts mit einander lasen, versuchen wollten, ob man auch nicht einmal ganz in dem Geiste der Minnesinger dichten und bey der Gelegenheit einige alte Wörter retten könnte, die nicht hätten untergehen sollen." [21])

Neben den Namen der neuen Minnedichter lernt man aus diesen Ausführungen auch deren Absichten aufs deutlichste kennen.

[18]) Bürgers Werke, Bohtz 138.

[19]) Bürgers Werke, Bohtz S. 326.

[20]) Joh. M. Miller, Gedichte. Ulm 1783 im Register S. 471.

[21]) Göttinger Musenalmanach (fortan MA.) für 1774 im Register zu S. 195.

Einmal streben sie nach der Wiederbelebung der alten Liebeslieder, dann aber auch nach Wiedereinführung alter Wörter, die außer Gebrauch gekommen sind. Vieles hiervon hat sich nicht als lebensfähig erwiesen; aber manches wurde von neuem dem Wortschatz der deutschen Sprache einverleibt, so vor allem das Wort „Minne“ mit seinen zahlreichen, gleichfalls der älteren Sprache nachgebildeten Zusammensetzungen wie Minnelied, Minnesold, Minnespiel, Minnedienst, minniglich u. a.[22])

Bürger gefiel sich besonders in solchem Neuausgraben veralteter Wendungen. So spricht er von „Gift“ statt „Gabe“ (Danklied B. 43 S. 50, 17), von „Genieß“ statt „Genuß“ (Minnesold B. 51, S. 57, 20. — Schwanenlied B. 89, S. 78, 15), von „verschaffen“ statt „umschaffen“ (Untreue über alles B. 188, S. 239, 47), von „all säuberlich und nett“ statt „ganz säuberlich und nett“ (Graf Walter B. 285, S. 265, 138. 146). Manchmal erklärt er in einer eigenen Anmerkung, wie bei „lechen“ für „lechzen“ (Schwanenlied B. 89, S. 78, 11. Lenardo und Blandine B. 94, S. 192, 77), daß der Ausdruck in der alten Sprache gebräuchlich sei. Nur für einige dieser entlehnten Wörter sei auf Belegstellen in der Bodmerschen Minnesang-Ausgabe verwiesen. „Meinen“ in der Bedeutung von „lieben“, wie Bürger es in seinem Lied „Das Mädel, das ich meine“ (B. 104, S. 76 und 447) braucht, kommt dort häufig vor; so M I 146 a 3 (Hiltbolt von Swannegön) Dast mîn vrouwe, die ich dâ meine (dsgl. M I 144 a 2, II 167 b 3.) M II 113 b 1 (Giunther von dem Vorste) heißt es:

> si senfte, si sueze, si reine
> die ich mit triuwen unt [mit] stæte meine.

M I 161 a 5. (Wachsmuot von Kuinzingen) meinet (mich) mîn vrouwe, als ich si meine. Sowohl in „des Schäfers Liebeswerbung“, wie in der „Entführung“ setzt Bürger die alte Form „bis“ für „sei“.[23]) „Komm', bis mein Liebchen, bis mein Weib!“

---

[22]) s. die Zusammenstellungen bei Mühlenpfordt a. a. O., S. 82—84.

[23]) Bürger kann diese Form auch aus Luthers Schriften kennen, der sie ebenfalls braucht: Vgl. z. B. Vom Himmel hoch Strophe 8. Bis willekomm, du edler Gast!

(B. 149, S. 83, 1.) „Bis wohlgemut und tummle dich!“ (B. 154, S. 216, 61. 65). So auch die Minnesinger in ihren Liedern: M I 19 a 2 (Heinr. von Veldeke) Lâ mich wesen dîn, unt bis du mîn; oder M I 194 b 5. (von Scharpfenberg) Meye, bis uns willekomen (vgl. M I 15 b 3); oder M II 154 a 3 (Reinmar von Zweter) Gelobt bis, muoter, reiniu meit. „Kunft“ für „Ankunft“ (St. Stephan B 172, S. 208, 52) findet sich z. B. M I 103 b 2; 128 a 4 (Walther v. d. Vogelweide) M II 34 b 5; (Ulrich von Lichtenstein); „Spring“ für „Quelle“ (Froschmäusler B 196, S. 506, 66) auch M II 7 b 3 (Klingsor von Ungerlant) brunnen springe (ebenso M II 8 a), und „bekleiben“ für „haften bleiben“ (Fragment B 370, S 401, 18) steht ebenfalls M I 112 b 7 bei Walther von der Vogelweide.[24])

Wichtiger als diese Versuche, alte Wörter wiederzubeleben, waren die Bemühungen, die alten Minnelieder nachzusingen. Sie haben wirklich zu deren Verbreitung und Würdigung erheblich beigetragen.

Am besten begrenzt man die Zeit dieser gemeinsamen Bestrebungen der Göttinger Dichter nach dem Aufenthalte Millers in Göttingen, des „Anführers zu der Sprache der Minnesinger“, wie Voß ihn einmal bezeichnet.[25]) Im Herbst 1770 kam dieser nach der hannoverschen Universitätsstadt und im Herbst 1774 verließ er sie, um nach Leipzig überzusiedeln. In diesen Jahren, hauptsächlich aber 1772 und 1773 hat der neue Minnesang dort am Leineflusse geblüht. Die Göttinger Musenalmanache für die Jahre 1773 und 1774 sandten die meisten derartigen Minnelieder in die Welt.

Der erste Dichter, welcher sich der Öffentlichkeit als Minnesinger[26]) zeigte, war Bürger. Im Almanach für 1773 erschien sein reizendes Minnelied:

---

[24]) Vgl. jetzt die fleißige Zusammenstellung über sprachliche und stilistische Einwirkung der Minnesinger bei Mühlenpfordt a. a. O. S. 82—100.

[25]) Voß, Vorrede zu Höltys Gedichte a. a. O. S. XX.

[26]) Vgl. Boie an Knebel, Göttingen 27. Aug. 1772. K. L. von Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Leipzig 1840. Bd. 2, 134 f.

*

Der Winter hat mit rauher Hand
Die Pappel abgelaubt —[27])

auf das später noch zurückzukommen ist. Obwohl Bürger schon Ostern 1772 Göttingen verließ und also die anregenden, gemeinsamen Studien mit Miller sehr bald abbrechen mußte, widmete er sich der Sache auch später noch mit besonderem Eifer. An Boie, den Herausgeber des Musenalmanachs, schrieb er einmal aus Gelliehausen: „Sagen Sie doch Millern, daß ich einige von den mir neülich abgeschriebenen Minneliedern ihm bis zum närrisch werden beneidete. — Ich verzweiffle beynahe, daß ich so minniglich singen werde.“ [28]) Und im nächsten Almanach[29]) sang er dem Minnesänger Miller seinen „Minnesold“ zu. Auch wissen wir, daß Bürger sich durch Millers Vermittlung die Bodmersche Ausgabe anschaffte. Fast anderthalb Jahre, von Januar 1774 bis Juli 1775 zieht sich durch seine Korrespondenz die Bitte Millers, ihm doch „das Geld für die Minnesinger“, 3 Thaler 18 gute Groschen, zu senden. Schließlich trat „der böse Miller“, wie Bürger ihn daraufhin nannte, als er an Boie eine Zahlung zu leisten hatte, diesem die Geldforderung ab.[30]) Jedenfalls war Bürger durch den Besitz der Minnesingerausgabe in den Stand gesetzt, sich gründlichst in den Geist dieser Dichtungen zu vertiefen. In seinem Briefwechsel mit Boie finden wir sogar eine Stelle, in der Bürger höchst wahrscheinlich Worte Walthers von der Vogelweide benutzt hat. Es sind das Verse, die er später nicht in seine gesammelten Werke aufnahm, die ihm vielmehr aus der Feder flossen, als er seinem Freunde sein Liebesglück mitteilte. „— Ach! da kommt sie her, die minnigliche, die mein Herz mit allen ihren Tugenden und Fehlern, so wie sie da ist, über alles in der ganzen

[27]) MA 1773, S. 55.

[28]) Bürger an Boie, Gelliehausen, 22. April 1773. Strodtmann: a. a. O. 1,106.

[29]) MA 1774, S. 164.

[30]) Miller an Bürger. Göttingen 13. Januar, 19. Januar 1774 (Strodtmann 1, 185 f., 190 ff.). Bürger an Miller, Gelliehausen 19. Jänner 1774. (1, 189 f.), Boie an Bürger. Göttingen 2. Juli 1775. (1, 231 f.), Bürger an Boie, Niedeck 10. Juli 1775, (1, 234 f.).

weiten Welt liebt. Mag sie doch andern nichts seyn, mir ist sie alles.

Jeder Minner hat die Seine
Und die Seine lobe, wer da will!
Mag er doch in gleichen Weisen
Seines Herzens Holdin preisen!
Nur die Meine laß' er mir!
Lobt er dort so lob ich hier."[31])

Im Gedanken und auffallend auch in den letzten Worten stimmen damit Walthers Verse (M I 118 b 2) überein:

gern ich in allen dienen sol:
doch hân ich mir dise ûzerkorn.
ein ander weiz die sînen wol:
die lob er âne mînen zorn:
hab ime wîs unde wort
mit mir gemeine: lob ich hie, sô lob er dort.[32])

Die Nachdichtungen der Göttinger unterscheiden sich schon dadurch von denen Gleims, daß sie erheblich weniger von dem mittelhochdeutschen Original abhängig sind. Nur ausnahmsweise sind es wirkliche Nachdichtungen im prägnanten Sinne des Wortes, bei welchen die Verfasser ganz bestimmte alte Lieder vor Augen gehabt haben. Eine solche Ausnahme ist z. B. das Lied Millers, welches er „nach Herrn Walther von der Vogelweide, Sammlung von Minnesingern I. Th. S. 113" gesungen hat;[33]) die günstige Gelegenheit, hier ein neues Minnelied mit dem alten unmittelbar in Vergleich setzen zu können, soll daher nicht unbenutzt vorübergelassen werden.

Bei der großen Meisterschaft Walthers, welche sich ganz besonders in diesem Liedchen offenbart, ist schon von vornherein

[31]) Bürger an Boie, Niedeck, 7. März 1774. Strodtmann 1, 199 f. Vgl. Berger. S. 413 f.

[32]) Mühlenpfordt (a. a. O. S. 33—36) spürte diesen Gedanken Bürgers auch in dessen Gedichten nach und fand ihn sowohl in der „Elegie" (S. 98, 65 ff., B. 115) aus dem Jahre 1776, wie auch in dem „hohen Lied von der Einzigen" (B. 273, S. 132, 321 ff.), zwei Gedichten, die uns später noch manche Anklänge an den Minnesang zeigen werden.

[33]) MA 1774, S. 195.

**

anzunehmen, daß Millers Nachdichtung dagegen sehr matt erscheinen wird. Der Vergleich ist aber äußerst lehrreich, weil er zeigt, in welcher Weise die Göttinger sich eine solche Nachdichtung alter Lieder dachten. Inhalt und Situation sind in unsern vorliegenden Gedichten ganz die nämlichen. Die Art der Behandlung jedoch hat Miller — nicht zum Vorteil des Gedichtes — vollständig geändert. Gewisse Wendungen erinnern zwar noch an das Original, aber dessen Frische und Natürlichkeit hat einer sentimentalen Empfindsamkeit weichen müssen, die später in Millers thränenreichem Siegwart-Roman noch litterarische Berühmtheit erlangen sollte. Man höre nun beide Lieder selbst.

Under der linden
an der heide,
dà unser zweier bette was,
dâ mugent ir vinden
schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
suoze sanc diu nahtegal.

Ich kam gegangen
zuo der ouwe:
dô was mîn friedel komen ê.
dâ wart ich enpfangen
hêre frouwe
daz ich bin sælic iemer mê.
kust er mich? wol tûsent stunt:
tandaradei,
seht, wie rôt mir ist der munt.

Dô het er gemachet
alsô rîche
von bluomen eine bettestat.
des wirt noch gelachet
inneclîche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
bî den rôsen er wol mac,
tandaradei,
merken wâ mirz houbet lac.

Daz er bî mir læge,
wessez iemen
(nu enwelle got!) sô schamt ich mich,
wes er mit mir pflæge.
niemer niemen
bevinde daz, wan er unt ich
und ein kleinez vogellîn:
tandaradei,
daz mac wol getriuwe sîn.

Lied: nach Herrn Walther von der Vogelweide.

Ein schöner, junger Rittersmann
Schleicht mir den ganzen Tag,
Vom allerersten Morgen an
Bis an den Abend, nach.

Ich aber meid' ihn für und für
Und flieh' ihn überall,
Weil es mit vielem Ernste mir
Die Mutter anbefahl.

Doch thut es mir im Herzen leid,
Daß ich ihn meiden soll,
Denn sein Gesicht voll Freundlichkeit
Gefällt mir gar zu wohl.

Heut sprach er viel von Angst und Noth,
Zuletzt von Sterben gar,
Und ward dabey so roth, so roth,
Als kaum der Himmel war.

Ich konnt' ihm wahrlich nicht entfliehn;
Denn weinend bat er mich,
Und weinend setzt' ich neben ihn
Auf's Blumenlager mich.

Den Mund, so sehr ich's ihm verbot,
Hat er mir so geküßt,
Daß er noch itzo feuerroth
Von seinen Küssen ist.

Die ganze Stätte, wo ich saß,
Bedeckt' er mir mit Moos,
Und streute Blumen aus dem Gras
Mir freundlich in den Schooß.

Man sieht, ich fürchte, noch die Spur
Von unsrer Lagerstatt.
O guter Himmel! wenn man nur
Uns nicht belauschet hat!

Doch war kein Mensch im ganzen Thal,
Und dunkel war der Hain;
Und die geliebte Nachtigall
Wird doch verschwiegen seyn?

Durch die Millersche Behandlung scheint das Lied länger geworden zu sein, obwohl die Verszahl nicht zugenommen, sondern nur das Verhältnis von Strophe und Vers sich umgekehrt hat: hier 9 Strophen zu 4 Versen, dort 4 Strophen zu 9 Versen. Aber Walther hat durch die spielend sichere Behandlung der schwierigen Strophe seinem Gedicht einen unvergleichlichen rhythmischen Schwung gegeben, während Miller in einen einförmigen, fast bänkelsängerisch klingenden Ton verfällt. Da sind Gleims 6 Verse,[34]) welche dem Waltherschen Lied ihre Entstehung verdanken, wenn auch völlig anspruchslos, so doch charakteristischer, weil sie die Strophenform Walthers beizubehalten suchen. Sie lauten:

Die Erinnerung.

Unter'n Linden
Wo sie mir zur Seite saß,
Könnt' ihr finden,
Blumen und gebrochnes Gras,
Vor dem Walde, Dal de Dall,
Schön sang uns die Nachtigall!

Die meisten der neuen Minnelieder der Göttinger gehen, wie schon gesagt, nicht auf bestimmte mittelhochdeutsche Vorlagen zurück, sondern sind freie Nachdichtungen „im Geiste der Minnesinger", wie Miller an der oben bereits erwähnten Stelle sich ausdrückte. Mühlenpfordt nennt sie „Zusammenstellungen minnesingerischer Ausdrücke und Wendungen, die von Liebe und Mai, von Minneschmerz und Winterleid handeln".[35]) Oft sind daher

[34]) (Gleim) Gedichte nach Walther S. 17.
[35]) Mühlenpfordt a. a. O. S. 44.

die Beziehungen zum Minnesang nur lose. So bei einem Liedchen Millers,[36]) das ihn von vorteilhafterer Seite zeigt und das Bürger zu den Minneliedern rechnete, um welche er Miller „bis zum närrisch werden“ beneidete. Hier weiß Miller mit Geschick eine abwechslungsreiche Strophe zu bauen und im Gedichte durchzuführen. Es lautet:

Der Frühling.

Siehe mein Röschen, der Frühling ist da;
Freuden die Fülle sind ferne, sind nah;
Blumen entspringen;
Vögelein singen,
Daß die Gebirg' und die Thäler erklingen.

Laßt uns besuchen den seligen Plan,
Wo wir uns beyde das erstemal sahn:
Blumen entsprangen;
Vögelein sangen,
Daß die Gebirg' und die Thäler erklangen.

Aber ich wandelte traurig umher,
Fühlte die Freuden des Mayen nicht mehr,
Blickte darnieder;
Blumen und Lieder
Waren dem liebenden Jüngling zuwider.

Bis du mein einsames Klagen gehört,
Und mir die Thränen in Lachen verkehrt.
Jetzo erfreuen
Wieder von neuem
Mich die gesegneten Tage des Mayen.

Die Stimmung des Liebenden gegenüber der Natur, die mit der Neigung oder Abneigung der Geliebten wechselt, ist ein Motiv, welches sehr häufig im Minnesang zu finden ist. Ein ander Mal führt Miller aus, wie der Liebende durch den Anblick der Geliebten seiner Sinne beraubt, alles vergißt, was er ihr zu sagen sich vorgenommen. Die Verse finden sich in seinem „Minnelied an mein Liebchen“:[37])

[36]) MA. 1774, S. 36.

[37]) MA. 1774, S. 31. Vers 3, 5. Über Miller siehe Näheres jetzt bei Mühlenpfordt a. a. O., S. 42—46.

Einen ganzen Sommer lang
Übt' ich mich im Minnesang;
Aber kriegt' ich dich zu sehen,
Ach! da war's um Minnesang
Und um mich zugleich geschehen.

Jeden Reigen hielt ich mit,
Lernte künstlich Tanz und Schritt
Nach der Regel abgemessen;
Aber, wenn zu dir ich schritt,
Ach! da war die Kunst vergessen.

Auch dies ist eine Beobachtung, die sich mehrfach aus dem Minnesang belegen läßt. So singt Walther von der Vogelweide [38])

als ich under wîlen zir gesitze,
sô si mich mit ir reden lât,
sô benimt si mir sô gâr die witze,
daz mir der lîp al umme gât.
swenne ich iezuo wunder rede kan,
gesihet si mich einest an,
sô hân ichs vergezzen,
waz wolde ich dar gesezzen.

Bei den meisten Liedern ist der Einfluß des Minnesangs schon daran kenntlich, daß dort eben das Wort „Minne" an Stelle von „Liebe" getreten ist. In vielen Liedern kehrt dieses Wort und seine Zusammensetzungen mehrmals wieder. In Bürgers „Minnesold" ist es nicht weniger als 15 mal in den 8 Strophen zu finden. Auch in einem Minnelied von Voß [39]) fällt die Vorliebe für dieses Wort auf. Es heißt:

Der Holdseligen
Sonder Wank
Sing' ich fröhlichen
Minnesang:
Denn die Reine,
Die ich meyne,
Giebt mir lieblichen Habedank.

Ach! bin inniglich
Minnewund!
Gar zu minniglich
Dankt ihr Mund;
Lacht so grußlich,
Und so kußlich,
Daß mir's bebt in des Herzens Grund.

---

[38]) M I 138 b 7. Vgl. I 54 a 1. 4. II 190 a 5, 197 a 6.

[39]) MA. 1774, S. 203. Über Voß, vgl. ebenfalls jetzt Mühlenpfordt S. 38—42), der zwei Minnelieder anführt und bespricht.

Gleich der sonnigen
Veilchenau,
Glänzt der wonnigen
Augen Blau;
Frisch und ründchen
Ist ihr Mündchen,
Wie die knospende Ros' im Thau.

Ihrer Wängelein
Lichtes Roth
Hat kein Engelein,
So mir Gott!
Eya! säß' ich
Unabläßig
Bey der Preißlichen bis zum Tod.

Das Versmaß erinnert stark an das Waltherſche „under der linden", wenn es auch nicht genau damit übereinstimmt. Einzelne Worte sind bei den Minnesingern zu belegen: sunder wanc (M I 15 b 6 Otto von Bottenlaube vgl. I 21 b 5. 44 b 4. 49 a 7. 148 b 6. II 42 b 3. 70 b 2) und habedanc (M I 11 a 4. 108 a 6. 131 a 4. II 31 b 1. 33 a 6. 34 b 3. 213 b 1.) Wolfram von Eschenbach (I 188 b 2) sagt: lachelichez grüezen und ein kuslich munt findet sich M I 162 a 4. Voß sagt selbst von diesem Minneliede, „die ungewöhnlichen Wörter sind alle minnesingerisch, ausgenommen sonnigen, wonnigen und ründchen, welche ich gewagt habe".[40])

Bei Hölty[41]) — um auch von diesem Minnesänger ein Gedicht anzuführen — finden wir ein Lied,[42]) welches unverkennbar durch das Waltherſche Lied: „sô die bluomen ûz dem grase dringent" beeinflußt worden ist. Es lautet:

Minnelied.

Es ist ein halbes Himmelreich,
Wenn, Paradiesesblumen gleich,
Aus Klee die Blumen dringen;
Und wenn die kleinen Vögelein
Im Garten hier und dort im Hain,
Auf grünen Bäumen singen.

---

[40]) Voß an Brückner, Göttingen 18. April 1773. Briefe von J. H. Voß, hgb. von Abraham Voß, Halberstadt 1829. Bd. 1, 137.

[41]) Mühlenpfordt (S. 46—52) urteilt: daß „außer Bürger vielleicht keiner soviel Glück in der Nachahmung der Minnesinger hatte, wie Hölty".

[42]) K. Halm, Gedichte von Hölty: Bibliothek der deutschen Nationallitt. des 18. und 19. Jahrh. Leipzig, Brockhaus 1870, S. 97. — Sauer, der Göttinger Dichterbund Teil 2. Hölty. Kürschners Nationallitter. Bd. 50, 1. Stuttgart 1893, S. 80.

Doch daß ist noch ein reines Weib,
Von Seele gut und schön von Leib,
In ihrer Jugendblüte.
Wir lassen alle Blumen stehn,
Das liebe Weibchen anzusehn,
Und freun uns ihrer Güte.

Den Anfang:

ez ist wol halb ein himelriche

und das Ende:

wir lâzen alle bluomen stân,
und kapfen an daz werde wîp

(M I 116 a 1, 2) sind nahezu wörtlich herübergenommen. Gleim regte dasselbe Lied sogar zu zwei Gedichten („An die Schönen" und „Das schöne Weib") an, die sich noch mehr an das Original anschließen und von denen das zweite zum Vergleiche mitgeteilt sei.

Das schöne Weib.[43])

Den May, so schön, so prächtig wie jetzunder
Sah ich, in meinem Leben nicht,
Er bringt uns alle seine Wunder
Der Schönheit, vor's Gesicht!
Und doch, was ist so schön,
Als unsrer Winli schlanker Leib?
Wir lassen alle Blumen stehn,
Und gaffen an, das schöne Weib!

Auf eine zweite Anlehnung Höltys an ein Waltherſches Lied hat Mühlenpfordt (S. 49 f.) aufmerksam gemacht. Das 1773 gedichtete „Vaterlandslied"[44]) hat sein Vorbild in Walthers „ir sult sprechen willekomen" (M I 119 b 2 ff.). Den Preis des Vaterlandes und ihrer Bewohner schließen beide Dichter mit den gleichen Worten:

Vaterlandslied.

Gesegnet mir, mein Vaterland,
Wo ich so viele Tugend fand,
Gesegnet mir, mein Vaterland!

[43]) (Gleim) Gedichte nach Walther, S. 49.
[44]) Sauer a. a. O. S. 89 f. Hahn a. a. O. S. 106.

Die Männer haben Heldenmut,
Verströmen Patriotenblut
Sind edel auch dabei und gut.

Die Weiber sind den Engeln gleich
Es ist, fürwahr ein Himmelreich,
Ihr Preislichen, zu schauen euch.

Sie lieben Zucht und Biedersinn.
O selig Land, worin ich bin!
O möcht' ich lange leben drin!

und Walther:

tiusche man sint wol gezogen
rehte als engel sint diu wîp getân . .
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

In einem andern Gedichte Höltys, welches unzweifelhaft ebenfalls durch den Minnesang inspiriert ist,[46]) findet sich eine sonst ungebräuchliche, dort aber häufig vorkommende Interjektion, welche einige Male Anwendung auch bei Bürger findet, der ja für dergleichen eine ausgesprochene Vorliebe gehabt hat. In Bürgers „Dörfchen“ (B. 32. S. 274, 112), wie in der „Abendphantasie eines Liebenden“ (B. 103. S. 66, 17. 21) stößt man auf das befremdliche „Ahi!“, welches damals in den Übersetzungen der Minnesinger meist mit „Ach“ wiedergegeben wurde.[47]) Dietmar von Aist (M I 39 b 2) beginnt ein Lied:

Ahy nu kumet uns diu zît
der kleinen vogellîne sanc.[48])

---

[46]) Vgl. auch das im Könnekeschen Bilderatlas in der Handschrift des Dichters wiedergegebene Gedicht „Frühlingslied“. Zweite Auflage. Marburg 1895, S. 258.

[47]) Vgl. Rambach a. a. O., S. 340 f.

[48]) Vgl ferner M. I 7 a 1. 31 b 5. 49 a 4. 5. 116 b 1. 193 b 4. II 60 a. 68 b 4. 182 a 2. 205 a 3. 210 b 3. Die Schreibung Ahi findet sich M. I 131 a 4 132 a 5. II 74 b 1. 101 a 1. 221 b 2 die Form Ahey M. I 5 b 4.

das Höltysche Gedicht[49]) lautet:

Mailied.

Willkommen, liebe Sommerzeit,
Willkommen, schöner Mai,
Der Blumen auf den Anger streut
Und alles machet neu.

Die Vögel höhen ihren Sang,
Der ganze Buchenhain
Wird süßer, süßer Silberklang,
Und Bäche murmeln drein.

Roth stehn die Blumen, weiß und blau,
Und Mädchen pflücken sie,
Bald auf der Flur, bald auf der Au,
Ahi, Herr Mai, Ahi!

Ihr Busen ist von Blümchen bunt,
Ich sah ihn schöner nie,
Es lacht ihr rosenrother Mund,
Ahi, Herr Mai, ahi!

Von allen damaligen Nachdichtungen des Minnesangs, mit denen man durch die bisherigen Proben nunmehr hinreichend bekannt sein wird, zeigen die Bürgerschen die größte Unabhängigkeit von dem altdeutschen Original. Auch bei seinen Nachdichtungen aus fremden Sprachen ist Bürger dem gewählten Vorbild gegenüber stets sehr frei verfahren. Er selbst sagt einmal darüber: „Man bilde sich nicht ein, als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetschet hätte. Öfter hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich deutsch dar und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen.“[50]) Schon wegen dieser Eigenart Bürgers ist es demnach unwahrscheinlich, daß in seinen Werken direkte Entlehnungen aus den Minnesingern sich finden; aber auch an bestimmte alte Minnelieder hat sich Bürger nicht angeschlossen. Er selbst nennt kein

[49]) Sauer a. a. O., S. 81 f. Halm S. 98.
[50]) Vorrede zur Ausgabe 1778. Bohtz S. 325.

einziges, das ihm als Vorbild gedient hat. Unter diesen Umständen können die Beziehungen zu dem Minnesang bei Bürger nicht so auf der Hand liegen und sind schwieriger aufzufinden, als bei Gleim oder den andern Göttinger Dichtern. Daher hat man solche überhaupt ganz geleugnet. August Wilhelm Schlegel sagt in seiner Skizze über „Bürger" gerade heraus, daß „die von Minne redenden Lieder mit den alten Minnesingern nichts gemein haben",[51]) und der verdienstvolle letzte Herausgeber der Bürgerschen Gedichte, Arnold E. Berger, kann in den meisten dieser Minnelieder ebensowenig Beziehungen zu den Minnesingern entdecken.[52]) Allerdings wird man sich davor hüten müssen, den Einfluß des Minnesangs auf Bürgers poetisches Schaffen sehr hoch zu schätzen. Die Engländer und die Volkspoesie haben sicher für ihn eine viel größere Bedeutung gehabt. Aber nichtsdestoweniger steht fest, daß Bürger sich mehrere Jahre mit dem Minnesang beschäftigte und wie Miller und Hölty Minnelieder gesungen hat. Mögen in diesen nun noch so viel eigene Gedanken, noch so viel andere Einwirkungen zu finden sein, irgend welche Beziehungen zum Minnesang müssen sie doch zeigen. Und ebenso werden auch die Minnesangstudien in der ganzen Anschauungsweise Bürgers ihre Spuren zurückgelassen haben und sich in seinen übrigen Werken offenbaren.

Insgesamt sind es fünf Gedichte, welche zunächst in Betracht kommen können. Vier davon sind „Minnelied", eins „Minnesold" (B. 50 f., S. 56 f.) überschrieben. Dies letztere, Millern gewidmet, enthält zwar in der That Gedanken und Vorstellungen, welche bei den Minnesingern gleichfalls zu belegen sind. Aber auf bestimmte Ausführungen und Ausdrücke hat besonders gegen den Schluß hin Horaz eingewirkt, so daß es vorteilhaft erscheint, dies Gedicht nicht für sich allein zu besprechen, sondern für die Betrachtung der einzelnen, in Bürgers Werken vorkommenden Anschauungen der Minnesinger aufzusparen. Das Gleiche wird man am besten auch mit den kleineren „Minneliedern" thun. Mit Ausnahme des spätesten Minneliedes (B. 74, S. 316), eines zehnzeiligen Frag-

[51]) A. W. Schlegel, Bürger. Bohtz S. 518.
[52]) B. S. 403 f. 406 in den Anmerkungen.

mentes, das erst 1812 gedruckt, von Bürger keine Überschrift erhielt, haben diese Minnelieder sämtlich bezeichnender Weise später ihren Namen geändert. Bürger hat in ihnen geflissentlich jedes mit „Minne“ zusammenhängende Wort ausgemerzt. Das erste, nur neun Zeilen lange „Minnelied“ (B. 33, S. 44) erscheint als „Gabriele“; das zweite (B. 37 f., S. 45—47) zuletzt als „Lieb und Lob der Schönen“, nachdem es vorher seine Überschrift schon viermal gewechselt hatte. Das Gedicht wurde im Musenalmanach für 1773 veröffentlicht und ist mit seinen 16 vierzeiligen Strophen das erste längere „Minnelied“, welches Bürger verfaßte. Beziehungen zu den Minnesingern sucht man hier jedoch vergebens, so daß die nachträgliche Umänderung der Überschrift vollkommen berechtigt erscheint. Das Gedicht kann als Beleg dafür dienen, daß auch Bürger, wie seine Zeitgenossen ein anakreontisches Schäfergedicht unbedenklich für ein Minnelied ausgeben konnte; denn für dieses paßt es wenig, wenn er die Schönen „Schäferinnen“ (Zeile 14) nennt, von „stillen Schäferhütten“ (Zeile 18) spricht, „Stab und Hut mit Rosen und mit Bändern“ (Zeile 27 f.) schmücken will, ja folgende Strophe (Zeile 37 ff.) singt:

Und wenn ich nun gestorben bin
Und unter Ulmen schlafe,
So weidet gern die Schäferin
Noch um mein Grab die Schafe.

In dem jetzt noch übrig bleibenden Liede (B. 42 f., S. 52 f.), welches Bürger später „Winterlied“ umtaufte, haben wir nun wirklich ein richtiges „Minnelied“ vor uns. Obgleich keine wörtlichen Anklänge an Verse aus den Minnesingern nachzuweisen sind, ist das Gedicht doch von ihren Anschauungen ganz durchwebt. Daher kann man wohl behaupten, daß Bürgern hier eine der schönsten und echtesten Nachdichtungen im Geiste der Minnesinger gelungen ist.

Das Lied bringt ein Thema, welches in den verschiedenartigsten Variationen bei den Minnesingern wiederkehrt.[53]) Es

[53]) Mühlenpfordt (S. 79—81) bespricht den Einfluß des Minnesangs auf die Liedergattungen der Dichter des Hains und führt hier „Minnelieder, Frühlings-, Mai- und Winterlieder“ an.

wird ausgeführt, wie sich Jahreszeit und Stimmung des Liebenden zu einander verhalten; entweder sind sie in Harmonie: dann ist der Dichter im schönen Sommer fröhlich, und betrübt im kalten Winter; oder sie stehen im Gegensatz und die Liebesfreude fällt nicht zusammen mit dem Sommer und die Trauer nicht mit dem Winter; oder endlich die Stimmung des Liebenden ist unabhängig von den Freuden, wie den Plagen der Jahreszeit; der Sänger denkt nur an die Geliebte, welche ihm den Sommer ersetzt und den Winter vergessen macht.

Dieser Stimmung hat nun Bürger in seinem Gedicht poetischen Ausdruck gegeben. Gegliedert ist es in vier sechszeilige Strophen, von denen jede dreiteilig gebaut ist. Vers 1 und 2 gehören enger zusammen, beide viertaktig, wobei im zweiten Vers der letzte Takt pausiert. Das Gleiche wiederholt sich im Vers 3 und 4. Untereinander durch Kreuzreime verbunden, bilden alle vier Verse den Aufgesang, dem dann in Vers 5 und 6 — die ebenfalls enger zusammengehören, volle vier Takte füllen und paarweise reimen — der Abgesang folgt. Kunstvoll schmiegt sich der Sinn diesem Bau der Strophe an, die ihrerseits in derselben Form viermal wiederholt wird.

Strophe 1 bildet die Einleitung.[54]) Sie schildert den rauhen Winter, welcher der Natur das bunte Kleid ausgezogen und die Blumen hat verschwinden lassen. Das gleiche Bild ist den Minnesängern durchaus geläufig. So findet man M. II 243 a 5 (Kanzler):

> walt, anger, heide und ouwe
> liehter meie hat bekleit.

desgleichen M. II 244 b 2 (Kanzler):

> der anger unt die heide breit
> bî dem liehten meien
> stêt wunneklîch bekleit.

und dementsprechend, stark an Bürgers Worte anklingend, M. II 242 a 5 (Kanzler):

---

[54]) Zu Grunde gelegt ist der Text im Musenalmanach von 1773, nicht die spätere Fassung Bürgers.

wer hat uns den walt beroubet,
der sô schône stuont geloubet?
rîfe unt ouch darzuo der snê.

Ebenso mit deutlicher Personifikation des Winters, wie es auch Bürger thut, (Kanzler) M. II 241 b 4:

wê dir, leider winter kalt,
heide und anger unt den walt
hastu gar beroubet maniger wunne!

wo die Verse den Anfang des Liedes bilden, ebenso, wie in unserm Gedicht:

Der Winter hat mit kalter Hand
Die Pappel abgelaubt
Und hat das grüne Maigewand
Der armen Flur geraubt.

Durch besondere Züge, wie z. B. die „kalte Hand“ des Winters, hat Bürger das Bild noch anschaulicher gemacht und dem Ganzen eine vollere Abrundung gegeben. In dem Abgesang der ersten Strophe:

Hat Blumen blau und rot und weiß
Begraben unter Schnee und Eis,

sind eben die Farben namhaft gemacht, welche der Dichter in dem Abgesang der zweiten Strophe auf seiner Geliebten Antlitz wiederfindet. In dem oben schon angeführten Winterlied des Kanzlers (M. II 241 b 4) werden bestimmte Blumen genannt, welche diesen Farben entsprechen, nämlich Lilien, Veilchen und Rosen. Es heißt dort:

wâ nû kleiner vogelîn süezez kôsen,
wâ loup, gras, wâ liljen, vîol, rôsen
wâ nû megde reigen under linden?
solhe vröude uns winter tuot verswinden.

Die zweite Strophe, unmittelbar an das Vorhergehende anschließend, beginnt mit der Absage des Dichters an die Blumen, ihnen ein Trauerlied zu singen, denn:

Ich weiß ein minniglich Gesicht,
Worauf ihr alle blüht.

Auch mancher Minnesinger unterbrach seinen Klagegesang mit ähnlichen Worten; so Reinmar der Alte (M. I 68 b 1):

ich hân mê ze tuonne danne bluomen klagen

und Wernher von Tuifen (M. I 44 b 2):

warzuo klage ich die bluomen ûf der heide?

die Liebste mit Blumen zu vergleichen, dafür finden sich zahllose Belege; so singt Walther (M. I 130 a 5):

durchsüezet unt gebliüemet sint die reinen frouwen.

desgleichen M. I 2 b 2 (König Wenzel von Böhmen):

die reinen süezen vrouwen
die sol man alle stunde
vür bluomen ûf der heide sehen.

M. II 99 b 5. (Der Taler)

ich schouwe, frouwe, dich vür al der bluomen schîn.

M. I 162 b 7 (Luitold von Seven):

ich vröuwe mich ir güete wol von schulden
baz danne aller bluomen rôt.

Mit Bürgers Versen stimmt der Gedanke überein, der sich M II 22 b 2 (Winli) findet:

sô der vogele kôsen
von den kalten rîfen swachet,
unt diu heide bar der bluomen lît,
dannoch sihe ich rôsen,
swanne ir rôtez mündel lachet.[55]

und noch weiter ausgeführt M. II, 21 a 4 (Der Duiring):

mir schat der rîfe, noch der snê
sît ich weiz stê
sô lachelîchen einen munt,
der als ein niuwer rôse entsprinzt,
der sich entslinzt.

Die dritte Strophe schildert, die Geliebte sei imstande, auch die Vögel, die im Winter mit ihrem Gesang verstummen „hundert-

[55]) Vgl. auch M. I 3 a 5. 59 b 2. 131 a 4. II 18 a 5.

mal“ zu ersetzen. Dazu vergleiche man folgende Verse aus den Minnesingern: M. I 59 a 1 (Schenk von Limburg):

> ich sihe mîn liep vür bluomen schîn,
> min liep vür vogel' singen.

M. I 56 a 1 (Heinrich von Morungen):

> mich vröut ir werdekeit
> baz dan der meie und al sîne doene
> die die vogele singent; daz sî iu geseit.

M. I 130 a 5 (Walther):

> liljen unde rôsen bluomen, swâ die liuhten
> in meien touwen durch daz gras, und kleiner vogele sanc,
> daz ist gein solher wünnebernden fröide kranc,
> swâ man siht schoene frouwen.

M. I 169 b 4 (Rubin):

> werder gruoz von vrouwen munde
> der vröut ûf und ûf von grunde
> baz, danne al der vogele singen.[56])

M. I 198 b 1 (Konrat, Schenk von Landeck):

> der ich diene ân allen wanc,
> diu muoz mir vil baz gevallen
> dan der meie und aller vogellîn sanc.

Auch hier ist wieder zu bemerken, daß Bürger den Vergleich treffender und für sein Gedicht passender durchgeführt hat, indem er den Gesang seines Mädchens dem Vogelgezwitscher gegenüberstellte.

In dem Abgesang dieser Strophe spricht Bürger von „Frühlingsluft“ und „Hyazinthenduft“, welchen der Atem der Geliebten ausströmt. Arnold E. Berger[57]) führt hier eine Stelle aus Johannes Sekundus an, welche ähnliches enthält. Im Minnesang dürften solche Wendungen allerdings nicht nachzuweisen sein.

Der Abgesang der letzten Strophe bringt mit seinen Versen:

> O Mai, was frag' ich viel nach dir?
> Der Frühling lebt und webt in ihr!

[56]) Vgl. auch M. II 158 a 3.
[57]) B. 405.

einen schönen Abschluß des ganzen Liedes. Wenn auch nicht in dieser Form, so ist doch der Gedanke wiederum im Minnesang vielfach vorgebildet. M. I 4 b 1 (Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile):

mich troestet baz ir güete,
danne der meie mir kan vröude bringen

M. I 36 a 4 (Heinr. v. Sax):

ir lîp vröut für des meien zît

M. II 70 a 2 (Der Tannhäuser):

wil si mir günstic sîn,
so lobe ich mit schalle
si vür des meien schîn.

M. II 99 b 5 (Der Taler):

ich kröne ir schöne vür des liehten meien schîn.

M. II 157 a 3 (Der junge Meißner):

wîp diu vröuwent baz, dan alles des meyen bluot[58])

Zum Vergleich mit Bürgers letztem Verse seien folgende Stellen[59]) genannt:

M. I 14 b 1 (Graf Konrad von Kilchberg):

davür hân ich mir ein schönes liep erkorn;
wil si, so hân ich den meien niht verlorn.

M. I 55 b 3 (Heinrich von Morungen):

si ist des liehten meien schîn.

M. I 140 a 3 (Walther):

der kalte winter was mir gar unmære.
ander liute dûhte er swære:
mir was die wîle als ich enmitten in dem meien wære.

---

[58]) Vgl. auch M. II 23 a 1, ebenso das schöne Gedicht Walthers M. I 116, wo er Frühlingspracht und Frauenschönheit besonders kühn einander gegenüberstellt.

[59]) Vgl. auch M. I 31 a 7. II 28 a 6. 100 a 1.

**

M. II 119 a 4 (Herr Gelter):

si ist mîn sumer unt mîn meie.

Der bisher noch nicht näher besprochene Aufgesang der letzten Strophe enthält den Vergleich des vom Gang der Schönen bewegten Haarschmucks mit dem Frühlingslaub, durch welches der milde Westwind weht. Wie Walther von der Vogelweide es M. I 116 a 2 thut, führt auch Bürger seine Geliebte in voller Bewegung vor. Ein derartiger Vergleich findet sich sonst im Minnesange nicht. Allerdings giebt es dort ein Gedicht, welches in vielen Punkten auffallende Ähnlichkeiten mit dem Bürgerschen aufweist; und in diesem ist wenigstens von dem „valwen hâr“ die Rede, das der Sänger mehr als das „grüene loup“ preisen will. Auch hier wird die Geliebte mit dem blühenden Mai verglichen und besonders ausgeführt, wie die roten und weißen Farben in der Natur sich auf dem Antlitz der Geliebten wiederfinden. Wenn überhaupt Bürger bei der Abfassung seines Gedichtes irgend ein bestimmtes altes Minnelied vor seinem geistigen Auge gehabt hat, so dürfte es wohl dieses gewesen sein.[60]) Bodmer hat es in seinem Aufsatz „Von poetischen Zügen zum Lobe des Winters“ gleichfalls angeführt und übersetzt.[61]) Gerade eine Gegenüberstellung dieses alten Liedes und des Bürgerschen zeigt deutlich, mit welcher Meisterschaft Bürger etwa erhaltene Anregungen zu einem völlig neuen Kunstwerk umschaffen konnte. „Leicht und natürlich schön ist das ganze Lied!“ so lautete bereits 1773 im Februarheft des Deutschen Merkur das Urteil über das Minnelied Bürgers, des „lieblichen Minnesängers“.[62]) Es mögen nun beide Gedichte hintereinander folgen.

---

[60]) Mühlenpfordt (a. a. O. 26 f.) meint, diese Strophen „scheinen mir noch zu ungenügende Parallelen zu sein“. Die Übereinstimmung mit Walther von der Vogelweide aber zeige „uns Bürger in Abhängigkeit von Walther“. M. E. kann, wenn Bürger ein bestimmtes Minnelied hat nachbilden wollen, das Walthersche, das doch sonst in Gedankengang und Form zu weit abweicht, nicht in Betracht kommen, mag es sonst in einzelnen Wendungen vielleicht Vorbild gewesen sein.

[61]) Neue kritische Briefe. Zyrich 1764, S. 341 f.

[62]) Deutscher Merkur, Februar 1773. Bd. 1, 163—84.

M. II 209 a 4, 5. (Der Diurner):

Swie der winter kalt,
daz ich wol sich,
vogel' doene
krenket unt der bluomen schîn,
diu mîn hat gewalt,
des ich verjich,
seht, der schoene
muoz mîn bluender meie sîn.
an der vinde ich vröuden unde wunnen mê,
rôsen rôt geströut
ûf wîzen snê
sint der lieben under ougen; swie'z ergâ,
mir ist ungedröut.

Wiz ist ir daz vel,
dar under rôt
sint ir wengel, und ir snezez mündelîn;
blank ist ir diu kel,
daz ist ein nôt;
solt' ich hangen dar, so fuer' daz ouge mîn
ermeyen sich dort in ir liehten ougen klâr;
vür daz grüene loup
ir valwez hâr
wil ich iemer gerne prîsen sunder vâr
ich bin sô toup.

Minnelied.

Der Winter hat mit kalter Hand
Die Pappel abgelaubt
Und hat das grüne Maigewand
Der armen Flur geraubt,
Hat Blumen blau und rot und weiß
Begraben unter Schnee und Eis.

Doch, liebe Blumen, hoffet nicht
Von mir ein Sterbelied!
Ich weiß ein minniglich Gesicht,
Worauf ihr alle blüht;
Blau ist des Augensternes Rund
Die Stirne weiß und rot der Mund.

Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufgeblühten Hain?
Mein Mädchen trillert hundertmal
So süß und silber rein;
  Ihr Atem ist wie Frühlingsluft,
  Erfüllt mit Hyazinthenduft.

Wie wenn des Westes linder Hauch
Durch junge Maien weht,
So säuseln ihre Locken auch,
Wann sie vorübergeht.
  O Mai, was frag' ich viel nach dir?
  Der Frühling lebt und webt in ihr!

Wie schon oben angedeutet, ist es kaum denkbar, daß die Minnesangstudien Bürgers, welche ihm die Anregung zu den betrachteten Minneliedern gaben, ohne allen Einfluß auf seine übrigen Gedichte gewesen seien. Es wird daher die letzte Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein müssen, die Anschauungen, Gedanken und Wendungen, welche Bürger und den Minnesingern gemeinsam sind, noch etwas genauer ins Auge zu fassen. Freilich dürfte es kaum gelingen, irgendwo mit Sicherheit eine direkte Abhängigkeit Bürgers vom Minnesang festzustellen. Gerade die vorhergehenden Ausführungen haben gezeigt, wie selbständig Bürger bei Nachdichtungen seiner eigenen dichterischen Eingebung zu folgen gewohnt war; außerdem konnten ihm in vielen Fällen auch andere Dichtungen, wie namentlich das Volkslied ähnliche Anregungen bieten. Immerhin wird die Sammlung der folgenden Parallelstellen den Eindruck verstärken, daß manche Motive und Wendungen in Bürgers Werken wahrscheinlich durch den Minnesang angeregt sind.

Mit besonderer Vorliebe haben die Minnesinger Frauenschönheit in Verbindung mit den Reizen der Natur gepriesen. Die schon oben angeführten Beispiele legen dafür Zeugnis ab. Der Himmel mit seinen Gestirnen, die Erde mit ihren Vögeln im Walde, den bunten Blumen und ihrem Duft — alles mußte zur Verherrlichung der Geliebten beitragen. Als Sinnbilder der weiblichen Schönheit standen besonders die Blumen obenan. Bürger

hat sie bereits in dem betrachteten „Minnelied“ verwertet, aber auch in seinen späteren Gedichten sehr bevorzugt.

„Die Mägdlein sind den Blumen gleich
In ihren Frühlingstagen“

singt er in seinem „Hummellied“ (B. 298, S. 334, 17 f.),

„Die edelsten der Jungfraun blühn,
Sie blühn und duften nur für ihn“

heißt es in der „Männerkeuschheit“ (B. 164, S. 90, 41 f.), worin auch die folgende Strophe vorkommt (Zeile 57—60).

„Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Daß sie mit Blumen schwanger geht;
So segnet Gott durch ihn sein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib“

eine Wendung, die fast genau so M. II 156 b 3 (der junge Meißner) lautet, wo

„daz heid' und anger swanger mit den bluomen sint“.

Ebenso in „Schön Suschen“ (B. 91, S. 190, 19 f.):

„[Ich] Sah nirgends blühen Blum' und Laub,
Nur Suschen blühte mir“.[63])

In dem Sonett „Die Eine“ (B. 258, S. 116, 9—14) stehen die Verse:

„Die Welt ist groß, und in der großen Welt
Blühn schön und süß viel Mädchen noch und Frauen.
Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen. —
Ach, alles wahr! Vom Rhein bis an den Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutschen Auen,
Was hilft es mir, dem Molly nur gefällt?“ —

zuletzt an Walthers Verse:

von der Elbe unz an den Rin

(M. I 119 b 6) anklingend.

[63]) Vgl. auch „Das Dörfchen“ (B. 31. S. 273, 69—74) und „An die Bienen“ (B. 276. S. 146, 9—12), nach französischen Vorbildern.

Die Anwendung des Bildes erweiternd, sagt er in der „Abendphantasie eines Liebenden“ (B. 103, S. 66, 27 f.)

„Die Blumen der Gesundheit sprossen
Auf ihrem wonnigen Gesicht“

und in dem „Blümchen Wunderhold“ (B. 185, S. 149, 33 f.)

„Es webet über dein Gesicht
Der Anmut Rosenflor.“ [44])

Ein Fragment (B. 330, 1 f.) beginnt mit dem ansprechenden Vergleich:

„Schön, wie der Apfelbaum im Mai,
Schön blühte Müllers Liese.“

Auch die einzelnen körperlichen Reize hat Bürger durch Naturbilder aus der Pflanzenwelt veranschaulicht, die ihm zum Teil eigentümlich sind und sich bei den Minnesingern nicht belegen lassen; so besonders in seinem Liede „Das Mädel, das ich meine“ (B. 105, S. 76, 19—30), wo es heißt:

„Wer schuf des Mädels Purpurmund
So würzig, süß und lieb und rund?
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der Nelk' und Erdbeer' würzen kann.
Der schuf des Mädels Purpurmund
So würzig, süß und lieb und rund.

Wer ließ vom Nacken blond und schön
Des Mädels seidne Locken wehn?
Der liebe Gott! der gute Geist,
Der goldne Saaten reifen heißt;
Der ließ vom Nacken blond und schön
Des Mädels seidne Locken wehn“.

Wenn dagegen Bürger von „Rosenwangen“ (An Amalien, B. 237, S. 145, 19) spricht, so kennt der Minnesang M I 12 a 6 „rôse wengel“ (Kraft von Toggenburg, M. I 46 a 7) „mit rœselehtem wangen“ (Kristan von Hameln); und die Vorstellung, Gott selbst

[44]) Vgl. auch „Heloise an Abälard“ (B. 341. S. 373, 394) „jede Blume deiner Schönheit“, von dem Mädchen zum Geliebten gesprochen.

habe die Wangen so schön gemalt, wie sie Bürger in dem eben erwähnten Liede (Das Mädel, das ich meine, B. 105, S. 76, 13—18) zum Ausdruck bringt, findet sich auffallend ähnlich auch bei Walther, dessen Gedicht (M. I 118 b 5) ihm wohl auch sonst bei der Abfassung seines eigenen vorgeschwebt haben mag:[65])

„Wer hat das Rot auf Weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange strahlt?
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der Pfirsichblüte malen kann;
Der hat das Rot auf Weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange strahlt."

Got hât ir wengel hôhen fliz,
er streich' sô tiure varwe dar,
sô reine rôt, sô reine wiz,
dâ roeseloht, dâ liljenvar.

Hier steht bei Bürger nur die Pfirsichblüte statt der im Minnesang so äußerst beliebten Rosen und Lilien. In dem Gedicht „Zu Julchens Geburtstag" (B. 312, 3 f.) hat er dagegen auch diese Blumennamen verwertet. Dort spricht er von

„Wänglein, erleuchtet von rosichtem Licht,
Das lieblich an Liliensilber sich bricht",

was Walther einmal folgendermaßen ausgedrückt hat (M I 125 a 5)
ir wangen wurden rot, same diu rôse, dâ si bî der liljen stât.

---

[65]) E. Elster (a. a. O. 778 f.) stellt das ganze Gedicht Bürgers „Das Mädel, das ich meine" mit dem Waltherschen M. I 118 b stehenden Gedichte in Parallele, da in beiden Fällen die Reize der Schönen im Einzelnen angeführt werden. Die oben erwähnte, allerdings auffallende Ähnlichkeit der einen Strophe veranlaßt Elster zu der Vermutung, die schöne Wendung des älteren Dichters sei der Keim, der in der Seele des jüngeren Wurzel geschlagen habe." Elsters Schüler Mühlenpfordt (S. 30—33) beschäftigt sich eingehend mit diesem Gedicht und kommt gleichfalls zu dem Ergebnis: „Unser Dichter hat jenes Gedicht gekannt und hier verwendet". Walther preist ebenfalls „ir wunnenriches houbet, das ihm der Himmel ist, es hat himelschen schîn und die Augen leuchten aus ihm wie zwei Sterne. Ir kel ir hende ir fuos, ir wengel, die in hellen Farben blühen, der rôte mund mit seinen süßen Küssen werden genannt und gepriesen. Ihre ganze Gestalt ist schön, er hat es gesehen, — setzt er schalkhaft hinzu — als er sie im Bade belauschte, so daß man es loben muß. Und wer that das? Gott hat sie so herrlich ausgestattet".

Den Vergleich des Vogelgesangs mit der Stimme der Geliebten, welchen Bürger in seinem „Minneliede“ anwendete, hat er später in den „Beiden Liebenden“ (B. 59f. S. 59f., 21ff.) und dem Gedicht „Das Mädel, das ich meine“ (B. 105. S. 77, 31—36) nochmals wiederholt.

Von sonstigen Naturbildern ist es noch besonders der Tages- und Abendhimmel, mit seinen Farben und Lichtern, welcher den Minnesingern Anlaß zu Vergleichen bot, die sich auch bei Bürger finden: mîn morgenrôt (M. I 185 a 2) nennt der Minnesinger seine Geliebte, bei Bürger ist „die Wange Morgenröte“ (Lob Helenens, B. 58. S. 54, 10), die jugendlichen Wangen werden durch Kuß „mit hohem Morgenrot“ geschminkt (Die beiden Liebenden, B. 61 S. 61, 55f.), das geliebte Mädchen ist „rosicht, wie die Morgenstunde“ (Elegie B. 114. S. 97, 33); aber ebenso ist dem Mädchen der Geliebte „an Wuchs und Angesicht wie Morgenrot im Mai“ (Der Bruder Graurock und die Pilgerin, B. 136. S. 210, 21f.) und auch „sein Antlitz strahlt wie Morgenrot“ (Männerkeuschheit, B. 163. S. 89, 27). Um aber den vollen Glanz zu schildern, der von dem geliebten Wesen ausgeht, werden alle Gestirne, besonders die Sonne, zum Vergleich herangezogen: dû bist gelîch der sunnen schîn (M. I 178 b 4, Wachsmut von Mülnhausen), si liuchtet, sam diu sunne (M. I 5 a 2 Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile);[66] und Bürger (Schön Suschen B. 91. S. 191, 21—24):

> Nicht Sonne, Mond und Sternenschein,
> Mir glänzte nur mein Kind;
> Ich sah wie in die Sonn' hinein
> Und sah mein Auge blind. —

wobei man an Steinmar erinnert wird, der singt (M. II 107 a 3):

> ich wând in der sunnen schîn
> sehen, dô ich in ir ougen sach.

oder etwa an Walthers Worte (M. I 118 b 5):

> ich sehe si iemer gerner an
> dan [ne alle] himel oder himel wagen.

[66]) Desgl. auch M. I 42 a 3, 55 a 4, 87 a 1, II 79 a 3.

Da der Glanz besonders von den Augen ausgeht, so werden gerade diese mit Sonne und Sternen verglichen. So heißt es in Bürgers „Ständchen" (B. 79. S. 74, 5f):

Hüll' auf den hellen Sonnenschein
In deinen zwei Guckäugelein! —

in dem Gedicht „Das Mädel, das ich meine" (B 104. S 76, 7—12):

Wer hat wie Paradiesesweelt
Des Mädels blaues Aug' erhellt?
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der's Firmament erleuchten kann;
Der hat wie Paradiesesweelt
Des Mädels blaues Aug erhellt".

und endlich auch im „wohlgesinnten Liebhaber" (B. 320. S. 354, 3f.) den Bürger nach einem englischen Original dichtete:

Kein Sternchen war mehr blink und blank,
Als Liebchens Äuglein nur.

Als Beleg für die Minnesinger möge Walthers Lied dienen (M. I 118 b 2):

ir houbet ist so wünnenrîch,
als ez mîn himmel welle sîn.
wem solde ez anders sin gelîch?
ez hât ouch himeleschen schîn.
dâ linhtent zwêne sternen abe,
dâ müeze ich mich noch inne ersehen,
daz si mirs alsô nâhen habe! [67])

---

[67]) Nicht der Stern, sondern die Schönheit der Göttin Venus wird von Wolfram (M. I 148 b 5) in folgenden Versen mit den Geliebten verglichen: Venus diu götinne, lebt si noch, si müeste bi ir verblichen sîn: selbst ihr Glanz verblaßt vor der Geliebten. Neben Venus werden auch andere berühmte Schönheiten des Altertums, die Mondgöttin Diana, und die schöne Helena von den Minnesingern zum Vergleich herangezogen: so von Walther M. I 140 a 5)

wâ funde ich ein so schœnes wîp
diu wære falsches âne
si ist schöner und bas
dann Helêna und Dyane.

Bei weiterer Prüfung findet man Beziehungen der Werke Bürgers zu dem Minnesang da, wo geschildert wird, wie viel das Glück wert sei, die Geliebte zu besitzen, und welchen Einfluß dieses Glück auf den Mann ausübe.

Weit verbreitet in aller Poesie ist der Gedanke, daß der Besitz der Geliebten besser sei als alle Schätze der Welt; auch mit dem reichsten Mann will der Geliebte nicht tauschen. Für Horaz ist der Perserkönig der reichste, wie er es in seiner Ode III 9, 4 ausspricht:

Donec gratus eram tibi
nec quisquam potior bracchia candidae
Cervici iuvenis dabat,
Persarum vigui rege beatior —

von Ernst Eckstein folgendermaßen übersetzt:

Als dein Herz mich allein gekannt
Und kein trauterer Schatz wonne- und glückberauscht
Dir den schneeigen Hals umwand:
Nicht mit Persiens Thron hätt' ich mein Loos getauscht!

Für Bürger ist es in seinem Gedicht „Minnesold" (B. 50. S. 56, 7—12) der Großmoghul:

„Was sind Gold und Edelsteine?
Was des Mogols Perlenpracht?
Minnesold ist doch alleine,
Was auch reich das Herze macht!
Perlen, Edelstein' und Gold
Nähm' ich nicht für Minnesold."

Für die Minnesinger tritt an diese Stelle der Kaiser als der mächtige Herrscher über das römische Reich deutscher Nation. Entweder fühlt sich der Geliebte dem Kaiser ebenbürtig, oder sogar überlegen.

Hierfür zieht Mühlenpfordt (S. 64 f.) die Verse Bürgers an (das Lob Helenens B. 58. S. 55, 21 f. in der Anmerkung)

Miß Helena in Griechenland
War schön; sie gleichet jener.
Jedoch ihr Herz und ihr Verstand
Sind hundertmal noch schöner.

Er nennt sich keiser âne krone (M. I 56 a 6, Heinrich von Morungen) und sagt: wær ich tûsent jâr gewaltic keiser, mir künde niemer baz geschehen (M. I 5 b 2, Markgraf Heinrich von Meißen) oder wie Wachsmut von Kuinzingen (M. I 160 b 3):

müez ich si mit armen umbevân,
so wær al mîn swœre
gar getân, als ich ein keiser wære

Die volle Gleichwertigkeit dem Kaiser gegenüber betont nachdrücklich der „tugendhafte Schreiber“ mit den Worten (M. II 101 b 2):

daz ich dem keiser an vröuden nicht vuoz wolde entwîchen,
swenne ich gedenke an die vil minneclichen,

während Heinrich von Rugge schon das Liebesglück höher schätzt, wenn er ausspricht, ihm wäre ein Gruß

noch senfter an dem herzen mîn'
danne ob ich ze Rôme keiser solte sîn.

(M. I 100 a 1 vgl. M. I 78 b 5); desgleichen auch Rudolf von Rotenburg (M. I 33 a 4):

lieber hete ich von ir lône
niht wan ein kleinez vingerlîn,
dan[ne] daz rîch' und ouch die krône
mit der fürsten willen wære mîn.

Weiter geht der von Gliers (M. I 43 a):

(ich) in wolde niht ein keiser sîn;
so liep ist mir din frouwe mîn.

und Wachsmut von Mülhausen (M. I 178 a 2):

in næme niht die krône von Rôme
ze tragen für mîner fronwen lîp;
sô rehte wol behaget mir daz wîp.

Ja, ein unbekannter Dichter sagt, indem er sich selbst für einen Herrscher ausgiebt, dem

diu riche und diu lant undertân
swenne ich bî der minneclichen bin:
ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône

(M. I 1 a 3 vgl. M. I 178 a 4).

Alle diese und ähnliche Stellen mögen Bürgern vorgeschwebt haben, wenn er in seinem Liede „Lust am Liebchen“ (B. 15. S. 28,3 f.) von dem Geliebten sagt:

Er lebt, wie in der Kaiserstadt
Kein Graf und Fürst es kann. —

und besonders in seinem Gedichte „Minnesold“ (B. 50. S. 56, 1—6, 13—18).

Wem der Minne Dienst gelinget,
O, wie hoch wird der belohnt!
Keinen bessern Lohn erringet,
Wer dem größten Kaiser front:
Denn mit Zepter, Kron' und Gold
Front er selbst um Minnesold!

Minnesold läßt Amt und Ehren,
Goldnen Sporn und Ritterschlag,
Läßet ohne Neid entbehren,
Was der Kaiser geben mag.
Ehre lacht nicht halb so hold
Als der Minne Freudensold!

Die vorhergehende Strophe dieses letzten Gedichtes endigte mit den Worten:

Perlen, Edelstein' und Gold
Nähm ich nicht für Minnesold!
Den Verlust von Gut und Blut
Macht das Gold der Minne gut.

(B. 51. S. 57, 41 f.). Das Gleiche haben die Minnesinger sehr oft ausgedrückt:

diu suezze minne suezzen solt
ir dienest manne gît
ir lôn ist bezzer danne golt
daz wissent âne strît. —
der welte guot ist mir ein wiht,
wan daz vil reine wîp:
si ist mir liep und liep vor allem guote.

(M. I 45 a 2, 5, Wernher von Tuifen):

hab' ir silber und ir golt,
sî mir anders holt:
ich will niht, wan ir minne solt

(M. II 26 b 4, Ulrich von Lichtenstein):

guoter wibe minne ist bezzer danne guot

(M. I 30 b 4, Walther von Klingen; desgl. M. I 45 a 3, 196 b 6).

Bürger hat dieselben Vorstellungen auch dem liebenden Mädchen in den Mund gelegt (Graf Walter B. 282. S. 262, 25—32):

Ein Liebesblick aus deinem Aug',
So himmelblau und hold,
Gilt mir, und wär' es noch so viel,
Für all Dein rotes Gold.

Ein Liebeskuß von deinem Mund,
So purpurrot und süß,
Gilt mir für Land und Leut' und Burg,
Und wär's ein Paradies."

Dazu vergleiche man folgende Stellen des Minnesangs:

ich bin dir holt,
und nim dîn glesîn vingerlîn für einer küneginne golt

(M. I 117 a 5, Walther):

daz si spreche sus: „ich bin dir holt"
daz wær mir ein richer solt
und næme ez für des keisers golt

(M. I 90 b 2, Hesso von Reinach, vgl. auch M. II 18 a 3).

Nur mit dem Besitze der Geliebten haben die Schätze der Welt Nutzen und Wert:

Schön Ding zwar ist's mit Golde;
Wohl dem, der's haben kann!
Doch ohne sie, die Holde,
Was Frohes hätt' ich dran?

dichtet Bürger (Lied B. 181. S. 93, 5—8), und der Minnesinger (M. I 15 a 4, Otto von Bottenloube):

si gap mir, des ich niht enhân:
waz touc mir golt in Indyan?

Wer sein Liebchen hat, auch wenn er arm ist „bis auf den letzten Deut", der dünkt sich doch „krösusreich" (Lust am Liebchen, B. 15. S. 28, 7 f.), sagt Bürger, während der Minnesinger von seiner Geliebten für seine Treue fordert:

des soltû mich armen machen riche

(M. I 155 b 5, Ulrich von Singenberg, Truchseß von St. Gallen).

Aber noch viel wertvollere Gaben bietet der Verkehr mit der Geliebten dar. Walther von der Vogelweide antwortet auf die Frage, was Minne sei (M. I 123 a 4, 5):

minne ist minne, tuot si wol:
tuot si wê, so enheizet si niht rehte minne
minne ist zweier herzen wünne.

Überall preist der Minnesang, daß Fröhlichkeit und Freude in die Herzen der Liebenden einzieht (M. I 4 b 4, Otto von Brandenburg mit dem Pfeile):

rehte minne machet vrô

(M. I 203 a 1, 5, Konrad Schenk von Landegge[68]):

wîbes güete heilet smerzen,
wîbes güete uns rehte vröude gît:
wîbes güete ist heiles hort in mannes herzen
wîbes güete ist lieber vröude ursprinc
wîbes güete güetet elliu dinc.

(M. I 45 a 2, 3, Wernher von Tuisen):

si kan wol vröüde in sendiu herze hegen
vil grozzen kumher halde drûs versegen.
diu minne jâmer unt leit verdringet.

So singt auch Bürger (Lust am Liebchen, B. 15. S. 28, 17 f.):

Gram, Sorg' und Grille sind ihm Spott;
Er fühlt sich frei und froh.

und im Minnesold (B. 51. S. 57, 25 ff.):

Minnesold ist aller Freuden,
Aller Freuden Fünftelsaft.
Minnesold hat aller Leiden,
Aller Leiden Heilungskraft!

[68]) Vgl. M. I 104 a 3. 150 b 4. 176 a 2. II 105 b 5.

Liebe erhält Jugend und Gesundheit; das hat Bürger am schönsten in seinem „Hohen Lied von der Einzigen" (B. 272. S. 131, 301 ff) ausgesprochen:

„Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Sarg und Grab;
Stark im Segen des Genusses
Gibt's der Flut des Zeitenflusses
Keine seiner Blüten ab.
Rosicht hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt."

Anklänge an die alten Minnesinger sind hier, wie auch sonst in diesem Gedicht zu finden, dessen erste Keime in dem Fragment „Hört von meiner Minniglichen, Lieben, hört ein neues Lied!" enthalten sind, welches das letzte Minnelied Bürgers darstellte. So heißt es bei dem Schenken von Limburg (M. I 59 a 5):

wolde mich ir rôter munt küzzen, so wære ich gesunt

oder M. I 6 b 6 (Herzog von Anhalt):

sold' ich si küzzen zeinem male, so muese ich niht alden;

oder bei einem Lobpreis des Mundes der Geliebten (M. I 184 b 5, Reinman von Brennenberg):

dâ dræjet ûz ein balsam, der des hât gewalt
der wider junget unde wirt ouch niemêr alt
swem si wont mit [rehten] triuwen stæteclichen bî,
dem wahset niemêr grawez hâr, unt wirt ouch aller sorgen frî;

und bei Walther von der Vogelweide (M. I 137 b 2):

wurde mir ein kus noh zeiner stunde
von ir rôtem munde
so wær ich an fröiden wol genesen [**])

Ähnlich erscholl auch das Lob der Frauen selber in immer höheren Tönen. Der ritterliche Sänger des 13. Jahrhunderts,

[**]) Vgl. auch M. I 5 b 4. 7. 36 a 3. 118 b 6. 119 a 1.

welcher seine Minnelieder meist einer adeligen Dame widmete, nannte sich gerne den Lehensmann der Geliebten: ihr war er unterthan.

ich bin din kneht, du mîn gebietærinne

(M. II 150 a 1, Reinmar von Zweter);

sie ist küniginne in mînes herzen grunt

(M. I 7 a 2, Herzog Johann von Brabant);

si ist gewaltic küniginne iemêr über mich

(M. II 40 a 2, Ulrich von Lichtenstein);

si ist ûf mînes herzen veste
(vil) gewaltic küniginne

(M. I 89 a 3, Burkart von Hohenfels vgl. M. I 199 a 5).
Und diese Macht über den Sänger ist schrankenlos:

swie si wil, diu minnecliche,
des hat si gewalt alsô,
ich bin arm, ich bin riche
ich bin trûric, ich bin vrô;

M. I 145 a 3, Hiltbold von Swanegöi). Schließlich erscheint auch der Name „Kaiserin" (vgl. M. II 27 b 6, 67 a 4): so mac si wol geheizen mannes keiserîn (M. II 198 a 3, Regenbog); genade, keiserinne, ich muoz dîn eigen sîn! (M. II 18 a 6, Heinrich Hetzbold von Weißensee); mîs herzen trût, mîn keiserinne: wirt si mir nit, sô bin ich tôt (M. I 5 a 6, Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile).

Bei Bürger finden sich die gleichen Gedanken in einer Strophe seiner Gedichtes „Liebeszauber" (B. 165, S. 88, 25—30). Nachdem er vorher ausgeführt, daß seine Geliebte zwar reizend, aber nicht die „Kaiserin der Schönen" sei, fährt er fort:

Dennoch hegst du Kaiserrecht
Über deinen treuen Knecht:
Kaiserrecht in seinem Herzen,
Bald zu Wonne, bald zu Schmerzen.
Tod und Leben, Kaiserrecht,
Nimmt von dir der treue Knecht!

Zu den höchsten Tönen erhob sich aber das Lob der Frauen da, wo der Minnesinger den sittlichen Wert der Liebe betont und laut die Frauentugend preist. Über den Minnedienst wird dadurch eine Art religiöser Weihe ausgegossen, die ihn den heiligsten Dingen nahe bringt. So bezeichnet der Minnesinger seine Geliebte als mîs heiles ôstertac (M. I 34 b 6, Rudolf von Rötenburg), mîns herzen ôstertac (M. I 37 b 5, Heinrich von Frauenberg); si ist des liehten meien schîn und min ôsterlîcher tac (M. I 55 b 3, Heinr. von Morungen, vgl. I 68 b 7, Reinmar der Alte 137 a 7, Walther). Und bei Bürger findet sich folgende Stelle (Erinnerung an Molly B. 318 f., 11—13):

„Heller, hoher Feiertag,
Da mein Herz, von Liebeshauch entfaltet,
Warm besonnt vor ihren Augen lag."

Wie Wesen aus einer überirdischen Welt erschienen die Frauen. Ich wând, ûz dem himelrîche mich ein engel lachet an (M. II 105 b 6) singt Steinmar[70]), und Bürger dichtet, sie sei „ein Engel sondergleichen, wenn die Erde Engel hat (Elegie B. 115, S. 97, 49 f.)

„Und war so lieblich, war so gut
So himmlisch wie ein Engel"

Robert B. 78, S. 189, 23 f.)

Auch in dem Gedicht „Das Mädel, das ich meine" (B. 106, S. 77, 49—54) ist dieser Gedanke ausgesprochen:

Wer blies so lichthell, schön und rein
Die fromme Seel' dem Mädel ein?
Wer anders hat's als Er gethan,
Der Seraphim erschaffen kann;
Der blies so lichthell, schön und rein
Die Engelseel' dem Mädel ein.

Ebenso in dem ersten Minnelied (B. 36, S. 44):

O wie schön ist, die ich minne,
O wie schön an Seel und Leib!
Öfters ahndet meinem Sinne,

[70]) Vgl. auch M I 49 a 7. 119 b 4. 185 a 2. 189 a 4. 194 b 3. 4. II 24 a 2. 40 b 4.

Diese ist kein sterblich Weib!
Schier verklärt, wie Himmelsbräute,
Ist sie aller Flecken bar.
Heiliger und schöner war
Kaum die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.

Gerade die Verehrung der Gottesmutter hat viel dazu beigetragen, daß im Mittelalter der Frauendienst fast eine Art Religion wurde. Aber ein so direkter Vergleich der Geliebten mit Maria, wie ihn hier Bürger in seinem Liede bringt, das er ausdrücklich: „eine Phantasie im Geiste der Provenzal- und Minnedichter“ nennt,[71]) findet sich in der Bodmerschen Ausgabe der Minnesinger nicht, wenn auch Beinamen derselben, wie rôse âne dorn, ein tûbe sunder gallen irdischen Frauen zugelegt werden. (M. I 127 b 3, Walther, vgl. II, 175 a 2.) Die Reihe dieser Beispiele möge mit folgender Stelle geschlossen werden (M. II 252 a 2, 3, Winsbeke):

sun, wiltû zieren dînen lîp,
so daz er si ungevuege gram,
so minne und êre gnotin wîp.
genade Got an uns begie,
dô er im engel dort geschuof,
daz er si uns gap vür engel hie.

So konnte man von einem „paradîs hie ûf erde“ (M. I 189 a 4, Albrecht Marschall von Raprechtswile[72]) sprechen und „swem von guoten wîben liep geschiht“, einen „sælic man“ nennen“ (M. I 80 b 6, Reinmar der Alte. Vgl. I 97 b 5, Meinloh von Sevelingen), was beides auch bei Bürger zu finden ist (Lust am Liebchen B. 15, S. 28, 1 f.; B. 16, S. 29, 27. — das Mädel, das ich meine B. 104, S. 76, 7. 11. — Elegie B. 114, S. 97, 34.)

Mit dem Lobpreis der Frauentugend geht Hand in Hand die starke Betonung, welchen guten Einfluß der Frauendienst ausübe; er sei ein Mittel zur Gesittung und fördere den ganzen Menschen. Den Frauen sollen wir danken, sagt Hartmann von der

[71]) Bohtz 324. Vgl. Mühlenpfordt S. 27 f., der näher darauf eingeht.
[72]) Vgl. auch M. I 178 a 1. II 36 b 6. 44 b. 242 a 1.

Ane, daz wir man noh nien verderben (M. I 182 a 2), Walther von der Vogelweide aber spricht es geradezu aus:

swer guotes wibes minne hât
der schamt sich aller missetât

(M. I 108 b 3). Den gleichen Gedanken hat auch Bürger einmal in einer Strophe seines „Hohen Liedes von der Einzigen" (B. 271, S. 130, 241—50) ausgeführt. Damit möge die Betrachtung schließen.

„Ohne Wandel durch die Jahre
Durch den Wechsel aller Zeit,
Leuchtet hoch das reine, klare
Geistig-Schöne, Gute, Wahre
Dieser Seel' in Ewigkeit.
Lebensgeist, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rat,
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, wer in dich sich tauchet,
Du, der Seelen Labebad!"

2.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen am

14. November 1900 Herr Direktor Dr. J. Ziehen über:
„Echtheitsfragen der römischen Litteraturgeschichte."

12. Dezember Herr Dr. L. Ziehen über:
„Delbrücks neueste Angriffe auf die Glaubwürdigkeit von Cäsars Bericht über den Helvetierkrieg."

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Echtheitsfragen der römischen Litteraturgeschichte.** Von Dr. J. Ziehen.

Auf Grund eines Längsschnittes durch die römische Litteraturgeschichte einmal im Zusammenhang typische Fälle aus dem Gebiete der sog. höheren Kritik zu betrachten, das sich auf Echt-

heitsfragen bezieht, ist eine wissenschaftliche Aufgabe, die an sich kaum näherer Begründung bedarf; aber Wahl und Begrenzung der Aufgabe möchten noch schärfer hervortreten, wenn es sich aus den folgenden Betrachtungen erweisen sollte, daß wir in einer Entwickelung mittendrin stehen, in der die Anschauungen auf diesem Gebiet der Kritik eine völlige Änderung erfahren und Wert und Unwert der Echtheitskriterien in ganz neuem Licht zu erscheinen beginnen; die Zuversicht, mit der einst F. A. Wolf in der Vorrede seiner Ausgabe der Marcellusrede (p. VI) von der vermeintlich gefundenen ‚Wahrheit', der Athetierung mehrerer ciceronischen Reden, geäußert hatte: „in hoc genere si quid recte coniectum est, talem vim novimus esse veritatis ut per longum tempus suppressa tandem emergat, assertorem nacta suam" — diese Zuversicht hat sich als unberechtigt erwiesen; die Echtheitskritik macht zur Zeit ganz ähnliche Wandlungen durch wie die Textkritik; Markland, den wir als Verdächtiger mehrerer römischer Litteraturwerke wiederholt zu nennen haben werden, hat auch über den Text der Silven des Statius jenes zuversichtliche οὐδὲν ὑγιές ausgesprochen, dem jetzt Vollmers Ausgabe mit Recht das Urteil gesprochen hat. Und in eigentümlicher Weise zeigt das Mittelglied zwischen der höheren Kritik und der Textkritik der Einzelstelle, die Prüfung von Texten auf Interpolationen, gerade jetzt dieselbe Entwickelung: von einigen sonderbaren Verirrungen abgesehen findet die schnellbereite Athetierungslust, die früher an griechischen wie lateinischen Texten große Teile des Wortbestandes angefochten hat, von Jahr zu Jahr weniger Anhänger; auch sonderbaren Überlieferungsverhältnissen gegenüber ist man vorsichtiger geworden — und das mit gutem Erfolg: führt doch vielmehr die richtige Betrachtung solcher angeblichen Interpolationen — wie z. B. bei vielen angeblich interpolirten Versen von Lucans Pharsalia — vielmehr oft ganz eigenartig in die Werkstatt des schaffenden Dichters selber hinein.

Für inepta superstitio[1]) hat es seiner Zeit Lachmann erklärt, an die Echtheit des Sapphobriefes und der vollen Form

[1]) Temeraria credulitas ist F. A. Wolfs Ausdruck von denen, die an die Echtheit der (pseudo)-sallustischen Suasorien glauben (pro Marcello p. VIII).

von Heroide 16 und 21 zu glauben; dies schroffe Urteil ist das Pendant zu Marklands obenerwähntem keckem οὐδὲν ὑγιές; aber weil es ein undankbares Ding ist, den Verdacht der inepta superstitio auf sich zu laden, ist wohl auf diesem Gebiete mehr als auf jedem anderen der litterarhistorischen Forschung das einmal gefällte Verdikt oft zu lange die herrschende Meinung geblieben; und infolge mangelnder Ruhe in der gleichmäßigen Abwägung der Kriterien mehr als ein wertvolles Werk der antiken Litteratur unter ungerechtfertigtem Verdacht geblieben.

Und es ist wirklich viel unnütze Haarspalterei und einseitige Betonung von allein nie ausreichend beweiskräftigen Kriterien, die mehr als ein Werk der römischen Litteratur ganz ungerechtfertigter Weise in den Verdacht der Unechtheit gebracht hat: der Briefwechsel des Plinius mit dem Kaiser Trajan, eine Dokumentensammlung, die ich wegen ihres primären Quellenwertes für unsere Kenntnis des gewaltigen Organismus des römischen Kaiserreiches gerne auch als Gegenstand der Schullektüre empfehlen möchte, ist von Held, Ussing, Aubé und anderen Gelehrten in dieser Weise wiederholt angefochten worden, für Senecas Trostschreiben an den Polybius, bei allem Kleben am Schema der Consolatio doch eine Schrift von der größten Bedeutung für unsere Kenntnis von Senecas politischer Haltung, hat ebenso Buresch den früher von Diderot geäußerten Zweifel wiederaufgenommen und näher zu begründen gesucht. In beiden Fällen hat eine alle Seiten der Frage gleichmäßig beleuchtende Darlegung des Sachverhaltes zur vollständigen Rehabilitierung der angefochten Schriften geführt.

Nur zu oft fehlte es bei solchen Athetierungsversuchen an der nötigen Kritik der Kriterien; die furialis Erichtho V. 139 des ovidischen Sapphobriefes galt ohne weiteres als entlehnt aus der Pharsalia Lucans (VI 508); erst die archäologisch-mythographische Forschung mußte hinzutreten, um das Einseitig-Vorschnelle des Schlusses aus dieser rein zufälligen Übereinstimmung der höheren Kritik zum Bewußtsein zu bringen. Fälle solcher Art sind im höchsten Grade belehrend für die Beurteilung der wissenschaftlichen Methode, die — zumal wo es gilt, sich mit der Athetierung zu der Anschauung des Altertums in Gegensatz zu bringen —

gar nicht vorsichtig genug gestaltet sein kann und leider thatsächlich oft gerade im Gegenteil die Tragweite einzelner ihrer Beweismittel sehr stark überschätzt hat; sehr interessant ist nach dieser Seite hin Miodouskis Anmerkung über die Schriften de laude martyrii, de duplici martyrio und de singularitate clericorum (Adv. aleatores S. 24): Der letztgenannte Traktat „erweist sich“ nach ihm „schon darum als nichtcyprianisch, weil sein Verfasser nur quicumque, nie quique schreibt, welches letztere bei Cyprian sich massenhaft neben quicumque findet“ — es ist die Anschauung, aus der heraus auch seiner Zeit unter starker Unterschätzung der sachlich-historischen Kriterien die Polliohypothese für das Bellum Africanum des cäsarischen Korpus hervorgegangen ist, eine Anschauung, die die Tragweite sprachlicher Beobachtungen an einem statistisch immerhin recht anfechtbaren, weil viel zu beschränkten Material ganz entschieden überschätzt; die großen Verdienste des wissenschaftlichen Kreises, dem auch Miodouski mit seinen wertvollen Arbeiten angehört, dürfen uns nicht abhalten, gerade für Fragen der höheren Kritik die Ergebnisse seiner sprachlichen Forschung mit Vorsicht aufzunehmen.

Besonders eine ganz verkehrte Idealvorstellung von antiker Schriftstellerei überhaupt oder von einzelnen antiken Schriftstellern nach der sprachlichen wie nach der künstlerischen Seite hin hat nur zu oft den Anlaß zu argen Fehlgriffen der höheren Kritik gegeben, und namentlich nach der sprachlichen Seite hin geschah dies oft unter Anlegung einer Schablone, die den einzelnen Schriftsteller an die Regeln einer modernen Grammatik und Stilistik bindet; eine ganz witzige deductio ad absurdum dieser Echtheitskritik muß Bischof Roß' mir leider nicht zugängliche Dissertation in which the Defence of P. Sulla ascribed to Cicero is clearly proved to be spurious, after the manner of Mr. Markland, with some introductory Remarks on other Writings of the Ancients never before suspected enthalten; die Satire ließe sich manchem modernen Athetierungsversuch gegenüber mit Erfolg erneuern; man kann in der That bei so einseitiger Verwendung an sich nicht unanfechtbarer Kriterien schließlich die Echtheit jeder Schrift in Frage stellen, und Purifizierungen, wie sie z. B. der Cäsartext

durch Paul und andere Gelehrte erfahren hat, sind thatsächlich manchmal nichts anderes als textkritische Zwangsmaßregeln unter dem Druck einer Idealvorstellung der oben geschilderten Art, die ihr Schriftstellerideal eben nur auf diesem Wege retten kann.

Es ist noch nicht allzulange her, da galt es bei zahlreichen Spezialforschern auf dem Gebiete beinahe als ein Zeichen unwissenschaftlicher Leichtgläubigkeit und mangelnder Fähigkeit zu kritischer Betrachtung, wenn man die meisten oder gar alle Nummern der ciceronischen Korrespondenz mit dem Brutus für echt und unanfechtbar erklärte; seit in Anlehnung an eine Äußerung Tunstalls der überall verwegene Markland die Unechtheit der Epistulae ad Brutum behauptet hatte, hat über 100 Jahre lang wenigstens für 1,17 und 1,16, teilweise auch für 1,15 trotz der bei Plutarch schon sich findenden, vielleicht auf Livius zurückgehenden Anklänge an die angeblich gefälschte Korrespondenz der Glaube an die Echtheit der ganzen Sammlung keinen rechten Platz gefunden. Heute ist es anders geworden: genaueres Erforschen hat — man darf sagen: auf allen Punkten die Echtheit der Brutusbriefe erkannt und in der großen englischen Ausgabe der ciceronischen Korrespondenz von Tyrell und Purser ist den Brutusbriefen der ebenbürtige Platz neben den Atticus- und den anderen unangefochtenen Briefen Ciceros mit Recht eingeräumt.

Was waren es für Kriterien, auf Grund deren man besonders noch in unseren Tagen einzelne oder alle Brutusbriefe angezweifelt hat? Die entscheidende Rolle haben doch immer und immer wieder die angeblichen sprachlichen Unmöglichkeiten gespielt, und daneben die unselige Vorstellung von dem schriftstellerischen Treiben der Rhetoren der Kaiserzeit. Wie stark das sprachliche Moment überschätzt worden ist, kann der Standpunkt Bechers zeigen, der bei den Briefen „in historischer Beziehung alles in Ordnung glaubt, und nur von der sprachlichen Seite die Unechtheit zu zeigen sucht" (Paul Meyer, Untersuchung über die Echtheit des Briefwechsels Cic. ad Brut. Stuttgart 1881, S. 3). Eine für die Charakteristik beider beteiligten Personen höchst wertvolle Quelle war damit auf Jahrzehnte der historischen Verwertung eigentlich völlig entzogen; und doch wie bedeutsames Material für

die ganze Zeitgeschichte kann die Forschung gerade aus diesen Briefen gewinnen!

Der Erwähnung der Brutusbriefe darf man die des commentariolum petitionis gewiß im gleichen Sinne unmittelbar folgen lassen; Eußner, im übrigen durch seine Ausgabe (Würzburg 1872) nächst Bücheler wohl um die Schrift verdient, hat neben Anklängen an zwei Reden und einen Brief des Marcus Cicero auch den zu der Art des Quintus nicht stimmenden Charakter der Schrift als Grund gegen die Echtheit der Schrift angeführt (S. 18 f. seiner Prolegomena); er wittert Rhetorensprache in der kleinen Schrift, und auch ein so hervorragender Kenner von Ciceros Briefen und dem sie berührenden schriftstellerischen Milieu wie Ludwig Gurlitt hat sich (Busians Jahresber. Bd. 26, 1898, S. 3 f.) dieser Zurückführung des Commentariolum auf einen Rhetor angeschlossen. Doch den Zweck dieser Rhetorenfälschung, die obendrein sehr bald nach Ciceros Tode erfolgt sein müßte, vermögen wir nicht recht zu erkennen, und die trocken-lederne Art des Werkes hat Leo ganz mit Recht eher auf die vom Verfasser benutzten Vorbilder zurückgeführt; der Anklang gewisser Stellen in Marcus Ciceros Rede in toga candida[2]) muß eher als Stütze für die Echtheit und die aktuelle Bedeutung des Commentariolum betrachtet werden; es ist, wie zuletzt Schanz ganz richtig ausgeführt hat, ein Beispiel der isogogischen Litteratur, das wir vor uns haben; ein anspruchsloser Ratgeber für einen wichtigen Einzelfall des öffentlichen Lebens, und eben darum eine Schrift, die uns in den Mechanismus dieses politischen Lebens bei aller doktrinären Trockenheit des Autors doch einen wertvollen Einblick gestattet.

Es liegt am nächsten, auf die vorstehende kurze Behandlung zweier epistolographischer Werke des Altertums die Besprechung einiger Erzeugnisse der politischen Beredsamkeit folgen zu lassen. Ein apokryph gebliebener Athetierungsversuch hat die vierte ciceronische Philippica zum Angriffsobjekt gehabt, ernster sind die Anfechtungen, denen — bezeichnender Weise von einem Scherz

---

[2]) Die Anklänge an die Rede pro Murena und an ad Qu. fr. I, sind fraglich; s. Schanz Röm. Litteraturgeschichte[2] I, S. 273.

oder wohl eher einer leichthingeworfenen Bemerkung Fr. A. Wolfs ausgehend — der Reihe nach alle vier catilinarischen Reden ausgesetzt gewesen sind; merkwürdiger Weise ist Orelli einer der entschiedensten Vertreter dieser Athetierungsbestrebungen gewesen; seit der Mitte des Jahrhunderts etwa begann das Ansehen Wolfs in dieser Frage zu schwinden, ganz ähnlich wie auch wenigstens für drei von den vier ciceronischen Reden post reditum die Reaktion schon entschieden eingetreten ist; Wolff, der auch sie beanstandete, gab sie heraus und lieferte in dieser Ausgabe ein eigenartiges Meisterwerk tendenziöser Gestaltung eines Anmerkungsapparates, im Dienste des Nachweises, daß der Verfasser der Reden ein umbraticus magister sei; sein Ansehen wirkte zunächst wie auf Goethe so auch auf die philologische Mit- und Nachwelt mächtig ein; auch hier sind vier wichtige Quellen für unsere Kenntnis des römischen politischen Lebens und der römischen Sakralanschauungen jahrzehntelang im Grunde genommen leichtfertigen Anfechtungen ausgesetzt gewesen; wenn namentlich die zweite Rede (cum populo gratias egit) für das Bild von Ciceros Persönlichkeit ein sehr wenig erfreuliches Material liefert — die Eitelkeit, über die er in richtiger Selbstkritik dem Atticus gegenüber gelegentlich selber spottet, geht ins maßlose —, so konnte dies nur den endgültig irre machen, der die Frage an einem a priori konstruierten Idealbild des römischen Staatsmannes maß; wo dieser Maßstab nicht angelegt war, mußte man fühlen, daß gerade dieses Überquellen der persönlichen Empfindung in einem so kritischen Augenblick der Rede eine Unmittelbarkeit giebt, deren Wirkung diese Rede zu einer besonders wichtigen biographischen Quelle macht.[3])

Von Wolf veranlaßt war auch die heute allgemein als durchaus ungerechtfertigt anerkannte Athetierung der Marcellusrede Ciceros, dieses Meisterstückes einer politischen Programmrede, in der manche Keime der späteren Litteratur der panegyrici sich in interessanter Weise nachweisen lassen; „schlecht und deswegen nicht von Cicero“ — so faßt Teuffel die Wolfsche Argumentation zu-

---

[3]) Motive wie in sen. XIV 34 ad Quir. VIII 18 die frugum ubertas erfindet zudem kein Fälscher.

sammen; wir würden, selbst wenn das Prädikat „schlecht“ auf die Rede paßte, doch die Schlußfolgerung ablehnen müssen; aber weder nach der inhaltlichen noch nach der sprachlichen Seite verdient die Rede thatsächlich solche Beurteilung, und es bedarf meines Erachtens nirgends der Annahme von Interpolationen im Jacobschen Sinne, um die Rede als treffliches Spezimen ciceronianischer politischer Beredsamkeit aufrecht zu halten. Mit dem Motto nach Paulus φρονεῖν εἰς τὸ σωφρονεῖν setzte der Däne O. Worm[*]) der Wolfschen Ausgabe einen Verteidigungscommentar entgegen; die wachsende Erkenntnis der geschichtlichen Verhältnisse, denen die Rede ihre Entstehung verdankt, befähigt uns heutzutage, weit über die bloße Verteidigung hinaus, zur Erkenntnis der wahren Bedeutung der bedeutsamsten unter den 'orationes Caesarianae' vorzudringen.

Wir bleiben im Kreise der Ciceroforschung, wenn wir die Declamatio in L. Sergium Catilinam gleich hier folgen lassen. Es ist vielleicht zuzugeben, daß die Declamatio in L. Sergium Catilinam von dem Veranstalter der Venediger Sallustausgabe mit Unrecht auf den Namen des M. Porcius Latro gesetzt worden ist — die rhetorisch-stilistischen Beweisgründe dafür scheinen mir allerdings nicht ausreichend dies zu beweisen — mindestens aber hat Zimmerer Recht, an der Abstammung der Rede „aus guter römischer Zeit“ festzuhalten; die Schrift zeigt eine ganz außerordentlich eingehende Kenntnis römischen Rechts- und Sakralgebrauchs; vielleicht gelingt es einmal, die Umstände zu ermitteln, denen die Schrift, wohl weniger als das Werk eines Schulrhetors wie als das Werk eines politischen Publizisten, seine Entstehung verdankt. Jedenfalls hat die Forschung mit dem Gedanken an eine Fälschung in humanistischer Zeit hier sehr falsche Wege betreten; schon das scheint mir zu weit gegangen, daß weder Teuffel noch Schanz bei der Besprechung des Latro den Versuch der Zurückführung einer so interessanten Schrift auf seinen Namen für der Erwähnung wert halten.

---

*) Mit liebenswürdiger Bescheidenheit bringt Worm in der Vorrede die Schwierigkeit seiner Aufgabe dem gefeierten Namen Wolfs gegenüber zum Ausdruck.

Auch für die Dichtung der römischen Kaiserzeit von Augustus bis Trajan ist durch die richtige Behandlung der Echtheitskritik eine sehr wesentliche Bereicherung ihres Bestandes gesichert. Wie weit ein thörichtes Regieren auf diesem Gebiete gegangen ist, zeigt wohl am besten die freilich apokryph gebliebene Anfechtung des fünften properzischen Buches durch Heimreich und Carutti; nicht viel besser steht es m. E. mit der Anfechtung des ovidischen Halieuticafragments durch Birt und andere Gelehrte; aber selbst in Fällen eigener und wenig klarliegender Art wie dem der Senecaschen Tragödien ist es beachtenswert, daß der unbestreitbar beste Kenner der Dramen und ihres Sprachgebrauches, daß Friedrich Leo — abgesehen von einem Zugeständnis betreffend die Unechtheit von V. 706 ff. des Hercules Oetaeus — allen Athetierungsversuchen und Anfechtungen gegenüber an Seneca als dem Autor aller Dramen außer der Octavia festgehalten hat.[5])

Wollen wir chronologisch vorgehen, so ist es zunächst die Appendix Vergiliana, die einer kurzen Betrachtung bedarf; dabei kommen von vornherein in Wegfall das Moretum, weil es erst im Mittelalter auf Vergils Namen gesetzt wurde, und der Aetna, dessen Zugehörigkeit zu Vergil dem Altertum zweifelhaft gewesen ist. Wie weit dürfen wir die sogenannten Kataleptongedichte als echt vergilisch betrachten? Die kurz referierende Behandlung der Frage bei Schanz a. a. O. S. 55 f. gesteht den vergilischen Ursprung ziemlich zahlreichen Nummern der Sammlung zu, so dem Absagegedicht an Rhetorschule und Jugenddichtung Nr. 5 (17)[6]), dem Gedicht an Sirons Villa No. 8 (10), sodann 1 und 7 (9), die an Tucca und Varius gerichtet sind, und 4 (13), dem schönen

---

[5]) Auf die Frage der Dirae und der Lydia kann hier nicht eingegangen werden; ich stehe dem Ergebnis von Eskuches Forschungen weit näher als dem der Reitzensteinschen sehr feinsinnigen, aber doch wohl vielfach sehr künstlichen Darlegungen, gegen die m. E. O. Ribbeck mit Recht aufgetreten ist (Rh. Mus. Bd. 50, 558 ff.). Entschieden der Beachtung wert sind Ellis' feine Kombinationen über die Entstehung des Culex am Hofe des Octavianus in Epirus.

[6]) Richtiger nennt Ribbeck (Röm. Dichtung II 14) diese Hinkjamben „frisch“; Schanz, der sie „ergreifend“ nennt, scheint mir den Ton des Gedichtes nicht richtig aufzufassen.



Gedicht an Octavius Musa, mit der stimmungsvollen, an eine Uhlandsche Wendung erinnernden Schlußfrage. Für Nr. 14 (6), das Venusgelübde, schließt sich Schanz Büchelers Bedenken gegen Vergils Autorschaft an; Nr. 2, 10 (8), 3 (12)[7] und 11 (14) scheinen ihm für Vergil nicht in betracht zu kommen. Wirklich ausschlaggebende Gründe lassen sich für die Anfechtung dieser Nummern aber kaum vorbringen; Ribbeck hat meines Erachtens ganz recht gethan, dem jugendlichen Dichter auch gelegentliche Versuche in heiterer Dichtung zuzutrauen, bei denen die Muse nicht ganz pudenter (catal. 5 (7) 11) auftrat. Auch für die Copa scheint mir „Der Ton spricht dagegen", ein wenig stichhaltiges Kriterium für die Beurteilung der Echtheitsfrage zu sein; wenn schon die Vorlage des Charisius die kleine Dichtung als vergilisch betrachtete, so hat dies doch wohl mehr Gewicht als der unbestimmte Eindruck, den die oben angeführten Worte aussprechen. Auch Teuffel fand den Inhalt zu lebenslustig für den Dichter der Äneis, der Bucolica und der Georgica; ob da nicht ein einseitig konstruiertes Idealbild Virgils uns gegen die stimmungsvolle kleine Dichtung ungerecht macht?

„Die Überlieferung legt das Gedicht Ovid bei, allein die Kunst des Dichters ist eine andere, weit geringere. Aber Sprache wie metrische Technik weisen auf einen Dichter, der bald nach Ovid lebte" — mit diesen Worten faßt Schanz das Ergebnis der Forschung zusammen, das seit ziemlich langer Zeit die „Klage des Nußbaums" unter die Pseudoovidiana verwiesen hat. Die Kunst des Dichters ist „eine geringere" — können wir sie denn überhaupt richtig beurteilen? es ist dieselbe Vorfrage, die wir weiter unten auch für die Sulpiciaelegie aufzuwerfen haben werden; wir lesen die Dichtung mit dem deutlichen Bewußtsein, einem uns völlig fremden Motiv gegenüber zu stehen, wir haben das Gefühl, Anspielungen vor uns zu haben, denen gegenüber unsere Interpretationskunst einfach versagt, unsere ganze Position ist dem Gedichte und seinem politisch-allegorischen Charakter gegenüber so schwach, daß wir aus ihr heraus kaum zu einem endgiltigen Urteil

[7]) Die Beziehung von 3 (12) auf Alexander den Großen ist an sich fraglich.

berechtigt sind; und was die „Kunst des Dichtens", was den „Ton" betrifft, so gelten auch hier wohl die Worte, die Franz Ritter in den Prolegomena seiner Octaviaausgabe (Bonn 1843) in ähnlichem Zusammenhang ausgesprochen hat: „in eiusmodi rebus hominum ingenia nimis varia reperiuntur, quam ut certa et firma consensio inde effici possit; dein ipsi bene scimus ab isdem hominibus diversis temporibus procreari monumenta ingenii virtute et natura multum discrepantia."

Eine Einheit wohl ebensosehr der Person des Verfassers nach, wie für die Behandlung der methodischen Frage nach Echtheit und Unechtheit bilden meines Erachtens die beiden sogenannten Mäcenaselegien und das Epikedion Drusi, die Consolatio ad Liviam.[8]) Die Entwicklung der Consolatiofrage hat etwas typisches für diejenige fast aller anderen Echtheitsfragen der römischen Litteraturgeschichte, mit Recht hat Schanz sie ziemlich ausführlich in allen ihren Stadien dargelegt: höchste Wertschätzung durch Valckenaer am Anfang des Jahrhunderts, Verurteilung als Humanistenprodukt bei Haupt, späte und langsame Beseitigung dieser Hypothese durch E. Hübner (in Adlers Spuren), Bücheler und Bährens, welch' letzterer — darin dem Engländer Markland unähnlich — neben seiner Willkürlichkeit in Fragen der Textkritik eine weit konservativere Auffassung in Problemen der höheren Kritik gezeigt hat;[9]) zuletzt bei K. Schenkl, Schantz und Wieding ein Schwanken zwischen verschiedenen Jahrzehnten des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, bei welch' letzterer Datierung vermeintliche Abhängigkeit des Dichters von Seneca oder umgekehrt eine meines Erachtens ganz verkehrte Rolle spielt, wie denn überhaupt die falsche Verwendung des Imitationsmaterials mehr als einmal

[8]) Sehr richtige Bemerkungen über beide giebt Ehwald im Jahresbericht über Ovid bei Bursian, Jahresbericht Bd. 22 (1894) S. 16.

[9]) Unter dem Namen des Arztes Antonius Musa sind zwei Gedichte, Precatio terrae und Precatio omnium herbarum, überliefert — „nicht üble Verse" rühmt Schanz a. a. O. S. 232 dem ersteren Gedicht nach und setzt leider nicht näher auseinander, warum wir „diese Gedichte nicht mit Fug dem Antonius Musa beibringen". Bährens hat sie bei seiner chronologischen Umordnung des Bestandes der sogenannten Anthologia Latina als echt in den ersten Band der Poetae latini minores aufgenommen.

die höhere Kritik auf falsche Wege geleitet hat; und als letztes Stadium dieser Entwicklung der Echtheitsfrage ist wohl für die Consolatio wie für die Mäcenaselegien der Hinweis auf Zeitbeziehungen und auf Anspielungen noch jetzt nicht ganz erklärter Art zu betrachten, der die Annahme einer nicht gleichzeitigen Entstehung, also der Unechtheit aller drei Produkte schon aus sachlichen Gründen einfach als ausgeschlossen erscheinen läßt!

Es hätte nicht des Nachweises älterer Handschriften [10]) bedürfen sollen, um die Annahme humanistischer Fälschung für die Laus Pisonis als vollkommen haltlos erscheinen zu lassen; neben den Eklogen des Kalpurnius, mit denen sie vielleicht den Verfasser gemeinsam hat, und den Einsiedler-Gedichten, die auch merkwürdig zersprengtes echtes altes Gut sind, bietet sie einen wertvollen Einblick in die politischen Verhältnisse der neronischen Zeit, und eine kommentierte Sammlung dieser kleineren politischen Gedichte zusammen mit den eben erwähnten aus der augusteischen Zeit würde eine wertvolle Bereicherung unserer Fachlitteratur darstellen. Balzacs Turnus ist wohl ein für alle Male als Fälschung erwiesen durch Quicherats Darlegungen, die den Vorzug haben nicht nur Verdächtigungen auszusprechen, sondern positives Material zur Geschichte der Entstehung der Fälschung zu geben.

Jedenfalls ganz unvergleichlich schlechter, wie mit der Consolatio ad Liviam, mit den Mäcenaselegien und mit der Laus Pisonis steht es mit der sogenannten Satira der Sulpicia; der neueste Geschichtsschreiber der römischen Litteratur (Schanz a. a. O. S. 337) nennt das Gedicht „abgeschmackt", und das ist wohl zuzugeben: es ist ein wunderliches, uns zunächst sehr fremdartiges Erzeugnis einer Poesie, die in der ganzen Einkleidung ihrer Gedanken sonderbare Wege geht. Neben solchen Sonderbarkeiten aber erscheinen Verse wie die schönen Worte V. 20 f.: „Duo sunt

[10]) Ein solcher hat auch gegenüber dem Verdacht gegen Barths sonderbares Herausgabeverfahren die Lucanargumente Anth. Lat. 930 als antik erwiesen. Neuere Argumente zu Gunsten der Glaubwürdigkeit des vielangefochtenen Merula hat, wie ich einer Notiz in der Wochensch. f. klass. Philol. 1900 Sp. 1035 entnehme, der Holländer P. J. Blok in der Memosyne (XXVIII 1—12) beigebracht.

quibus extulit ingens Roma caput; virtus belli et sapientia pacis" und V. 57: „Romulidarum igitur longa et gravis exitium pax. Die captiva penatibus uxor würde, wenn Bücheler das italienische cattivo mit Recht vergliche, den späten Ursprung der Dichtung bezeugen und eine arge Geschmacklosigkeit vom poetischen Standpunkt sein; doch kann captivus hier meines Erachtens noch eher in seiner gewöhnlichen lateinischen Bedeutung verstanden werden; an sich würde ein humanistischer Fälscher wohl schwerlich mit solchem lexikologischen Anachronismus jählings aus der Rolle gefallen sein. Teuffel spricht von dem „Mangel an individuellen Zügen" in dem Gedichte; ich finde eher, daß wir über den Reichtum der individuellen Zeitbeziehungen dem Werke gegenüber zur Ratlosigkeit verurteilt sind, und bezweifle, ob anzunehmen ist, daß ein Fälscher so sehr auf Grund eines in viele Einzelheiten hinein fingierten, aber nur andeutungsweise verwerteten Milieus gearbeitet hat.

Genau wie in der Frage der sogenannten Sulpiciasatire hat die Verweisung aus den Grenzen des Altertums hinaus auch in der Frage nach der Entstehung des Octaviadramas eine Zeitlang ihre Rolle gespielt; vom Mittelalter, wie vom ausgehenden Altertum ist als Entstehungszeit des Stückes die Rede gewesen, während neuerdings wohl jede besonnene Forschung die Entstehung kurz nach Neros Tode für wahrscheinlich hält; ganz abzuweisen ist meines Erachtens die Vorstellung nicht, daß ein von Seneca selbst herrührender Entwurf durch eine Überarbeitung von befreundeter Hand nach dem Tode des Philosophen die endgiltige Form erhielt, die die Octavia jetzt zeigt und die so wie sie vorliegt allerdings nicht von Seneca sein kann; es scheint mir an sich nicht unmöglich, daß Seneca für den Nachfolger des Claudius ein tragisches Gegenstück zur Apokolokyntosis im Schreibtisch liegen hatte, als ihn der Tod ereilte.

In das Milieu einer durch eigentümliche Überlieferungsverhältnisse für Athetierungsversuche besonders günstigen Sphäre führt uns die Frage nach der Echtheit der sogenannten Perottischen Sammlung lateinischer Fabeln ein; die Darlegung des Thatbestandes ist leicht bei Teuffel, Schanz oder auch in

Lucian Müllers wertvoller Abhandlung de Phaedri et Aviani fabulis nachzulesen.[11]) Die verschiedenen Erscheinungsformen der Anfechtung erinnern an die Leidensgeschichte der Consolatio ad Liviam; trotz mehrfacher ganz spezieller Zeitbeziehungen in den Fabeln[12]) wurde Perotti als Fälscher verdächtigt, andere Forscher wiesen die Fabeln aus seiner Sammlung der späteren Zeit des Altertums zu, was der Umstand begünstigte, daß Phädrus Name für diese Fabeln nicht ausdrücklich bezeugt ist, die Echtheitsfrage also hier anders steht: nicht gegen den unmittelbar überlieferten, sondern gegen den allein möglichen antiken Autornamen kämpfen die Gegner der Perottischen Sammlung an; und zwar hat diese Sammlung, die sogenannten Appendixfabeln, bis in die neueste Zeit hinein ihre Gegner; Robert Ellis hat in seiner im übrigen vortrefflich orientierenden Inaugural Lecture (London Frowde s. a. S. 25 ff.) nicht geglaubt, Sprache und Ton des Phädrus der anerkannt echten Fabeln wiederfinden zu können; er erinnert selbst an das ähnliche Verhältnis bei der Nux und giebt uns damit die Möglichkeit, auf das zu verweisen, was weiter oben über diese unter Ovids Namen stehende Dichtung gesagt ist.

Ich will nicht unterlassen, an letzter Stelle auch aus dem Kreise der lateinischen Kirchenschriftsteller ein paar Beispiele heranzuziehen, einem Gebiete, wo das Lager der theologischen Forschung bis vor kurzem mit dem der philologischen Wissenschaft wenig in Verbindung gestanden hatte, bis neuerdings die erfreulichste Wendung zum Guten reichlich eingetreten ist.[13])

[11]) Was sonst über Unechtes im Bestand des phädrusschen Fabelcorpus gesagt worden ist, gilt heute als abgethan (s. Schanz a. a. O. S. 252); die Nichterwähnung des Phädrus bei Seneca — sie erklärt sich vielleicht sogar aus persönlicher Gegnerschaft — mußte als ganz unzulässiges argumentum e silentio dienen.

[12]) Ich meine die Pompejusgeschichte in No. 8 und den Spott über das Prahlen der Griechen mit ihrem Wortreichtum in No. 23; als ein zum Römertum abgefallener Sohn Griechenlands konnte Phädrus diesen Vers sehr wohl schreiben.

[13]) Aus dem Gebiete der römischen Historiographie sei nur kurz erwähnt, daß Theodor Mommsen gewiß zu weit gegangen ist, wenn er den Junius Cordus als lediglich fingierte Persönlichkeit hingestellt hat.

Ebenso entschieden wie für die Brutusbriefe ist die Neigung zur Unechterklärung im Rückgang begriffen für die zwei Schriften des Lactantius, die im Falle der Echtheit entschieden mit den wertvollsten Bestandteil seines Gesamtwerkes bilden: de ave Phœnice und de mortibus persecutorum. Lehrreich ist für die Gewinnung allgemeiner Gesichtspunkte der Echtheitskritik besonders die Betrachtung der letzteren Schrift; ihre „stilistische Haltung weicht von derjenigen der Institutionen ab" — „naturgemäß" setzt Teuffel mit Recht hinzu; denn die Schrift de persecutione ist eine Tendenzschrift, in der Glut der Leidenschaft geschrieben und auf Erweckung leidenschaftlicher Erregung berechnet, beruht also auf ganz anderen schriftstellerischen Voraussetzungen wie die Institutionen. S. Brandt hat das Kehreinsche sprachliche Beweismaterial für die Echtheit der Schrift mit Recht als unzulänglich bezeichnet (s. auch Geyer Burs. Jahresbericht 26, 1898, S. 95), aber zu Gunsten der Echtheitsannahme wirken eben nicht nur sprachliche Kriterien, sondern auch die Überlieferung des Autornamens Lucius Cæcilius und des Adressaten, des Donatus; es scheint mir ein fruchtbareres Verfahren, diesem Nebeneinander mehrerer Kriterien gegenüber die Verwertung der Schrift für die Erkenntnis der inneren Entwicklung des Lactantius zu verwerten, als die Zweifel an seiner Autorschaft festzuhalten und mühsam zu begründen.[14])

Durch zwei Handschriften, wie durch zwei spätlateinische Autoren dem Lactantius zugewiesen, hat das Gedicht de ave Phœnice doch erst durch die Forschung der letzten Dezennien wieder seinen Platz unter den echten Schriften des Kirchenvaters erhalten, nachdem nach Heumanns und später Ritschls Vorgang noch Bährens sich für die Unechtheit ausgesprochen hatte. Die wichtigsten Bedenken hat stets der stark ans heidnische anklingende Vorstellungskreis des Verfassers veranlaßt; der verdiente neueste Herausgeber der Werke des Lactantius, Brandt, hat diesen Bedenken gegenüber mit Recht den biographischen Gesichtspunkt betont: das

[14]) Über das kleine Gedicht de passione Domini ist schwer zu urteilen; zu Brandts Annahme einer Fälschung in der Humanistenzeit scheinen mir die Argumente nicht auszureichen.

**

Gedicht fällt in die erste Zeit nach dem Übertritt des Kirchenvaters zum Christentum, es kann uns daher nicht Wunder nehmen, zahlreiche Spuren heidnischer Anschauungen in der Dichtung des kaum bekehrten Rhetors zu finden.[15])

Auch die Epitome der Institutionen des Lactantius ist vor Verdächtigungen nicht geschützt geblieben, obwohl für sie doch das Zeugnis des Hieronymus in kaum zu entkräftigender Weise vorliegt; und auch hier hat die litterarische Forschung durch Athetierung der Schrift uns um ein interessantes Moment aus der persönlichen Entwicklung des Lactantius als Schriftsteller zu bringen gedroht; es ist eine interessante Aufgabe, für den Wunsch des frater Pentadius nach Beschaffung einer Volksausgabe der Institutiones aus der Lektüre des großen Werkes die nötigen Argumente zu gewinnen, die sich dann durch die Vergleichung der beiden Ausgaben, durch die Beobachtung des andersartigen Charakters der Volksausgabe im einzelnen bestätigen lassen; u. a. sind — was auch in der Frage nach der Echtheit des apuleischen Asclepius eine Rolle spielt — die griechischen Citate vermieden; statt das Treiben eines Fälschers beobachten zu müssen, blicken wir bei der Lektüre der Epitome also viel mehr in des Lactantius eigenste Werkstatt hinein.

Mit einigen seiner Bestandteile ist dann weiter das umfassende Corpus der apokryphen Schriften Cyprians hier heranzuziehen; zunächst de spectaculis; Schanz äußert (a. a. O. S. 332) über diese Schrift wie über die de bono pudicitiae: „ich finde keine echte Aktualität in beiden Schriften; sie gleichen zu sehr Schulübungen"; aktueller Charakter einer Schrift ist als Beweis für ihre Echtheit in vielen Fällen vortrefflich verwendbar, und wir haben an einer früheren Stelle dieser Darlegungen für die eine Mäcenaselegie und für die Consolatio ad Liviam die aktuelle Zeitbeziehungen einzelner Stellen geradezu als Argumente für die

[15]) V. 121 des Gedichtes ist wohl Solis ad hortum zu lesen. In der Frage nach der Echtheit des zweiten Teiles von Tertullian adversus Judaeos wird man vielleicht zwischen dem extrem verwerfenden Standpunkt Neanders und Nöldechens Festhalten an durchaus tertullianischem Ursprung Korssens vermittelnden Standpunkt zulassen müssen; s. übrigens Schanz a. a. O. S. 260.

Echtheit verwandt; zum argumentum e silentio aber läßt sich Aktualität und Nichtaktualität einer Schrift weit weniger gebrauchen, und mit dem Begriffe „Schulübung, rhetorischer Charakter" ist auf dem Gebiet der römischen Litteraturgeschichte meines Erachtens mehr als genug verdorben worden;[16]) ich halte für sehr wohl möglich, daß für beide Schriften Wölfflins und Matzingers Vertheidigungsversuche doch das Richtige treffen.

Zu wie künstlichen Mitteln die Anfechtung der Echtheit eines Buches gelegentlich führen kann, läßt sich wohl am besten an F. Nitzschs Behandlung der christlich-theologischen Abhandlungen des Boethius nachweisen; es ist, um einen von Schanz in anderem Zusammenhang gebrauchten Ausdruck zu verwenden, eine durchaus pathologische Erscheinung auf dem Gebiete der höheren Kritik, die uns da entgegentritt; diesmal ist es die Frage des Inhaltes der Schriften, die zu der Anfechtung Anlaß giebt; daß Cassiodor die Schriften dem Boethius zuschreibt, soll nach Nitzsch auf Interpolation in seinem Wortlaut beruhen; wie künstlich und gezwungen ist eine solche Annahme und wie viel richtiger und fördernder der Versuch, die persönliche Entwicklung des Boethius zwischen der Abfassung von de consolatione philosophiae und der der theologischen Traktate zu ermitteln; die Verschiebung der Anschauungen ist geringer wie in zahlreichen anderen Fällen der christlich-lateinischen Litteratur: wie hat sich Fulgentius — wir können das namentlich auf Grund von Helms neuesten Forschungen sagen — in seinen Anschauungen geändert! Der Fall ist so lehrreich, daß wir, wenn nicht andere Bedenken hinzukämen, selbst die Einheit der beiden Firmici Materni würden festhalten können. —

---

[16]) Gegen Teuffels Vermutung, daß die Vita Cypriani des Pontius „mindestens stark verfälscht" sei, erklärt sich Schanz a. a. O. S. 303 meines Erachtens mit vollem Recht; auch auf Götz' Annahme von starken Interpolationen in Cyprians Schrift ad Demetrianum oder gar Aubés Anfechtung der Echtheit dieser Schrift geht Schanz (ebenda S. 315) mit Recht gar nicht weiter ein. Über Schultzes Anfechtung von de idolorum vanitate auf Grund chronologischer Beziehung der Schrift zum Octavius siehe Schanz a. a. O. S. 236.

Es ist eine Art Typologie der litterarischen Fälschungen, die wir zum Zwecke der Klärung der Methode der Echtheitskritik wohl für wünschenswert halten müssen; gerade nach dieser Seite hin zeigt Blaß' Behandlung dieses Teilgebietes der höheren Kritik (in Band I von Iwan Müllers Handbuch der Altertumswissenschaft), die übrigens auch zu einseitig ihre Beispiele aus der griechischen Litteratur entnimmt, zu wenig Übersichtlichkeit und Klarheit; zur Aufstellung einer solchen Typologie ist der hier gegebene Raum natürlich nicht ausreichend; es konnte an dieser Stelle nur darauf ankommen, an einigen charakteristischen Fällen anzudeuten, wie ein konservativerer Standpunkt auch in der höheren Kritik entschieden durch die neueste Entwicklung unserer philologischen Wissenschaft begründet worden ist.

* *
*

Der neueste Angriff auf Cäsars Glaubwürdigkeit in der Darstellung der Helvetierkriege von Oberlehrer Dr. Ludwig Ziehen.

H. Delbrück hat in seinem neuesten Werke[1]) die gesamte antike Kriegskunst einer kritischen Untersuchung unterzogen und ist dabei in dem Cäsar gewidmeten Abschnitte über dessen Commentarien in den wichtigsten Punkten zu einem nicht viel anderen Ergebnis gekommen wie einst in seiner Schrift über die „Perserkriege und Burgunderkriege" gegenüber der Erzählung Herodots. Diese Studien Delbrücks zu den Perserkriegen haben durch die scharfe und konsequente, jeden matten Kompromiß verschmähende Kritik ohne Zweifel in gewisser Hinsicht Epoche gemacht und werden deshalb auch, so anfechtbar vieles darin ist, dauernden Wert behalten. Ich möchte dies um so nachdrücklicher betonen, je schärfer ich Delbrücks neueste Ausführungen, soweit sie sich auf Cäsar beziehen, bekämpfen muß.

Es handelt sich dabei in der That um nichts Geringes, nicht um die Glaubwürdigkeit Cäsars in nebensächlichen Einzelheiten, sondern in den wesentlichen Hauptthatsachen.

[1]) Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. I. Teil: Das Altertum. Berlin 1900.

Ich wähle als Beispiel für meine Untersuchung den Helvetierkrieg. Nach **Cäsar** sind die Helvetier mit Weib und Kind ausgewandert, um sich neue Wohnsitze zu suchen; ihre Zahl wird von ihm nicht auf Grund von Schätzungen, sondern, wie Cäsar ausdrücklich betont, auf Grund von urkundlichem Material auf im Ganzen 368000 Seelen angegeben. Nach **Delbrück** dagegen sind die Helvetier überhaupt gar nicht ausgewandert, sondern haben einen Kriegszug, dem „nur um der politischen Maskierung willen eine gewisse Menge von Familien folgte", unternommen, um den Häduern gegen Ariovist zu helfen; ihre Stärke wird auf 30000 Seelen geschätzt, die Zahlenangabe Cäsars jedenfalls für gewaltig übertrieben erklärt.

Wenn Herodot, der eine Generation später als die Perserkriege schreibt, in seiner Darstellung sich arge Fehler und Übertreibungen zu Schulden kommen läßt, so ist das begreiflich und entschuldbar. Wenn aber Cäsar in der Erzählung seiner eigenen Kriege derart von der Wahrheit abweicht, so läßt sich das nicht einfach mit dem Mangel an Objektivität, der Cäsar gewiß ebenso wie fast allen antiken Historikern anhaftet,[2]) erklären, sondern muß schlechthin als grobe Geschichtsfälschung[3]) bezeichnet werden. Nun soll Cäsar sein Name gewiß auch nicht vor der rücksichtslosesten Kritik schützen, aber er darf wie jeder andere Schriftsteller verlangen, daß sie sich auf ausreichende Gründe stützt. Es ist die Frage, ob Delbrück solche beigebracht hat, und zwar wird

---

[2]) In der Theorie ist die Forderung völliger Objektivität natürlich schon dem Altertum bekannt, vgl. die bekannten Worte des Polybios (I, 14): ἐν μὲν οὖν τῷ λοιπῷ βίῳ — — — — φιλόφιλον δεῖ εἶναι τὸν ἀγαθὸν ἄνδρα καὶ φιλόπατριν καὶ συμμισεῖν τοῖς φίλοις τοὺς ἐχθροὺς καὶ συναγαπᾶν τοὺς φίλους, ὅταν δὲ τὸ τῆς ἱστορίας ἦθος ἀναλαμβάνῃ τις, ἐπιλαθέσθαι χρὴ πάντων τῶν τοιούτων. Denn, sagt er weiter, wie ein lebendes Wesen, dem das Augenlicht genommen ist, überhaupt unbrauchbar wird, so ist es auch mit der Geschichtsschreibung: wenn man ihr die Wahrheit nimmt, ist der Rest eine unnütze Erzählung, ein ἀνωφελὲς διήγημα.

[3]) Schon vor Delbrück ist dieser Vorwurf — und zwar unverblümter — von anderen ausgesprochen worden, vor allem von Rauchenstein, der Feldzug Cäsars gegen die Helvetier, Zürich 1882.

es sich dabei, wie ich im voraus bemerke, wesentlich um die methodische Richtigkeit seiner Kritik handeln. Das mag es auch entschuldigen, wenn ich gleich mit einer ganz elementaren, aber offenbar doch nicht überflüssigen methodischen Bemerkung beginne.

Seitdem die Geschichtsschreibung den Kinderschuhen der Annalistik und Chronistik entwachsen ist, sucht sie vor allem zweierlei darzustellen und zu erforschen, die geschichtlichen Thatsachen selbst und ihren ursächlichen Zusammenhang, ihre Beweggründe. Es bedarf keines langen Beweises, daß diese letzteren, die meist im Verborgenen oder wenigstens doch zu einer Zeit wirken, wo die Aufmerksamkeit noch nicht dahin gerichtet ist, weit schwerer zu erforschen sind, als die Ereignisse selbst. Denn wenn auch die Einzelheiten, die sich der Beobachtung eher entziehen, oft zweifelhaft sein mögen, die Hauptthatsachen spielen sich doch offen vor aller Augen ab. An diesen Unterschied ist nun aber auch der tendenziöse Schriftsteller, der die Geschichte zu seinen Gunsten färben oder gar fälschen will, gebunden. Die großen Ereignisse, die hunderte und tausende von Zeugen haben, kann er nur sehr schwer aus der Welt schaffen, leichter kann er den Zusammenhang entstellen, den Gegnern falsche Motive unterschieben und die eignen Absichten beschönigen. So kommt es, daß in der Weltgeschichte die Thatsachen selbst unendlich viel besser beglaubigt sind als die Motive und Absichten, die ihnen zu Grunde liegen. Wenn daher in einer Überlieferung die erzählten Ereignisse und die dazu gegebene Motivierung nicht recht zusammen stimmen, so haben zunächst immer die überlieferten Thatsachen den Vorzug der Glaubwürdigkeit, und wer umgekehrt diese auf Grund der Motivierung verwirft, begeht — meiner Ansicht nach — einen methodischen Fehler; gerade diesen aber begeht Delbrück.

Die ganze Untersuchung, die er gegen die Glaubwürdigkeit der Auswanderung der Helvetier richtet, baut sich darauf auf, daß die Motive, die Cäsar den Auswandernden unterlegt, sich weder untereinander noch mit dem Modus der Ausführung vereinigen ließen; als Motive gebe Cäsar das Streben an, sich der Herrschaft von ganz Gallien zu bemächtigen und den zu geringen Umfang ihres Landes; wenn sie aber sich die übrigen Gallier unterwerfen

wollten, so sei dazu nicht nötig gewesen mit Weib und Kind, Herden und Hausgerät auszuziehen, und wenn sie wegen Übervölkerung neue Sitze suchten, sei es wiederum nicht nötig gewesen, daß das ganze Volk auswanderte. Wenn Delbrück darin recht hat, so folgt daraus, um dies gleich hier festzulegen, nach dem oben besprochenen methodischen Grundsatz doch nur, daß Cäsar über die Gründe der Auswanderung uns falsch berichtet bezw. selbst falsch berichtet ist, gegen die Thatsache der Auswanderung selbst aber läßt sich daraus doch nichts entnehmen. Ist übrigens die Motivierung so durchaus ungenügend, wie Delbrück anzunehmen scheint? Die völlige Erkenntnis der Ursachen der großen Völkerwanderungen ist ein Problem, das noch heute die Forschung beschäftigt, es wäre daher fast wunderbar, wenn schon Cäsar in dieser Frage uns völlig befriedigenden Aufschluß gäbe. Und so ganz unzureichend ist die von ihm gegebene Motivierung denn doch nicht, man darf dabei nur nicht gerade das eine Motiv, das Streben nach der Herrschaft über ganz Gallien, in den Vordergrund rücken. Dies wird auch keineswegs dem genauen Wortlaute der Cäsarischen Darstellung gerecht, denn das Streben nach dem imperium totius Galliae findet sich hier nur als Gedanke des Orgetorix (c. 2,2) und dann als Behauptung der Gallier, die Cäsar zu seinem Siege über die Helvetier beglückwünschen (c. 30,3), dagegen gerade von den Helvetiern selbst heißt es: pro multitudine hominum et pro gloria belli atque fortitudinis angustos se fines habere a r b i t r a b a n t u r.[4]) Und dieser Beweggrund, das zu enge Land, die Übervölkerung, ist jedenfalls ganz annehmbar. Delbrück sagt freilich, deshalb hätte nicht das ganze Volk auszuwandern brauchen. N ö t i g war das allerdings nicht; aber geschieht unter den Menschen immer gerade nur das, was zu dem gegebenen Zwecke nötig ist? Und hat nicht auch bei andern derartigen Wanderungen ganzer Stämme die

---

[4]) Natürlich kann dieser Unterschied in der Anführung auch auf Zufall beruhen; jedenfalls tritt das Motiv angusti fines völlig gleichberechtigt neben das andere, und es ist mir, milde gesagt, völlig unverständlich, wieso Rauchenstein dazu kommt, seine Erwähnung durch Cäsar überhaupt völlig zu ignorieren und dagegen Cassius Dio und Florus als Quellen für diesen „natürlicheren und deshalb glaubwürdigeren“ Grund zu rühmen.

Übervölkerung mitgewirkt? Überhaupt nimmt uns diese Parallele der anderen Völkerwanderungen vorher und nachher das Recht, gerade der der Helvetier so skeptisch gegenüberzustehen. Ist doch vielmehr gerade der Helvetierzug uns wertvoll als ein Glied in der Kette jener Wanderungen, als Vorläufer der großen germanischen Völkerbewegung. An sich giebt jedenfalls das von Cäsar erzählte Ereignis keinen Anlaß zum Zweifel, und von den angegebenen Motiven läßt sich wenigstens das eine ganz gut hören. Sollten sie aber auch wirklich beide ganz unzureichend und auch untereinander unvereinbar sein, so wären, wie ich wiederhole, methodischer Weise eben doch nur sie selbst, nicht aber die Thatsachen, zu deren Begründung Cäsar sie aufführt, preiszugeben.

Aber nicht nur die Ursachen, auch das von Cäsar angegebene Ziel der Wanderung, nämlich das Land der Santonen nördlich der Garonne in der heutigen Saintonge, glaubt Delbrück nicht mit dem vereinigen zu können, was die Helvetier wirklich thaten.

Es handelt sich dabei um einen Punkt, der schon längst die Gelehrten beschäftigt. Wie Cäsar nämlich erzählt, zogen die Helvetier, nachdem sie die Saone — zwischen Lyon und Macon — überschritten hatten, nicht westwärts nach dem Land der Santonen, sondern nach Norden in der Richtung nach Autun (Bibracte), einen Weg also, der sie von dem angegebenen Wanderziel abführte. Man hat das auf verschiedene Weise zu erklären gesucht. Am einfachsten schien doch wohl Napoleon III die Frage zu lösen, der die Berge, die im Westen das Thal der Saone von dem der Loire trennen, für fast unüberschreitbar erklärte und zur Bestätigung sich darauf berief, daß auch noch in neuerer Zeit die Post von Lyon nach Rochelle über Autun und Nevers ging. Nun aber hält dem Delbrück im Anschluß an neuere französische Arbeiten entgegen, das Gebirge im Westen sei vielleicht steil, aber nicht unzugänglich; es gebe sogar mehrere Wege, die über die Cevennen nach Westen führten, z. B. das Thal der Azergues, und von hier aus habe man zum Abstieg ins Loirethal nicht nur ein, sondern sogar drei Thäler zur Auswahl. Ich muß nun zunächst sagen, daß sich im Jahre 1900 auf Grund vorzüglicher Karten sehr leicht Ratschläge über Wege, die man wählen kann, geben lassen, für

die armen Helvetier aber vor 2000 Jahren diese Kenntnis nicht so einfach zu erwerben war, zumal sie die Römer hinter sich hatten. Woher weiß ferner Delbrück, ob die von den französischen Gelehrten ausfindig gemachten Wege schon damals wirklich gangbar waren? Aber nehmen wir selbst an, sie seien es gewesen und die Helvetier hätten davon gewußt, so ist es durchaus möglich, daß sie ihnen durch die dortigen Gebirgsbewohner versperrt wurden. Wir wissen aus den Verhandlungen mit den Sequanern am Anfang des Zuges, wieviel den Helvetiern darauf ankam, schwierige Defilés zu vermeiden, und Delbrück selbst sagt gerade an unserer Stelle, die Helvetier hätten auf jenen Gebirgswegen die Römer leicht mit einer kleinen Nachhut aufhalten können. Was aber für die Helvetier gilt, muß auch gegen sie gelten; sie durften also diesen Weg nur dann wagen, wenn die Bevölkerung dort ihnen keine Schwierigkeiten machte, und die Möglichkeit, daß dies doch geschah, kann kein Mensch bestreiten. Es will mir aber überhaupt sehr bedenklich scheinen, bei einem Vorgang wie einer derartigen Wanderung zu fragen: warum sind sie nicht so gezogen, wie wir es heute erwarten? Wer verbürgt Delbrück, daß die Helvetier nicht ihren ursprünglichen Plan aufgaben und sich anders entschlossen? Finden wir doch bei derartigen Wanderungen häufig auffallend springende Entschlüsse; warum z. B. sind die Cimbern und Teutonen nicht in Gallien geblieben, sondern die Kreuz und die Quer herumgezogen?

Endlich ist es keineswegs ausgemacht, daß die Helvetier wirklich je die feste Absicht hatten in das Land der Santonen zu ziehen. Ich komme damit wieder auf jene methodische Bemerkung zurück. Denn diese nie realisierte Absicht der Helvetier gehört klärlich in die zweite der angeführten Kategorien, die der falschen Überlieferung viel eher unterliegen. Cäsar erzählt die ganze Sache auch nur als eine ihm zugegangene Nachricht in Kapitel X: nuntiatur Helvetiis esse in animo, da, wo er genauer über die Auswanderung und ihre Inszenierung spricht, im Anfang des Buches, erwähnt er sie überhaupt nicht. Ich selbst glaube nun zwar gar nicht, daß diese Nachricht ganz grundlos war, aber daraufhin anzunehmen, daß die Helvetier unbedingt und stets an dieser Absicht festgehalten

haben, geht doch nicht an. Jedenfalls ist es unmöglich, den Widerspruch zwischen dieser Überlieferung über das Ziel der Wanderung und dem thatsächlich eingeschlagenen Weg gegen die Glaubwürdigkeit der Auswanderung an sich auszubeuten.

Bevor ich nun auf den wichtigsten Punkt, die Kritik Delbrücks an den Zahlen Cäsars, eingehe, möchte ich kurz noch zwei andere Punkte besprechen, die zwar die Hauptfrage — Wanderung oder nicht — unberührt lassen, aber doch insofern wichtig sind, als auch hier Delbrück die Glaubwürdigkeit Cäsars beanstandet, aber auch hier auf Grund einer keineswegs einwandfreien Methode.

Es handelt sich um den Versuch der Helvetier, die Rhone zu überschreiten und durch die römische Provinz zu ziehen (B. G. I. c. 7—8). Delbrück behauptet, es sei unmöglich gewesen, mit den Kräften einer einzigen Legion — „Der Landsturm, den Cäsar aufgeboten hatte, kam militärisch wenig in Betracht" — die flüchtige, vier Meilen lange römische Befestigungslinie von Genf bis zum Fort L'Ecluse zu verteidigen. Die Helvetier hätten mit ihrer großen Übermacht, wenn es ihnen mit dem Angriff ernst war, jedenfalls durchbrechen können, und der Behauptung Cäsars, sie hätten vergebliche Versuche gemacht, sei deshalb der „allerstärkste Zweifel" entgegenzusetzen.

Mir scheint, Delbrück unterschätzt beträchtlich die Schwierigkeiten des Übergangs über die reißende und dort meist von steilen Ufern eingeschlossene Rhone, und vergißt auch zu bedenken, daß, was selbst vielleicht für 90000 Krieger leicht ist, für dieselbe Zahl und über zweihunderttausend Weiber und Kinder schwer wird. Aber ich will mich auf diese rein militärische Frage nicht einlassen. Wir können Delbrück ruhig zugestehen, daß die Helvetier hätten durchbrechen *können*, wenn sie ernsthaft gewollt hätten. Aber wo steht, daß sie es wirklich *ernsthaft* wollten, d. h. mit allen Kräften nach einheitlichem Plane? Der genaue Wortlaut der Stelle im Bellum Gallicum c. 8,4 heißt: Helvetii ea spe deiecti navibus iunctis ratibusque compluribus factis, alii vadis Rhodani qua minima altitudo fluminis erat, nonnumquam interdiu, saepius noctu, si perrumpere possent, conati operis munitione et militum concursu et telis repulsi hoc conatu destiterunt;

also, die Helvetier versuchen es teils so, teils so, manchmal tags, manchmal und zwar häufiger nachts. Niemand kann uns zwingen, diese Schilderung auf eine ernsthafte, einheitliche kriegerische Aktion zu beziehen. Viel eher deutet der Wortlaut darauf hin, daß wir es gerade nicht damit zu thun haben, nicht mit offnen gewaltsamen Versuchen den Übergang über die Rhone zu erzwingen, sondern mit verschiedenen und verschiedenartigen Versuchen heimlich durchzubrechen, die aber durch den vorzüglichen Wachtdienst der Römer vereitelt wurden.

Das Bild, das wir so von den Ereignissen der Rhone gewinnen, entspricht auch durchaus den sachlich gegebenen Verhältnissen. Die Führer der Helvetier, die möglichst einen Konflikt mit den Römern vermeiden wollten, beschlossen, nachdem ihnen Cäsar den Durchmarsch verweigert, von einem gewaltsamen Versuch abzustehen und lieber mit den Sequanern Unterhandlungen anzuknüpfen. Solange diese im Gange waren, mußten sie notgedrungen in Genf liegen bleiben, um auf den Ausgang zu warten. Nun ist es klar, daß eine müßige Masse von fast 400000 Menschen, denen feste militärische Disziplin und straffe Regierung fehlt und deren Lager sich meilenweit erstreckt, sich nur schwer lenken und beaufsichtigen läßt, und es bedarf keiner großen Phantasie, um sich vorzustellen, daß einzelnen Haufen, besonders jüngeren Elementen das Warten zu lange wurde und sie ohne Sorge, was sich weiter daraus entwickeln werde, versuchten, ob sie nicht doch vielleicht, unbemerkt von den Römern, über die Rhone herüberkommen könnten. Da aber der römische Wachtdienst gut funktionierte, fanden sie stets die Römer auf dem Posten und mußten sich, da sie es eben von vornherein kaum auf einen ernstlichen Kampf ankommen lassen wollten, wieder zurückziehen. Immerhin gaben diese Versuche Cäsar ein gewisses Recht, später gegen Divico und die andern helvetischen Gesandten darüber zu klagen, quod eo invito iter provinciam per vim temptassent. Man kann schließlich zugeben, daß Cäsar hier wie an der obigen Stelle die Versuche der Helvetier durch seine Worte bedeutender erscheinen läßt als sie in Wirklichkeit waren, ohne deshalb Delbrück zuzustimmen, der der Erzählung Cäsars gleich völlig den Glauben versagt; seine

Kritik verfehlt schon deshalb hier das Ziel, weil sie gegen etwas kämpft, was Cäsar gar nicht sagt.

Kürzer kann ich mich über den zweiten Punkt fassen, der in denselben Zusammenhang gehört. Delbrück bemängelt die Begründung, die Cäsar für sein Vorgehen gegen die Helvetier giebt, nämlich den Hinweis auf die Gefahr, die durch ihre Ansiedlung im Lande der Santonen für die römische Provinz entstehe. Darüber sagt Delbrück: „Das Land der Santonen lag am Ozean, über 20 Meilen vom nächsten römischen Grenzstein entfernt. Das bisherische helvetische Gebiet grenzte unmittelbar an die römische Provinz; mit Booten über den Genfer See oder durch die Furten der Rhone konnten sie von kriegerischen Einfällen, falls die Helvetier dazu neigten, täglich heimgesucht werden. Wollte der Römer sie los sein, er konnte sich nichts besseres wünschen, als sie zu den Santonen ziehen zu lassen." Das klingt ja überaus einfach — fast zu einfach; denn es ist eine alte Erfahrung: wenn ein Widerspruch, den man in einer Quelle entdeckt zu haben glaubt, zu eklatant ist, dann stimmt gewöhnlich die Entdeckung nicht, schon aus dem einfachen Grunde, weil dann auch der betreffende Autor, in unserem Falle Cäsar, so schlau gewesen wäre, die Sache zu merken. So ist es auch hier. Bei oberflächlicher Betrachtung mag es ja scheinen, als sei die Nachbarschaft der Helvetier in ihren alten Wohnsitzen für die römische Provinz gleich gefährlich oder gar noch gefährlicher als die an der Garonne, aber bei genauerer Betrachtung ergiebt sich ein ganz anderes Bild. Ich will von der Rhone und dem Genfersee, die beide Cäsar c. 2 ausdrücklich als Grenzhindernisse erwähnt und die Delbrück vielleicht doch etwas unterschätzt, schweigen, aber er vergißt ganz, daß sich südlich des Genfersees und der Rhone das Gebirge wie ein Wall gegen die helvetische Grenze vorschiebt und den Plünderungszügen der Helvetier ein gewaltiges natürliches Hindernis entgegensetzte. Ganz anders dagegen an der Garonne: hier erstreckt sich von dem Ozean bis nach Toulouse die Ebene hin, kein nennenswertes Geländehindernis, weder Fluß noch Gebirge, konnte hier die römische Provinz schützen, die deshalb einen kriegslustigen Stamm wie die Helvetier allerdings leicht zu Raubzügen verlocken konnte. Also

ein Unterschied zwischen beiden Grenzen ist wohl vorhanden; das wichtigste aber ist, daß Cäsar selbst ihn klar und deutlich eben an jener Stelle, um die es sich handelt, angiebt, indem er sagt: magno cum periculo provinciae futurum, ut homines bellicosos, populi Romani inimicos, locis patentibus maximeque frumentariis finitimos haberet!

Doch nun zu den Zahlen, deren Kritik ja gerade die Stärke von Delbrücks früheren Studien ausmachte. Allerdings liegt hier die Sache doch ganz anders als bei Herodot oder selbst dem übrigen Bellum Gallicum; denn gerade die Zahlen über die Helvetier giebt uns Cäsar nicht schlechthin wie sonst gewöhnlich, sei es als eigene oder anderer Schätzung, sondern beansprucht ausdrücklich für sie eine urkundliche Gewähr: in castris Helvetiorum tabulae repertae sunt litteris Graecis confectae et ad Caesarem relatae, quibus in tabulis nominatim ratio confecta erat, qui numerus domo exisset eorum, qui arma ferre possent et item separatim quot pueri, senes mulieresque. Quarum omnium rerum summa erat capitum Helvetiorum milium CCLXIII, Tulingorum milium XXXVI, Latobrigorum XIIII, Rauracorum XXIII, Boiorum XXXII; ex his qui arma ferre possent, ad milia nonaginta duo, summa omnium fuerunt ad milia CCCLXVIII. Trotz dieser Versicherung steht Delbrück nicht an, diese Zahlen für völlig falsch zu erklären[5]), und freilich, wenn hier Cäsar trotz seiner bündigen Versicherung fälscht, kann man ihm nirgend mehr trauen.

Er beruft sich zunächst darauf, daß eine Volksdichte, wie sie aus diesen Zahlen für das helvetische Gebiet folge, nach Belochs bevölkerungsstatistischen Untersuchungen[6]) unmöglich sei. Nun darf man sich aber bei der höchsten Achtung vor Belochs Verdiensten um dieses von ihm zuerst wieder gründlich behandelte Gebiet doch nicht darüber täuschen, daß die bisher von ihm gewonnenen Ergebnisse keineswegs so gesichert sind, daß sie einen absolut festen Stützpunkt für die

[5]) Auch hierin sind ihm andere, wie Rauchenstein und Beloch, vorausgegangen.

[6]) Für unsere Frage kommen in Betracht Beloch, die Bevölkerung der Griechisch-Römischen Welt. 1886 und sein Aufsatz über die Bevölkerung Galliens zur Zeit Cäsars (Rhein. Museum 54, S. 414 ff.).

historische Kritik bieten könnten. In unserem Falle ist dazu schon die Grundlage der statistischen Berechnung, der Flächenraum des von den Helvetiern, Boiern rc. bewohnten Landes, viel zu unsicher.[7]) Ferner hat aber überhaupt nirgends Beloch die „Unmöglichkeit“ bewiesen, daß Helvetien eine den Zahlen Cäsars entsprechende Volksdichte hatte, sondern er schließt von einem ganz andern Punkte[8]) auf geringere Zahlen als sie Cäsar giebt und infolgedessen erst auch auf eine geringere Volksdichte. Wenn gerade Beloch für andere gallische Gebiete wie z. B. für das der Ruteni eine Volksdichte von ca. 17, für das der Bellovaker sogar von 20 annimmt, warum soll es dann unmöglich sein, daß auch die Helvetier, denen Cäsar doch ausdrücklich pro multitudine angustos fines zuschreibt, eine Volksdichte von ca. 15—20 aufwiesen?

Delbrück scheint auch selbst dieses bevölkerungsstatistische Argument für nicht durchschlagend zu halten, er meint die Unglaubwürdigkeit der von Cäsar gegebenen Zahlen „noch sicherer feststellen“ zu müssen.

Delbrück stützt sich dabei auf die Berechnungen Napoleons III.[9]) über die Zahl der von den Helvetiern gebrauchten Wagen und der daraus folgenden Länge ihres Zuges. Napoleon hat nämlich einmal auf Grund der Notiz c. 5, 3: trium mensium molita cibaria sibi quemque domo efferre iubent die Masse des mittransportierten Mehles und die Zahl der dazu nötigen Wagen zu berechnen gesucht; er machte das so, daß er auf den Kopf täglich $^3/_4$ Pfund Mehlvorrat rechnete; in 90 Tagen giebt das 67,5 Pfund = $33^3/_4$ kg, für 368000 Köpfe also 12420000 kg; große Wagen angenommen, die jeder ca. 2000 kg tragen, sind danach allein für den Mehltransport ca. 6000 Wagen nötig; dazu kommt aber noch das übrige

[7]) In seiner „Bevölkerung“ S. 453 berechnet Beloch für die Gebiete aller ausgezogenen Stämme 18600 qkm, also nach Cäsars Zahlen fast 20 Einwohner auf den qkm, im Rhein. Museum 54 S. 417 für das helvetische Gebiet allein 16409 qkm, woraus eine Dichtigkeit von ca. 16 folgt. Hubo (Neue Jahrb. für Phil. 147 S. 707) berechnet für das gesammte Gebiet 25000 qkm, also eine Bevölkerungsdichtigkeit von ca. 15.

[8]) Von den Verlusten der Helvetier; siehe unten S. 110.

[9]) Histoire de Jules César II. p. 58—59 Anm.

Gepäck: pro Kopf 15 kg gerechnet, giebt das noch einmal ca. 2500 Wagen; im Ganzen also 8500. Nun rechnet Napoleon für einen solchen mit vier Pferden bespannten Wagen 15 m, woraus sich für den ganzen Zug eine Länge von 127,5 km oder 17 Meilen ergiebt.[10])

Diese Zahl ist es, die Delbrück seine Waffe in die Hand giebt. Cäsar nämlich erzähle, daß die Helvetier von der Übergangsstelle über die Saone bis in die Nähe von Bibrakte (Autun) in etwa 15 Tagen gezogen seien; diese Strecke aber betrage 14—16 Meilen Luftlinie, und wie man bei Delbrück S. 427 näher nachlesen mag, scheint es nicht entfernt möglich, daß ein 17 Meilen langer Zug diesen Weg in 15 Tagen zurücklegt, also — schließt Delbrück — muß der Zug viel kleiner gewesen sein, müssen die Zahlen Cäsars also falsch sein.

Ist diese Argumentation wirklich so sicher, wie Delbrück glaubt?

Berechnungen wie die Napoleons über die Länge des Helvetierzuges einer peinlichen Kritik auf ihre Richtigkeit hin zu unterziehen, ist für gewöhnlich gewiß kleinlich, denn sie machen ja auf irgend welchen genauen Wert keinen Anspruch und bezwecken nur, den Leser vor falschen Vorstellungen zu bewahren oder vielmehr bei ihm überhaupt erst eine Vorstellung davon zu erwecken, was der Zug eines Heeres oder gar Volkes an Raum und Zeit beansprucht. Und insofern sind solche Berechnungen unter allen Umständen verdienstlich. Aber durchaus ungeeignet sind sie, die Grundlage für entscheidende Schlußfolgerungen zu bilden, und wenn es doch geschieht, darf auch die Kritik nicht mehr schweigen. So muß sie leider auch Delbrück gegenüber betonen, daß die Napoleonschen Zahlen von Anfang bis zu Ende durchaus willkürlich und unsicher sind, von den $^{3}/_{4}$ Pfund Mehlvorrat pro Kopf bis zu den 15 m pro Wagen. Der Verfasser der „Perserkriege" dürfte eigentlich am wenigsten sich mit ihnen befreunden; sind sie doch nicht viel

[10]) Dabei ist, wie D. hervorhebt, kein besonderer Raum für die Menschen angesetzt, aber mit Recht, denn die weitaus größte Masse der Auswanderer, vor allem die Weiber und Kinder, hat sich doch neben und auf den Wagen befunden.

anders gefunden als wie — Herodot die meisten seiner Heeres- und Schiffszahlen zustande gebracht hat. Der unerquicklichen und wohl auch überflüssigen Mühe, diese offenkundige Unbrauchbarkeit der Zahlen Napoleons im einzelnen nachzuweisen, bedarf es aber glücklicherweise auch gar nicht. Denn selbst angenommen, sie seien wirklich genau richtig, so stimmte die Rechnung Delbrücks deshalb immer noch nicht. Der Zug hat nämlich zu der Zeit des Marsches von der Saone nach Bibrakte keinenfalls mehr seine ursprüngliche Länge gehabt.

Einmal sind die Tiguriner, einer der vier helvetischen Gaue, abzurechnen, da sie Cäsar schon vorher, als sie allein noch auf dem östlichen Ufer der Saone standen, angriff und aufrieb.[11]) Da sie — gering gerechnet — $^1/_6$ der ganzen Masse (Helvetier und Boier, Rauraker u. s. w.) ausmachten, verkleinert sich schon dadurch jene Zahl von 8500 Wagen auf ca. 7100. Das ist aber noch der geringste Abzug, der zu machen ist. Die Hauptmasse nämlich der Wagen kommt in der Berechnung Napoleons auf den für drei Monate mitgenommenen Mehlvorrat: 6000 von 8500. Nun aber waren damals, als die Helvetier nach Norden aufbrachen, mindestens zwei Monate[12]) verstrichen, also auch $^2/_3$ dieses Vorrats verbraucht. Wir müssen also auch hierfür die entsprechende Summe abziehen, um die Zahl der Wagen zu erhalten, die die Helvetier auf ihrem Zuge nach Bibrakte wirklich noch nötig hatten. Es bleiben dann — hoch gerechnet — ca. 3750 Wagen, von 4000 Wagen giebt aber selbst Delbrück zu, daß sie schließlich bei großer Eile täglich eine Meile weit befördert werden konnten. Und damit fällt dann seine ganze Beweisführung in sich zusammen; denn nach jener Notiz Cäsars sollen ja in der That die Helvetier in 15 Tagen nicht mehr als 14—16 Meilen zurückgelegt haben.

Delbrück ist der Haken, den seine Rechnung hat, nicht entgangen, aber er meint: „Waren die Lebensmittel-Karren zum Teil

---

[11]) Bezw. zersprengte; c. 12, 3: eos impeditos et inopinantes aggressus magnam partem eorum concidit; reliqui se fugae mandarunt atque in proximas silvas se abdiderunt.

[12]) Napoleon rechnet zweieinhalb Monate, was auch viel wahrscheinlicher ist, s. a. a. O. S. 57.

schon geleert, so werden die Helvetier sie darum nicht haben stehen lassen; Karren sind Wertstücke, und sie brauchten sie für die Beute, die sie machten, und Neu-Verproviantierung." Es hängt also, bei Lichte gesehen, seine ganze Beweisführung, durch die er die Unrichtigkeit der Zahlenangabe Cäsars sicher feststellen zu können meint, an dem dünnen Faden dieser einen Voraussetzung, daß die Helvetier mehr als 3000 Wagen, die sie eigentlich nicht mehr brauchten und die ihre Bewegung äußerst erschwerten, aus sehr fraglichen Rücksichten [13]) doch noch weiter mitschleppten. Ich mag nicht darüber streiten, ob das wahrscheinlich ist. Möglich ist es ja; aber daß wir dieser Möglichkeit zuliebe das ausdrücklichste Zeugnis Cäsars verwerfen und ihn der Fälschung bezichtigen, scheint mir methodischerweise ausgeschlossen.

Und endlich bedenke man noch eins: Delbrück will diejenigen Zahlen, für die sich Cäsar gewissermaßen urkundlich verbürgt, als gefälscht erweisen und stützt sich dabei im letzten Grunde auf — zwei andere Zahlenangaben desselben Cäsar, deren Wert wirklich zweifelhaft ist. Denn die eine von dem Mehlvorrat: trium mensium molita cibaria sibi quemque domo efferre iubent stammt jedenfalls aus zweiter Quelle, vom Hörensagen, und läßt es außerdem völlig unklar, wieweit dem Befehle wirklich gefolgt ist; der anderen Angabe aber über den Weg von 14 Tagen schreibt Cäsar selbst nur ungefähren Wert zu — er sagt circiter quindecim dies —, und die Größe der in ihnen zurückgelegten Strecke, die ihr überhaupt erst Bedeutung giebt, ist erst recht zweifelhaft. Auch insofern scheint mir also die Methode Delbrücks unrichtig zu sein, und damit die anfangs gestellte Frage ihre Erledigung gefunden zu haben.

---

[13]) Daß die Helvetier abgesehen von Proviantrequisitionen sich durch Beraubung der Gallier, auf die sie doch angewiesen waren, Beute verschafften, ist durchaus unwahrscheinlich und stimmt auch zu der ihnen günstigen Stimmung der Häduer (c. 17) durchaus nicht. Auch die „Neu-Verproviantierung" kann kaum ins Gewicht fallen; denn abgesehen davon, daß ja nach Delbrück erst ein Teil des Vorrats erschöpft war, konnte doch nur noch von täglichen Requisitionen die Rede sein, wozu nicht dieselbe Masse Wagen nötig war, wie zu dem dreimonatlichen Proviant.

**

Aber es handelt sich in letzter Linie nicht um Delbrück, sondern um Cäsar, und deshalb kann ich nicht schließen, ohne den Leser, der mir bis hierher geduldig gefolgt ist, auf zwei Gründe hinzuweisen, die von anderer Seite gegen die Zahlen Cäsars ins Feld geführt worden sind.

Einmal hat Beloch[14]) die Behauptung Cäsars, der von ihm nach Besiegung der Helvetier veranstaltete Census derselben habe 110000 Köpfe ergeben, mit den Zahlen über ihre ursprüngliche Stärke — 368000 Köpfe — verglichen und den Verlust von über 250000 Toten,[15]) der sich daraus ergiebt, für höchst unwahrscheinlich, fast unmöglich erklärt. „Denn", lautet die Begründung, „die Schlacht bei Bibrakte war keineswegs eine Vernichtungsschlacht; Cäsar sagt kein Wort davon, daß er eine irgend bedeutende Zahl von Gefangenen gemacht hätte, und es gelang den Helvetiern, sich in guter Ordnung und unverfolgt vom Feinde zurückzuziehen." Ist diese Begründung ausreichend? Mit dem Begriff „Vernichtungsschlacht" läßt sich wenig anfangen; daß jedenfalls mit großer Erbitterung gekämpft wurde, läßt die Schilderung der Kommentarien deutlich erkennen: schon die Dauer der Schlacht von Mittag bis tief in die Nacht hinein (ad multam noctem) ist ein Beweis dafür, nicht minder die starken Verluste der Römer, die Cäsar mit den Worten cum et propter vulnera militum et propter sepulturam occisorum nostri triduum morati sequi non potuissent mittelbar zugesteht. Wenn kaum Gefangene gemacht wurden und keine Verfolgung stattfand, so läßt sich das, wie auf der Hand liegt, ebensogut gerade für die blutige Schwere des Kampfes verwerten; daß aber die Helvetier noch den nächtlichen Rückzug geordnet bewirkt hätten, steht bei Cäsar gar nicht, aus ihm kann man nur entnehmen, daß bis zum Abend die Ordnung der Helvetier gewahrt blieb.[16]) Es ist überhaupt gewagt aus dem allgemeinen Eindruck,

[14]) Bevölkerung S. 451—452 und Rhein. Museum 54 S. 416.

[15]) Übrigens nur 230000; denn 20000 Boier, die in Gallien zurückblieben, sind bei dem census nicht mitgezählt, vgl. c. 26, 5.

[16]) Die Stelle, die Beloch allein im Auge haben kann, heißt: hoc toto proelio cum ab hora septima ad vesperum pugnatum sit, aversum hostem videre nemo potuit und bezieht sich nur auf die eigentliche Feldschlacht, nicht

den ein Schlachtbericht macht, auf die Schwere des Kampfes schließen und danach die Verlustangaben berichtigen zu wollen; eher empfiehlt sich dann noch das umgekehrte Verfahren.

Etwas anderes ist es, ob wir nicht mit Beloch überhaupt einen derartigen Verlust von 250 000 oder vielmehr 230 000 Köpfen (s. A. 15) für unmöglich erklären müssen. Nun kommt aber für diesen Verlust die Schlacht bei Bibrakte, die Beloch bei seiner Argumentation allein berücksichtigt, keineswegs allein in Betracht. Die Vernichtung der Tiguriner an der Saone geschah bereits einen halben Monat vorher. Da diese einer der vier helvetischen Gaue waren, ist es am einfachsten, sie mit ein Viertel der 263 000 Helvetier = 65 000 Köpfen in Rechnung zu bringen; danach verkleinert sich schon die Gesamtmasse der Auswandernden auf 300 000; es ist aber natürlich leicht möglich, daß der Gau viel stärker war, so daß wir noch beträchtlich unter die Zahl 300 000 heruntergehen müssen.

Dies ist aber keineswegs der einzige Verlust in den zwei bis drei Monaten vor der Schlacht, es kommt dazu noch ein anderer, den man unbedingt mit in Anschlag bringen muß: ich meine den fortwährenden Verlust infolge von Entbehrungen, Krankheit, Unglücksfällen u. s. w. Daß die Sterblichkeit auf einer solchen Völkerwanderung unendlich viel stärker ist als unter normalen Verhältnissen, leuchtet von selber ein, vor allem muß die Kindersterblichkeit, die ohnedies schon groß ist, eine ungewöhnliche Höhe erreichen. Es wäre natürlich durchaus müßig, über die Höhe dieser Verluste bestimmte Vermutungen zu wagen, wir können nicht mehr wissen, wie viele Helvetier auf dem Wege von Genf bis nach Autun begraben liegen; nur daß es Tausende gewesen sind, scheint klar.[17])

auf den Kampf um das Lager, der noch bis spät in die Nacht hinein dauerte und wohl ohne Zweifel auf beiden Seiten die Ordnung löste.

[17]) Es ist vielleicht nicht ohne Wert an ein Beispiel der neueren Kriegsgeschichte zu erinnern: auf dem Marsch nach Rußland 1812 — dem Hinweg wohlverstanden — verlor Napoleon in 52 Tagen, während welcher nur 70 Meilen zurückgelegt wurden, durch Krankheit und Zurückbleiben von Nachzüglern gegen 100 000 Mann.

Wenn nach alledem von 230 000 Toten in der Schlacht bei Bibrakte selbst nicht die Rede sein kann,[18]) so viel bleibt ja, wenn wir die Zahlen Cäsars annehmen, sicher, daß die Verluste der Helvetier an diesem Tag ungeheuer waren, vielleicht weit über 100 000 Tote betrugen. Ein so furchtbares Blutbad, wie ein solcher Verlust es voraussetzt, müßte uns unfaßlich erscheinen, wenn wir vergäßen, daß es sich bei Bibrakte nicht nur um den Kampf von Kriegern gegen Krieger handelte, sondern auch um die Niedermetzelung von Weibern und Kindern. Das sagt Cäsar zwar nicht ausdrücklich, aber aus seinen Zahlen ergiebt sich für jeden denkenden Leser — und mit solchen hat doch auch Cäsar gerechnet — klar und zwingend dieser Schluß, und es ist deswegen auch nicht ausgemacht, ob Plutarch, der das Blutbad unter den Weibern und Kindern ausdrücklich erzählt[19]), wirklich eine andere Quelle benützt oder nicht einfach aus Cäsars Darstellung die nötige Konsequenz zieht. Es ist auch klar, wo dieser Akt des Helvetierdramas sich abspielte: es war in der Nacht, als endlich die Römer das helvetische Lager stürmten und nun in der Wut über den vorausgegangenen Widerstand alles niedermachten, was ihnen in die Hände fiel. Wir, die wir an eine humanere Kriegsführung gewohnt sind und uns bedenken selbst dem unmenschlichsten Feinde keinen Pardon zu geben, wir sträuben uns an die Möglichkeit einer solchen Szene zu glauben, aber das Altertum dachte in diesem Punkte anders, das beweist gerade hier Cäsar, der, mögen seine Zahlen nun falsch oder richtig sein, jedenfalls das Odium des aus ihnen folgenden Blutbades ruhig auf sich und sein Heer nimmt.

Es bleibt noch ein Grund, und zwar einer, der schwerer wiegt als alle vorher erwähnten, und auf den auch Beloch mit Recht den größten Nachdruck legt. Wenn man nämlich die oben angeführten Zahlen

[18]) Auch die 6000 Angehörigen des pagus Verbigenus, die nach der Schlacht während der Unterhandlungen nach dem Rhein zu entkommen suchen, sind bei dem Rest von 110 000 offenbar nicht mitgerechnet.

[19]) Plut. Caes. 18: περὶ ταῖς ἁμάξαις καὶ τῷ χάρακι τὸν πλεῖστον ἔσχε πόνον, οὐκ αὐτῶν μόνων ὑφισταμένων ἐκεῖ καὶ μαχομένων ἀλλὰ καὶ παῖδες αὐτῶν καὶ γυναῖκες ἀμυνόμενοι μέχρι θανάτου συγκατεκόπησαν, ὥστε τὴν μάχην μόλις εἰς μέσας νύκτας τελευτῆσαι.

Cäsars sich genauer ansieht, so stellt sich heraus, daß die Zahl der Waffenfähigen, 92 000, genau ein Viertel der Gesamtzahl von 368 000 ausmacht. Daß bloß der Zufall dieses runde Verhältnis herbeigeführt hat und beide Zahlen auf wirklicher Zählung beruhen, das ist allerdings kaum glaublich; die eine Zahl ist in der That aller Wahrscheinlichkeit nach durch Berechnung aus der anderen gefunden, und zwar ist, wie Beloch richtig bemerkt, die Zahl der Gesamtbevölkerung die primäre, da hier die Einzelposten aufgeführt werden, und diese zum großen Teile in den Tausenden nicht durch vier teilbar sind. Da nun also die von Cäsar gegebenen statistischen Zahlen in einem Punkt offenbar statistisch wertlos sind, kann man mit Recht fragen, ob der andere Teil Glauben verdient. Beloch versagt ihn, weil er, wie oben erwähnt, die Verluste, die danach die Helvetier erlitten hätten, für unmöglich hält. Daß nun dieser Grund Belochs nicht stichhaltig ist, glaube ich oben gezeigt zu haben; damit ist für uns aber natürlich keineswegs der Punkt erledigt, im Gegenteil wir müssen geradezu fragen: fällt nicht an und für sich schon mit der einen Angabe auch die andere? Da dürfte es nun von Interesse sein, daß Beloch selbst an einer anderen Stelle seiner „Bevölkerung" in einem ganz ähnlichen Falle keineswegs diese Folgerung gezogen hat.[20]) Es handelt sich um die Prüfung der attischen Bürgerlisten im J. 445/4: hier wird von Philochoros überliefert, 4760 Athener seien ihres angemaßten Bürgerrechts für verlustig erklärt, 14 240 als echte Athener anerkannt worden. Diese beiden Zahlen, die sich mit den Angaben des Thukydides über die Größe der athenischen Bürgerschaft kaum vereinigen lassen, haben nun die Merkwürdigkeit, daß sie addiert genau die runde Zahl 19 000 ergeben. Hier kann von Zufall ebensowenig die Rede sein wie bei dem runden Verhältnis der Cäsarischen Zahlen. Beloch hat nun aber nicht etwa beide Zahlen verworfen, sondern mit Recht nur das gefolgert, daß nur die eine von beiden Zahlen auf statistischen Erhebungen beruht, während allerdings die andere durch Subtraktion dieser Zahl von 19 000 gefunden ist, und hat für das

[20]) Bevölkerung S. 77 ff.; hier auch die in betracht kommenden Schriftstellerzeugnisse.

Verfahren des Philochoros eine durchaus ansprechende Erklärung gegeben. Sollte es nun nicht auch in unserem Falle möglich sein, eine Erklärung zu finden, wieso Cäsar trotz der ihm zur Verfügung stehenden statistischen Tabellen dazu kam, die Zahl der Waffenfähigen durch Berechnung zu finden, und damit seine schriftstellerische Ehre zu retten?

Ich glaube das in der That und möchte wenigstens auf zwei Möglichkeiten hinweisen. Vorbedingung ist, sich über die Einrichtung jener im Lager der Helvetier gefundenen tabulae eine Vorstellung zu machen; ich setze deshalb die Worte, auf die es dabei ankommt, noch einmal hierher: tabulae repertae sunt litteris Graecis confectae et ad Cæsarem relatæ, quibus in tabulis nominatim ratio confecta erat, qui numerus domo exisset eorum qui arma ferre possent, et item separatim quot pueri, senes mulieresque. Quarum omnium rerum summa erat capitum etc. Daß hierbei an Listen gedacht ist, auf denen die Namen sämtlicher Auswanderer verzeichnet waren, ist ausgeschlossen; ebensowenig können aber blos die paar Zahlen, die Cäsar nachher nennt, die ratio ausgemacht haben, denn dazu bedurfte es nicht mehrerer tabulae. Wir haben uns also wohl vorzustellen, daß etwa von jedem Dorf und jeder Stadt zunächst getrennt — separatim — die Anzahl der Waffenfähigen und die der pueri senes mulieresque verzeichnet war, dann aber doch auch die Summe, also die Gesamteinwohnerzahl des betreffenden vicus oder oppidum zugefügt war. Ich halte nun für durchaus möglich, daß diese letzten Posten auf den tabulae bereits addiert waren und jene Gesamtzahlen von 263000 für die Helvetier, 36000 für die Tulinger 2c. ergaben, nicht aber auch die einzelnen Posten der Waffenfähigen und daß Cäsar, um sich die Mühe zu sparen, selbst diese wohl mehr als 500 Posten[21]) zusammenzuzählen, die Zahl der Waffenfähigen einfach — vielleicht nach einigen Stichproben bei Einzelposten — durch Division durch 4 berechnete.

Das ist die eine Erklärung, die mir durchaus möglich, freilich auch nicht mehr als eben nur möglich erscheint. Es

[21]) Allein bei den Helvetiern gab es 12 oppida und 400 vici (c. 5,2).

giebt aber noch einen ganz anderen Weg der Erklärung, auf den ich doch wenigstens hinweisen will. Daß die Zahl 92 000 durch Berechnung gefunden ist, scheint sicher; aber ist es so sicher, daß sie gerade Cäsar so gefunden hat? Und können nicht vielmehr schon die Helvetier bereits die Zahl ihrer Waffenfähigen so berechnet haben? Wir gehen auch hier am besten wieder auf die Einzelangaben der vici oder oppida zurück. Die Gesamtkopfzahl eines solchen vicus z. B. war verhältnismäßig leicht festzustellen, ebenso wie die Zahl der weiblichen Bewohner. Die Zahl der Wehrfähigen ist aber bekanntlich nur dann leicht zu ermitteln, wenn das wehrfähige Alter gesetzlich bestimmt ist. Wir wissen nicht, ob das bei den Helvetiern der Fall war. Wenn aber nicht, dann mochte es den Dorfältesten schwer fallen, auf den Kopf genau die Zahl der Waffenfähigen anzugeben, und sie mögen es vielleicht bereits gewesen sein, die zu dem Hilfsmittel der ungefähren Schätzung griffen und ein Viertel der Gesamteinwohnerzahl dafür in Rechnung stellten.

Ich wiederhole, daß diese letzten Ausführungen nur Versuche sein sollen, die Entstehung der Zahl 92 000 unter Wahrung der übrigen Überlieferung zu erklären, und ich bin weit entfernt, die Schwierigkeit, die hier liegt, zu verkennen. Ich bin überhaupt, um dies zum Schlusse zu betonen, der letzte zu bestreiten, daß die Erzählung Cäsars, gerade auch im ersten Buch, der Erklärung manche große Schwierigkeit bietet und uns vor eine ganze Reihe Fragen stellt, auf die wir eine Antwort nur zu sehr vermissen. Man muß sich dabei aber auch gegenwärtig halten, daß Cäsar nicht alle Verhältnisse in Gallien überschaute und deshalb das, was wir gerne von ihm beantwortet und erklärt haben möchten, wohl oft selbst nicht wußte. Am einfachsten ist es ja freilich, alle diese Schwierigkeiten dadurch zu lösen, daß man Cäsar der Entstellung und Fälschung bezichtigt, aber ich meine, die Annahme einer Fälschung darf die Wissenschaft nur als ultima ratio anwenden, nur dann, wenn wirklich kein anderes Mittel der Erklärung mehr sich bietet, in ihrem eigenen Interesse, da nach dieser ratio ihr Reich aufhört und das Reich der freiwaltenden Phantasie beginnt.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen **mit Wahlrecht**:

Herr Heinrich **Schmidt**, Oberlehrer, hier.

Es sprach am

31. Oktober 1900 Herr Professor **Hauschild** über:

„**Goethe als Übersetzer neusprachlicher Dichtungen.**“

Aus der vorigen Berichtsperiode gelangt hier der nachfolgende Vortrag (vom 30. Mai 1900) zum Abdrucke:

Der Romanische Jahresbericht und seine Bedeutung. Von Dr. Ludwig **Fränkel**, kgl. Reallehrer (Aschaffenburg).

Jahraus jahrein wird der in- und ausländische Büchermarkt, der deutsche aber vorzugsweise, mit encyklopädischen Werken verschiedensten Schlags überschwemmt, die durch ein ordnungsmäßiges Zusammenwirken verschiedenster Spezialforscher und -kenner die ganze Summe positiver Ergebnisse aus einem bald breiteren, bald begrenzteren Wissenschaftsfelde herausziehen und überblicken lassen, wie es der augenblickliche Stand der betreffenden Fachwissenschaft so wünschenswert macht und ermöglicht. Von hier ferner liegenden einschlägigen Unternehmungen absehend, betrachten wir als die mustergiltigen Beispiele dafür, die den heutigen Erfordernissen einer äußerlich wie innerlich möglichst vollständigen Verzeichnung und knappen objektiven Referierung genügen, die seit einer Reihe von Jahren fortlaufenden „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“, deren vorbildliche Leistungen sich an Ignaz Jastrows,[1])

[1]) Bedauerlich, daß theoretische und praktische Sozialpolitik diesen ausgezeichneten Forscher und Bibliographen, Dozenten der Geschichte an der Berliner Universität (den Frankfurter Mitgliedern des „Freien Deutschen Hochstifts“ durch seinen gehaltvollen volkswirtschaftlichen Lehrgang vom Winter 1899/1900 näher bekannt), nun der engern Wissenschaft entzogen hat. Sein „Handbuch zu Litteraturberichten“ (1891) bleibt der dauernde Wegweiser für alle ähnlichen Arbeiten und jeden bibliographischen Registrator der Zukunft, so haben denn auch nicht bloß der uns hier angehende „Romanische Jahresbericht“, sondern auch dessen nächstes Pendant, die „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte“ (s. o. weiterhin), für Abbreviaturen und andere technische Dinge dies vorlagenreiche klassische Kompendium zu Grunde gelegt.

des Berliner Realgymnasial-Professors Dr. Ferd. Hirsch, seit 1895 Archivrat Professor E. Berners Namen knüpfen und den jedem Altphilologen und Linguisten geläufigen „Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft". Während dies letztere Unternehmen einem jeden annalistischen Repertorium philologischer Basis als Vorbild der Gesamtanlage vorschweben kann, versetzen uns des überaus wissensreichen und erstaunlich belesenen Sprach- und Litteraturkenners Richard Gosche († 1889) beide, leider abgebrochene Ansätze drei bis vier Dezennien zurück, in eine Zeit, da, scheint's, Sinn und Bedürfnis für derartige kompresse Aufreihungen der Fachstudien einer kleineren Periode noch kaum erwacht waren:[2]) die bibliographisch-kritischen Übersichten, die er in seinem „Jahrbuch für Litteraturgeschichte" (I., einziger Band 1865) und dem ersten Bande des von ihm 1870 begründeten „Archivs für Litteraturgeschichte" gab, an erster Stelle für die Gesamtheit der litterarhistorischen Publikationen seit 1862, an letzterer für die französische Belletristik des Lustrums vor dem 70er Kriege.[3]) Daneben sind zu nennen die seit 1890 mit wechselnder Regelmäßigkeit erscheinenden „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" — deren Seele und Chefredakteur ist Julius Elias[4]) — die im Laufe des Jahrzehnts eine Fülle von Material zur Erkenntnis der modernen Litteratur angesammelt

[2]) Vgl. L. Fränkel: Richard Gosche, ein deutscher Musterbibliograph: „Das Archiv", III (1890), Nr. 8; auch „Richard Gosche. Ein Charakterbild von Ludwig Fränkel": „Unsere Zeit", Jahrgang 1890, 7. Heft, S. 90—94.

[3]) Daran knüpfte sich infolge eines anonymen Referats im „Litterar. Centralblatt" eine scharfe prinzipielle Debatte mit dessen Herausgeber, Friedrich Zarncke, dem bedeutenden Germanisten, in der es sich um das Anonymitätsproblem, aber auch um die Anlage solcher bibliographischen Leistungen handelt. Die ausgetauschten Äußerungen, noch heute interessant, hat Gosche beim 1. Bande des „Archivs für Litteraturgeschichte" abdrucken lassen.

[4]) Mitbegründer und die ersten Mitredakteure waren Max Herrmann und S. Szamatólski; seit Jahren wirkt als solcher M. Osborn mit, während Erich Schmidt eine Art Patronat mit reger Teilnahme ausübt und neuerlich Wilh. Fabian und C. Alt mit als Redaktionsmitglieder fungieren. Die dickleibigen Großoktavbände enthalten auch für Neuphilologen überaus viele wichtige Nachweise, insbesondere Adolf Sterns Kapitel über die Einflüsse fremder Litteraturen auf die neuere deutsche.

haben, und Philipp Strauchs „Bibliographie der neueren deutschen Litteratur (1624—1832)“, ein ausgedehntes Titel-Repertorium — 1884—89 im „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur“ erschienen —, ablösten; sodann der seit nunmehr an zwei Jahrzehnte durchgeführte „Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie“, den durch Arbeitsteilung von Spezialisten unter ihren Mitgliedern die Berliner „Gesellschaft für deutsche Philologie“ als möglichst vollständiges Hilfswerk zum Nachschlagen und Orientieren herausgiebt. Mannigfach nützlich ist der meist, zu Unrecht, über die Achsel angesehene „Bibliographisch-kritische Anzeiger der romanischen Sprachen und Litteraturen“, den Ende der achtziger und in „neuer Folge“ bis in die neunziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts der neusprachliche Verleger Dr. Emil Ebering in Berlin herausgab. Auch sind nicht zu vernachlässigen neben den jeder „Romania“-Nr. angehängten Besprechungen und Auszügen, die Inhaltsangaben der neuesten Journal-Hefte und die alphabetischen Novitätenlisten beim „Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie“, eine rein bibliographische Aufnahme der jüngsten Fachlitteratur, nur neufranzösischen Büchern hie und da eine resumierende oder knappe kritische Glosse beifügend. Gröbers „Grundriß der romanischen Philologie“, dies 1886/98 hervorgetretene Monumentalwerk, vermittelt aus der Feder berufenster Autoritäten für jede Rubrik die Summe des Erreichten in realer und bibliographischer Hinsicht bis zum Endtermine des Manuskript-Schlusses. Die der „Zeitschrift für romanische Philologie“ beigegebene „Bibliographie“, seit 1878 in eigenen Supplementheften die Litteratur von 1875 ab verzeichnend, rangiert als lange erprobtes Reservoir aller Bücher-, Aufsätze-, Notizen-, Referatetitel, die irgendwie das Gebiet der romanischen Philologie berühren.

Um das Verhältnis dieser letztgenannten Unternehmung zum jüngsten und bei weitem großartigsten allgemeinen Hilfswerke der betroffenen Sonderdisziplin, zum „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie“, hat sich eine Polemik Alfred Schulzes, „Centralblatt für Bibliothekswesen“ XIV 517, mit dem Herausgeber des „Kritischen Jahresberichts u. s. w.“, Karl Vollmöller, in dessen „Romanischen

Forschungen" X 580—582, gedreht. An letzterer Stelle heißt es davon Seite 582: „Die Hauptgebiete sind alle behandelt, und andere, z. B. kein Geringerer als Gaston Paris, haben das auch anerkannt. Wo einmal ein Stück fehlt, hat es seinen Grund in persönlichen Verhältnissen des betreffenden Mitarbeiters, Krankheit, dringende Verhinderung u. s. w." Den Ruhmestitel großartiger, erstaunlicher Vollständigkeit darf sich Vollmöller ohne jede Anmaßung zuschreiben; denn sein eiserner Fleiß, seine uneigennützige Thatkraft und Hingabe stehen in der heutigen Wissenschaft wohl beispiellos da und würden sogar ein starkes Selbstlob erlauben, was aber seiner Art ganz und gar nicht entspricht. Die verschiedenen Gelegenheiten, wo er für Kenntnisnahme und Verbreitung des „Romanischen Jahresberichts" — wie er selbst sein encyklopädisches Unternehmen abkürzend in der Regel bezeichnet[5]) — in Wort und Schrift in die Schranken getreten ist, zeigen ihn als unermüdlichen Agitator, ein stolzes, rein wissenschaftliches Gesamtwerk in die Höhe zu bringen bez. auf ihr zu erhalten, das er eigentlich allein gegründet und bis dato, ungescheut vor mancherlei Angriffen, vor starken physischen, finanziellen u. a. Anforderungen, mit kräftiger Hand über Wasser hält. Erscheint es als eine Ehrenpflicht, dies Erzeugnis der Umsicht eines einzigen Mannes energisch zu fördern, so lohnt sich dem Fachgenossen wie den Interessenten aller Nachbarreviere ein gründlicher Einblick in die Organisation des ausnahmelos gediegenen Orientierungs- und Nachschlagewerks in seiner nun mehrbändigen Serie reichlich.

Karl Vollmöller war gewiß der Berufenste, eine derartige Zentrale der Romanistik zu schaffen und zu leiten. Idee, Anlage, Ausführung stammen ganz von ihm. Wie der „Romanische Jahresbericht" lediglich durch die Initiative dieses opferbereiten Gelehrten entstand, so hat er nach ruhmvoller wissenschaftlicher und akademischer Wirksamkeit die ganze Kraft und Willigkeit einer durch glückliche äußere Verhältnisse ermöglichten Muße jenem gewidmet. Karl Gustav Vollmöller, ein Württemberger, am 16. Oktober 1848 zu Ilsfeld geboren, hat sich in langjähriger Amtierung als Uni-

[5]) Im Folgenden bedienen wir uns stets der innerhalb des Werkes selbst üblichen Sigle JBRPh.

versitätsprofessor und offizieller Vertreter der romanischen Philologie an den Hochschulen zu Erlangen und (seit 1881) Göttingen, bis er 1891 außer Dienst trat und sich in Dresden niederließ, ebenso bewährt wie als vielseitiger und sorgsamer Forscher. Das letztere Attribut hat ihm für keine seiner Veröffentlichungen ein Sachkenner vorenthalten, während seine Vielseitigkeit schon ein Blick auf die Titel dieser langen Reihe bezeugt, die vor über einem Vierteljahrhunderte mit der rein germanistischen Preisschrift „Kürenberg und die Nibelungen" begann, nun seitdem zur Geschichte der spanischen und französischen Kunst- und Volkspoesie, vornehmlich derjenigen älterer Zeit, eine Fülle hochwichtiger Unterlagen neu oder erneuert beigebracht und wie klassische französische Texte, so auch „englische Sprach- und Litteraturdenkmäler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts" in kritischen und nach strengem Bedarf glossierten Neudrucken durch berufene Editoren dem wissenschaftlichen Gebrauche hat zugänglich machen lassen.[6]) Diese beiden Unternehmungen — an deren ersterer sich Vollmöller mit einer Ausgabe von Jean de Mairets „Sophonisbe" (1888) direkt beteiligte — zeigten schon seine Gabe, für weiter ausholende Zwecke unter gemeinsamen Gesichtspunkten jeweilig die passendsten Persönlichkeiten an sich zu heften oder erst aufzustöbern. Hervorragendes redaktionelles Talent bekundeten ferner die seit nun bald zwei Jahrzehnten (seit 1883) von ihm herausgegebenen „Romanischen Forschungen. Organ für romanische Sprachen und Mittellatein", ein zwar bewußt unregelmäßig periodisches, aber doch auf eine stattliche Bändereihe angewachsenes Fachjournal, das sich immer nicht nur durch die Gediegenheit seiner Beiträge, sondern auch durch die Drucklegung ungewöhnlich langer ausgezeichnet hat: es ist hier erwähnenswert, daß ihr 5.

[6]) Aufgezählt sind seine buchmäßigen Veröffentlichungen außer in den biographischen Skizzen der Konversationslexika (Brockhaus, 14. Aufl., XVI 401, Meyer, 5. Aufl., XVII 403), in Kürschners „Deutschem Litteratur-Kalender" (z. B. XXII. Jahrgang, 1900, Sp. 1483) und in Rich. Kukulas „Allgemeinem Deutschen Hochschul-Almanach" (2. Aufl. 1892, Ergänzungsheft 1893) s. v.; vgl. außerdem Spamers Illustr. Konversationslexikon, 2. Aufl., VIII 759, R. Eckart, Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller (1891) S. 169 f. (ausführlich), A. de Gubernatis, [Dictionnaire international des écrivains du jour, s. v. (III).

Band die Spenden der verschiedensten Fachleute als Angebinde für des Altmeisters Konrad Hofmann — Vollmöllers Münchener Lehrers — Ehrentag vereinigte. Man sieht, Vollmöller wußte, wen er als Stützen für das imposante Serien-Unternehmen heranziehen müsse, das er allmählich als Notwendigkeit, aber auch für seine Person, der eher als andern die Möglichkeit dazu gegeben war, fast als Pflicht anzusehen anfing. So gründete Vollmöller denn 1890 wohlausgerüstet den „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie“, der nun schon längst in der wissenschaftlichen Welt den abgekürzten Taufnamen „Romanischer Jahresbericht“ mit Ehren trägt. In der Redaktion stand dem kühnen Schöpfer und Herausgeber anfangs ein gelehrter jüngerer Fachgenosse, der als Romanist versierte wie engeren Kreisen als Universalphilologe bekannte Dr. Richard Otto[7], zur Seite, den jedoch nach dem Erscheinen von Heft 1 des ersten Bandes seine tagespublizistische Funktion der weiteren direkten Teilnahme entzog. Die verschiedensache Behinderung Ottos, den äußern Redakteur- und Oberkorrektorpflichten nachzukommen, verschuldete eine längere Unterbrechung im Drucke, einen daraus hervorgehenden empfindlich störenden Konflikt zwischen Herausgeber bez. beiden Redakteuren und Verleger, endlich einen langwierigen fatalen Prozeß. Der letztere sowie die ihm vorausgehenden und anhängenden Vorkommnisse sind für die Entwicklungsgeschichte des großartigen Unternehmens, für den Existenzkampf unserer philologischen Fachorgane, für die bewundernswürdige Energie des opferwilligen Herausgebers, der nicht locker ließ, gleichmäßig charakteristisch, und so bilden die aus Anlaß all dieser Widrigkeiten veröffentlichten Streit- und Aufklärungsschriften K. Vollmöllers, die übrigens auch innerhalb

[7] Verfaßte eine ausführliche Dissertation „Der Infinitiv bei Camoës“ (1888), edierte — in Vollmöllers entsprechender Kollektion — Jean de Mairets „Silvanire“ (1890) mit stoffreicher Einleitung, die besonders die Geschichte der dramatischen drei Einheiten entwickelt, verdeutschte Labriolas geistvolle Schrift „Das Problem einer Philosophie der Geschichte“ (1888) und leitete 1891—94 die wissenschaftliche „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ (München), wofür er vielerlei Aufsätze u. s. w. zur fremdsprachlichen Litteratur beisteuerte, wie schon vorher. Dann wurde er Londoner Vertreter der „Frankfurter Zeitung“, der er da auch manches dem Anglisten werte Feuilleton geliefert hat.

seiner „Romanischen Forschungen“ Platz fanden, eine höchst lehrreiche Lektüre und sind eingehenden Studiums wert. Es sind dies folgende Hefte: „Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichts“ (Frühling 1896), „Der Kampf um den Romanischen Jahresbericht. Ein Beitrag zur Klärung des Verhältnisses zwischen Autor und Verleger“ (Sommer 1896), „Erstes Beiheft zu ‚Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes‘“ (Anfang 1897);[8]) dazu die Vorreden zu den bisher erschienenen vier Bänden, von denen der erste bei R. Oldenbourg in München, jenem ersten am genannten Prozesse beteiligten Verleger, erschien und das Jahr 1890 nebst den direkt vorausliegenden Publikationen behandelt, der zweite (über 1891—94) in der Rengerschen Buchhandlung (Gebhardt und Wilisch) in Leipzig, der dritte, vierte und die in Aussicht genommenen beim Verleger der eben genannten Aufklärungsschriften und der „Romanischen Forschungen“, Friedrich Junge in Erlangen. Verfolgt man in Vollmöllers Vorworten und angeführten Begleitheften, wo er des lang hingezögerten, nun aber doch in glücklicheres Fahrwasser eingelenkten Werkes Leidensgeschichte ohne Sentimentalität erzählt, die Hemmnisse der ersten Zeiten und die mannigfachen Zwischenfälle, die einen gleichmäßigen Fortgang durchkreuzten, so hat man einen klassischen Beitrag zur Geschichte unserer wissenschaftlichen Fachorgane und ihres kümmerlichen, ununterbrochen gefährdeten Daseins vor sich.[9]) Und wie die Juristen die im Geburtsstadium des JBRPh. ventilierte und durchgeführte interessante Frage mit ihrem reichen Material zum gerade heute revidierten Preßgesetz weit genauer als geschehen[10]) hätten beachten

[8]) Ein „Zweites Beiheft“, schon für Herbst 1900 angekündigt, ist im Druck und erscheint zum Frühjahr 1901.

[9]) Der Verfasser meint hierfür im ganzen keine passenderen Worte finden zu können, als er sie in seinem Referate über Band I des „Romanischen Jahresberichtes“ in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ N. F. X. Bd. (1896), S. 114 f., angewandt hat.

[10]) Des längeren ausgesprochen haben sich: „Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht. Zeitschrift des Deutschen Vereins zum Schutz des gewerblichen Eigentums (mit P. Schmidt und J. Kohler herausgegeben von A. Osterrieth), II. Jahrgang (1897), Nr. 1, S. 34 f., und „Centralblatt für Rechtswissenschaft“ XVI (1897), Heft 11/12, S. 356 f.

sollen, so müßten alle Neuphilologen, voran die Romanisten, die Linguisten, die Folkloristen — welch letztere innerhalb des Bandes IV durch Fr. S. Krauß und L. Scherman eine ganze, überdies auch separat erschienene [11]) Überschau der neuesten Volkskunde-Untersuchungen und Forschungsarten erhalten — überhaupt sodann alle, die sich mit dem geistigen, sowohl dem sprachlichen als dem litterarischen, aber auch mit dem geschichtlichen und sozialen Leben der romanischen Völker irgendwie zu beschäftigen haben, den Vollmöllerschen JBRPh. als regelmäßigen Ausgangs- und Stützpunkt ihrer Selbstinformierung, ihrer Studien, ihrer neuen Thesen zur Hand nehmen.

Die Hauptsachen aus Vollmöllers eigener Darlegung seines Planes [12]) seien herausgehoben, um das Wesen des JBRPh. näher zu kennzeichnen. Die vorhandenen bibliographischen Zusammenstellungen romanistischen Inhalts waren ungeachtet ihrer Verdienste entweder unvollständig oder erschienen immer recht spät, boten überdies auch blos die Titel nebst Zubehör in sachlichen Gruppen. Mehr und mehr empfand die romanische Philologie ein dringendes Bedürfnis nach einer periodischen, kritisch zusammenfassenden Darstellung ihrer gesamten Forschungsresultate, wo durchaus kompetente Federn die an verschiedenartigen Orten niedergelegten Veröffentlichungen sämtlicher an dieser Arbeit teilnehmenden Nationen streng kritisch sichten und zusammenfassend würdigen, um nicht allein dem Erforscher größerer Gebiete, sondern ebenso auch dem Einzelforscher stets die nötige schnelle und sichere Auskunft über die Leistungen jeder romanistischen Rubrik zu gewähren; und zwar dies wie bei den zerstreuten Ergebnissen der Forschung, auch bezüglich der frischen Materialien, als da sind Vokabularien und Texte, aufgedeckte Inschriften, Dokumente, Handschriften, Druckwerke nebst den neuen Katalogen über letztere zwei Gattungen. Auch die Resultate der Grenzwissenschaften [13]) zieht der JBRPh. in sein

[11]) „Allgemeine Methodik der Volkskunde", Erlangen, Fr. Junge, 1899.

[12]) Vgl. besonders seine Schrift „Über Plan u. s. w." S. 5—12, außerdem die zwischen Band II und V ausgegebenen Prospekte (mit Mitarbeiterlisten und „Stimmen der Presse").

[13]) Man vergleiche zu diesem Begriffe die entsprechende Darlegung G. Gröbers in seinem „Grundriß der roman. Phil." I 147, ferner die ent-

*

Bereich; denn die Romanistik berücksichtigt heutzutage allerlei früher der Theologie[14]), den historischen Disziplinen, der Rechtswissenschaft zugehöriges Material, hält mit ihren Schwestern, nämlich der lateinischen, der germanischen, der keltischen, daneben der slavischen und semitischen Philologie feste Fühlung und entlehnt von den obengenannten andern Fakultätsfächern bisher vernachlässigte konkrete Bausteine. Indem nun der JBRPh. für solch unerläßliche Anleihen sachkundige Referate mit dem wünschenswerten Accent auf den romanistisch verwendbaren Momenten bringt, soll er den Fachgenossen vor Übersehen oder mühseligem Suchen behüten, die Romanistik der Vertiefung und Abrundung nähern, den betreffenden Nachbarwissenschaften romanistische Ausbeute verschaffen. Auch den besondern Bedürfnissen des Schulmanns will der JBRPh. dienen. Wie die romanische Philologie ihren neueren Aufschwung vornehmlich den Anforderungen der Schule verdanke und den Sprach- und Litteraturunterricht zu durchgeistigen, rationeller, bildender zu gestalten strebe, so beleuchtet der JBRPh. die direkt die Schule angehenden grammatischen und litteraturgeschichtlichen Arbeiten, die Textausgaben für die Lektüre, die einschlägigen pädagogischen Fragen, die öffentlich erörtert wurden. Mit dieser starken Rücksichtnahme auf die Schule sowie der Thatsache, daß

schiedene Wertschätzung der Grenzwissenschaften für den Romanisten durch Gustav Körting, sowohl in seiner weitläufigen „Encyklopädie" (bes. I 157—160) als in seinem jüngern gedrängteren „Handbuche" der romanischen Philologie.

[14]) Als Muster entsprechender Bethätigung seien die Publikationen des ehemaligen Hallenser und Straßburger Universitätsprofessors der romanischen Philologie Eduard Böhmer (in Lichtenthal bei Baden-Baden), Herausgebers der fünf Bände „Romanische Studien" (1878—1895), angezogen, den seine Arbeiten gleichermaßen als gründlich durchgebildeten Romanisten wie Theologen bekunden. Zufällig wirkten an der Hallenser Universität vor ihm L. G. Blanc, der gediegene Übersetzer und Kommentator der „Göttlichen Komödie" und Verfasser einer vielgebrauchten Grammatik des Italienischen, als Ordinarius der Romanistik und als Theologe, und Karl Witte, der berühmte Wunderknabe und Polyhistor, als Ordinarius der juristischen Fakultät, dabei berühmter geworden durch seine Dante-Arbeiten und andere Beiträge zur Geschichte der italienischen Litteratur (vgl. L. Fränkels Einleitung zu seiner Neuausgabe von Ed. v. Bülows Verdeutschung der „Promessi sposi" — Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur — I, S. 8, 15, 29).

doch die meisten Interessenten in der pädagogischen Praxis stecken, reimt sich der Nachdruck, der im JBRPh. auf dem Französischen ruht, gut zusammen. Auf demselben Brete liegt die Einbeziehung des Unterrichtswesens, zunächst eben fürs Französische, zumal dies bisher nirgendswo so eingehend behandelt ward. Schon beim ersten Hervortreten des JBRPh. mit Heft 1 des I. Bandes schwebte das Ziel, kurz und klar über die gesamten Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiete der romanischen Philologie, ihrer Hilfswissenschaften und ihrer Verwendung im Unterrichte der Hoch- und Mittelschulen zu belehren, deutlich vor, und das haarklein durchdachte Werk setzte sich damals, 1890, ein Programm, aus dem jetzt, nach einem sieghaft abgeschlossenen Dezennium, das Wesentliche wiederholt sei, wo sich ja das Allermeiste der Verheißungen verwirklicht hat: „Gleichsam in der Mitte stehend zwischen den umfangreichen Kompendien und den der Mitteilung originaler Forschungen dienenden Fachzeitschriften wie den kritischen Anzeigeblättern will der JBRPh. keinem derselben sein Gebiet streitig machen, vielmehr wird derselbe in abgeklärter und zusammenhängender Darstellung die Resultate der Wissenschaft verzeichnen und dabei durch regelmäßiges Erscheinen der fortschreitenden Zeit in engstem Abstand zu folgen bestrebt sein. Ohne die Definition der Philologie als der Wissenschaft vom geistig belebten Wort außer Acht zu lassen, sind die [s. o.] Herausgeber doch bestrebt, alle linguistischen und historischen Disziplinen, soweit sie der romanischen Philologie im weiteren Sinne als Hilfswissenschaften zu dienen vermögen, im JBRPh. vertreten zu sehen. Auch wird derselbe nicht bloß den zeitweilig bevorzugten Richtungen innerhalb der Wissenschaft folgen, sondern auch die weniger angebauten Forschungs- und Arbeitsgebiete beleuchten und sieht sich darum in diesem, wie in jenem Falle genötigt, belehrendes und die Wissenschaft beleuchtendes Material auch außerhalb der engeren und engsten Fachkreise zu suchen. Dieser universelle Charakter des JBRPh., vermöge dessen er sich als Ganzes dem nach allseitiger Belehrung strebenden Fachmann zuwendet, macht auch eine mehr allgemein verständliche Abfassung der einzelnen Artikel nötig, als wenn sonst der Einzelforscher zum Einzelforscher redet."

**

Wie nun die allgemeine Stoffverteilung in einzelne Rubriken geschieht, vergegenwärtigt augenfällig die schon beim Beginne vorschwebende genau spaltende Disposition, die nach reiflicher Erwägung und vielfältigem Gedankenaustausche mit den Mitarbeitern folgende anschauliche Gestalt annahm: [15])

I.
Einleitung.

Encyklopädie und Methodologie. Geschichte der romanischen Philologie (dieser Abschnitt bringt auch Nekrologe in knappster Form).

Erster Teil.
Sprachwissenschaft.

A. Sprachwissenschaft im allgemeinen.

1. Sprachphilosophie; allgemeine und indogermanische Sprachwissenschaft. Anhang: Indogermanische Kultur- und Verwandtschaftsverhältnisse.
2. Allgemeine Phonetik.

B. Vorromanische Sprachen mit Ausnahme des Lateinischen.

1. Keltisch.
2. Germanisch.
3. Iberisch und Baskisch.
4. Arabisch; arabische Grundlage des Maltesischen.
5. Slavisch (für Rumänisch und Namenkunde).
6. Griechisch.

C. Latein.

1. Indogermanische, altitalische und vorhistorische lateinische Forschung (Altitalische Dialekte).
2. Vergleichende lateinische Grammatik, Wortbildung, Etymologie.
3. Historische lateinische Sprachforschung.
   a) Altlateinische und lateinische Metrik.
   b) Volkslatein.

---

[15]) Diesen Plan in revidierter Gestalt soll das oben Anmerkung 8 in Aussicht gestellte „Zweite Heft u. s. w." (1901) bringen.

c) Idiomatisches und technisches Schriftlatein (Kirchenlatein, Juristenlatein u. s. w.).
d) Die lateinische Sprache im Mittelalter.

D. **Die romanischen Sprachen.**
Einleitung: Theorien über ihre Entstehung. Topographie. Ortsnamenkunde.[16])
I. Romanische Sprachen im allgemeinen (Laut- und Formenlehre, Wortbildung, Etymologie, Syntax, Semasiologie, Synonymik, Lexikographie).
II. Romanische Sprachen im besonderen.[17])
1. Rumänisch. Sprache, Dialekte, Textausgaben.
2. Rätoromanisch. Sprache, Dialekte, Textausgaben.
3. Italienisch.
a) Historische italienische Grammatik.
b) Neuitalienische Grammatik. Schriftsprache.
c) Lexikographie.
d) Italienische Textausgaben. Interpretation einzelner Stellen.
e) Altitalienische Mundarten.
f) Neuitalienische Mundarten.[18])
4. Französisch.
a) Geschichte der französischen Sprache. Historische französische Grammatik, altfranzösische Grammatik: Laut- und Formenlehre, Wortbildung, Etymologie, Volksetymologie, Syntax, Semasiologie, Synonymik, Ortsnamenkunde.
b) Wissenschaftliche Grammatik des Neufranzösischen: Französische Phonetik, Orthographie-Reform, Formenbau und Syntax der gesprochenen Sprache, Technische Sprache einschließlich Militärtechnik.

---

[16]) Siehe auch die einzelnen Sprachengebiete. Durch Vollmöller ward gerade der romanischen Ortsnamenkunde ein ihrer künftigen Bedeutung entsprechender Platz schon jetzt eingeräumt („Über Plan u. s. w." S. 8).

[17]) Die Gliederung der Abschnitte im einzelnen ist hier nur bei 3, 4, 5 näher angegeben, wird aber auch bei den übrigen romanischen Sprachen so durchgeführt.

[18]) Die dialektischen Textausgaben sind unter e und f inbegriffen.

c) Altfranzösische Lexikographie.
d) Neufranzösische Lexikographie.
e) Altfranzösische Textausgaben und Interpretation einzelner Stellen.
f) Neufranzösische Textausgaben von 1500 ab.
g) Altfranzösische Mundarten einschließlich Anglonormannisch.
h) Französische frankoprovenzalische Patois (vgl. 5e).
i) Geschichte der französischen Grammatik.

5. Provenzalisch.
a) Altprovenzalische Grammatik und Lexikographie.
b) Neuprovenzalische Grammatik und Lexikographie. Sprache der Felibres.
c) Altprovenzalische Texte. Interpretation einzelner Stellen.
d) Neuprovenzalische Texte.
e) Provenzalische Patois.
6. Katalanisch. Sprache und Textausgaben.
7. Spanisch. Sprache, Dialekte, Textausgaben.
8. Portugiesisch. Sprache, Dialekte, Textausgaben.
9. Die lateinischen Elemente im Albanesischen.
10. Romanische Sprachen außerhalb Europas.
a) Kreolisch.
b) Das Französische in Afrika und Amerika.
c) Das Spanische in Amerika, Asien (Philippinen) und Afrika.
d) Das Portugiesische in Amerika (Brasilien), Afrika und Ostindien (Goa).
e) Das Italienische in der Levante.
11. Einwirkungen
a) fremder Sprachen auf die romanischen: α) im allgemeinen, β) in den Lauten, γ) in den Formen, δ) im Satzbau, ε) im Wortschatz.
b) der romanischen Sprachen auf andere. Romanische Fremdwörter. Das Mittel- und Neugriechische. Romanische Elemente in nicht-

romanischen Sprachen: Deutsch,[19]) Slavisch, Ungarisch, Türkisch u. s. w.

III. Romanische Metrik, Stilistik, Rhetorik.

II.
Zweiter Teil.
Litteraturwissenschaft.

Einleitung: 1. Bibliographie und Handschriftenkunde im allgemeinen.
2. Litteraturwissenschaft und Poetik.
3. Internationale und vergleichende Litteraturgeschichte. Stoffgeschichte.

A. Vorbereitende Litteraturen (ausschließlich Latein)[20]).
1. Orientalische Litteraturen.
2. Griechische Litteratur.
3. Germanische Litteratur[en].
4. Keltische Litteraturen.
5. Slavische Litteraturen.

B. Lateinische Litteratur.
1. Volkslateinische Litteratur.
2. Lateinische Litteratur im Mittelalter.
3. Lateinische Renaissancelitteratur.

C. Romanische Litteratur.
1. Französische Litteratur (Dialektgebiete inbegriffen).
Einleitung: Französische Bibliographie und Handschriftenkunde. a) Mittelalter. b) Neuzeit.
Französische Litteratur im allgemeinen.
a) Altfranzösische Litteratur.
b) Französische Litteratur 1500—1630.
c) Französische Litteratur im 17. und 18. Jahrhundert.

---

[19]) Hierneben fehlt, wofern die niederländischen Sprachen unter Deutsch mit inbegriffen sind, auf jeden Fall das Englische, das so viel Material älterer und neuerer Art darbietet.

[20]) Nur berücksichtigt, soweit sie vorbereitend sind.

d) Französische Litteratur von 1800—1889, [1890—93,] 1894, 1895 ff.
e) Zeitgenössische Litteratur (jeweils das laufende Jahr).

2. Provenzalische Litteratur.
Einleitung wie bei 1.
a) Altprovenzalische Litteratur.
b) Neuprovenzalische Litteratur.

3. Katalanische Litteratur.
Einleitung wie bei 1.
a) Altkatalanische Litteratur.
b) Neukatalanische Litteratur.

4. Spanische Litteratur.
Einleitung wie bei 1.
a) Altspanische Litteratur.
b) Neuspanische Litteratur.

5. Portugiesische Litteratur.
Einleitung wie bei 1.
a) Altportugiesische Litteratur.
b) Neuportugiesische Litteratur.

6. Italienische Litteratur.
Einleitung: Italienische Bibliographie und Handschriftenkunde. Italienische Litteraturgeschichte im allgemeinen.
a) Altitalienische Poesie.
b) Altitalienische Prosa.
c) Dante.
d) Petrarca.
e) Boccaccio.
f) Poesia cavalleresca.
g) Italienische Litteratur 1400—1540.
h) Italienische Litteratur 1540—1690.
i) Italienische Litteratur im 18. Jahrhundert.
k) Italienisches Theater im 16., 17. und 18. Jahrhundert.
l) Italienische Litteratur im 19. Jahrhundert.

7. Rätoromanische Litteratur.
Einleitung wie bei 1.

8. Rumänische Litteratur.
   Einleitung wie bei 1.
9. Romanische Litteraturen außerhalb Europas.
   a) Kreolische Litteratur.
   b) Französische Litteratur in Afrika und Amerika.
   c) Spanische Litteratur in Amerika, Asien und Afrika.
   d) Portugiesische Litteratur in Amerika (Brasilianische Litteratur) und Afrika.
10. Romanische Einflüsse auf die fremden Litteraturen.
   Auf: a) die deutsche Litteratur.
   b) die nordische und englische Litteratur des Mittelalters.
   c) die slavische Litteratur.
   d) die mittelgriechische Litteratur.
11. Umgekehrt: Germanische, slavische und griechische Einflüsse auf die romanischen Litteraturen.

III.
Dritter Teil.
Grenzwissenschaften.

1. Volkskunde.
   a) Im allgemeinen.
   b) Französisch und Provenzalisch.
   c) Italienisch.
   d) Spanisch.
   e) Portugiesisch.
   f) Rätoromanisch.
   g) Rumänisch.
   h) Außerhalb Europas.
2. Historische Geographie und Ethnographie: a—h wie oben (bei 1).
3. Geschichte der romanischen Völker (Geschichtsquellen und Memoiren inbegriffen).
4. Kulturgeschichte. Reste romanischer Kultur auf germanischem Boden und umgekehrt.
5. Kunstgeschichte: a) Bildende Künste. b) Musikgeschichte.

6. Patristik, Liturgik, Kirchengeschichte.
7. Rechtsgeschichte und Rechtsquellen.
8. Geschichte der Philosophie.
9. Bibliothekswissenschaft.
10. Paläographie und Diplomatik.

IV.
Vierter Teil.
Unterricht in den romanischen Sprachen.

A. An Universitäten.

B. An Technischen Hochschulen.

C. An höheren Lehranstalten[21] (einschließlich Selbstunterricht).

I. Unterricht in der französischen Sprache.[22])

1. Allgemeines.

a) Die neuen Lehrpläne von 1892 (u. f. f.) nach Wort und Inhalt.
b) Die Entwickelung des französischen Unterrichts vom Standpunkt der Reform.
c) Stand des Unterrichts im Französischen an den höheren Lehranstalten der deutschen Großstaaten und Oesterreichs.
   1. Preußen.
   2. Bayern.
   3. Sachsen.
   4. Württemberg.
   5. Baden.
   6. Hessen.
   7. Oesterreich.

---

[21]) Das heißt nach süddeutscher und österreichischer Bezeichnung: Mittelschulen. Der französische Unterricht an den deutschen Bürger- und Volksschulen sollte hier, wie überhaupt bei den romanistischen Schulmännern, nicht wie üblich, einfach gar keines Verweilens gewürdigt werden; man sehe nur die gleichberechtigte Rolle, die ihn der jetzt ausgezeichnet von Stadtschulinspektor Scherer in Worms redigierte „Pädagogische Jahresbericht" (52. Jahrgang, Leipzig 1900) spielen läßt.

[22]) Weitere Abteilungen, Unterricht in den übrigen romanischen Sprachen, an Wichtigkeit der obigen natürlich nicht gleichkommend, werden bez. wurden nach Bedürfnis später eingerichtet.

2. Lehrweise.

a) Von den Bestrebungen, das Französische durch Selbstunterricht zu lehren.

b) Ueber den Anschauungsunterricht im Französischen.

3. Hilfsmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatisches.
   1. Die Geschichte der methodischen Bewegung im französischen Anfangsunterricht seit 1892 nebst den dieselbe vorbereitenden Erscheinungen.
   2. Französische Schulgrammatik und zugehörige Übungsbücher.

b) Lektüre.
   1. Schriftstellerausgaben.
   2. Lesebücher.
   3. Synonymik und Verslehre.
   4. Wörterbücher.
   5. Litteraturgeschichte.

Anhang: Der französische Unterricht in Dänemark, Norwegen und Schweden.

Vorstehender ausführlicher Entwurf ist zwar in Einzelheiten, insbesondere in der Anordnung mannigfach gemodelt und verfeinert, hier und da auch ergänzt, jedoch innerhalb seiner geraden Linien voll beobachtet worden. Er hat sich bewährt, auch als Vollmöller sich, um noch straffer die Zügel für jede Extrastrecke anzuziehen, Unterredakteure für einige einzelne Reviere beigesellte: G. Baist für spanische und portugiesische Sprache und Litteratur, R. Mahrenholtz für französische Litteratur des 16.—19. Jahrhunderts, C. Salvioni für italienische Sprache, V. Rossi für italienische Litteratur, Otto Dickmann für Unterricht in der französischen Sprache. Außer diesen umgab sich der besorgte Stratege mit einem so personenreichen Stabe ständiger Mitarbeiter, daß er wahrlich nie um einen kompetenten Spezialisten in Verlegenheit kam, zumal sich darunter unangefochtene, teilweise einzige Autoritäten genug befinden. Zwecklos dünkt es da, bestimmte Namen herauszugreifen; es genügt die Angabe, daß die meisten Spitzen der internationalen Romanistik mitwirken, von den offiziellen und sonstwie berufenen Fachvertretern

im Deutschen Reiche und Oesterreich kaum einer fehlt, und auch die sog. Grenzwissenschaften durch erprobte Spezialisten behandelt werden. Vollmöller braucht sich in keinem einzigen Falle Vorwürfe zu machen, als ob er nicht alle Mühe angewandt hätte, gerade die geeignetste Kapazität zu gewinnen: man sehe im Mitarbeiter-Verzeichnisse z. B. Namen wie W. Schum, M. Gaster, R. Lenz (Santiago), P. Mariéton, Gustav Meyer, Carolina Michaëlis de Vasconcellos, G. Pitré, J. Psichari, Rubió y Lluch, Chr. Schneller, und beachte, wie die Mitarbeiter auf der Apeninenhalbinsel eine fast lückenlose Liste der derzeitigen führenden Romanisten daselbst bilden. Nach all dem erscheint der glückliche Erfolg selbstverständlich, ebenso wie der Beifall aus manchem maßgeblichen Munde, der schon den ersten Lieferungen zu teil wurde. Dem Votum eines Gaston Paris, des Altmeisters der heutigen Romanistik, beugt sich gewiß jeder Fachgenosse, und so sei denn erlaubt, aus dessen ausführlicher Anzeige in der „Romania" — XXIII 300 hatte er die erste Lieferung begrüßt — Bd. XXIV 597—602 über ,ce vaste inventaire' die Schlußglossen zu wiederholen: „Ce rapide résumé a pu donner une idée de la richesse et de l'utilité du *Jahresbericht*, et montrer combien il est souhaitable que l'œuvre entreprise par M. Vollmöller soit continuée. . . . En somme, on peut dire que, au milieu d'innombrables difficultés de tout genre, l'entreprise de M. Vollmöller et des[23]) 67 collaborateurs qui l'ont cette fois secondé, a obtenu du premier coup un succès qu'on n'aurait peut-être pas osé lui prédire. Il suffit d'avoir quelque expérience en ces matières pour comprendre tout ce qu'elle imposait de peines. Aussi tous les romanistes doivent-ils être reconnaissants au zèle désintéressé de M. Vollmöller et de ceux qui ont marché avec lui et doivent-ils vivement souhaiter la continuation d'ure œuvre qui, en permettant à chacun de connaître les derniers progrès de la science, aidera sûrement à lui en faire faire de nouveaux. C'est en fait le *Grundriss* de Gröber indéfiniment continué et mis au courant: je ne saurais mieux en faire comprendre et le

[23]) Damals, anfangs der neunziger Jahre; jetzt noch etliche mehr.

mérite et l'utilité.“ Und nach dem Erscheinen der 1. Lieferung von Band II ließ sich G. Paris (Romania XXV 631 f.) u. a. so aus: „Les noms des rapporteurs sur chacun de ces sujets disent assez qu'il ne s'agit pas de simples énumérations des livres et des articles parus dans la période étudiée, mais que ces livres et ces articles, et par conséquent les points les plus divers de la philologie romane, sont l'objet de critiques compétentes et approfondies, parfois plus importantes qu'eux-mêmes. Nous ne pouvons naturellement rendre à notre tour un compte détaillé de ces comptes rendus. Nous nous bornerons à répéter que le Jahresbericht est indispensable à tous les romanistes, et plus particulièrement peut-être à ceux de notre pays, où on a moins de facilité qu'en Allemagne pour se tenir au courant de la science. Nous nous félicitons donc qu'il soit rené de ses cendres et nous souhaitons bien sincèrement qu'il prospère.“ Um noch eine französische Stimme, und zwar eine, die den Wert des JBRPh. für die praktische Pädagogik hervorhebt, zu Gehör zu bringen, zitieren wir aus der Besprechung von Band II und III in „L'Université Catholique“ XXVII, Nr. 2 (15. Februar 1898), p. 285 ff.: „Le second volume finit avec l'inventaire de tous les ouvrages qui ont paru à l'étranger, et surtout en Allemagne, pour faciliter l'enseignement du français. Ces ouvrages sont nombreux, et prouvent l'importance que nos voisins attachent à l'étude de notre langue. Ils apprendraient d'ailleurs peu de chose aux professeurs de notre pays qui voudraient les dépouiller. Mais ils peuvent servir à tous ceux qui étudient le haut enseignement à l'étranger, et qui cherchent des faits et des indications pour baser leurs statistiques. Ce qui nous a surtout intéressé, c'est la nomenclature des auteurs français que l'on édite en Allemagne pour servir de classiques. . . .“ Ein allgemeines Lob singt derselbe Referent schließlich mit den Sätzen: „Le *Kritischer Jahresbericht* est une publication d'un vrai mérite, et qui ne peut manquer de gagner la faveur de tous les romanistes. Elle est indispensable à ceux qui

n'ont pas à leur service les collections et les revues que l'on trouve dans les grandes Universités. Quant à ceux qui peuvent y recourir, ce repertoire bibliographique leur sera très utile, en leur épargnant bien des recherches. Nous souhaitons que l'œuvre du Dr. K. Vollmoeller se poursuive sans encombre, et qu'elle ait tout le succès qu'elle mérite." Und wie in Italien das angesehenste Fachorgan, „Giornale storico della letteratura italiana" (XXVIII 282), von den rüstigen Fortschritten des bis 1895 durch die erwähnten äußeren Mißstände aufgehaltenen Unternehmens anerkennend und mit rühmendem Hinweise auf seine Beziehung zu den Schwesterdisziplinen [24]) Akt nahm, so haben E. Wölfflin im „Archiv für lateinische Lexikographie u. Grammatik" (VIII 460), G. Meyer in der „Berliner Philolog. Wochenschrift" (Nr. 46 vom 14. November 1896, Sp. 1464 ff.), H. Ziemer in der „Wochenschrift für klassische Philologie" 1893 100, 1897 877, 1898 830, 1899 749, u. a. die Jünger der klassischen Philologie auf dies würdige Pendant zu den vorhandenen retrospektiven Inventur-Aufnahmen altphilologischer Richtung aufmerksam gemacht. Von den vielen warmen Urteilen zu geschweigen, die sich in neusprachlichen Journalen vernehmen ließen, von den „Neuphilologischen Blättern", die (IV S. 29 f.) „die großartige Rundschau über Sprachen, Litteratur und Kultur der romanischen Völker" [25]) Studierende und Fachlehrer für die eigene bez. die Anstaltsbibliothek energisch zu erwerben mahnen, bis zu denen im „Litteraturblatt für german. und roman. Philologie", 1895, Nr. 2, und in der „Franco-Gallia" [26]) u. s. f. Nicht vergessen sei die entschiedene Betonung des Nutzens, die dem neusprachlichen Praktiker aus dem KJRPh. entspringen kann, wie sie R. Mahrenholtz' Artikel „Eine Verbindungsbrücke

[24]) „Auguriamo prospere le sorti a questa bella impresa, destinata a rendere gli importanti servigi che da pubblicazioni analoghe ritraggono già da tempo gli studî di filologia classica e quelli germanistici."

[25]) Man vergleiche den fast wortwörtlich übereinstimmenden Lobspruch in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 292 vom 18. Dezember 1895: „eine großartig angelegte Rundschau über Sprache, Litteratur und Kultur der romanischen Völker."

[26]) Daselbst XIV Nr. 3 S. 38 f. auch ein sympathisches Resume der leidigen Prozeßaffaire.

der Wissenschaft und der Schule", „Pädagogisches Wochenblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand Deutschlands" Nr. 2 vom 9. Okt. 1895, versuchte: der Titel seines Artikels ist gleichsam das schönste Ehrenprädikat des JBRPh., wenn man sich den laut dem Plane des letzteren auf die Nutzbarkeit für die Schule gelegten Nachdruck ins Gedächtnis zurückruft.

Auf welchem Wege Vollmöller im einzelnen dies schöne und ehrenvolle Ergebnis ermöglicht hat, das verrät uns auch die offenherzige Enthüllung seines Redaktionsbetriebs, die er gelegentlich der Schrift „Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes" gemacht hat. Er hat nie die größte noch die kleinste Mühe gescheut, den JBRPh. immer brauchbarer auszugestalten, immer mehr durch eingefügte Supplementär-Abschnitte und neue Helfer seiner Vollkommenheit anzunähern. In der vierten Sitzung der neuphilologischen Sektion der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln 1895 hat er in den breiteren Interessentenkreisen für sein Herzens- und Schmerzenskind — das ihm, erfahren wir einmal, schon seit den siebziger Jahren in Gedanken lag — Teilnahme zu erwecken versucht.[27]) Er durfte das mit reinstem Gewissen thun; denn nicht blos daß er seit nun über ein Jahrzehnt lang all sein Dichten und Trachten, seine ganze unermüdliche Arbeitskraft auf diese wahre Encyklopädie der romanischen Philologie nebst deren Grenzraine und Seitenfluren verwendet hat, er hat in uneigennützigster Weise die ihm verfügbaren materiellen Quellen springen lassen, um das vorschwebende hohe Ziel zu erreichen. Und teils hat er es erreicht, teils ist er auf dem besten Wege dazu. Der 1. Band, stofflich mit 1890 abschließend, fand in Band II und III, die die Jahre 1891—94 umfaßten, innerlich und äußerlich stärkere Nachfolger, und nun (1898—1900) hat auch der imposante vierteilige Doppelband IV die Erscheinungen von 1895—96 nebst manchen Nachträgen erledigt, während der V., über 1897—98, größtenteils im Manuskripte, teilweise schon im Drucksatze fertig liegt. Ein solches Unternehmen, vom Standpunkte der Wissenschaft wie von dem der Praxis aus wahrhaft

[27]) Vgl. die gedruckten „Verhandlungen der 43. Versammlung u. s. w." S. 120 f.

gemeinnützig zu nennen, sollte überall der lebhaftesten Unterstützung begegnen: durch Hinweis und Empfehlung, durch Ankauf, durch Übermittelung aller neuen einschlägigen Publikationen, vornehmlich auch der schwer erhältlichen, die nicht im Buchhandel sind, so der Dissertationen, Programme, Gelegenheitsschriften, Journalaufsätze und -Notizen.[28]) Einen jeden, der einmal in direkte Beziehung zu dieser außerordentlichen Organisation tritt, deren Fäden in des nie versagenden K. Vollmöller Hand in Dresden zusammenlaufen,[29]) beschleicht das Gefühl, daß er inmitten eines gewaltigen, bewunderswerten Getriebes steht.[30]) Und gern und ehrlich muß er mit allen Benutzern des JBRPh., den bisherigen und den vielen, die zukünftig den darin ausgestreuten reichen Segen spüren werden, dessen einfacher, jedoch vielsagender Charakteristik am Ende des Vollmöller betreffenden biographischen Artikels in Meyers Konversationslexikon, 5. Aufl. (XVII, 403), Recht geben: „großartig angelegt und trefflich ausgeführt.“

[28]) Jeder Einsender einer neuen einschlägigen Veröffentlichung erhält einen Beleg über deren Besprechung; zugleich bringen die „Roman. Forschungen“ regelmäßige alphabetisch genaue Verzeichnisse aller neuen Einläufe.

[29]) Im August 1899 regte Vollmöller eine internationale „Gesellschaft für romanische Litteratur“ an, die selten gewordene Druck- oder nur handschriftlich vererbte Litteraturwerke, etwa in dem Stile der „Bibliothek des Litterarischen Vereins“ (Tübingen-Stuttgart) und der vielen englischen Bibliophilen-societies, ihren Mitgliedern durch den Druck zugänglich machen will; vgl. darüber Vollmöllers Notiz „Die ‚Gesellschaft für romanische Litteratur‘. Eine vorläufige Mitteilung“ in den „Romanischen Forschungen“ IX, 1. Heft, S. 313 f., sowie den 1900 ausgegebenen ausführlichen Prospekt (erhältlich durch Vollmöller als Geschäftsführer der „Gesellschaft“) über die unmittelbar und für später beabsichtigten Ausgaben, abgedruckt „Roman. Forsch.“ XII 925—931; das Zustandekommen der Gesellschaft ist nun (Februar 1901) gesichert.

[30]) Der Verfasser obigen Vortrags hielt diesen letzteren, bevor eine Zeile von ihm im JBRPh. öffentlich erschienen war, ebenso wie er sein Referat über das ganze Unternehmen (siehe oben Anm. 9) vor seiner Übereinkunft über Mitarbeiterschaft schrieb. Nun, wo sein Beitrag zum IV. Bande, „Italienische und andere romanische (auch lateinische) Wechselbeziehungen zur mittel- und neuenglischen Litteratur“, längst erschienen und — in nur 16 Exemplaren — auch als selbständige Schrift „Romanische, insbesondere italienische Wechselbeziehungen zur englischen Litteratur. Ein Repertorium auf Grund neuerer Veröffentlichungen, spec. 1894—96“ (Erlangen 1900, Fr. Junge) vorliegt, darf wohl die Ziffer der darin angeführten bez. besprochenen Arbeiten hergesetzt werden: 167 pro (1894 und 1895) und 232 pro 1896 auf insgesamt 110 Seiten, um die Ausführlichkeit des Gesamtwerks zu verdeutlichen.

3.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

In dieser Abteilung sprach am 19. November 1900 Herr Prof. Dr. Valentin über
„Die sixtinische Madonna".

4.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Wilhelm Woell, Magistratsassessor, hier.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Wilhelm Woell, Magistratsassessor, hier.

In dieser Sektion sprach am
12. Dezember 1900 Herr Dr. Philipp Stein über
Die soziale Abteilung der Pariser Weltausstellung.



III. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XXI.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Mehr als eine von Pietät diktierte Nänie denn als Biographie ist Jenny v. Gerstenbergks Veröffentlichung über „Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walter und Wolf“ [1]) anzusehen. Das Buch hat in diesem Augenblicke noch Anspruch auf besondere Teilnahme, denn der wichtigste Teil seines Inhalts besteht aus Briefen von Goethes Schwiegertochter an den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, auf die auch Paul von Bojanowski in seiner schönen Schilderung des Wesens und Wirkens des Großherzogs [2]) Bezug genommen hat. Des Großherzogs liebe- und verständnisvolle Bemerkungen über Walter von Goethes seltsamen Charakter, in einem Briefe vom 23. Juli 1897, bilden den Schluß des Buches. Die äußeren Schicksale und Irrsale Ottiliens und ihrer Söhne (vgl. VII, 198 und IX, 205) werden nur angedeutet, aber Ottiliens Selbstcharakteristik in einem Briefe an ihre Freundin Sarah Taylor-Austin beleuchtet in schärfster Weise manche dunklen Wendungen ihres Lebens: „Mit einem wilden angeborenen Freiheitstrieb war ich doch immer vollkommen Sklavin, wo ich liebte, und das Doppelurteil, was von mir in der Welt herrscht, erklärt sich dadurch. So wenig es auf vielen Punkten den Anschein hat, so sehr ich eine gewisse Emanzipation für die Frauen verlange, so war vielleicht Niemand, der wie ich sogar vollkommen glücklich in der Beschränkung eines Harems hätte sein können, wenn man

[1]) In Briefen und persönlichen Erinnerungen. Stuttgart 1901 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.)

[2]) Großherzog Karl Alexander von Sachsen. München 1901 (Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“).

dadurch die vollkommene Befriedigung verstand, alle Talente, Gedanken, Empfindungen als nur für einen Menschen zu fühlen. Aber freilich müßte ich in meinem Harem allein sein und mir keine Herzensteilung zugemutet werden.“ Frau v. Gerstenbergks Mitteilung von Ottiliens Gedichten aus dem „Chaos“ und ihre Bemerkungen über das von Ottilie redigierte Goethesche Hausblatt wecken aufs neue den Wunsch, es möchte uns in den „Schriften der Goethegesellschaft“ doch recht bald eine Ausgabe dieser merkwürdigen Zeitschrift geschenkt werden. Je größer die Schwierigkeit ist, ein vollständiges Exemplar zusammenzubringen, desto dringlicher erscheint auch die Herstellung eines Neudrucks. Über den Plan einer für Italienfahrer bestimmten Sonderausgabe von Goethes italienischer Reise geben Wolfs Briefe an Schubert von 1858/59 Auskunft. Einen Ausspruch ihres Schwiegervaters führt Ottilie in einem ihrer temperamentvollen Briefe an den Großherzog — sie selbst unterzeichnet sich wegen ihrer Freimütigkeit als „geborene Posa“ — an: „Man muß Gott für die unerkannten Wohlthaten danken.“ Die Worte aber, die sie am 14. August 1853 von Albano aus dem Großherzog Karl Alexander zu seinem Regierungsantritt schrieb, vernehmen wir heute an der kaum geschlossenen Gruft des edlen Fürsten mit doppelter Teilnahme. Die Schwiegertochter Goethes beglückwünscht ihren gnädigsten Herrn, daß er durch Begünstigung von Liszts Plänen auf dem alten Grund, den seine Ahnen und die größten Männer Deutschlands gelegt hätten, nun auch die Neuzeit aufbauen wolle. „Ihr Erlauchter Großvater und Vater haben viel für das Glück und den Ruhm Weimars gethan. Sie werden sich anschließen und weiter fortfahren, ohne das alte Gute zu zerstören.“

Wie unablässig Karl Alexander in der von Bojanowski gekennzeichneten Pietät für die große Geschichte seines Hauses bestrebt blieb, durch Verbindung mit den bedeutendsten Vertretern der deutschen Dichtung und Musik seiner Tage das alte geistige Erbe Weimars auch selber mehrend zu erwerben, zeigt in schöner Weise die neueste Sammlung von Friedrich Hebbels Briefen.[3]) Als Hebbel 1846 erfuhr, daß

[3]) Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in zwei Bänden. Berlin 1900 (B. Behrs Verlag).

**

Ottilie nach Wien kommen werde, freute er sich, „einmal eine Person zu sehen, die mit unserem großen Dichter so nah zusammenhängt". Als er aber im Juni 1858 endlich selber nach Weimar kam, das ihn durch die unglaubliche Enge und Kleinheit an Wesselburen erinnerte, begrüßte er die Enkel Goethes nur auf der Straße, denn er fand etwas Wahres in dem Spotte seines Freundes Marschall, „das ganze Goethesche Haus, die Mutter mit eingeschlossen, bestehe aus alten Jungfern." Und doch war er in Wien Goethes Enkeln so nahe getreten, daß Walter von Goethe ihm im November 1852 eigens den großen Erfolg der „Agnes Bernauer" auf der Weimarischen Bühne meldete. Mit Hebbels Wunsche, die Enkel möchten bei ihrer Durchstöberung des Eckermannschen Nachlasses nur ja nicht noch etwas entdecken, stimmt nicht recht sein eigener Eifer, in Weimar Goetheanekdoten zu erfahren. Er meinte in Weimar, dem Zirkus, in dem er es auf die Länge nicht aushalten könnte, müsse man entweder Goethe oder — sein Schreiber sein. Als er aber als Gast der Großfürstin Maria Paulowna auf Belvedere das Johannis-Volksfest mit ansah, da fühlte er sich in eine Szene von Meisters Lehrjahren versetzt. Und bei der Tafel saß er neben der Oberhofmeisterin Gräfin Fritsch, deren Name ja an die Goethezeit erinnerte. Übrigens hatte Hebbel schon vorher einen von Goethes Schreibern, Kräuter, in der That kennen gelernt, und ließ sich von ihm erzählen, wie er andererseits für die Goethestudien seines erst später gewonnenen Freundes Adolf Schöll lebhafte Teilnahme zeigte und an seine Abhandlung über Goethes „Scherz, List und Rache" eigene Bemerkungen knüpfte. Fand er doch in Schölls Arbeiten seinen eigenen, von den guten Deutschen noch immer verkannten Grundsatz durchgeführt, daß der Dichter den Menschen voraussetze. Auch auf Inedita zeigte sich Hebbel seinen Weimarern Freunden gegenüber verpicht, da es doch angenehm sei, „von einem Menschen wie Goethe etwas zu besitzen, was man nicht mit aller Welt teilt." Welches Gedicht Hebbel mit Goethes Legende vom hl. Johannes meint, „die so bald im Pater Kochem kein Unterkommen finden wird", weiß ich nicht, das „ebenso echte als eigentümliche und schöne Tagebuch", das freilich nicht ohne Grund einen Schleier trage, schleicht heute nicht mehr im Stillen herum.

Hebbel fand es „höchst wunderlichen Inhalts und äußerst nachlässig in der Form, obgleich in Stanzen geschrieben, die Materie würde das Konzise und Abgeschliffene des Tassoschen Verses freilich auch schlecht vertragen.“ Auf die gedruckt vorliegende Fassung will diese Bemerkung über nachlässige formale Behandlung nicht recht passen.

„Kurios genug“ fand Hebbel den Briefwechsel Goethes mit Karl August. Des an und für sich Gewichtigen enthalte er sehr wenig, des Charakteristischen um so mehr. „Der Dichter des Faust fungiert im Grunde doch nur als Faktotum, und mag diese Vielgeschäftigkeit ihm recht gewesen sein, oder nicht: nach meiner Überzeugung ist es, wenn es sich nicht um das tägliche Brot handelt, viel gesunder, nichts zu thun, als etwas Nichtiges. Schiller kommt nur so ganz beiläufig vor, und eigentlich nur, wenn der Großherzog ihm die Leviten liest.“ Hebbel selber hatte ja vieles an Schillers Dramen auszusetzen, aber die Ausstellungen des fürstlichen Rezensenten fand Hebbel denn doch zu sehr „nach Schnur und Winkelmaß der Messieurs Voltaire und Racine. Dann geht Schiller plötzlich aus wie ein Licht; von seinem Tode ist gar nicht die Rede.“ Angesichts der Urteile, womit Schiller und Goethe zu ihrer Zeit empfangen wurden, fand Hebbel übrigens, die Zeiten hätten sich gebessert, wenn man den Neueren auch kaum erlaube, zu wissen, daß Gott ein Männlein und ein Fräulein geschaffen habe. „Dagegen dreht sich Schillers ganzer Don Karlos um den Incest, und die ‚pikante Situation‘, die in der Maria Magdalena so empört, wird im Faust bejubelt.“ Ebenso müßten diejenigen, welche ihm wegen seiner theoretischen Ergründung des Kunstproblems Schädigung der „Naivität des Produktionsaktes“ zum Vorwurf machten, „auch Schiller und Goethe verwerfen, denn diese gingen darin viel weiter als ich. Ich will im Drama nur Leben, aber freilich, die Wurzel gehört mit zum Baum.“ Der Schwäche Schillers, der Jahre bedurfte, um Stoff und Form mit einander zu versöhnen, müsse auch er selbst sich schuldig bekennen gegenüber der „Stärke Gutzkows, der heute eine Blase verschluckt und morgen ein Mondkalb gebärt“. Bei Schiller wie bei ihm selbst zeigten die späteren Dramen durch die aus Gründen der Ökonomie her-

vorgegangenen Konzentration eine Beschränkung des Details. Die Feuilletonisten-Kritiker, spottet er in seiner für Brockhaus 1852 geschriebenen Selbstcharakteristik, welche deshalb in Schillers späteren Werken die Frische und Fülle der Räuber vermißten, verkennen, daß blos die geringeren Elemente den höheren gewichen seien. Elf Jahre früher hatte er dagegen in einem geplanten Vorworte zur „Judith", das wir jetzt in Werners historisch-kritischer Ausgabe[*]) lesen, gefunden, Schiller, der wie jeder Gedankendichter statt des sanften, runden Kreises, die scharfe Facette bringe, sei seinerzeit überschätzt worden, „aber ebenso notwendig mußten sich auch nach und nach die tiefbegründeten Kunsturteile, die Goethe still, Tieck, Schlegel, Jean Paul laut über ihn aussprachen, von selbst geltend machen."

Mit dem Dank für das schöne Geschenk einer Schillerausgabe, die gerade in seinen schönsten Stunden ihn an den Geber erinnern müsse, beginnt 1833 die Nachlese zu Hebbels Briefwechsel. 1838 behält er die Schillerbände seines verstorbenen Freundes Rousseau in München zurück, weil er über Schiller und Kleist schreiben wolle, wie ihm in Heidelberg die geliehenen Werke Goethes und Shakespeares ein Schatz waren, der ihn für vieles entschädigte. Und die Arbeit an seinem „Demetrius" führte ihn von selbst immer wieder zum Studium Schillers zurück. Von Schillers „Demetrius" wollte er keinen Vers benutzen, nur den Grundgedanken. Wenn er aber 1858 schon von Schiller selbst meinte, er würde jetzt lebend seinen Plan modifizieren, „statt eines Feuerwerks ein historisches Bild des ungeheuren Slaven-Reichs geben, worauf es bei mir allerdings abgesehen ist", so sprach er allen andern Demetriusdichtern (vgl. X, 269 und XI, 222) das nötige dramatische Vermögen überhaupt ab. Hebbel erzählt, der „Demetrius", der dann seine letzte Arbeit werden sollte, sei sein ältester dramatischer Gedanke schon aus seinem siebzehnten Jahre gewesen, aber erst das Schillerjubiläum habe ihm den natürlichen Anlaß zu ernster Aufnahme der Arbeit gegeben. Wenn er beim

[*]) Friedrich Hebbels Sämtliche Werke. Erster Band. Berlin 1901 (B. Behrs Verlag).

„Demetrius“ sich seinen Vorgängern gegenüber fühlte, so meinte er bei seinen Nibelungen, er habe nur die in dem alten Gedicht umhergestreute Tragödie faßlich gemacht, während Goethe beim Götz keine Ursache gehabt hätte, allzubescheiden zu sagen, er hätte nur verstanden die Blumen eines großen Daseins abzupflücken. Trat er bewundernd vor dem Ritter mit der eisernen Hand zurück, so lehnte er mit Selbstgefühl als Dramatiker jeden Vergleich zwischen seinem „Michel Angelo“ und Goethes „Torquato Tasso“ ab, denn dieser sei nichts anderes als die interessante Krankheitsgeschichte eines begabten Menschen, der sich sittlich nicht vollendete und könne wahrlich nicht als Typus der Dichternatur gelten. Aber dieses Einzelurteil ging keineswegs aus Überhebung hervor, denn auch nur die vergleichende Hindeutung auf den großen Goethe „mit dem Sonnenauge, den Mann, der mehr als ein Jahrhundert repräsentiert, mit dem man keinen aus der Gegenwart vergleichen sollte“, berührte ihn 1840 noch aufs unangenehmste, und noch 1851 überreichte er Varnhagen, „dem Freunde Goethes“ seinen „Michel Angelo“ mit den bescheidenen Worten: „Vielleicht beweist Ihnen dies Stück, daß ich, wenn der Weg von der Judith zur Iphigenie auch weit ist, ihn wenigstens betreten habe.“ Goethe, schrieb Hebbel 1847 seinem Freunde, dem Maler Gurlitt, habe die Schönheit vor der Dissonanz gebracht, die Traumschönheit, die von den widerspenstigen Mächten und Elementen des Lebens nichts weiß, nichts wissen wolle; er dagegen suche die Schönheit zu bringen, welche die Dissonanz in sich aufnahm, die alles Wiederspenstige zu zu bewältigen wußte.

Hebbel, der Dichter von „Mutter und Kind“ und so zahlreicher, gehaltvoller Epigramme,[5]) hat die nachlässigen Schiller-Goetheschen Hexameter und Pentameter den guten, doch unerfüllbare Ansprüche weckenden von Voß und Platen vorgezogen, da unsere Sprache wohl bei Übersetzungen die antiken Formen nachschaffen, aber nicht aus sich selbst mit innerer Notwendigkeit treiben könne (27. Januar 1848 und 22. Dezember 1854). Allein andererseits hat

[5]) Eine eingehende Untersuchung über Hebbels Epigramme, die auch ihr Verhältnis zu Schillers und Goethes Epigrammen behandelt, wird demnächst als Breslauer Dissertation von Bernhard Patzak erscheinen.

er Alexander Jung gegenüber wiederholt betont, daß er „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ nur als ein höchst respektables Testament Goethes, nicht als ein künstlerisches Produkt gelten lassen könne. Nur ein Scherz dagegen ist es natürlich, wenn er an Campe schreibt, kein „Poet wäre nach dem 55. Lebensjahre noch einen Schuß Pulver wert?“ Den alten Goethe hätte man nach den Wahlverwandtschaften hängen sollen. „Für Rötschers Abhandlung über die Wahlverwandtschaften“, welche die Komposition zerlege, „ohne daß die Nerven und Adern des der Oberhaut entkleideten Organismus auch nur einen Augenblick zu zucken aufhörten“, wünschte er 1847 Goethe selbst als Leser. Aber für das Verständnis von „Dichtung und Wahrheit“ glaubte er allerdings erst durch das eigene Altern und die Erfahrung, wie schwer sich der Mensch für ihn einst bedingende Zustände wieder vergegenwärtige, den richtigen Standpunkt der Beurteilung gefunden zu haben. Diese Schwierigkeit habe dem alten Goethe vorgeschwebt, „als er seiner Biographie den Vexiertitel „Dichtung und Wahrheit“ gab, den er übrigens, so tief er den Punkt, auf den alles ankommt, auch bezeichnet, aus Rücksicht aufs Philisterium nicht hätte wählen sollen“. Von dem Plane, seine eigene Jugendgeschichte zu erzählen, vermochte Hebbel nur ein Bruchstück auszuführen, aber von seinem Drama „Genoveva“ rühmt der neueste Herausgeber, R. M. Werner, es sei die großartigste Beichte, die wir seit Goethe besäßen.

Bilden Hebbels eigene Äußerungen selbstverständlich auch das wichtigste Zeugnis für seine Beziehungen zu Goethe und Schiller, so haben die neuesten Hebbelstudien doch auch sonst manches Beachtenswerte beigebracht, besonders eine stärkere Einwirkung von Faust und Werther auf Hebbels Anfänge nachgewiesen, als man bisher kannte. So hat Alfred Neumann in dem Programm „Aus Friedrich Hebbels Werdezeit“ [6]) die Gemeinsamkeit der Strophenform und einzelner Ausdrücke im Gesang der drei Erzengel des Vorspiels im Himmel mit Hebbels Jugendgedicht „Lied der Geister“ aufgezeigt. In dem 1833 entstandenen Hebbelschen Gedichte „Der Mensch“ verrät das sehnsüchtige Gefühl und das Streben nach

[6]) Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Realgymnasiums in Zittau 1899 (Progr.-No. 587).

Einheit mit dem in der Natur lebendigen Weltgeist eine Nachwirkung von Werthers Naturgefühl (Junger Goethe III, 236 und 290). Zu Hebbels Gedicht „Der Mensch“ wie zu dem folgenden „Das höchste Lebendige“ vom 15. Juni 1834, später „Prometheus“ benannt, bietet Goethes „Faust“ allenthalben Parallelen. Nicht blos zum Selbst der Menschheit, sondern zu dem der ganzen Natur wollte Hebbel hier sein eignes Selbst erweitern. Neumann kommt dadurch zu der Annahme, daß Hebbel schon 1832 Goethes „Faust“ und auch „Werthers Leiden“ noch in Wesselburen kennen gelernt habe. Das Verständnis für Goethes Lyrik sei ihm dagegen allerdings erst in Heidelberg aufgegangen. Nur scheinbar steht Hebbels Bemerkung in seinen Tagebüchern vom 5. Januar 1836 damit in Widerspruch. Daß Schillers Lyrik bereits Hebbels Anfänge beeinflußt hat, wird allgemein zugegeben; Neumann wendet sich aber gegen Johannes Krumms Behauptung, daß gerade Schillers Jugendgedichte, besonders die Lauralieder dem Anfänger Hebbel das Vorbild gegeben hätten. Gleich das am frühesten 1829 von Hebbel veröffentlichte Gedicht „Sehnsucht“ lehne sich an das Gedicht „An Emma“ aus Schillers dritter Periode an, und auch bei Hebbels übrigen Erstlingen seien fast bei jedem Einzelnen als Vorbilder Gedichte aus Schillers zweiter und dritter Periode zu erkennen. Allein jedenfalls spricht hinwiederum für Krumms Behauptung, daß Hebbel seine damalige Geliebte Luise Carstens als Laura gefeiert hat, und die „Elegie am Grabe eines Jünglings“ (1830) bringt uns Schillers „Leichenphantasie“ und „Elegie auf den frühzeitigen Tod Joh. Chr. Weckerlins“ in Erinnerung.

Für Hebbels ersten dramatischen Versuch, das 1832 veröffentlichte dramatische Nachtgemälde „Der Vatermord“, eine gänzlich unreife Arbeit, hebt Karl Zeiß in seiner biographischen Einleitung zu einer gutgetroffenen Auswahl aus Hebbels Werken[7]) hinsichtlich des Stils die deutliche Einwirkung der Schillerischen Jugenddramen, insbesondere der „Räuber“, hervor, „deren Einwirkung ja noch in der ‚Judith‘ zu spüren ist.“ Den scharfen Gegensatz der dramatischen Theorie und Praxis des gereiften Hebbel zu Schillers Drama hat

[7]) Hebbels Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band. Leipzig und Wien 1899 (Bibliographisches Institut).

Krumm in seiner Studie über „Hebbels Persönlichkeit“[8]) ebenso hervorgehoben, wie er Hebbels abgöttische Verehrung für Schiller, den „heiligen Mann“, und Hebbels tiefste Ehrfurcht vor dem Goethe-schen Genius anerkennt (S. 73). Eingehender ist das Verhältnis von Hebbels Auffassung und Ausübung der dramatischen Thätigkeit zu Schiller und Goethe neuerdings behandelt worden in Theodor Poppes schwerfälligen und unfruchtbaren philosophischen Erörterungen über „Friedrich Hebbel und sein Drama“.[9]) Wie Hebbel es für thöricht erklärt, vom Dramatiker Versöhnung und Ausgleichung der Differenzen zu verlangen, so verlangt er von ihm „eine viel höhere Schönheit und einen ganz anderen, zum Teil umgekehrten Weg ihr zu genügen, als diejenige war, die Goethe anbetete“ (S. 76). Zu Schiller mußte sich Hebbel trotz seiner abweichenden dramaturgischen Ansichten doch immer hingezogen fühlen, durch sein Grunddogma über die Unlösbarkeit von Talent und Charakter. Es ist der von Schiller in den Rezensionen gegen Bürger verfochtene Grundsatz, dem Hebbel in seinen Unterredungen mit Eduard Kulke die Fassung gab: „Nur der bedeutende, sittlich erhabene Mensch kann ein bedeutender Künstler sein. Man muß in sich selber jene Hoheit der Gesinnung, jene Opferfähigkeit und Entsagung tragen, welche man seinen Gestalten soll verleihen können.“ Poppe konstruiert nun sonderbarer Weise daraus einen Gegensatz zwischen Goethe, der die rein in sich aufgenommene Beschaffenheit der Gegenstände gleich treu in seiner Einbildungskraft darzustellen vermöge, einerseits, Schiller und Hebbel andererseits. Diese beiden vermöchten nicht „die Nabelschnur, die den Erzeuger mit seinen Erzeugnissen verbindet, zu durchschneiden, so daß das Erzeugte ein freibewegliches, in sich beschlossenes Leben führt. Die individuelle Wahrheit ihrer Gestalten wird immer nach der eigenen Seelengröße und Seelenweite gestreckt.“ Ja ist denn bei Goethes Iphigenie

[8]) Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. Drei Studien. Flensburg 1899 (Verlag der Huwaldschen Buchhandlung, O. Hollesen).

[9]) Beiträge zur Poetik. Paläſtra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von A. Brandl und E. Schmidt. Achtes Heft. Berlin 1900 (Mayer und Müller).

und Orestes, Egmont und Faust, Tasso und Antonio, Eugenie dies nicht der Fall? Im Grunde versteckt sich hinter dieser Einteilung Poppes die alte unheilvolle Phrase, von Schillers subjektiver, Gothes objektiver Kunst. Poppe widerlegt seine eigene Behauptung selber in dem gleichen Absatze (S. 15), wenn er fortfährt: „Aber Schiller steht mit seinem persönlichen Lebensschicksal außerhalb seiner Gebilde und umfaßt sie mit der ganzen Weite seiner Seele." Wenn er außerhalb steht, muß die Nabelschnur doch durchschnitten sein! Annehmbarer ist, was Poppe über den Unterschied von Hebbels zentrifugalem und Schillers zentripetalem Schaffensprozeß sagt. Schillers Arbeitsart, sein kritisches Aufstellen von Szenarien, Abwägen jedes einzelnen Momentes seiner Pläne und Hebbels Geständnis, daß er nie einen Plan für seine Dramen niederschreibe, offenbaren den Widerspruch der beiden Dichternaturen. Poppe nennt Schiller einen Organisator (S. 40) und stellt seine vorwiegend akustische Phantasie in Gegensatz zu Goethes optischer Phantasie (S. 48). Schillers innerer Reichtum und Gehalt bestimme seine dramatische Totalidee, die er aus dem Subjekt ins Objekt übertragen mußte. Poppe zieht vergleichend Geständnisse Schillers und Goethes, Grillparzers, Otto Ludwigs, Hebbels, Ifflands und Immermanns wie Alfieris über das erste Auftauchen dramatischer Gestalten in ihrem Geiste heran. Bei seiner Prüfung der Urelemente, aus denen Hebbels „Judith" hervorging, weist er Schillers „Jungfrau von Orleans", zu der Hebbel schon in München ein besseres Gegenstück hatte schaffen wollen, besondere Bedeutung zu. Adolf Bartels hat sich in seinem Lebensbilde Hebbels[10]) gerade gegen diese Zusammenstellung der beiden Retterinnen ihres kriegsbedrängten Volkes ausgesprochen (S. 53). Hebbels Stellung als Dramatiker wird von Bartels im allgemeinen daraufhin festgestellt, daß er sich von dem breitmalenden und rhetorischen Drama Schillers entschieden abgewendet, an psychologischer Wahrheit und Schärfe, an dramatischer Folgerichtigkeit und tragischer Tiefe es wohl gar übertroffen habe, indem er Kleists Pfade einschlagend zwischen den Griechen und Shakespeare ein Mittleres in der großen Tragödie

[10]) Christian Friedrich Hebbel. Dichter-Biographieen. Dritter Band. Nr. 3998 Leipzig 1899 (Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.).

zu schaffen suchte. Wenn Hebbel aber noch in seinen letzten Lebensjahren nach Anhörung von Schillers Demetriusbruchstücken offen seinen Zweifel eingestanden hat, ob nicht Schillers Behandlung des Stoffes seiner eigenen gegenüber den Vorzug verdiene, so zeigt das allein schon, daß Hebbel bei aller Gegensätzlichkeit zu Schiller doch weit entfernt war von Otto Ludwigs verbissener und verblendeter Verkennung der Größe des Schillerischen Dramas. Eine höchst wahrscheinliche Beeinflussung Hebbels durch Goethe hat neuerdings R. M. Werner wie früher Kuh und Kulke anerkannt. Werner, der in der Festschrift für Burkhardt die historische Bedeutung von Klopstocks Messiade wegen ihrer Bevorzugung der inneren Vorgänge, womit sie für Goethes drei Romane und den modernen Roman überhaupt das Vorbild gegeben habe, erörtert, hat auch den „Modernen Messiasdichtungen"[11]) einen eigenen Essay gewidmet. Indem er darin eine Quelle für Hebbels Notiz zu seinem geplanten Christusdrama „Judas ist der Allergläubigste" aufzufinden bestrebt ist, hat er gerade die nächstliegende Anregung dafür übersehen. Ganz gewiß ist diese nämlich im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" zu suchen. Die dort von Goethe gegebene Motivierung von Judas' Handlungsweise,[12]) „der scheinbar den Herrn verraten", stimmt völlig zu Hebbels Charakterisierung des in bester Absicht Verrat übenden Apostels (vgl. Hochstiftsberichte XIII, 13*).

Den Unterschied in Hebbels und Otto Ludwigs Stellung zu Schiller zeigt uns recht deutlich ihr Verhalten beim Bearbeiten der von Schiller bereits gewählten Stoffe. Hebbel hatte, durch das Jubiläum von 1859 befeuert, gleichsam zu Ehren Schillers seinen Demetrius-Torso vollenden wollen. Wurde ihm auch bei seiner mächtigen Eigenart das Eingehen auf die Pläne eines Vorgängers unmöglich, so beugte er sich doch noch vor dessen Arbeit, als sein

[11]) Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit geschildert. Mit neunzehn Porträts. Minden i. W. 1900 (J. C. C. Bruns' Verlag).

[12]) Wie schwierig diese Motivierung ist, zeigt wieder das Mißlingen des neuesten Versuches im letzten Teile der sonst ganz vortrefflichen und rühmenswerten dramatischen Trilogie von R. Groschorowski „Hostianna". Dresden und Leipzig 1901 (E. Piersons Verlag).

eigenes Werk bereits weit gediehen war. Ludwig dagegen wollte gerade Schillers Hauptwerk, den „Wallenstein" durch einen „Wallenstein" eigener Mache verdrängen. Ihn reizte der interessante, wenn auch mühselige Versuch, „das Emporkommen des Schillerischen Wallensteins nach seiner Natur nachträglich zu motivieren", ein Bekenntnis, das in sich bereits die Anklage enthält, daß Schiller diese Motivierung unterlassen habe. Eine eingehendere Untersuchung von Ludwigs umfangreichen, bisher nur teilweise veröffentlichten Vorarbeiten zu seinem Wallenstein, wie Hugo Eduard Eick sie vorgenommen hat,[13]) muß also ausgesprochen und zwischen den Zeilen fortwährend zum Vergleiche mit Schillers Werk auffordern. Hatte doch Ludwig bereits für die Aufführung des Stückes einen Prolog skizziert (S. 76), in dem er die Zuhörer auffordert, statt des Ergötzens der Phantasie durch Schillers Schöpfung die Belehrung des Lebens durch das wahre und wohlthätige Schreckbild seines Wallenstein zu empfangen. Schiller habe das Schöne dem Wahren vorgezogen und seinem Helden so gewonnen, was allein der Preis des Guten sein sollte. Eick findet, daß der Prolog „angesichts Ludwigs gegnerischer Stellung zu Schiller" vornehm gehalten sei; darüber kann man streiten. Mir klingt eine geringschätzige Ironie gegen den vom Publikum für größer gehaltenen Vorgänger aus Ludwigs Worten. Hat doch nach Ludwigs Auffassung Schiller durch Verschleierung der Schuld „Verwirrung des moralischen Urteils" hervorgerufen (S. 43); bei ihm wie bei Lessing decke sich der dramaturgische Mechanismus nicht mit der inneren Handlung (S. 29). Eick findet es bei seiner Parteinahme für Ludwig seltsam, daß der Schillerische Wallenstein trotz der ihm von Ludwig vorgeworfenen Unwahrheit nach der neueren Forschung dem historischen im ganzen viel näher komme als der Ludwigische. Überblickt man indessen die von Eick angeführten Geschichtsquellen Ludwigs und Schillers Quellenstudien, so erscheint Schillers Vorzug an historischer Treue keineswegs seltsam. Der Verfasser der Geschichte des dreißigjährigen Krieges und Jenenser Professor hatte eben vor

[13]) Otto Ludwigs Wallensteinplan, geordnet, besprochen und herausgegeben mit einer Einleitung über des Dichters dramaturgische Ansichten. Greifswald 1900 (Inaugural-Dissertation).

Ludwig doch einen großen Vorsprung. Tieck selbst nennt Ludwigs Wallensteinplan eine Exemplifizierung seiner Shakespearestudien; es sind eigentlich zwei verschiedene Pläne, die Ludwig bald getrennt ins Auge faßt, bald in freister Form zu vereinigen sucht. Schillers Formbestreben weise, Ticks Meinung zufolge, nach mannigfachen Experimenten doch auf das französische Repräsentationsdrama hin. Ich würde dieser Behauptung gegenüber raten, Constants Bearbeitung des Schillerischen Wallenstein anzusehen, um sich von dem inneren Gegensatz Schillers zu diesem französischen Repräsentationsdrama zu überzeugen. Das Lyrische, welches Otto Ludwig den Dramen der Weimarer Klassiker zum Vorwurf machte, hat er wirklich zu vermeiden gewußt; die von ihm gleichfalls verworfene „zuständliche Stimmungsschilderung" hat er dagegen im Fortschreiten seiner Arbeit doch auch seinem eigenen Wallenstein eingefügt. Aber der Vergleich des Schillerischen „Wallenstein" mit Constants Umarbeitung und Otto Ludwigs Entwürfen zeigt höchst lehrreich, mit welch künstlerischer Überlegenheit Schiller zwischen der Gebundenheit des französischen und der Zersplitterung des Shakespearisierenden Dramas einen neuen und eigenartigen deutschen Tragödienstil zu schaffen wußte. Gerade dieser Gesichtspunkt ist auch von Heinrich Kühnlein in seiner Prüfung von „Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller" [14]) nicht beachtet worden, obwohl die Vergleichung beider Wallensteindichtungen auch bei ihm im Mittelpunkt steht. Kühnlein hat aber die bekannte Äußerung Schillers im Briefe an Goethe vom 28. November 1796 gründlich mißverstanden, wenn er darauf den Vorwurf des Schicksalsdramas begründen will. Schiller will doch nur Wallensteins letzten Schritt durch ein Drängen äußerer Verhältnisse entschuldbarer gestalten, um den realistischen Helden, dem der Erfolg seines Verbrechens fehlt, nicht zu tief in unseren Augen sinken zu lassen. Daß der Dichter, der den Willen als den Geschlechtscharakter der Menschen bezeichnet hatte, damit nicht Willensfreiheit und Verantwortlichkeit aufheben wollte, um an ihrer Stelle ein blindes Fatum zu setzen, sollte man nach Schillers wiederholten brieflichen Erörterungen nicht erst zu betonen brauchen.

[14]) Eine dramaturgische Kritik. Programm des kgl. humanistischen Gymnasiums zu Münnerstadt 1900.

Aber was soll man dazu sagen, wenn Kühnlein den Vorwurf ausspricht, Schiller fordere unsere Achtung und Verehrung für Wallensteins Thun, während Schiller selbst diese Unternehmung als moralisch schlecht bezeichnet, Wallenstein im ganzen alles Edle, jedem seiner einzelnen Lebensakte Größe abspricht (21. März 1796 an W. v. Humboldt)? Selbst Ludwigs Spott darüber, daß Schiller seinen Helden von seinem geraden Herzen sprechen läßt, ist unbegründet, denn wenigstens Oktavio gegenüber durfte Wallenstein, wie unehrlich er auch gegen andere gehandelt haben mochte, sich seiner Geradheit rühmen. Und von der doppelten Abfassung der Verschreibung hat Wallenstein in der That nichts gewußt. Bei „Maria Stuart“ und der „Braut von Messina“ ist Kühnlein geneigt, Schiller gegen Ludwigs Vorwürfe in Schutz zu nehmen, während er in Ludwigs eigenem Entwurfe eines Wallensteindramas den positiven Nachweis der Mängel des Schillerischen erbracht sieht. Den ganzen Gegensatz Ludwigs zu Schiller sucht er auf den Gegensatz des Charakter- und Fabeldramas zurückzuführen. Nur in seinen drei Jugendwerken, gerade als ihm die nötige Menschenkenntnis noch fehlte, habe Schiller das erstere gepflegt, dann sei er von ihm abgefallen. Ich glaube nicht, daß diese Unterscheidung zutreffend ist und kann Kühnleins eigene Ausführungen über die Charaktere in der „Maria Stuart“ gegen ihn heranziehen.

Der Vorwurf, die junge dramatische Dichtung Deutschlands durch Aufpfropfen der Schicksalsidee zu Grunde gerichtet zu haben, dessen völlige Unhaltbarkeit Minors sorgfältige Studie im Grillparzerjahrbuch (s. unten) überzeugend nachweist, ist soeben auch von Karl Busse gegen Schiller erhoben worden. Es ist ein seltsames Machwerk, das der frische Lyriker da als eine Geschichte der deutschen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert zusammengeschrieben hat.[15]) Vergleicht man die keck über die Spitzen dahinfahrende Skizzierung Busses mit Richard M. Meyers fast tausendseitigem Buche „Die deutsche Litteratur des neunzehnten

[15]) Enthalten in drei Lieferungen des Sammelwerkes „Das deutsche Jahrhundert in Einzelschriften“. Herausgegeben von Georg Stockhausen. Berlin 1901 (Verlag von F. Schneider und Co.)

Jahrhunderts"[16]), das mit gründlichstem Fleiße und umfassender Kenntnis ein erschöpfendes Gesamtbild der ganzen Litteratur in Höhen und Niederungen entrollt, so treten recht lehrreich Vorzüge und Schäden des Dilettantismus und der Fachgelehrsamkeit uns vor Augen. Busse fällt in seiner unbekümmert zufahrenden Weise eine Reihe prächtiger Urteile, von denen die zünftigen Litterarhistoriker manches lernen können, dann kommen aber wieder Behauptungen, die sich kaum durch Unwissenheit entschuldigen lassen, sondern schon eher absichtlich trotzigen Geschichtsfälschungen ähnlich sehen. Von kleineren Irrtümmern wimmelt es fast auf jeder Seite. Wenn Busse z. B. S. 6 sagt, die französische Revolution sei in Deutschland jubelnd von den Großen begrüßt worden, „durch deren Schriften ihr Sturmatem früher schon gegangen war", so muß man, da soeben Götz, Werther und die Räuber als solche Freiheitsbegehren atmende Dichtungen gerühmt worden waren, notwendig unter den Großen Goethe und Schiller verstehen. Beide haben aber in keinem Augenblicke der Revolution zugejauchzt. Die Entstehung von Schillers Lied „An die Freude" hat Busse in Übereinstimmung mit Minor (II, 420) und Jonas nach Dresden verlegt; ob aber die Überlieferung, die von der Entstehung des Liedes in Gohlis erzählt, nicht doch auf Wahrheit beruht? Wirklich stark ist es, daß entgegen dem vorliegenden, ausdrücklichen Zeugnisse in Friedrich Schlegels Briefen (vgl. VII, 404) über A. W. Schlegels Mitarbeit an seines Bruders Rezension Busse doch wieder Schillers Verfahren gegen den „durchaus unschuldigen August Wilhelm" tadelt. Die Behauptung, alle bedeutenderen nachfolgenden Bühnendichter hätten sich von Schiller freigemacht (S. 33), schlägt angesichts der Geständnisse von Grillparzer, für den freilich Busse das Verständnis abzugehen scheint, und Hebbel der Wahrheit unmittelbar ins Gesicht. Freilich noch ärger wird die Geschichtsfälschung, wenn Busse erzählt, Goethe habe geklagt, daß er sich von Schiller habe mißbrauchen lassen und habe die durch Schiller verlorene Zeit bedauert (S. 61). Goethe selbst würde für eine so unqualifizierbare Verleumdung seines schönsten Lebensverhältnisses,

[16]) Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Dritter Band. Berlin 1900 (Georg Bondi).

das er stets als höchstes Glück dankbar gerühmt hat, recht kräftige und bezeichnende Worte gefunden haben. Er wäre aber auch wohl erstaunt gewesen, seine Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ von Herrn Busse dahin berichtigt zu finden, daß der siebenjährige Krieg die Dichtung im Augenblick gar nicht befruchtet habe (S. 144). Bisher hatte man geglaubt, Gleims Grenadierlieder, Kleists „Cissides und Paches“, Lessings „Minna von Barnhelm“ seien eben während des Krieges entstanden. Goethes Gespräche sind nicht, wie Busse angiebt, in der vierten Abteilung der Weimarer Ausgabe enthalten. Wenn Busse meint, daß Schiller wegen des Mangels an Beifall die mit der „Braut von Messina“ eingeschlagene Richtung verließ, so ist einerseits die Behauptung selbst nicht zutreffend und schon durch den Hinweis auf den großen Erfolg der Lauchstädter Aufführung widerlegbar. Andererseits verrät es eine geradezu naive Unkenntnis von Schillers Gesinnungsart, wenn man glaubt, er hätte nach den „Horen“ und „Xenien“ noch wie in den Tagen der „Rheinischen Thalia“ sich nach der Meinung des Publikums gerichtet. Es hat gewiß manches Gute, wenn ein selbst der Dichtkunst Beflissener über die Geschichte der Dichtung schreibt; nur darf er dann die eigene Kleinlichkeit und moderne Gefallsucht nicht zum Maßstabe von Schillers heroischen Handeln machen. Ein deutscher Dichter, wie Karl Busse sein will, würde übrigens auch gut thun, in einer Skizze der deutschen Dichtung nicht Ausdrücke wie gênant und ähnliche zu gebrauchen.

Während Busse in seiner kurzen Skizze der führenden Dichter des 19. Jahrhundert je einen eigenen Abschnitt „Schillers letzten Jahren“ und „Goethe im 19. Jahrhundert“ eingeräumt hat, glaubten Meyer und Karl Weitbrecht, welch letzterer bei seiner ungerechten Ablehnung alles Neuen sich ganz und gar nicht für die übernommene Aufgabe einer „deutschen Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ [17]) eignet, unsere beiden Klassikern selbst ins 18. Jahrhundert verweisen zu sollen. Die Einwirkungen Goethes und Schillers sind freilich auch nach Meyers Darstellung in der ganzen Litteratur des 19. Jahrhunderts zu verspüren. Wie

[17]) Zwei Teile. Sammlung Göschen Nr. 134/5. Leipzig 1900 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

*

nach einem im vorangehenden Berichte angeführten Ausspruche sich in Goethe alles wiederspiegle, was unsere Litteratur in ihren wichtigsten Zeiten bewegt habe, so spiegelt sich auch seine allbeherrschende Erscheinung in der ganzen ihm folgenden Litteraturentwicklung wieder. Und nur von diesem Gesichtspunkte aus haben wir im Rahmen dieser Übersichten R. M. Meyers Buch zu betrachten. Die Auseinandersetzung mit seiner heillosen Einteilungsschablone nach Jahrzehnten, mit seiner Parteilichkeit, welche z. B. einen Dutzendroman wie Helene Böhlaus „Rangirbahnhof" zum Höhepunkt der neueren Erzählungskunst erhebt, eine kraftgeniale Dichterin wie Maria delle Grazie aber totschweigt, und mit andern bedenklichen Seiten seiner Darstellung dürfen wir uns demnach ersparen, und können um so mehr Meyers ausgedehnte Belesenheit und Charakterisierungskunst rühmen. Busse hat Goethes „Wahlverwandtschaften" als den ersten modernen Roman bezeichnet. Meyer hebt beim Abschluß des zweiten Jahrzehnts „Dichtung und Wahrheit" hervor als das bedeutendste Prosawerk und andererseits das Maskenspiel des „westöstlichen Divans", in dem „unter der Decke der erdichteten Form volle subjektive Wahrheit, echteste Empfindungen und Erfahrungen des verjüngten Dichterherzens" Ausdruck gefunden hätten. Und ebenso hat Meyer im Rückblick auf das Jahrzehnt 1830 bis 1840 das erst in ihm der Nation geschenkte Wunderwerk des zweiten „Faust" gepriesen, mit dem „der tote Cid plötzlich als der geborene Führer unter den Jüngsten stand", während Busse in Bismarck „eine Erfüllung des Faust", in Bismarck und Goethe unsre Befreier, die Schöpfer des großen einigen Deutschlands sieht. Nirgends findet Meyer die Religion jenes dritten und vierten Jahrzehnts, die Freude an der bunten Pracht der Welt großartiger gefeiert wie im zweiten Teile des „Faust", in dem die Andacht jener nur scheinbar glaubensarmen Zeit so herrlichen mythologischen Ausdruck gefunden, wie nur je die einer gläubigen Urzeit (S. 243). Daß Fr. Th. Vischer durch seine „unerfreuliche Parodie auf den zweiten Teil von Goethes Faust" den Erwerb dieses Wunderwerks durch den deutschen Volksgeist Jahrzehnte lang aufgehalten habe, macht Meyer dem urkräftigen schwäbischen Aesthetiker wiederholt zum Vorwurf. Allein der deutsche Volks-

geist hätte zwischen dem Erscheinen des ganzen „Faust" (1832) und der Veröffentlichung von Vischers Satire (1862) doch lange genug ungestört Zeit zur ernsten Beschäftigung mit Faust und Helena gehabt. Und die Schuld der späten Erkenntnis darf um so weniger Vischer zugewälzt werden, als gerade von 1870 an trotz der drei neuen Auflagen von Vischers aristophanischer Dichtung (1886, 1889, 1900) endlich das Verständnis für den zweiten Teil des „Faust" unaufhaltsame Fortschritte zu machen begann.

Richard M. Meyer ist ein warmer Freund der realistischen Bewegung und der allerneuesten, nach seiner Auffassung vor allen durch Gerhart Hauptmann und Stefan George vertretenen Litteratur. In dem Streite „Diesseits und Jenseits von Weimar" nimmt der preisgekrönte Goethebiograph nicht so unbedingt für die Weimarische Klassizität Partei. Nachdem seine Einleitung Goethes Wirken bis zum Abschluß von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" und der „Metamorphose der Pflanze" geschildert, Goethes Abwendung von den Erscheinungen der französischen Revolution mit Schillers Ergreifen der Zeitideen, denen er im „Don Karlos" sein weittönendes Organ lieh, verglichen hat, betont er, daß in der Weimarischen Epoche der Neuerwerbungen doch manches eingebüßt wurde. Erst Kleist habe wieder Menschen gezeichnet, was man seit „Iphigenie" und „Tasso" fast ganz verlernt hätte (S. 29). „Schillers Figuren hatten eine größere Allgemeinheit, sollten sie haben, nur noch vereinzelt und nur in Hauptgestalten wie der Jungfrau von Orleans, Wallenstein, Demetrius und Marfa vertiefte er die Psychologie zu individueller Wahrheit". Ich kann angesichts der Nebengestalten im „Wallenstein", bei Erinnerung an Burleigh und Leicester, Hedwig und Armgart, Warbek und Lodoiska diese Behauptung Meyers nicht für zutreffend halten. Wohl aber hat er Recht mit der Beobachtung (S. 5), daß Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer Kunstvollendung für manche mit den Stürmern und Drängern geteilte Richtung das Verständnis verloren hätten. „Ihre Theorie ward zu streng, zu eng. Und die Macht ihres Einflusses drückte manche selbständige Natur nieder oder warf sie in die Bahnen der Nachahmung. Der Kampf gegen die Klassiker ward einen Augenblick lang Notwendigkeit. Aber selbst das

förderte, lenkte auf neue Wege. Und jeder Fortschritt erweckte neue Bedürfnisse, jedes Bedürfnis neue Versuche und Anstrengungen". Wenn uns je wieder eine große Dichtkunst zu teil werde, so müßten, meint Meyer, die Geister aller daran Anteil haben, die um 1800 über der deutschen Litteratur leuchteten: Goethe, Schiller und Lessing, die Romantik und Jean Paul. In der That haben diese alle an der großen Epoche des deutschen Dramas, die uns Richard Wagner verkörpert (s. unter Berendt) und die wir nicht erst von einer unbestimmten Zukunft zu erwarten brauchen, Anteil gehabt.

Das entschiedene Eintreten für Schillers Größe, das freilich selbstverständlich sein sollte, leider jedoch es keineswegs ist, sollte gegenüber den Fehlern, welche Adolf Bartels in so heftiger Weise Meyer vorgeworfen hat, doch zu seinen Gunsten hervorgehoben werden. Meyer weist jene zurück, welche in Schillers philosophischen Dichtungen nur die Übersetzung von Lehrmeinungen in Verse sehen wollen, sie sind ihm der individuelle Ausdruck von ethischen und ästhetischen Forderungen einer Partei, einer Zeit, eines Volkes. Ich weiß nicht recht, welche Partei dies sein soll. Weder die Kantianer, noch die Romantiker konnten davon voll befriedigt werden. Jene philosophischen Dichtungen waren doch in allererster Linie der Ausdruck von Schillers ethischer Persönlichkeit, jener einzigen Mischung von Eigenschaften des anschauenden Dichters und Moralphilosophen, die Wilhelm v. Humboldt so unübertrefflich charakterisiert hat. Daß keiner seit Luther so überzeugend und klangvoll zu den Deutschen zu sprechen wußte wie Schiller hat Meyer schön auszudrücken verstanden. Und ebenso macht er (S. 473) seine Leser aufmerksam, daß nur aus der Erkenntnis des Lebens, der Wirklichkeit dem Dichter und dem Forscher die Ahnung der Zukunft gelinge, nur weil Schiller das Herz seiner Zeitgenossen kannte, sein Posa eine Prophezeiung auf die französische Revolution werden konnte. Seine Freunde Brahm und Schlenther werden von Meyer für „die tapfersten und erfolgreichsten kritischen Verfechter des deutschen Realismus" erklärt, die durch Zitate den Zusammenhang mit den Klassikern wieder hergestellt hätten, wie mir scheint ein höchst fragliches Bindemittel. Weist doch Meyer selbst auf die Viel-

deutigkeit solcher jederzeit gebrauchten Schlagworte hin. Goethe habe nach Überwindung der vom „Sturm und Drang" geforderten Naturnachahmung in seinen stilisiertesten Produkten erst recht Wahrheit, die höhere, eigentliche Wahrheit im Gegensatz zu der „bloßen Naturnachahmung" geben wollen. Und Goethe-Schillers Forderung, daß nach dem Beispiel der Alten ein Kunstwerk als Kunstwerk sich geben solle, hält Meyer nicht blos für ästhetisch fruchtbarer, sondern auch im besten Sinne realistischer als die Versuche seiner Schiller abgeneigten Freunde, „das Ewig-Moderne bei Goethe und Schiller durch realistische Darstellung" und Unterdrückung des Verses herauszuheben. Gerade bei Meyers Vorliebe für die Modernen ist sein Geständnis wertvoll, daß ihre verlängerten szenischen Bemerkungen nur eine Verkleidung der verfehmten Monologe bedeuteten (vgl. XVI, 421 f.). „Die Jungfrau von Orleans macht uns ihren Seelenzustand durch direkte Rede anschaulich, Helene (in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang") durch ein paar symbolische Gebärden, die der Autor erläutert. Ein kleiner Fortschritt auf dem Wege der Illusionsspielerei mag darin liegen; die größere stilistische Einheit finden wir in Schillers Dramen".

Von Meyers Vergleichen zwischen Goethe-Schillerischen und modernsten Dramen erscheint mir der zwischen „Stella" und Hauptmanns „Versunkener Glocke" (S. 853) arg bei den Haaren herbeigezogen. Der unstete Mann zwischen zwei Frauen kommt ja ebenso in „Götz" (Weislingen), in Fouqués „Undine", Lessings „Sara Sampson", Gutzkows „Herz und Welt" und unzähligemale sonst vor. Meyers Frage, wie es komme, daß zwei sonst so selbständige, so originelle Dichternaturen in „Stella" und der „versunkenen Glocke" ein Werk aus lauter entlehnten Stücken zusammensetzten, beantwortet er selber dahin: „Das persönliche Problem beschäftigte den Dichter so stark, daß ihm das künstlerische Nebensache wurde". Den Leichtgläubigen, welche bei dem Reklamegebimmel von Meister Heinrichs mißratenem Glockenguß zum mindesten Faustische Sphärenmusik hören zu müssen glaubten, wird die Zusammenstellung ihres Meisterwerkes mit der „Stella" um so unangenehmer sein, als sie von einem entschiedenen Bewunderer Gerhart Hauptmanns ausgeht. Von Seiten der Goethelitteratur

muß man den gegen „Stella" gerichteten Vorwurf eines Stück- und Flickwerks ablehnen. Der Vergleich zwischen Schillers „Wilhelm Tell" und Hauptmanns „Webern", zwischen Goethes „Götz von Berlichingen" und Hauptmanns „Florian Geyer" wird von Meyer gezogen, um den Unterschied der neueren Zustandsgemälde von den früher durchgeführten Handlungen anschaulich zu machen. Die Formel für das moderne Drama sei „ein Zustand, aus dem sich die Personen vergeblich zu lösen suchen" (S. 856). Trotzdem stünden Schiller und Goethe sowohl am Eingang zum Volksdrama großen Stils wie zum leisen Kabinettsstück für Kenner, am Eingang zum „Schmetter- und Flüstertheater". Weil Schiller fühlte, daß das Volksdrama großen Stils ein Volk als Helden brauche, damit jeder Zuschauer in dieser höheren Einheit zugleich sich als Teil wiedererkenne und das Höhere verehre, so habe er die Hauptberufe der Schweiz im Vorspiel, die Kantone selbst in der Rütliberatung eingeführt. So sei sein „Tell", 1897 schon in 619000 Exemplaren der Reklamschen Ausgabe verbreitet, „das volkstümlichste Drama vielleicht in der Welt" geworden. Aber auch Goethes „Hermann und Dorothea" (490000 Exemplare) und selbst der erste Teil des „Faust" (290000 Exemplare) zeigten volkstümliches Gepräge in jenem spezifischen Sinne. „Das Bürgerleben in seiner ganzen Breite trete in dem idyllischen Epos hervor, im titanischen Drama bringe der Osterspaziergang thatsächlich den Kollektivhelden, den Bürger, den Bauern, den Gesellen. Den Volksszenen im „Faust" scheint mir Meyer dabei doch zu große Bedeutung zuzulegen. Schiller aber hat wohl „die Psychologie des Gesamtorganismus, dem der einzelne angehört" durch Vorführung des Schweizer Volkes, des Wallensteinschen Lagers erkennen lassen, er begnügte sich aber nirgends wie der Schilderer der Webernot mit dem „Kollektivhelden ohne Kopf". Auch Meyer meint trotz seiner Begeisterung für Hauptmanns „Weber", das große Volksdrama der Zukunft brauche „das Volk als Träger der Handlung, den Einzelnen als Träger des Gedankens". Es bleibt ein unlösbarer Widerspruch in seiner ganzen Darstellung, daß er wiederholt in jedem Abschnitt auf Hauptmanns „Florian Geyer" als dieses große Werk hinweist, während er bei der Besprechung dieses

Wunderwerks doch selbst nicht verhehlen kann, wie wenig das beabsichtigte bessere Gegenstück zu Goethes „Götz“ (vergl. XII, 178) geglückt sei.

Alfred von Berger hat darum bei seinem Überblick der „Ursachen und Ziele der modernsten Litteraturentwickelung“ [18]) es offen ausgesprochen, daß unsere sich für realistisch ausgebende Litteratur es nicht verstehe, der Menschheit große Gegenstände, wie der Prolog zum „Wallenstein“ sie einstens für die Bühne forderte, auch für diese zu gestalten. Für das Familien- und Innenleben habe Ibsen die moderne Dramenform geschaffen. Um öffentliches geschichtliches Leben hohen Stils erschütternd auf der Bühne erscheinen zu lassen, habe Schiller, allen Lästerungen zum Trotz der modernste Poet, in „Wallenstein“ und „Tell“ die Form geschaffen. Daß er sich die Schweiz im Gemüte erbaute, möchte ich freilich nicht mit v. Berger sagen, denn wir vermögen nun festzustellen, mit welch sorgfältiger Arbeit er sich die Kenntnis des schweizerischen und russischen Milieus aus allen ihm erreichbaren Quellen zu erwerben strebte. Darin hat aber v. Berger wieder recht, wenn er die Gebundenheit Hauptmanns und seiner Genossen innerhalb des persönlichen Jugendmilieus ebenso wie die Einführung der realistischen Mundart gegenüber der reinen, nirgends so gesprochenen Klassikersprache für eine Schwäche erklärt. Goethe und Schiller führten uns objektive Gestalten und Zustände vor. Schiller habe keine schwäbische Bauerngeschichte, Goethe kein Frankfurter Hinterhausdrama geschrieben. Nun nahe gekommen ist er ihm in den „Mitschuldigen“ doch. Übrigens ist Berger, wenn er auch ein gewisses Heimweh nach dem Deutschen von einst, dem Schiller aus der Seele sprach, wahrzunehmen glaubt, sich des Gegensatzes unserer bewegten Zeit zur Idylle der Klassiker wohl bewußt. Goethe selbst habe im „Faust“ in großen symbolischen Zügen die geistige Geschichte seines Volkes im neunzehnten Jahrhundert vorausgenommen. Er, „der Heros der innerlichen Seelenkultur“, lasse seinem Faust als Mann der schaffenden That sein irdisches Dasein mit einem höheren vertauschen und habe damit der seelischen Physiognomie des heutigen

[18]) Über Drama und Theater. Fünf Vorträge. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig 1900 (Eduard Avenarius).

Deutschen bereits die moderne Nuance verliehen. „Wie in Goethe der frühere Zustand des deutschen Geistes kulminiert, so hat der neue sich in Bismarck zu menschlicher Gestalt verkörpert. Goethe im Park von Weimar, der Dichter, der sich aus der Wirklichkeit und Gegenwart in seine großartige Ideen- und Traumwelt zurückzog und diese Abschließung als Lebensbedingung seines geistigen Daseins empfand, — und Bismarck im Sachsenwald, bis zum letzten Atemzug mit allen Kräften des Denkens und des Wollens der Wirklichkeit zugewendet und die Thatlosigkeit, zu der er verurteilt war, als Vernichtung fühlend!" Und wie dem Leben stehe der moderne Mensch auch der Natur anders gegenüber; er ist naturwissenschaftlicher, unpersönlich objektiver Beobachter, wo Goethe „sich selbst als ein lebendiges, bewußtes Stück Natur fühlte, und dem daher, wenn er in sich schaute, die Geheimnisse der Natur sich zu offenbaren schienen".

Es war verlockend, die Ansichten des Berliner Litterarhistorikers Richard Meyer über das Verhältnis des realistischen Dramas unserer Tage zu jenem Schillers und Goethes mit den Ansichten des zur Leitung eines großen Hamburger Schauspiel-Unternehmens berufenen Wiener Dramaturgen über dies Verhältnis zusammenzustellen. Zum Widerspruch fordert Meyer heraus, wenn er Schiller wegen seiner Tendenzen und großen Reden als Vertreter der „Tendenz" mit den Vertretern des „jungen Deutschland" paart (S. 317). Jene Tendenzprediger, unter denen Meyer mit Recht nicht einen großen Künstler findet, haben sich der Poesie als eines Mittels zu politischen oder wenigstens der Kunst fremden Zweckes bedient. Der Verfasser der „Briefe über ästhetische Erziehung" erhofft von der Kunst nur dann einen erziehenden Einfluß, wenn sie von jeder Nebenabsicht frei blos Kunst sein und als solche wirken will. Den Gegensatz zwischen Karl Gutzkows Ansichten und der weimarischen Kunstlehre hat Meyer an anderer Stelle (S. 229) selbst hervorgehoben. Auf Gutzkows prahlerische, und doch nur vom Neide eingegebene Äußerung gegen Goethe und Schiller wird dabei zu starkes Gewicht gelegt, und wirklich Unrecht wird dem wackeren Verteidiger Goethes gegen Pustkuchen, Karl Immermann zugefügt, wenn Meyer ihn bei theoretischer Bewunderung Goethes

einer praktisch feindseligen Haltung beschuldigt (S. 117). In der „Eroberung der Wirklichkeit, der ganzen Wirklichkeit“ bedeutet übrigens Immermanns „Oberhof“ im Vergleich zu den „Wahlverwandtschaften“ keinen geringeren Fortschritt als Meyer ihn (S. 229) den „Rittern vom Geist“ zuerkennt.

Bettina wird von Meyer zwar auch beim jungen Deutschland angeführt, ihre eigentliche Einreihung erfolgt aber zutreffend bei den Romantikern. Bettina, künstlerische Individualität zugleich und geniale Künstlerin, habe in dem „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ uns eine so reiche Welt hinterlassen, daß wenige Litteraturen ähnliches aufweisen könnten. „Bescheiden, aber ewigen Dankes wert stellt sich neben ihre poetische Übergoldung Eckermann mit den schlichten Aufzeichnungen der Gespräche Goethes, und das unwirsche Aufbäumen selbst eines Feuchterslebens gegen die stille Größe Goethes hat die nachhaltige Wirkung dieses reinen Denkmals verstehender Ehrfurcht nicht hemmen können“ (S. 245). Diese Zusammenstellung Bettinas und Eckermanns ist ganz ausgezeichnet, aber über das Ziel schießt Meyer, wenn er (S. 33) von Bettina rühmt, sie bedeute die Versöhnung der Romantik mit Goethe. Von den Anfängen der Romantiker hat Meyer selbst gesagt, daß sie für die Anerkennung der Einzigkeit Goethes gearbeitet hätten. Dann trat die Verstimmung ein. Aber weder bei A. W. Schlegel noch bei Brentano konnte Bettinas Buch die böse Verdrießlichkeit überwinden. Wenn erst durch ihren Briefwechsel „die Verehrung unseres größten Dichters lebendige Wirklichkeit“ geworden ist, so waren es nicht mehr die Romantiker, sondern jüngere Generationen, auf welche Bettinas herrliche „Dichtung und Wahrheit“ wirkte.

Im allgemeinen, behauptet R. Meyer, hätten Goethe und vor allem Schiller schon zu Lebzeiten ein größeres Publikum besessen, als jemals Dichter ersten Ranges mit Ausnahme der französischen Klassiker in der eigenen Zeit fanden (S. 17). Bei den jüngsten Lyrikern findet er trotz der Schillerfeindschaft der Modernen doch auffallenderweise Goethes Einfluß schwächer als den auch nicht sehr starken Schillers (S. 932). Die Einwirkung Schillers und Goethes auf einen von Meyer nicht erwähnten vormärzlichen österreichischen Dichter lernen wir jetzt aus der ersten Gesamtausgabe

seiner Gedichte kennen.[19]) Dem Olmützer Anatomieprofessor Andreas Ludwig Jeitteles (1799—1818) wird zwar trotz der von pietätvollen Sohneshänden veranstalteten Ausgrabung seiner Gedichte auch künftig keine sichtbare Stellung in der Litteraturgeschichte zu teil werden; für die Geschichte der Einwirkung Goethes und Schillers auf den deutsch-österreichischen Dichterkreis sind die Gedichte von Justus Frey, wie Jeitteles' Schriftstellername lautet, immerhin lehrreich. Schon 1819 veröffentlichte Frey das Distichon:

Schillern verehr' ich und Goethen; doch müßt' ich Jenen umarmen,
Diesem mich ehrfurchtsvoll nah'n, stünden sie beide vor mir.

„Goethes Genesung" wollte er 1823 in einem eigenen Festspiele feiern, aber die Wiener Zensur ließ eine solche begeisterte Anpreisung Goethes weder damals noch später, nachdem das Gedicht in Prag hatte gedruckt werden dürfen, zu. Den tiefen Eindruck, den Jeitteles drei Jahre später „Im Schillerschen Hause zu Weimar" empfing, hat er in warm empfundenen Terzinen ausgesprochen. Über seinen Besuch bei Goethe besitzen wir leider keinen Bericht; nur Goethes Tagebücher erwähnen unter dem 15. August 1826 den Empfang von „Ritter Philipp von Holger und Ludwig Zetteler, Mediziner aus Wien", ohne daß die Herausgeber den Irrtum in der Namensangabe berichtigt haben. Unter dem Eindruck des Besuches in Weimar hat Jeitteles die vor allem gegen Tieck gerichteten Verse „Schiller und seine romantischen Gegner" geschrieben, wie er später in „Bange machen gilt nicht" scharf gegen die Jungdeutschen loszog, welche den witzelnden Heine über den „monotonen Schiller" stellen wollten. Als einen Nachklang der Unterredung mit Goethe möchte man gerne die 1844 dem kranken Nikolaus Lenau gewidmeten Verse auffassen, in denen er nicht blos den Sonnenblick von Goethes Muse der Lenauschen Schwermut entgegensetzt, sondern auch rühmt, wie Goethe Weisheit vom lebenswarmen Munde ströme; „und selbst Dein Schmerz ist ein

[19]) Gesammelte Dichtungen von Justus Frey. Herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, X. Band, Prag 1899 (J. G. Calvesche k. und k. Hof- und Universitätsbuchhandlung).

gesunder". Goethe, heißt es in den „Gnomen und Epigrammen" sei das Auge der Natur, Gutzkow das Auge der Zeit. Dagegen spricht er sich in den Epigrammen sehr scharf gegen die Goethe-verehrerinnen Bettina und Rahel aus. Die unfreundlichen Worte gegen die deutsche Sprache im 29. und 77. der „Venetianischen Epigramme", welche so vielfach Aergernis erregten, weist auch Frey in einem eigenen Gedichte „Deutsche Sprache" zurück. Zu einer schärferen Polemik gegen Goethe fühlte sich Frey aber gedrängt, als er Mitglied des Frankfurter Parlaments wurde. Das Recht der politischen Poesie hatte er schon früher in Sonetten verteidigt durch den Hinweis auf die Erzposaunen der Schillerischen Dramen und die vollen Kriegestöne, in denen selbst der Friedensfürst Goethe den Götz von Berlichingen besungen habe. In der politischen Aufregung des Mais 1848 erhob er „Vor der Goethe-Statue" schmerzbewegt aber aufs schärfste die Anklage gegen den größten Fürsten deutscher Kunst, daß er seines Volkes Leid teilnahmlos an seine Thüre habe pochen lassen, ihm nicht nach seiner Macht im Ringen nach äußerer Befreiung und Freiheit im Innern geholfen hätte. Ja Frey, der in Epigrammen Börne und Heine befehdete, schloß das Gedicht in Heines Art mit dem Vorwurf, daß des deutschen Volkes Größte — groß nicht sind. Eine längere satirisch-dramatische Dichtung „Faust und Mephistopheles im Irrenhause", von der wir nur durch das Vorwort des Herausgebers erfahren, hat doch die Goetheschen Gestalten auch zur politischen Satire verwendet. Als Beitrag zur nachgoethischen Faustdichtung muß sie hier eigens erwähnt werden. Formal tritt Goethes Einwirkung in Freys Gedichten stärker als die Schillers hervor, ja gerade für die von Vischer verspotteten kurzen Verszeilen der Faustchöre zeigt Frey besondere Vorliebe, z. B. im „Gesang der Nonnen". Der Herausgeber rühmt das feine Anempfindungsvermögen, mit dem sein Vater Goethes Form und Schillers idealen Schwung und rhetorisches Pathos sich angeeignet habe; bis zu wirklicher eigener Dichterkraft hat sich dies Anempfindungsvermögen bei Zeitteles doch nicht gesteigert. Dagegen danken wir es Julius Schwering, daß er die freilich jugendlich überschwänglichen, aber doch gut charakterisierenden Verse Friedrich Wilhelm Webers in seiner warm-

herzigen Monographie über den prächtigen Dichter von „Dreizehnlinden“ bekannt gemacht hat.[20]) Neben einer Geschichte der deutschen Poesie in Hexametern hatte Weber als Gymnasiast auch eine allegorische Dichtung „Thuiskons Klage“ verfaßt, in der nach dem Preise von Klopstocks „Erlösungshymne“ die ihm folgenden Barden der goldnen Tage gefeiert werden.

„Aber zwei gekrönte Lichtgestalten
Schreiten her, die Laute in dem Arm,
Und des Liedes tiefste Zauber walten,
Und der Busen schlägt so hoch, so warm!
Ein unendlich namenloses Sehnen
Trübt des einen Blick und schwellt sein Herz.
Ach! er trägt auf allgewalt'gen Tönen
Dieses Reich der Schatten himmelwärts.

Und des andern zarte Flüsterlieder
Zieh'n mit goldnen Fittichen der Luft
Sanft den Himmel zu der Erde nieder,
Seine helle Weisheit hebt die Brust. —
Ganze Welten trugen beid' im Herzen,
Sternendiademe schmücken sie,
Ihren Ruhm kann keine Zeit verschwärzen,
Und ihr Lied verklingt auf ewig nie.“

Doch waren es mehr Schillers als Goethes Dichtungen, welche den jungen wie den gereiften Weber beeinflußten. Während seiner Greifswalder Universitätsjahre las er gemeinsam mit seinem Freunde Dammil Schillers Werke, in welch schönen, für Geist und Herz ersprießlichen Stunden die Freunde sich die dunklen Stellen der Gedichte zu erklären, sich in Schillers Lage, woraus das Gedicht hergeflossen sei, zu versetzen suchten. Das erste Gespräch, welches Weber mit seiner späteren Braut führte, bezog sich auf Schillers „Don Carlos“, dessen freiheitliches Pathos der erregten Stimmung des 1848 noch „roten Weber“ entsprach. Aber noch an seinem Lebensabend 1892 erklärte der greise Dichter seinem jetzigen Bio-

[20]) Fr. W. Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn 1900 (Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh).

graphen, seinem Herzen stünde Schiller näher als Goethe. „Der Wallenstein hat nicht seinesgleichen in der ganzen Weltlitteratur, freilich der erste Teil des Faust und die Goethische Lyrik ebensowenig." Zur Faustdichtung hat übrigens Weber selbst durch Umdichtung des polnischen Faust, Twardowski, einen Beitrag geliefert.

Wie Schwering in seiner mit liebevoller Sorgfalt ausgeführten Biographie des bekannten westfälischen Dichters, hat Richard Weltrich in einem in mehr als einer Hinsicht überaus bedeutendem und fesselndem Buche, in seinem Lebensbilde Christian Wagners, des unbekannten schwäbischen Bauern und Dichters zu Warmbronn[21]) (geb. 1835), die Frage nach dem Verhältnisse seines Helden zu Goethe und Schiller gestreift. Mit Goethe ist der tiefsinnige, von wärmstem und gestaltungskräftigem Naturgefühl beseelte ländliche Dichter nie recht vertraut geworden. Dagegen steht Schiller an der Spitze seiner Lieblingsdichter Lenau, Uhland, Geibel, Lord Byron; Schillers Dramen verführten ihn sogar zu einer Nachahmung auf das seiner Begabung nicht zusagende Gebiet des Schauspiels. Wagners Lebensauffassung aber bleibt von dem Kantisch-Schillerischen Dualismus unbeeinflußt (S. 392). Für Wagner ist der normale Daseinszustand des seine sinnlich-geistige Natur auslebenden Menschen, was Schiller nur mittelst des ästhetischen Verhaltens in Aussöhnung der feindlichen Triebe für erreichbar hält. Chr. Wagners Tierfreundlichkeit, die er mit seinem berühmten Namensgenossen Richard Wagner teilt, veranlaßt Weltrich, in seinem Überblick der Entwickelung der Tier-Ethik auch nach Schillers und Goethes Mitleid mit der gequälten Tierwelt zu fragen. Schillers Stellung ist durch sein Gedicht „Der Alpenjäger" genügend gekennzeichnet. Über „Goethes Verhältnis zur Tierwelt" liegt bereits ein von Weltrich nicht erwähnter Aufsatz Edmund Doreres vor im dritten Bande seiner vom Grafen Schack herausgegebenen „Nachgelassenen Schriften" (Dresden 1893). Weltrich betont (S. 209) „enthusiastisches und inniges Sicheinfühlen in die Natur" als eine von Goethes Grundstimmungen, aus der seine eifrigen Naturstudien und die Erkenntnis der Verwandtschaft aller

[21]) Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weisser. Stuttgart 1898 (Verlag von Strecker und Moser).

organischen Wesen, Fausts „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser", entsprungen sind. „Soweit der geistige Einfluß dieses Erlauchten reichte, mußte der starre Hochmut, der die Menschen ihre Mitgeschöpfe verachten läßt, erschüttert werden, und Goethes Dichtung und Gedankenwelt darf somit ihrer Gesamtrichtung nach recht eigentlich als tierfreundlich bezeichnet werden." Weltrich führt die Divanverse an:

> Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
> Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
> Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
> Einen Anteil an diesen Tagen!

Die Verse, welche auch in einer Äußerung Fanny Lewalds[22]) wieder anklingen, könnten der Gesinnung nach ohne weiteres auch von dem Mitleidshelden des großartigen Hebbelschen Gedichtes „Der Bramine" gesprochen werden, und wir dürften uns dabei an Hebbels obenangeführte Briefstelle erinnern über sein Beschreiten eines Weges von „Judith" zu „Iphigenie". „Der Bramine" steht noch näher neben Goethes Pariatrilogie wie Hebbels Epos „Mutter und Kind" neben „Hermann und Dorothea".

Vor dem Wagnis eines unmittelbaren Wettbewerbes mit Goethe durch Ausführung zweier von ihm begonnener dramatischer Entwürfe ist Siegfried Anger nicht zurückgeschreckt, indem er ein dreiaktiges Schauspiel „Iphigenie in Delphi"[23]) und ein fünfaktiges Trauerspiel „Nausikaa"[24]) veröffentlichte. In dem ersteren hat er unter Anschluß an Goethes Skizze diese durch Einfügung der Lösung des Geschlechtsfluches zu verbessern geglaubt. In der „Nausikaa", die ja inzwischen auch Bungert als Opernheldin mißhandelte, hat er wohl der liebenden Heldin Todessprung vom Erosfelsen beibe-

[22]) „Gefühltes und Gedachtes" 6. Juni 1838: „So oft ich ein Insekt töte, frage ich mich unwillkürlich: Mit welchem Recht? Es lebt, es genießt auf seine Weise, es ist berechtigt wie du, ein Teil des Ganzen wie du, und ich verstehe den Brahmaismus vollkommen. Es ist die Ahnung des Spinozismus ohne das Element, das ihn erhält, die Lehre von der Notwendigkeit der Selbsterhaltung auf Kosten anderer, die Entwicklung des Lebens aus dem Tode."

[23]) Graudenz 1898 (In Kommission bei C. G. Röthes Buchhandlung).

[24]) Neisse o. J. (Josef Graveurs Verlag Gustav Neumann).

halten, sonst aber von Goethes Schema sich freigehalten; der gute Wille erscheint in den beiden akademischen Stilübungen Angers das einzig Lobenswerte. Wenn solche Nachklänge der Klassiker nichts Erfreuliches bieten, so ist es dagegen aufmerksamer Teilnahme wert, ihren Einwirkungen bei einem so gewaltigen, eigenartigen Dramatiker wie Henrik Ibsen nachzugehen. Roman Wörner hat mit der erwünschten Ausdehnung seiner gediegenen Studie über Ibsens Jugenddramen (vgl. XII, 174) zu einer erschöpfenden Gesamtbetrachtung des großen norwegischen Grüblers[25]) auch den Spuren der deutschen Klassiker in Ibsens Werken weiter nachgeforscht. Zwar den beliebten Vergleichungen zwischen Goethes „Faust" und Ibsens „Brand" tritt Wörner entgegen. „In immer neuen, der stetig wechselnden Stimmung gehorsamen Rhythmen und Weisen bewegt sich Goethes Dichtung vom Himmel durch die Welt zur Hölle; Faust trägt die Toga des Gelehrten, das Kleid des Ritters und die prunkvolle Hoftracht nach Laune und Bedürfnis. Nur eine Stimmung beherrscht, sich hebend und senkend, das Gedicht vom Kampfe und den Leiden des emporstrebenden Willens in der Öde des nordischen Hochgebirges." In Geist und Gehalt, Wort und Ton wahre „Brand" dem „Faust" gegenüber seine Selbständigkeit (S. 209). Dagegen erscheine die Faust-Botschaft von der läuternden Kraft des Ewigweiblichen am Schlusse des „Peer Gynt" bis zu einer „beinahe religiösen Überzeugung vom Wert und Gnadenamt des unschuldigen Weibes" gesteigert. Die eigene Mitwirkung an der Erlösung durch immer strebendes Bemühen kann man ja dem phantasiereichen Helden Ibsens unmöglich nachrühmen (S. 258). Bedeutender macht sich Schillers Einfluß auf Ibsen geltend. Obwohl im allgemeinen nicht Schiller und Goethe, sondern die Romantik eines Tieck, Novalis und Fouqué auf die Anfänge der norwegischen Litteratur einwirkte, machte sich der junge Ibsen doch schon früh vertraut mit Schillers Werken, von denen „Don Karlos" schon durch Johann Storm Munch (1778—1832) ins Norwegische übersetzt worden war. Und erst in dieser Übersetzung wurde „der norwegischen Bühne der reimfreie dramatische Vers

[25]) Henrik Ibsen. In zwei Bänden. Erster Band 1828—1873. München 1900 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.).

geschenkt" (S. 7). In der zweiten Vorrede zu den „Räubern" hat Schiller selbst seinen Karl Moor mit Katilina verglichen; Katilina ist der Held von Ibsens erstem Drama. Aus persönlichen Verhältnissen war den beiden jugendlichen Tyrannenhassern Schiller und Ibsen der Haß gegen die herrschenden Zustände entsprungen (S. 22). Ibsen veredelte seinen Helden nicht, wie Goethe den alten Strauchritter zu dem „arm getreuherzigen Götz", läuterte den sallustischen Katilina nicht zum erhabenen Verbrecher, wie Schiller die ideale Gestalt Karl Moors (S. 26), aber einen „Freund jedes Unterdrückten und Schwachen" nennt sich Katilina wie Karl Moor; der Geist der „Räuber" ist in Teilen von Ibsens Erstlingswerk wieder erwacht. Der schlechte und feige Lentulus will nicht blos wie Spiegelberg selbst Hauptmann der Bande werden und den von den andern gewählten Führer aus dem Wege räumen, es finden sich sogar Anklänge zwischen den Reden der beiden, die ein französischer Kritiker Ibsens mit Recht hervorgehoben hat (S. 377). Den Grundgedanken eines späteren Ibsenschen Werkes, der „Herrin von Oestrot" von 1857 findet Wörner (S. 50) in den Worten der Schillerschen „Jungfrau von Orleans" ausgesprochen:

Weh mir, wenn ich das Richtschwert meines Gottes
In Händen führte und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem irdischen Mann.

In den „Kronprätendenten" erhob Ibsen den ehrgeizigen Jarl Skule zu einer typischen Gestalt wie Schiller in „Wallenstein" und „Demetrius" es mit dem „charakterlos egoistischen Ränkeschmied des dreißigjährigen Krieges, dem bewußten Betrüger der russischen Geschichte" machte (S. 154). Der volle Gegensatz des Sängers der „Götter Griechenlands" und des Dichters des weltgeschichtlichen Schauspiels „Kaiser und Galiläer" würde uns aber greifbar werden, wenn Schiller seine „alte Idee mit Julian dem Apostaten" wirklich ausgeführt hätte. Wörner trifft wohl das Richtige, wenn er (S. 279) sagte, Schillers Julian wäre gefallen „tragisch als Opfer idealsten Strebens, Mitleid und Furcht erweckend, indem die Zuschauer seine Beweggründe und seine Begeisterung hätten teilen, zugleich aber das Hoffnungslose, ihm selbst Verderbliche seines Beginnens hätten vor Augen haben sollen." Der unerbittliche Ibsen

dagegen entzieht dem Kaiser Julian seine und seiner Leser Teilnahme, erbittert gegen den Schwärmer, der das Untergegangene wieder ans Licht reißen wolle. In dem Weimarischen Klassiker ist eben ein romantischer Zug, wenn wir die Sehnsucht nach einer erträumten Idealwelt der Vergangenheit als romantisch bezeichnen wollen, lebendig, während Ibsen überall als Vorkämpfer des modernen Lebens und seiner rücksichtslosen Forderungen erscheint. Die Romantiker, die zuerst den Angriff auf Schillers dramatische Werke einleiteten, wären demnach freilich am allerwenigsten zu Richtern berufen gewesen. Wie aber schon Tieck ähnlich wie später Otto Ludwig dem Schillerischen „Wallenstein" eine eigene Dramatisierung des dreißigjährigen Krieges hatte entgegensetzen wollen, so hätte Otto Ludwig und die ihm folgenden Verfechter des naturalistischen Dramas für ihre Schillerfeindschaft sich bei manchem Vorgänger Angriffswaffen entleihen können.

Schon 1841 bekannte Willibald Alexis in seinen „Theater-Erinnerungen", die jetzt als Teil seiner „Erinnerungen" einen berechtigten Neudruck erlebten[26]), von seinen und seiner Zeitgenossen dramatischen Versuchen: „Wir waren zur Überzeugung gekommen, daß Schillers Pathos nicht die Sprache der Natur sei, aber" — fährt er fort — „noch bis heute sind wir zu keinem tragischen Stil gediehen, der Natur und Pathos vereinigte." Es war der „Götz von Berlichingen", der wie einstens dem jungen Tieck so auch ihm und seinen theaterlustigen Freunden als höchstes erschien, in dessen natürlicher Handlung die Kraft der dramatischen Poesie sich kerniger als in rhetorischem Schmucke gebe. Aber er erklärte doch zugleich, Schillers „Jungfrau von Orleans", die so viel einschmeichelndes für die Sinne habe, werde sich auf dem deutschen Theater erhalten, so lange dieses bestehe. Den Untergang des alten deutschen Volkstheaters beklagt Alexis, wie es Tieck, wie es Holtei in seinem „letzten Komödianten" gethan hat, obwohl er die Zeit der Schröder und Fleck selbst nicht mehr miterlebt hat. Die Bedeutung des Theaters für das 18. Jahrhundert, „wo die

[26]) Herausgegeben von Max Ewert. Aus dem neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von K. E. Franzos. Vierter Band. Berlin 1900 (Concordia Deutsche Verlagsanstalt).



Bildung aus der Gelehrsamkeit zur Ästhetik überging", betont Alexis aber ganz im Sinne der älteren Generation. Wir seien, leitet er seine Betrachtung über das Berliner Hoftheater unter des Grafen Brühl wohlmeinender Leitung ein, „keine theatralische Nation, aber durch ein halbes Jahrhundert war das Theater unsere Bildungsschule. Wer das leugnen möchte, der sei verwiesen auf Wilhelm Meister. Wenn der anerkannt vorzüglichste Lebens-Roman des ersten Dichters eines Volkes mit und fast nur mit den Theaterverhältnissen sich beschäftigt; wenn sie Staffage und Hintergrund sind, und der Held in den Versuchen, auf den Brettern ein Mann zu werden, seine Lebensschule durchmacht, bis er zur Erkenntnis kommt, daß er kein Schauspieler ist, so leugne einer die Wichtigkeit, die das Schauspielerwesen für die Deutschen hatte." Das Weimarische Theater lernte Alexis in den würdigsten Vertretern, dem Ehepaare Wolff kennen, als diese ruhigen, durchgebildeten Künstler sich in Berlin Geltung erkämpften. Alexis meint, es „haftete ihnen manches von der Schule eines großen Geistes, aber einer kleinen Stadt und eines kleinen Hofes an". Ja Wolff klagte selbst, daß er nicht früher auf einer großen Bühne und in der großen Welt sich ausgebildet hätte. Auf Wolff kam das Gespräch auch, als Alexis und sein schwäbischer Freund Karl Grüneisen am 13. September 1824 von Goethe empfangen wurden. Härings Bericht über diesen unbefriedigenden ersten Besuch bei Goethe steht bereits in den Nachträgen zu v. Biedermanns Gesprächsammlung (Nr. 1540). Alexis erzählt aber in seinen „Erinnerungen" von einem dreimaligen Besuche Weimars. Das erste Mal 1819, als er begeisterungsvoll mit klopfendem Herzen die Stadt betrat, „wo Herder, Wieland, Schiller schliefen und Goethe lebte", bekam er den Gewaltigen nicht zu sehen, obwohl er drei Tage hintereinander vor seinem Hause vorüberging und auch lauschend hinter dem Brunnen stand. Aber 1829 kam er zum dritten Male nach Weimar und wurde von Goethe „in seinem anmutigen Landhaus am Park", dem traulichen Gartenhäuschen, mit dessen Schilderung Gabriele Reuter ihren neuesten, in Weimar spielenden Roman „Frau Bürgelin und ihre Söhne" einleitet, empfangen. Und diese in Biedermanns Sammlung fehlende Unterredung bot Alexis Ersatz

für den steifen früheren Empfang. Als er aus der heiteren Stube, aus dem freundlichen Hause trat, da nahm er mit sich „das Bild des edlen Greises, in dessen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft seiner Jugend blitzte. Alle Bilder, die damals von ihm existierten, drücken das nicht aus, was ich gesehen."

Von seinem Besuche in der geweihten Ilmstadt erzählte vor kurzem auch noch ein zweiter, gleich Häring in Breslau geborener Dichter preußischer Geschichtsromane in seinen „Erinnerungen" [27]). Aber auch Goethe schlief bereits in der Fürstengruft, als Rudolf von Gottschall nach Weimar kam. Nur mit wenigen Worten erwähnt Gottschall Goethes und Schillers Einfluß auf seine Jugendzeit. „Die Jungfrau von Orleans" lernte der Knabe zuerst in einer Parodie, wahrscheinlich jener von Julius von Voß, kennen, die er für Schillers Dichtung hielt und in gutem Glauben in der Schule vortrug. Den Stil der Goetheschen Iphigenie einschließlich der frei rhythmischen Einlagen des Parzenliedes ahmte er dann noch während seiner Mainzer Schulzeit in einer Tragödie „Hippodamia" nach (S. 50). Bettina, „das Kind, die Vertreterin einer Schwebereligion, die einst um den Zaubergreis Goethe ihre magischen Kreise zog", lernte er nicht als geistsprühende Schriftstellerin, sondern als stets hilfsbereite Pflegerin eines totgeweihten Studenten kennen (S. 177), um den sie „in stiller, werkthätiger Liebe waltete und hier zeigte sie ihr mitleidiges Herz im schönen Licht".

Unzufriedenheit, wie Alexis sie nach der ersten Unterredung mit Goethe empfand, scheint auch Karl Maria von Weber [28]) während seines Aufenthalts in Weimar, an den auch Sauer in der Festschrift für Burckhardt (S. 71) erinnert hat, nicht erspart geblieben zu sein. Er rühmt das angenehme Haus von Madame Schopenhauer, das einzige, in dem er verkehre. Als er Falk besuchte, las ihm dieser gleich vier Stunden hintereinander seine neuen Gedichte vor. „Göthe habe ich einmal recht angenehm genossen. Heute (1. November 1812) ist er nach Jena gereist, um am dritten Teile

[27]) Aus meiner Jugend. Berlin 1898 (Verlag von Gebrüder Pätel).

[28]) Briefe von Karl Maria von Weber an Heinrich Lichtenstein. Herausgegeben von Ernst Rudorff. Mit drei Porträts, drei Abbildungen und sechs Faksimiles. Braunschweig 1900 (Georg Westermann).

**

seiner Biographie zu schreiben; hier kömmt er nicht dazu. Es ist eine sonderbare Sache mit der näheren Vertraulichkeit Eines großen Geistes. Man sollte diese Heroen nur immer aus der Ferne anstaunen." Der bescheidene Weber war damals noch nicht der ruhmgekrönte Meister von „Freischütz" und „Euryanthe". Die gute Laune, mit welcher der jugendliche Goethe selber 1775 und 1779 die etwas ironische Aufnahme seiner wohlgemeinten Besuche beim alten Bodmer in Zürich ertrug, war nicht jedem möglich. Goethes und Karl Augusts Besuche im Bodmerhause sind natürlich auch in der schönen Festschrift zu Bodmers Ehren[29]) wiederholt erwähnt, während die prachtvolle Ausstattung des gehaltvollen Bandes uns nicht blos ein Bild Lavaters bringt, welches das von Goethe verspottete Kranichartige seiner Erscheinung überraschend hervortreten läßt, sondern (S. 69) auch eine Bleistiftzeichnung, den jungen Goethe selbst darstellend, zum ersten Mal aus den Schätzen der Züricher Stadtbibliothek ans Licht zieht. Die Herausgeber vermuten, daß wir in dem Porträt eine am 25. Juni 1774 entstandene Zeichnung und somit eines der frühesten Goethebildnisse besäßen. Doch nicht blos für Goethes Beziehungen zu Zürich bietet die Denkschrift manches. Gustav Toblers Studie über „Bodmers politische Schauspiele" gibt (S. 144) bei Besprechung von Bodmers jämmerlicher Trilogie schweizerischer Schauspiele (Der gefährliche Schuß, Das erlegte Raubtier, Die ausgetretenen Augen) einen Überblick über die Geschichte der Tell-Dramen.

Das unerfreulichste Beispiel eines mißlungenen Besuches bei Goethe bildet bekanntlich der von Bürger selbst in einem unmutsvollen Epigramm charakterisierte Empfang, den der Minister Goethe dem Dichter der „Lenore" zu teil werden ließ, vorausgesetzt, daß Dr. Althofs Bericht und aus dem Gedächtnis erfolgte Mitteilung des Epigramms zutreffend sind. Strehlke hat aus Goethes freundlichem Briefe an Bürger vom 19. Juni 1789 gefolgert, daß er ihn danach im Mai nicht so schnöde behandelt haben könne und von Biedermann scheint die ganze Überlieferung für unglaubwürdig

[29]) Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum CC. Geburtstag. Veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich 1900 (Kommissionsverlag von Alb. Müller).

zu halten, da er den Bericht aus seiner Sammlung von Goethes Gesprächen völlig ausschloß. Bürgers neuester Biograph Wolfgang von Wurzbach[30]) dagegen bringt aus Bürgers Verwandtenkreis eine Bestätigung von Althofs Bericht, wenn auch Bürgers Verse „Mich drängt es in ein Haus zu gehn“ — von Sauer irrtümlich in den April statt Mai versetzt — in dieser Quelle von neun auf fünf Verse gekürzt lauten:

Den trauten Künstler wollt' ich sehn,
Und nicht den Herrn Minister.
Doch kalt und steif blieb der Philister
Vor meinem trauten Künstler stehn.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster.

Bei Bürgers Vorliebe für Umarbeitung seiner Gedichte können immerhin beide Fassungen authentisch sein. Und wenn auch das von Wurzbach angeführte Hamburger Epigramm gegen Goethe aus dem Jahre 1820 selbst nur auf Althofs Bericht fußt, ohne seine Beweiskraft verstärken zu können, so sollte man doch die Thatsache, daß Goethes Verhalten bei Bürgers Besuch diesen aufs ärgste verstimmt hat, nicht länger in Zweifel ziehen. Wurzbach erinnert, daß Goethe durch Bürgers Unterlassung der von Weimar aus im voraus unterstützten Homerübersetzung auch seinerseits Grund zur Verstimmung gegen Bürger hatte. Von diesem Bestreben nach gerechtem Abwägen der Gründe beider Parteien ist Wurzbach leider bei der Erörterung von Schillers Rezension der Bürgerschen Gedichte (S. 331 f.) in übelster Weise abgewichen. Er geht von der Voraussetzung aus, daß Schiller „in seiner Kritik nicht nur von rein sachlichen Motiven beeinflußt war“ und findet in Schillers ganzem Vorgehen einen hämischen häßlichen Charakter. Wenn von Wurzbach gleich darauf zugestehen muß, daß Bürgers Entgegnung zur Genüge beweise, daß er die Einwände der Rezension nicht aufgefaßt habe, so muß man einen ähnlichen Vorwurf gegen den Biographen selbst erheben. Wer dieser Schillerschen Kritik, die zwar einseitig und ohne Rücksicht auf Bürgers Individualität un=

[30]) Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke. Mit zweiundvierzig Abbildungen. Leipzig 1900 (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher).



barmherzig vorgeht, aber aus Schillers tiefster künstlerischer Überzeugung entsprungen ist, unlautere, persönliche Motive vorwirft, der macht sich wirklich einer schwer entschuldbaren Verkennung Schillers schuldig. So wertvolle Arbeiten von Wurzbach auf andern Gebieten der Litteraturgeschichte auch geliefert hat, seine Bürgerbiographie ist in entsetzlicher Weitschweifigkeit durchaus unerfreulich und gerade in den wichtigsten Fragen wie der Gründung der deutschen Ballade, dem Einflusse des Volksliedes auf die Lyrik ungenügend. Da hat es Gotthold Klee anders verstanden, auf eng beschränktem Raume ein anschauliches und gehaltvolles Lebensbild in einer trefflichen Einleitung zu seiner vierbändigen Auswahl aus „Wielands Werken"[31]) zu entwerfen. Dieser Wielandauswahl kommt erhöhte Bedeutung zu, da Pröhles Ausgabe in Kürschners Nationallitteratur so weit hinter billigen Anforderungen zurückgeblieben ist. Klee hat sich bei seiner Auswahl teilweise von litterargeschichtlichen Rücksichten und zwar besonders mit Hinblick auf Wielands Verhältnis zu Goethe leiten lassen. So finden wir im zweiten Bande unter Wielands „Vermischten Gedichten" die Verse „An Psyche" aus dem Januar 1776, welche die berühmte lebhafte Schilderung des Hexenmeisters und echten Geisterkönigs, seines Freundes Goethe enthalten, sowie das „Herzensgespräch Goethe und die jüngste Niobidentochter", das, zuerst im neunten Bande des Goethejahrbuchs veröffentlicht, in Wielands Werken bisher überhaupt fehlte. Und auch Wielands Gedichte „An Olympia" und „Merlins weissagende Stimme" kommen wegen ihrer Schilderungen Anna Amalias und Maria Paulownas für die Goethelitteratur in Betracht. Von den beiden Singspielen „Alkeste" und „die Wahl des Herkules" hat das eine Goethes bekannte Farce hervorgerufen; nach Seufferts Meinung soll die „Alkeste" aber auch auf die Konzeption und Stilisierung der „Iphigenie" wie das Herkulesdrama auf den „Faust" eingewirkt haben. Klee hat sich nicht blos diese von Seuffert und teilweise von Minor vertretene Ansicht angeeignet, sondern auch angebliche Parallelstellen in seinen Fußnoten zum Abdruck beider

[31]) Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien 1900 (Bibliographisches Institut).

Stücke ausgehoben. Mich haben diese Vergleiche nur in meinem Widerspruche gegen Seufferts Annahme bestärkt. In der „Alkeste“ sagt z. B. Herkules: „Durch den Erdensöhnen versagte Thaten soll, o Vater Zeus, dein Sohn den Weg sich zum Olympus öffnen.“ Daran soll Goethe sich erinnert haben, als er Pylades sagen ließ: „Ein jeder hat seinen Helden, dem er die Wege zu dem Olympus sich nacharbeitet.“ Ist das eine Wort „Olympus“ wirklich genügend, eine Beeinflussung nachzuweisen? Daß der Ausspruch des Wielandischen Herkules „Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß! bekämpfen sich in meiner Brust“ von einer Stelle in der von ihm hochgeschätzten Xenophontischen „Kyropädie“ herstammt, halte auch ich für wahrscheinlich. Aber Goethe dürfte auch ohne Erinnerung an Wieland und Xenophon seinem Faust den Ausruf „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“ gefunden haben, um so mehr, da es sich bei Goethe um einen ganz andern Gedankengang handelt, wie Klee selbst betont. Aus Wielands Rezensionen hat Klee die freundliche Empfehlung des „Götz“ und die taktvoll geschickte Anzeige der gegen ihn selbst gerichteten Satire „Götter, Helden und Wieland“ aufgenommen, außerdem den Aufsatz „Einige Lebensumstände Hans Sachsens“, erschienen im Aprilheft 1776 des „Teutschen Merkur“ als „Zugabe“ zu Goethes Reimen von „Hans Sachsens poetischer Sendung“.

Wie Klee auf der ersten Seite seiner biographischen Einleitung Goethes „unvergleichliche Gedächtnisrede“ als die schönste allgemeine Charakteristik des Dichters und Menschen Wieland rühmt, so schließt er seine Biographie mit Goethes Versen über Wieland aus dem großen Maskenzuge von 1818. „Von Goethes Ankunft in Weimar“ an datiert er die letzte und reifste Periode von Wielands Leben. Niemals erscheine Wielands jugendlich sich hingebendes Temperament herzgewinnender als in seinem Verhältnis zu Goethe. Bei der ausgesprochenen Feindschaft der jungen Genies gegen Wieland mußte es diesem nicht ganz geheuer sein, als sein ihm entwachsener fürstlicher Zögling (S. 37) den Dichter von „Götter, Helden und Wieland“ nach Weimar berief (S. 43). Er konnte nicht wissen, daß der Spötter seiner „Alkeste“ vordem ein leidenschaftlicher Bewunderer seiner „Musarion“ gewesen, in

ihr das Antike lebendig und neu wiederzusehen geglaubt hatte (S. 31 und 222). Aber Goethes frühere Vorliebe für Wielands Dichtungen bildete eine günstige Grundlage für den raschen und dauernden Aufbau einer gegenseitigen Freundschaft, die trotz mancher feindlicher Bemühungen, sie zu trennen, bis an Wielands Lebensende die Probe bestand. Goethes anerkennende Urteile über „Das Wintermärchen" und den „Oberon" hat Klee in seinen hübschen Einleitungen zu beiden Werken[32]) verwertet, die Deutung von „Geron der Adelich" auf Goethes Neigung zu der Herzogin Luise als „abgeschmacktes Gerücht" zurückgewiesen. Dagegen hat er in der Einleitung zum „Agathon" wie in der Biographie die Bedeutung von Wielands Roman als einer Vorstufe zu den Goetheschen betont. „Ohne ‚Agathon' kein ‚Wilhelm Meister'."

Wieland selbst hat das Gedicht „An Psyche" später aus seinen Werken ausgeschlossen, weil er besorgte, diese Schilderung Goethes könnte ihm den Vorwurf der Idolatrie zuziehen. Und doch sind nach dem Urteile Bernhard Seufferts, des besten Wielandkenners, der neuerdings in seinem manches neue bietenden Vortrag über Quellen und Kompositionen des „Oberon" [33]) Goethes Einwirkung auf den älteren Dichter wie dessen unmittelbaren Einfluß auf Goethes Ode „Meine Göttin" (S. 6) und auf Schiller (S. 21) hervorgehoben hat, gerade die Verse „An Psyche" „nicht nur wegen der darin vorgetragenen hellsehenden Erkenntnis des Wesens Goethes, sondern auch durch die reale Lebendigkeit der Erzählung, die dann trotzdem ins traumhafte Feenland charakteristisch für den Dichter hinübergespielt wird, und durch die von Goethes Faust beeinflußte gerade und knappe Sprache ein leuchtendes Zeichen von Wielands Kunst." Wir finden dies Urteil in Seufferts höchst

[32]) Wenn Klee in seiner Einleitung zum „Oberon" den alten Roman aus einem verlorenen französischen Epos ableitet, so will er damit natürlich sagen, einem in Wielands Tagen für verloren gehaltenem Epos, denn seit 1860 liegt die Chanson Huon de Bordeaux ja in Guessards und Grandmaisons Ausgabe gedruckt vor. Vgl. auch Kaspar Riedel in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" III, 78 f.

[33]) „Der Dichter des Oberon." Sammlung gemeinnütziger Vorträge Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse Nr. 264. Prag 1900 (Fr. Härpfers Kommissionsverlag).

reichhaltiger Betrachtung der Wielandischen Gelegenheitsgedichte, welche er als seinen Beitrag der Festschrift zu Burkhardts siebzigsten Geburtstag[34]) beigesteuert hat. Den Schluß dieser Festschrift bildet eine von Johannes Trefftz zusammengestellte „bibliographische Übersicht" über die Arbeiten des hochverdienten weimarischen Archivars, ausschließlich seiner kürzeren Rezensionen. Von den 163 Nummern des Verzeichnisses gehören 62 der Goethelitteratur an. Es ist bei dieser Arbeitsrichtung des Jubilars natürlich, daß auch von den ihm gewidmeten Freundesgaben die meisten in den Goetheschen Bannkreis ganz oder wenigstens teilweise hineinragen. Natürlich gilt dies nicht zum wenigsten von den Gelegenheitsgedichten Wielands seit 1775, welche Seuffert zum erstenmal aus ihrer Verborgenheit wieder hervorgezogen hat. Ist doch ein großer Teil dieser Gedichte an die gemeinsame Gönnerin Wielands und Goethes, Herzogin Anna Amalia gerichtet. Wielands beide Epigramme gegen den württembergischen Herzog und Franziska von Hohenheim bei ihrem Besuche Weimars im Februar 1786 waren nicht der Art, um sie den davon Betroffenen zu überreichen, aber vom Anfang des Jahres teilt Seuffert ein größeres Gedicht Wielands an seinen ehemaligen Zögling Karl August mit. Wie Klee den Einfluß Wielands auf Karl August höher, als bisher geschah, eingeschätzt sehen möchte, so hat auch Seuffert in seinem Oberon-Vortrag gerühmt, daß Wielands Unterricht den vortrefflichen Anlagen des Erbprinzen die Richtung gab, die ihn „zum pflichttreuen Herrscher, zum deutschen Politiker, zum ältesten konstitutionellen Bundesfürsten und zum Kenner und Gönner der schönen Litteratur machte". Karl Augusts lebenslange Vorliebe für die französische Litteratur stand nicht im Widerspruch zu den litterarischen Neigungen seines alten Lehrers. Einen Bericht von Karl Augusts eigentlichem Erzieher, dem Grafen Görz, über seinen Zögling vom 20. Juni 1762, also bald nach Übernahme seines verantwortlichen Amtes, hat Karl Kehrbach in der Festschrift abdrucken lassen. Ein weniger erfreuliches Kapitel aus der Geschichte des weimarischen Erziehungswesens behandelt Otto Franckes Beitrag:

[34]) Freundesgaben für Karl August Hugo Burkhardt zum 6. Juli 1900. Weimar 1900 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

„Litterarische und freiheitliche Bestrebungen deutscher Gymnasiasten um das Jahr 1830.“ Georg Kaufmann rühmt in seiner charaktervollen „politischen Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert“ [35]) die gesunde Entwickelung der öffentlichen Einrichtungen im Großherzogtum Weimar unter Karl Augusts fürsorglicher Regierung. Von Jena seien die patriotischen Bestrebungen der Burschenschaft und eine in der Geschichte der Universitäten beispiellose sittliche Hebung der Studentenschaft ausgegangen, von Jena, das „seit den Tagen, da Schiller und Fichte hier wirkten, ein leuchtender Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland und zusammen mit Weimar und dem von Goethes Genius erfüllten Kreise für alle, die an deutscher Poesie und Kunst Anteil nahmen, eine nur mit Ehrfurcht genannte Stätte“ war (S. 153). Allein auch an dieser Stätte griff die fluchwürdige Verdächtigung und Verfolgung idealistischer Jugendbestrebungen schon bald nach dem Wartburgfeste um sich. Francke erzählt, wie der Goethe nahestehende Oberkonsistorialpräsident Peucer die phantastische Idee eines einzigen und unteilbaren Deutschlands aus den Köpfen der Weimarer Gymnasiasten auszutreiben eiferte und selbst die Mitglieder ästhetischer Lesegesellschaften, welche sich an „Götz von Berlichingen“ und „Wilhelm Tell“ erfreuten, verfolgte. Nur mit Mühe vermochte der tüchtige Direktor des Wilhelm Ernst-Gymnasiums seine armen Primaner zu schützen.

In die große Zeit der deutschen Erhebung führt uns ein köstlicher, aufs Anschaulichste schildernder Brief Bettinas aus dem Juli 1814, den Erich Schmidt der Festschrift beigesteuert hat. Goethes eigenes Verhältnis zu einem Vertreter der nach den Befreiungskriegen kämpfenden und bekämpften freiheitlichen Richtung, sein Verhältnis zu Oken war bekanntlich nicht das beste. Von Goethes Ärger] über Okens Anforderungen an die Weimarische und Jenenser Bibliotheksverwaltung giebt ein Brief Goethes an Voigt vom 3. März 1810 Kunde, welchen der jetzige liebenswürdige Leiter der Weimarer Bibliothek, P. von Bojanowski, mitteilt. Er hat uns aber auch in einer eigenen kleinen Schrift manches

[35]) Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Vierter Band. Berlin 1900 (Georg Bondi).

Anziehende von der Amtsthätigkeit seines großen Vorgängers in diesem Amte, „Aus der ersten Zeit der Leitung der Großherzoglichen Bibliothek durch Goethe"[36]) erzählt. Am 9. Dezember 1797 übernahm Goethe gemeinsam mit Voigt, an den Bojanowski drei noch nicht gedruckte Schreiben Goethes — in der Weimarischen Ausgabe als Nr. 3761 a, 3798 a, 3997 a nachzutragen — mitteilt, die Aufsicht über die Herzoglichen Büchereien in Jena und Weimar. Am 26. Februar 1798 wurde die erste Bibliotheksordnung erlassen und von da an die Rückforderung entliehener Bücher wie der Verkauf der Doubletten eifrig betrieben. Die Bibliotheksbeamten Schnauß, der säumige Spilker und Vulpius werden hinsichtlich ihrer bibliothekarischen Leistungen von Bojanowski charakterisiert.

In der Festschrift für Burkhardt finden wir außer den oben erwähnten Beiträgen drei Briefe von Moritz an Herder, in deren zweitem sich Moritz auf Goethes Fürsprache beruft. Karl Schüddekopf, dem wir den Nachweis und Abdruck von Goethes Einführung und Inhaltsgabe der am 30. Januar 1813 in Weimar in italienischer Sprache aufgeführten Oper „Agnese" von Buonavoglia und Paer verdanken,[37]) hat in seinen „Klassischen Findlingen" für Burkhardt eine Bibliographie der arg verstreuten Briefe Herders an Schiller aufgestellt, der er einen vollständigen Abdruck des wichtigen Briefes Herders vom 25. November 1795 betreffend Schillers Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" beigefügt hat. Ferner weist Schüddekopf vier in Jonas' Sammlung fehlende, freilich auch heute noch unzugänglich verwahrte Briefe Schillers nach: 2. Februar 1797 an die naturforschende Gesellschaft in Jena; 19. Februar 1798 an den weimarischen Bibliothekar Rat Spilker; 6. Dezember 1799 an Hofrat Stark; 24. April 1805 an Frau Griesbach. Dagegen ist Jonas' Nummer 1931 a als nur falsch adressiert, sonst aber identisch mit Nummer 1750 zu streichen. Zum Ersatz für diese Verminderung der Schillerischen Briefe teilt Schüddekopf zum erstenmal Goethes Dankbrief vom 26. Dezember 1825 an den Weimarischen Stadtrat für die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes an seine Nach-

[36]) Weimar 1899 (Sonderdruck aus der Weimarischen Zeitung).

[37]) Ein unbekannter Aufsatz Goethes. Weimar 1900 (Sonderabdruck aus der Weimarischen Zeitung).

kommen, sowie das Ehrendiplom selbst und einen Bericht über Goethes Verhalten bei seiner Überreichung mit. Der Bericht bildet zugleich einen der Nachträge zu v. Biedermanns Sammlung der Goetheschen Gespräche, wie Sauer auf bisher übersehene Nachrichten über Goethes Unterredungen mit Graf Sternberg, Zauper, Reinbeck, Holtei, Karl Maria v. Weber (s. o.) aufmerksam macht. „Zu Goethes Sprachbehandlung" hat F. Sandvoß der Festschrift einige Anmerkungen beigesteuert. Einen ungedruckten Brief Goethes an Göschen, mit dem er den Schluß von „Jery und Bätely" und das Manuskript zu „Scherz, List und Rache" für den siebenten Band der „Schriften" an Göschen übersendet, hat Ludwig Pollak als Gruß für die römische Montagsgesellschaft vervielfachen lassen[38]. Da der Brief vom 3. März 1790 datiert ist, würde er als Nr. 2806a dem 9. Briefbande der weimarischen Ausgabe einzureihen sein.

Kritische Prüfung eines wichtigen Teiles der Goetheschen Gespräche hat Sigmar Schultze in seiner Schrift „Falk und Goethe"[39]) in Aussicht gestellt. Schon gleich nach dem Erscheinen von Johannes Falks nachgelassenem Werke „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (Leipzig 1832) hatte der kundige Freiherr von Meusebach sein Unbehagen über das Buch Jakob Grimm gegenüber (10. September) in die launige Bemerkung gekleidet: „Wer nur nicht so vieles erst so spät gelernt hätte z. B. aus Falks Goethe: mit Leuten, zu denen wir nicht gehören oder die nicht zu uns gehören, sollen wir uns keinen Tag, keine Stunde aufhalten." In neuerer Zeit ist auf die Notwendigkeit einer kritischen Prüfung der Falkischen Goethegespräche öfters hingewiesen worden (vgl. Seufferts Vierteljahrschrift V, 120). Allein für die von Schultze gefundene Mahnung, daß man in Falks Mitteilungen Selbsterlebtes, bezw. Gehörtes von dem ihm selbst nur durch dritte zugetragenen Äußerungen und Geschichten unterscheiden solle, hätte es nicht eines besonderen Aufsatzes bedurft. Die ungedruckten Quellen, die Schultze für seine Darstellung von Falks Verhältnis zu Gebote standen, haben uns

[38]) Ein ungedruckter Brief Goethes. Rom 1899 (Privatdruck in fünfzig Exemplaren).

[39]) Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen. Halle a. S. 1900 (Druck und Verlag von C. A. Kammerer & Co.).

so gut wie nichts neues gelehrt. Schultzes wiederholte Drohung, daß er frei von blinder Goethe- und Götzenanbetung menschliche Schwächen des Olympiers aufdecken wolle, konnte er weder bei der Erzählung vom Ärger Goethes und der Weimarischen Schauspieler über Falks Puppenspiel von der Prinzessin mit dem Schweinerüssel, noch bei den Anklagen über Goethes Verhalten beim Einrücken der Franzosen recht erfüllen. Er muß im Gegenteil selber diesen Klatsch als schlecht begründet anerkennen. In Ergänzung der Erzählungen aus Goethes Bekanntenkreisen über die Jena und Weimar erschütternde Katastrophe ist es übrigens von Interesse, einmal auch eine Schilderung von französischer Seite zu vernehmen. General Marbot, der als Ordonanzoffizier des Marschalls Augereau am Vorabende der Schlacht zwei Töchter eines Universitätsprofessors in Jena vor der Gewaltthat eingedrungener Plünderer rettete, schreibt in seinen Erinnerungen[40]: „La ville de Weimar, surnommée la nouvelle Athènes, était habitée à cette époque par un grand nombre de savants, d'artistes et de litterateurs distingués, qui s'y réunissaient de toutes les parties d'Allemagne, sous le patronage du duc régnant, protecteur éclairé des sciences et des arts. Le bruit du canon, le passage des fuyards, l'entrée des vainqueurs émurent vivement cette paisible et studieuse population. Mais les maréchaux Lannes et Soult maintinrent le plus grand ordre, et sauf la fourniture des vivres nécessaires à la troupe, la ville n'eut à souffrire d'aucun excès. Le prince de Weimar servait dans l'armée prussienne; son palais, dans laquelle se trouvait la princesse son épouse, fut néanmoins respecté, et aucun des maréchaux ne voulait y loger". Die Einwohner Weimars fanden keineswegs, daß ihre französischen Gäste sich so musterhaft betragen hätten, und in diesem Falle dürfen wir zweifellos Falks Bericht für zuverlässiger halten, als die Angaben des Leutnant Marbot, der auch den Brand Jenas den Preußen zur Last legt.

Beachtenswert erscheint der von Schultze mitgeteilte Bericht Falks über Goethes Unterredung mit Napoleon, obwohl er nicht

[40]) Mémoires de Général Baron de Marbot. Soixantième Édition. Paris o. J. (Librairie Plon).

eben eine wesentliche Ergänzung oder Richtigstellung des bereits Bekannten bietet. Dagegen bringt Schultzes begeisterte Charakterisierung von Falks patriotischer Zeitschrift „Elysium und Tartarus“ Nachträge zu Geigers Aufsatz über das gleiche Thema. Der Buchhändler Palm ist nicht, wie Schultze angibt, in Hamburg, sondern bekanntlich in Braunau erschossen worden. Goethes angebliche Blindheit gegen die Schmach seines Volkes ist noch schärfer als von Schultze angegriffen worden von Adolf Mager in seinem Programm „Die deutsche Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts“.[41]) Aus Italien sei Goethe zurückgekehrt als ein „ruhiger Mann, in dem von nun an die Antike sich zu verkörpern schien“. Deshalb habe das Volk von ihm sich abgewendet wie die neue Schule der Romantiker mit der Richtung der Klassiker nicht einverstanden sein konnte. Man braucht nur an das Verhältnis dieser jungen Schule zu „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ zu erinnern, um das Verkehrte von Magers Auffassung zu erkennen, der die ganze Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts als eine Abkehr von Goethes antikisierender Richtung hinstellen möchte, statt dem fortwirkenden Einflusse Goethes bei den ihm zeitlich folgenden Lyrikern nachzuforschen. Für die höchst anziehende und bedeutende Frage nach Goethes Verhältnis zu Napoleon ist in Andreas Fischers Studie (vgl. XVI, 167) eine sichere Grundlage gegeben, und in der rasch erfolgten zweiten Auflage seiner Schrift[42]) konnte Fischer höchst wichtige Ergänzungen liefern. Im Text und mehr noch in den Anmerkungen finden wir weitere Ausführungen, vor allem eine Untersuchung, welche Stellung Goethe in „Epimenides Erwachen“ zu Napoleon einnehme (S. 145 f.). Fischer führt den Beweis, daß Goethe in dem Festspiel jede feindselige Anspielung auf seinen Heros sorgfältig vermieden habe, der Dämon der Unterdrückung keine Beziehung auf Napoleon verrate. Napoleons Dekret zum Schutze des geistigen Eigentums hat, wie Goethes Brief an den Grafen Portalis vom 25. November 1810 zeigt,

[41]) Neunundzwanzigster Jahresbericht über die I. Staatsrealschule in dem II. Bezirke von Wien 1900 (Verlag der I. Staatsrealschule im II. Bezirke).

[42]) Goethe und Napoleon. Eine Studie. Zweite, erweiterte Auflage. Mit einem Anhang: Weimar und Napoleon. Frauenfeld 1900 (Verlag von J. Huber).

den deutschen Schriftsteller, der nicht blos mit Himburg schlechte Erfahrungen gemacht hatte, mit dankbarer Bewunderung erfüllt (S. 114). Auch später bei den langwierigen Verhandlungen um Schutz für seine „Ausgabe letzter Hand“ mochte Goethe im Stillen ein vergleichendes Urteil fällen über die Kleinlichkeit und Schwerfälligkeit der gegen geistige Interessen gleichgültigen deutschen Regierungen und dem weiten Blicke Napoleons. Von Goethes Dankbrief für Verleihung der Ehrenlegion hat Fischer jetzt ein Faksimile beigegeben und auf den Unterschied dieses persönlich warm gehaltenen Schreibens zu dem späteren Schreiben an die bourbonische Regierung hingewiesen, die auch ihrerseits nicht, wie der Kaiser, den weimarischen Dichter aus der Heereswoge zu unterscheiden wußte. Aber nicht blos diese Aktenstücke hat Fischer den Archiven des Pariser Ministeriums entnehmen dürfen, sondern auch ungleich wichtigeres. Im Januar 1812 war Baron von St. Aignan von Napoleon zum Gesandten an den kleineren sächsischen Höfen ernannt worden und zwar mit dem Sitz in Weimar, als „le centre de réunion d'un grand nombre de littérateurs célèbres, dont les écrits lus dans toute l'Allemagne exercent une grande influence sur l'opinion puplique“. St. Aignans Instruktion schreibt ihm vor, sich über neuerscheinende Werke der weimarischen Schriftsteller und ihre Tendenzen zu unterrichten. Das Verhältnis zwischen Goethe und St. Aignan gestaltete sich bald freundschaftlich und in dem von Fischer abgedruckten Berichte („Remarques sur la littérature allemande“), den St. Aignan nach der Leipziger Ostermesse 1812 dem Ministerium zusandte, mag manches mündliche Urteil Goethes über Friedrich Schlegel und die katholisierende Romantik nachklingen. Über Goethe selbst berichtet der französische Gesandte: „Quant à M. de Goethe, éloigné par goût des affaires politiques, il a craint que son intimité avec le Duc ne l'y mêlât malgré lui, il s'est renfermé dans des travaux purement littéraires et dans la direction du théatre qui l'occupe beaucoup“. Über Karl Augusts Verbindungen mit den preußischen Patrioten, denen Goethe fern bleiben wollte, war St. Aignan vollständig unterrichtet, aber wenn er gestehen muß, daß der weimarische Herzog Napoleons Strenge verschuldet habe, setzt er doch voll Wohlwollen hinzu, „que

les Duchés de Saxe ont des titres particuliers à la protection de Sa Majesté que la plupart des hommes célèbres qui ont illustré et qui illustrent encore les sciences et les arts en Allemagne ont vécu à Weymar et à Gotha et que ces deux petites villes ont conservé, même encore, une considération et une influence qui est bien au dessus de leur importance sous d'autres rapports". Trotz seiner Abneigung gegen die Ideologen wußte Napoleon die deutsche Dichtung doch immer noch höher einzuschätzen als es nach ihm die einheimische Reaktion that. Eigentümlich berührt es aber, wenn Karl August zur Unterstützung seiner mehr ehrgeizigen als ehrenvollen Bewerbung, Napoleon möge auf Kosten seiner thüringischen Vettern seine Herrschaft vergrößern, neben Herzog Bernhards kriegerischen Verdiensten um Frankreich („cette maison de Weimar qui se glorifie d'avoir jadis fourni des Héros illustres à l'histoire de France") auch anführt, sein Haus habe sich einen Platz an Seite der Medicäer verdient, „en employant noblement ses ressources pour embellir les Arts et les Lettres, en favorisant les sciences, en donnant un asyle aux grands hommes de la nation". Von Karl Augusts deutscher Gesinnung wird man künftig schon etwas bescheidener reden müssen, denn dies unwürdige Bitt- und Beraubungsgesuch ist vom 28. Juli 1813 datiert. Wohl hatte St. Aignan recht mit der Bemerkung, Fürsten und Völker in Deutschland verstünden unter Freiheit etwas ganz Verschiedenes. Gar bald sollte sich dies zur bitteren Enttäuschung aller Vaterlandsfreunde schmerzlich offenbaren. Auffallend aber ist es, daß in Bezug auf die russische Hilfe in den Befreiungskriegen Herzogin Luise schon im Januar 1813 in fast wörtlicher Übereinstimmung mit Goethes späteren Äußerungen gegen Luden warnte, sie wünsche gewiß nicht ganz Europa zu Napoleons Füßen; „mais je ne souhaite pas davantage de voir les Russes dominer en Allemagne". Die russische Schwiegertochter scheint bei Karl August und der Herzogin Luise die russischen Sympathien eher vermindert als vermehrt zu haben, denn auch vom Herzog selbst berichtet St. Aignan, er sei den Russen nicht freundlich gesinnt. Während St. Aignans Urteil über Maria Paulownas Gemahl sehr ungünstig lautet, er nennt den Erbprinzen „un homme très insigni-

fiant sans esprit, sans application, sans goûts déterminés", läßt er der geistigen Regsamkeit und dem Thätigkeitsdrange Karl Augusts volle Anerkennung widerfahren. Die Charakteristik erweckt, man braucht dies nicht erst zu begründen, wegen unserer Vorstellung von Goethes Verhältnis zum Herzog unmittelbare Teilnahme. Alle einlaufenden Berichte lese und beantworte der Herzog selbst. Dans l'administration de ses Etats il s'attache à des détails qui fatigueroient un simple particulier. Tout passe sous ses yeux ... La lecture l'occupe beaucoup, surtout les ouvrages sur l'art militaire, l'histoire, les voyages. Il aime aussi les arts. Rien ne lui est étranger. Son caractère est sérieux et occupé de choses graves. Sa conversation roule ordinairèment sur la littérature et sur les lectures."

In allem zeigt sich St. Aignan als kluger und scharfsichtiger Beobachter, dabei voll Achtung und Wohlwollen für deutsche Geistesbildung; man darf ihn zu den Gesinnungsgenossen des Deutsch-Franzosen Reinhard und des Emigranten Charles de Villers zählen, der erstere ein langjähriger Freund Goethes, der letztere im Kreise der Goetheschen Korrespondenten vertreten. O. Ulrich wollte in seinem Buche über Villers[43]) die Beziehungen des edlen Vermittlers zwischen deutschem und französischem Wesen zu Goethe und Frau v. Stael im Zusammenhange darstellen, nachdem eben der 18. und 20. Band des Goethejahrbuches neues Briefmaterial dafür beigebracht hatte. Goethe selbst bezeichnete 1810 in einem Brief an Reinhard Villers als „eine wichtige Person, durch seinen Standpunkt zwischen den Franzosen und Deutschen" und legt besonderen Wert darauf, bei ihm Verständnis für seine Farbenlehre zu finden. Schon 1799 hatte Villers bei einer Anzeige von Goethes „Iphigenie" im Spectateur du Nord — sie fehlt in Brauns „Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen" — in Iphigenies Versen seine eigene Sehnsucht nach dem Vaterlande ausgedrückt gefunden, so daß er sie unter unfreiwilligen Thränen übersetzte:

[43]) Charles de Villers. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Leipzig 1899 (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung).

Ah! malheur à celui dont les jours solitaires
Le traînent dans l'exil, loin de parents, de frères!
La lèvre presse en vain la coupe du bonheur,
Le poison de son âme en corrompt la douceur.
Il rêve . . . c'est aux lieux qui virent sa naissance.
Son triste souvenir lui retrace son silence
Et le toit paternel et ses jeunes amis,
Et leurs jeux enfantins qui les ont tout unis!

Ebenfalls im Spectateur du Nord veröffentlichte Villers eine Übertragung von Goethes „Wanderer" unter dem Titel „L'Artiste et la Villageoise". Bedeutsamer noch sind die Urteile, die Villers 1806 in seinem Essai „Érotique comparée" fällte. An Schillers Don Karlos, Wallenstein und Jungfrau von Orleans, an Goethes Tasso und „Gott und Bajadere", welche Ballade er Lafontaines „Courtisane amoureuse" entgegenstellt, sucht er die „manière essentiellement différente dont les poètes français et les allemans traitent l'amour" zu erklären. Villers Aufsatz ist um so anziehender, da auch ein anderer Deutsch-Franzose, Adalbert von Chamisso, in der Vorrede zu seiner Verdeutschung von Berangers Liedern (1838) auf diese Verschiedenheit des Preises des faveurs de Glycère und der deutschen Liebeslyrik aufmerksam gemacht hat.

Eine Zusammenkunft zwischen Villers und Goethe hat nie stattgefunden. Persönliche und litterarische Beziehungen Goethes und Schillers zu Vertretern einer andern fremden Nationalität, den Polen, sind neuerdings in erschöpfender Weise innerhalb einer großen Gesamtübersicht erörtert worden. Seit Gustav Karpeles über dies Thema 1890 unter Berücksichtigung polnischer Urteile über Goethe und seine Werke in einem eigenen Buche zusammenhängenden Bericht erstattet hat (vgl. VI, 562), haben nicht blos die „Tagebücher" und andere neuerschlossenen Quellen unsere Kenntnis von Goethes polnischem Bekanntenkreis erweitert, sondern auch Goethes Vorschlag, durch deutsche Schauspieltruppen deutsche Sprache und Kultur in den von Preußen erworbenen Teilen Polens zu fördern, ist durch das Goethejahrbuch 1892 bekannt geworden (vgl. Hochstiftsberichte VIII, 479). Sorgfältig und kenntnisreich hat Robert F. Arnold auch für Goethe und Schiller wie überall in seiner höchst gehalt-

vollen „Geschichte der deutschen Polenlitteratur“ [44]) die Vorarbeiten zu Rate gezogen, wenn auch innerhalb seines weitgezogenen Rahmens Goethes und Schillers Beziehungen zu Polen nicht sehr bedeutend erscheinen können. Die Polenbesuche in Weimar liegen außerhalb des für den ersten Band von Arnold abgegrenzten Zeitraums. In ihm hat Goethe, nachdem er schon als Student in Leipzig auf der Messe polnische Händler gesehen haben mochte, ein Eindruck, der 1772 ihn noch die „Gedichte von einem polnischen Juden“ (Issaschar Falkensohn Behr) neugierig prüfen läßt, zuerst 1785 in Karlsbad als Vertreter der polnischen Nation stattliche weltkundige Männer und reizende Frauen, von denen er ein Jahrzehnt später urteilte, die Grazie sei ihnen eingeboren, kennen gelernt (S. 86). Kurz vor der zweiten Teilung Polens aber hat Goethe das Gebiet der erlauchten Republik selbst betreten, als er im September 1790 mit seinem Herzoge von Breslau aus einen Abstecher nach Krakau und Wieliczka unternahm. Arnold macht darauf aufmerksam, daß wir in Joh. Fr. Zöllners „Briefen über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz“ eine Schilderung der Goetheschen Reiseroute aus dem Jahre 1791 haben, die uns Goethes eigenen, nicht ausgeführten Reisebericht in etwas ersetzen muß, wenn auch die Goethesche Kunst des Sehens dem Berliner Freunde Alexander von Humboldts nicht verliehen war. Über die politischen Vorgänge ist bei Goethes bekannter Zurückhaltung nur in der ersten Fassung der „Mitschuldigen“ eine später weggelassene Anspielung zu finden. Wie ferne er der späteren Polenschwärmerei stand, ersehen wir daraus, daß er zur Zeit ihrer Blüte 1831 die Teilung Polens als Pflicht der preußischen Könige verteidigte. „Die Polen“, sagte er zum Kanzler von Müller, „wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganz verwirrten Sinnesweise untergehen; sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen?“ (S. 239). Arnold meint, daß gerade Friedrichs des Großen immense Kulturarbeit in seinen neuen polnischen Landesteilen Goethe die Anregung gab, seinen Faust auf dem Höhepunkte menschlicher Existenz mit vielen seinen Zügen aus dem Porträt

[44]) Erster Band. Von den Anfängen bis 1800. Halle a. S. (Verlag von Max Niemeyer).

**

des greisen Monarchen und despotischen Aufklärers auszustatten" (S. 230). Von jenem oben erwähnten Aufsatze Goethes aber nimmt auch Arnold wie vor ihm Suphan an, daß er erst nach der zweiten Teilung Polens entstanden sein könne, „ob zu einer Antwort auf eine irgendwoher eingelaufene Anfrage oder zu einer spontanen Eingabe oder als Niederschrift eines augenblicklichen Einfalls" glaubt Arnold nicht entscheiden zu können. Dagegen will er „nationale Motive" Goethes ausgeschlossen sehen, weil Goethe eine höhere Kultur der niederen Klassen anstrebe. Es bleibt indessen, wie Suphan mit vollem Rechte betont hat, trotzdem eine deutsch-nationale Arbeit, wenn Goethe den neuen preußischen Unterthanen durch Anteilnahme an deutscher Sprache auch Anteil an einer höheren Kultur verschaffen will. Und eben bei den Wünschen nach einer kräftigeren Abwehr des den preußischen Osten bedrohenden Polentums ist in den letzten Monaten (Schlesische Zeitung 1901 Nr. 97) wieder Goethes Vorschlag hervorgeholt und erwogen worden. Bei Goethe haben bei Abfassung seines Aufsatzes jedenfalls mitgewirkt die eigenen Eindrücke der polnischen Wirtschaft auf seiner kurzen Reise nach Oberschlesien und Krakau. Vielleicht hat er auch von diesen Reiseeindrücken ebenso wie früher von seiner Schweizer Fahrt Schiller erzählt, als dieser bei der Vorarbeit für seinen „Demetrius" eine Anschauung des polnischen Wesens und Unwesens zu gewinnen sich bemühte. Schiller konnte ja nicht an einen Besuch der Jagellonenstadt Krakau denken, wie Hebbel ihn für seinen „Demetrius" eigens unternahm. Schillers Verkehr mit dem Polenfreunde Joh. Fr. Albrecht, der den Osten kannte und in einer von Arnold (S. 174) scharf verurteilten Schriftstellerei behandelte, fällt in viel frühere Zeit. Schon in den „Räubern" hatte Schiller den Namen Kosinski, den neuerdings Sudermann in seiner „Schmetterlingsschlacht" zu humoristischer Verwertung wieder den „Räubern" entlehnte, aus einer Aufsehen erregenden polnischen Verschwörung von 1771 entnommen (S. 65). Für den Leo Sapieha, der „wie ein mächtiger Pfeiler das Riesengewölbe des ersten Aktes" von Schillers „Demetrius" trägt, fand und benutzte Schiller das Vorbild in dem Fürsten Kazmierz Sapieha, den Marschall für Litauen auf dem langen Reichstag und rühmlichen Mitkämpfer Kosciuszkos (S. 197 f.).

Sapiehas Rolle selbst ist dagegen von Schiller frei erfunden. Die Quellen der Demetriusgeschichte, die Arnold im einzelnen erörtert, wissen nichts von diesem Veto, durch das Schillers Reichstag zerrissen wird. Nach Arnolds Untersuchung lehnte sich Schiller übrigens mit Absicht an die älteren Quellen an, wie Connors Beschreibung des Königreichs Polen von 1700 und die polnische Chronik Lauterbachs von 1727, um ähnlich, wie es beim „Tell" durch Hilfe Tschudis glückte, den einfältig schlichten, altväterischen Ton zu treffen. Und gerade je genauer man Schillers Dichtung mit seinen dürftigen Quellen vergleiche, um so höhere Bewunderung fordert Arnold „angesichts der genialen, vor- und nachher von keinem Dichter, auch von keinem polnischen, erreichten, geschweige denn überbotenen Rekonstruktion einer zeitlich, kulturell und national so fernliegenden Periode. In den 800 Versen der Krakauer Szene liegt die Geschichte von Jahrhunderten: die Schwäche der königlichen Zentralgewalt trotz äußerlicher Majestät, der selbstsüchtige Ehrgeiz der Magnaten, die Korruption der bettelhaften kleinen Szlachta, aber auch die zuletzt doch fruchtlose großartige Aufopferung einzelner Patrioten: all dies, für das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ebenso wahr wie für den Beginn des siebenzehnten, vereint sich zu einem geschichtlich und dichterisch gleich wertvollen Kolossalgemälde."

Arnold liefert mit dieser Besprechung des Demetrius-Bruchstücks eine Ergänzung zu seinem hübschen Vortrage „Schillers dramatischer Nachlaß"[45]), in dem er den „Menschenfeind" und „Demetrius" absichtlich beiseite ließ. Gerade die Beschränkung auf die unbekannteren, aber wichtigen Pläne, wie Themistokles, Prinzessin von Zelle, Warbeck, das Schiff, Polizei und Kinder des Hauses, ermöglichte es Arnold innerhalb des enger gezogenen Vortragsrahmens diese Entwürfe in anschaulicher Weise zu charakterisieren und von diesen Plänen aus Schillers ganzes dramatisches Schaffen zu beleuchten. Schillers Dramen, deren Betrachtung Karl Weitbrecht bereits vor vier Jahren ein eigenes Buch gewidmet

[45]) Sammlung gemeinnütziger Vorträge; herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 270. Prag 1901 (Kommissionsverlag Fr. Haerpfers Buchhandlung).

hat (vgl. XIII, 330), werden auch in seiner neueren theoretischen Untersuchung über die Bedingungen von Stoff und Handlung, die Wichtigkeit der Charaktere, die Kompositionsgesetze und Sprache des Dramas naturgemäß fortwährend als Beispiele angezogen.[46]) Gleich im ersten Abschnitt, in dem er als das Wesen des dramatischen den Willenskonflikt bezeichnet, exemplifiziert er auf die Einleitungsszene der „Räuber". Wie hier nicht die Thatsache und der Inhalt des Briefes unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen, sondern die Frage, was Franz mit diesem Briefe beabsichtige, und was dann wieder Karl wollen werde, so sei stets im Drama das Wesentliche „nicht eine äußere Begebenheit als solche, vielmehr ein menschliches Wollen, das sich in irgend einer Weise an der Begebenheit entfaltet, sei's als ihre Folge, sei's weiterhin als Veranlassung von neuen Begebenheiten". Dies Wollen müsse aber auf Widerstand stoßen. Der Abfall der ganzen Friedländischen Armada zu den Schweden z. B. gäbe nur den Gegenstand für einen epischen Bericht. Erst durch Oktavios Eingreifen, das Wallensteins Willen durchkreuzt, entstehe ein dramatisches Spiel. Der Stoff allein ist selten an sich dramatisch. Goethe sah in der Tellsage eine Reihe von Begebenheiten und Massenkämpfen, nicht sonderlich geeignet, „die Prozesse des Willens und seiner Konflikte im Werden zu zeigen". Erst der geborene Dramatiker Schiller habe in den schwierigen und widerspenstigen Stoff eine dramatischen Gestalt hineingeschaut (S. 75). „Er bildete eine dramatische Handlung, die nicht auf die Willenskonflikte eines Einzelnen oder Weniger gestellt ist, sondern auf den Willen eines ganzen Volkes; und dieses legt sich wieder in eine Anzahl von typischen Vertretern auseinander, von denen jeder seine besonderen Konflikte hat, die aber alle wieder zu einem großen Gesamtkonflikt hindrängen." Weitbrecht fordert auf zur Vergleichung des „Wilhelm Tell" mit Hauptmanns „Florian Geyer" (vgl. XII, 178), um einen Maßstab für Schillers Umsetzung epischer Massenkämpfe in dramatisches Spiel zu gewinnen. Was Schillers dramatische Kunst in „Verdichtung eines riesig umfangreichen Rohstoffes in eine unglaublich knappe dramatische Handlung"

[46]) Das deutsche Drama. Grundzüge seiner Ästhetik. Berlin 1900 (Harmonie. Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst).

zu leisten vermochte, zeige sein „Wallenstein". Ausführlich legt Weitbrecht diese organisierende Phantasiethätigkeit in Ausscheiden und Neuerfinden an „Maria Stuart"[47] dar (S. 90—97), während er an „Don Karlos" erläutert, wie weit dem Dichter ein Abweichen von der Geschichte gestattet sei (S. 139). Der historische Karlos-Charakter wäre für das Drama unbrauchbar gewesen. Nur soweit der Held durch seinen Willen zu interessieren vermöge, sei er ein dramatischer Charakter. Karl Hauptmann („Aus meinem Tagebuch") hat die allgemeine Definition gegeben: „Charaktere sind Kampfgrößen". Aus dieser Anschauung heraus tadelt Weitbrecht denn auch den Goetheschen Egmont, der ohne sein eigentliches Zuthun in Konflikte gerät, während er Hamlet gegen die Goethesche Erklärung der Willensschwäche nachdrücklichst in Schutz nimmt. Aber nicht blos die energische Anspinnung des Willenskonfliktes, sondern auch ihre Steigerung obliege dem Dramatiker. Während bei Wildenbruch z. B. der kräftige Einsatz des ersten Aktes sich bald abstumpfe, habe sich Schiller schon in seinen „Räubern" durch Überbietung der ersten Akte im vierten und fünften als der geborene Dramatiker erwiesen. Nur in der „Jungfrau von Orleans" gewahrten wir ein übles Nachlassen, woran die Durchlöcherung des strengen Zusammenhangs der Willensvorgänge und ihrer Folgen durch Wunder und Zufälle die Schuld trage. Der Abneigung gegen die romantische „Jungfrau von Orleans" hatte Weitbrecht schon in seinem früheren Buche Ausdruck gegeben. Ich vermag ihm hierin so wenig beizupflichten, wie bei seiner ungerechten Verdammung Sudermanns, wie seiner Behauptung (S. 245), im Drama sei jedes überflüssige Wort schädlich, die Wirkung abschwächend. In Befolgung dieses Urteils müßte der poetische Schmuck des Dramas ja zusammenschrumpfen, wie Lessing nach seiner Theorie die Fabel ihrer breiten Behaglichkeit entkleidete. Ob man auf Sophokles und Euripides, Shakespeare, Calderon oder Grillparzer blickt, nirgends ist eine solche Beschränkung der dramatischen Rede anzutreffen. Weitbrecht

[47]) Als zehntes Bändchen seiner praktischen „Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur" hat Albert Zipper einen Kommentar zu „Schillers Maria Stuart" veröffentlicht. Leipzig 1900 (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 4113).

freilich tadelt seinem Standpunkt gemäß auch die Einführung des redseligen alten Kellermeisters bei Terzkys Bankett, wie er auch mit der Einführung von Deveroux und Macdonald als einer zu breiten Episode (S. 108) unzufrieden ist.

Aber in der Hauptsache wird Weitbrecht gerade durch die erneute Prüfung der Theorie und Technik des Dramas zu erneuter Bewunderung von Schillers gewaltigen Leistungen geführt, angesichts deren „all das Geschwätz moderner Schein- und Kleingrößen, als ob Schillers dramatische Kunst veraltet sei“, zu Boden sinkt. Und in dieser Überzeugung hat er zur Bekämpfung der Märe vom veralteten Schiller fünf seiner Schillerreden und -studien zusammengestellt,[48]) die den Nachweis führen sollen, daß Schiller „weit entfernt veraltet zu sein, geradezu wieder modern wirkt, d. h. verschiedenen wesentlichen Bedürfnissen der Gegenwart entgegenkommt und richtunggebend für die Zukunft werden kann“. Den Vortrag über Schillers „Lyrik an zwei Jahrhundertwenden“, die eigentliche pièce de résistance des Sammelbandes, haben wir bereits XVI, 474 kennen gelernt. Die „Maifestrede“, wie die beiden Reden „Von der Größe“ führen den gesunden Grundgedanken durch, daß die Quelle von Schillers dichterischer Größe im Menschen zu suchen sei. Auch die beiden andern Abhandlungen, „Schiller in der Gegenwart“ — „Der junge Schiller und das moderne Drama“ wiederholen nur oft Gesagtes. Daß Weitbrecht gegen lebende Dramatiker nicht gerecht ist, macht sich auch hier wie in seinem eben besprochenen Buche bemerkbar. Wenn er aber (S. 48) zugiebt, das deutsche Drama könne auch über Schiller hinausschreiten, vorausgesetzt, daß es genug von ihm gelernt habe, so ist der Versuch, eine solche Weiterentwickelung geschichtlich nachzuweisen, von Martin Berendt mit überraschender Kühnheit und Originalität unternommen worden.[49]) An heftigem Widerspruche wird es Berendt nicht fehlen, und auch ich selbst bin weit davon entfernt, ihm in allem zuzustimmen. Allein wenn mich auch die Verdammungs-

[48]) Schiller und die deutsche Gegenwart. Stuttgart 1901 (Verlag von Adolf Bonz und Co.).

[49]) Schiller—Wagner. Ein Jahrhundert der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas. Berlin 1901 (Verlag von Alexander Duncker).

edikte, die gegen mich losdonnerten, als ich 1893 zuerst für Richard Wagner den ihm gebührenden Platz in der Litteraturgeschichte forderte, nicht im Geringsten zu beirren vermochten, so gewährt es mir doch Genugthuung, den seitdem überraschend schnell sich vollziehenden Fortschritt zu einer gerechteren, zur geschichtlich allein zutreffenden Auffassung von Wagners Stellung in der deutschen Litteraturgeschichte zu beobachten. Freilich mußte angesichts der französischen Betonung des Dichters Wagner, wie sie z. B. von Alfred Ernst (l'œuvre poétique de R. Wagner 1893), H. Lichtenberger (R. Wagner poète et penseur 1898), J. G. Fresson (l'esthétique de R. Wagner 1893) verkündet wurde, es allmählich auch den Litteraturgeschichtschreibern in Deutschland dämmern, daß sie mit der bisher geforderten Aussperrung des größten deutschen Dramatikers aus der deutschen Litteraturgeschichte nicht lange mehr Glück haben dürften. „Der Sonnenaufgang läßt sich nicht verhängen." Und die Hoffnung auf fernere erfolgreiche Abweisung des bloßen Musikers Wagner mußte um so mehr schwinden, als bereits von Seiten der Schule mit Nachdruck die Berücksichtigung des Dichters Wagner in der Litteraturgeschichte gefordert wurde (Rudolf Merklein, „R. Wagner und das Gymnasium" 1893; Alex. Wernike, „Gebührt Wagner ein Platz in der deutschen Litteratur?" 1898 in der „Zeitschrift für deutschen Unterricht" und „Wagner als Erzieher" 1899). Andererseits muß die geschichtliche Betrachtung Wagners immer wieder auf Lessing und Schiller, Goethe, die Brüder Grimm und romantische Dichter wie Fouqué und Hoffmann zurückführen. Und wäre es nur Schillers oft angeführte Briefstelle vom 29. Dezember 1797 über sein Vertrauen zur Oper, aus der das Trauerspiel in einer edlern Gestalt sich loswickeln sollte, so müßte sie allein schon veranlassen, dem Verhältnis von Wagners dramatischem Schaffen zu Schillers Dichtung nachzuforschen. Dies hat denn Berendt gethan, indem er die verbindende Linie zwischen den beiden Höhepunkten in der Entwickelung des deutschen Dramas, Schiller und Richard Wagner, gezogen hat.

Obwohl Berendt erwähnt, daß von Wagner 1871 die berechtigte Selbständigkeit des bloßen Wortdramas neben dem musikalischen Drama ausdrücklich betont worden sei, und obwohl er

selbst auf die Zukunft dieses rezitierenden Dramas Hoffnungen setzt, zeigt er sich ihm in der Vergangenheit nicht ganz gerecht. Überblicke ich die Gesamtheit von Wagners eigenen Äußerungen über Schillers Dramen, so lautet das Urteil viel bewundernder, keineswegs so bedingt und blos teilweise anerkennend wie bei Berendt. Wie es zu des Meisters Ärger früher unter seinen Anhängern Leute gab, die durch ihre Begeisterung für die Wagnerische Musik zu Verkennung der Größe und Verdienste seiner musikalischen Vorgänger verleitet wurden und dadurch den lauernden Feinden der guten Sache erwünschte Angriffsziele schufen, so scheint mir Berendt auf einem gefährlichen Wege, wenn er in Wagners Werken die Vollendung, in denen Schillers „nur einen ersten kühnen Versuch" zur Schaffung des deutschen Dramas sehen will (S. 39). Vor solchem Mißgriff möchte ich bei aller sonst dem Buche zu zollenden Anerkennung doch aufs ernstlichste warnen. Zweifellos stoßen wir bei Schiller auf Szenen, in denen das pragmatisch-historische nicht im rein poetisch-menschlichen aufgegangen ist. Z. B. in der Staatsratssitzung in „Maria Stuart" wird nur eine außergewöhnlich gute Darstellung hinwegzutäuschen vermögen über diesen peinlichen Stoffrest. Aber Berendts grundsätzliche Verurteilung des historischen Dramas wird mir durch derartige Schwächen noch nicht annehmbar. Er feiert einerseits Schiller als den ersten Bahnbrecher und Pfadfinder des neuen dramatischen Prinzips (S. 116), dessen siegreiche Vollendung er bei Wagner findet, und führt gleichzeitig die Schwäche von Meyerbeers historischen Opern auf die Theatermache zurück, mit der Schiller den Konflikt zwischen dem historischen und idealen Element zu verdecken suche (S. 101). Während er bei Betrachtung der zwischen Schiller und Wagner auftretenden bedeutendsten Dramatiker auf Grillparzer mit verständnisvoller Liebe eingeht, begeht er an Hebbel die Vergewaltigung, ihn dem jungen Deutschland einzureihen (S. 87). Berendts Urteile über Hebbel fallen infolgedessen völlig ungerecht und verkehrt aus. Er sieht in Hebbels Dramen die Zeichen einer politischen Verfallzeit, während sie thatsächlich ähnlich wie Wagners Werke Zeichen der dem politischen Aufschwunge zustrebenden Erneuerung des deutschen Volksgeistes sind. Berendt macht sich in seinem Buche

überhaupt einer bedenklichen Geschichtskonstruktion schuldig. Den Zusammenhang zwischen dem entscheidenden Siege des Wagnerischen Gesamtkunstwerks im Jahre 1876 und dem Jahre 1870, „Deutscher Kunst und deutscher Politik“, kann nur blinder Haß oder gehässige Blindheit leugnen. Aber wie die Schaffung von Wagners Werken in die Vorbereitungsperiode unserer nationalen Einigung fällt, so sind Schillers „Jungfrau“ und „Tell“ schon Vorboten des Geistes, der, von den Staatsleitern freilich nicht geahnt, in der Jugend erwacht war und 1813 zur rettenden That ward. Berendt behauptet dagegen: die politische Erniedrigung Deutschlands im letzten Jahrzehnt von Schillers Leben habe ein wirkliches Drama unmöglich gemacht, während für Schillers Jugenddramen noch in den Thaten Friedrichs des Großen die einem lebendigen Drama nötige Grundlage vorhanden gewesen war (S. 30). Das eine ist so wenig zutreffend wie das andere. Und widerspricht sich nicht Berendt selbst, wenn er für Schillers Werke in den achtziger Jahren diese Nachwirkung des großen Preußenkönigs entscheidend hinstellt, für die dramatische Schwäche von Goethes Dramen in den siebziger Jahren aber die politischen Zustände Deutschlands verantwortlich macht und die Litterarhistoriker tadelt, die von einem persönlichen Mangel Goethes an dramatischer Begabung sprechen (S. 24)? Diesen persönlichen Mangel hat doch bereits Schiller in Briefen an den Freund hervorgehoben und Goethe selbst anerkannt. Aber auch Berendt selbst, der uns S. 13 eine begeisterte Schilderung des sieghaften Jünglings Wolfgang entwirft, erkennt diesen persönlichen Mangel Goethes an, wenn er sagt, Goethe habe in einer freieren Form, die über die Grenzen des Bühnendramas hinausging, seine mächtigen Gefühle ausgeströmt. So sei der „Faust“ dem Gehalte nach das bedeutendste deutsche Drama geworden (S. 114), aber „eine dramatische Behandlung des dramatischen Stoffes war darin von vornherein aufgegeben“ (S. 15).

Der Vollendung der deutschen Poesie in Goethes Lyrik stellt Berendt (S. 28) schön und treffend Schiller gegenüber, der sofort mit der ganzen Glut seines Wesens, mit seinem innersten Denken und Fühlen sich in das aufgeregte politische Leben vertiefte und in dem für die Bedürfnisse der Bühne zugeschnittenen Drama sich

bethätigte, während alle anderen Formen der Poesie für ihn nur Nebenwerk und Erholung waren. Während Goethe seine geschichtlichen Helden nur durch die allgemeinen Umrisse der Historie einengte (S. 35), habe Schiller den historischen Stoff in voller Breite entwickelt und durch diese unpoetische Helle des Staatslebens und der bürgerlichen Gesellschaft seien seine Gestalten verhindert, ihre rein menschliche Natur in all ihrer Herrlichkeit und Furchtbarkeit auszuleben. Diesem Tadel Berendts gegenüber will ich nur erinnern, wie begeistert Richard Wagner gerade diese breite Schilderung des historischen Milieus in Schillers „Don Karlos“ gepriesen hat. Selbst Shakespeare habe die von Schiller hier beschrittene Sphäre des Erhabenen nicht gekannt. In welcher Sprache der Welt, bei Spaniern, Italienern oder Franzosen, fänden wir Menschen aus den höchsten Lebenssphären in den höchsten und zartesten Affekten mit solch vornehmer, menschlich adeliger Natürlichkeit wie bei Schiller? Beim „Wallenstein“ findet freilich auch Richard Wagner, daß Schiller durch die Sprödigkeit des geschichtlichen Stoffes hier es nicht mit Shakespeares historischen Dramen aufnehmen könne. Und gegen den „Wallenstein“ hegt denn auch Berendt die meisten Bedenken. Bei seinen Angriffen geht er indessen zum Teil von ganz falschen Voraussetzungen aus. Niemals hat Schiller daran gedacht, Wallenstein zum Träger des Kampfes der freien, genialen Persönlichkeit und lebendiger Fortentwickelung gegen erstarrte Tradition zu machen (S. 49 und 56), und deshalb fiel es ihm auch nicht ein, Oktavio als Heuchler zu brandmarken. Angesichts des bestimmten Wortlauts von Schillers eigenen brieflichen Erklärungen geht es doch nicht an, Schiller eine ganz andere Auffassung aufzuzwingen und ihm dann vorzuwerfen, daß seine Gestaltung ihr nicht entspreche. Richtig dagegen hat Berendt aus Wallensteins Geständnissen V. 3420/54 und 3656/60 herausempfunden, daß in Wallensteins rücksichtsloser Abweisung von Max' und Theklas Herzensbund ein tragischer Zug enthalten ist (S. 51), er mit dieser Wegstoßung des Freundes sich selbst vernichte. Auch die Parallele des Kampfes zwischen Liebe und Ehrenpflicht bei Corneilles Cid und Schillers Max Piccolomini (S. 46) ist Berendt wohl gelungen, und ansprechend ist auch seine Ausspinnung des Gedankens, daß

wir Egmonts Klärchen uns ebenso handelnd vorstellen könnten wie Beethovens Leonore (Fidelio).

Die Gegenüberstellung Shakespeares und Schillers, die bei Berendt zu Gunsten Shakespeares ausfällt, hat der neueste Herausgeber des „Makbeth“ [50]) bezüglich der Komposition der „Räuber“ und des „Makbeth“ durchgeführt. Während „König Lear“ darunter leide, daß die Katastrophe der Haupthandlung von der Nebenhandlung gleichsam erdrückt würde, zeigten die „Räuber“ gleich dem „Makbeth“ die kraftvolle Herausarbeitung der beiden Höhepunkte, die Doppelschuld von Franz und Karl im ersten und die Katastrophe beider Brüder im letzten Aufzug. Die Gefahr, daß die dazwischen liegenden Akte abflachten, habe aber Schiller trotz der Glanzpunkte des Abends am Donauufer, der Kosinskiepisode, des Wiedersehens Karls und Amalias, der Entdeckung des eingekerkerten alten Moors nicht ganz überwunden. Die Flügelkraft der anfangs so gewaltig dahinstürmenden Handlung erlahme in der Mitte merklich. Die im Zusammentreffen Karls mit Amalia liegende Gelegenheit für eine großartige, die Umkehr bezeichnende Wirkung durch gegenseitiges Erkennen, dieser Einschnitt mit dem Höhepunkte sei von Schiller nicht ausgenützt, wie es von Shakespeare geschah im Ausbruch von Lears Wahnsinn, in Makbeths Enthüllung seines bösen Gewissens beim Auftauchen von Banquos Geist. Wenn Konrad den ästhetisch unklaren Naturalismus der Pförtnerszene und das scheußliche Abschlachten der Familie Makduffs vor unseren Augen tadelt, so hätte man dabei ein anerkennendes Wort für Schillers Umgestaltung, beziehungsweise Weglassung der Auftritte erwartet. Aber in der ganzen umfangreichen Einleitung ist Schillers Makbethbearbeitung so wenig erwähnt, wie in Fr. Theodor Vischers Othello-Vorlesungen der Othello-Bearbeitung Schillers gedacht ist. Dagegen hat Vischer bei der im gleichen Bande [51]) enthaltenen

[50]) Shakespeares Macbeth, übersetzt von Friedrich Theodor Vischer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Hermann Conrad. Stuttgart 1901 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).

[51]) Vorträge von Fr. Theodor Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. Zweite Reihe: Shakespeare-Vorträge. III. Band: Othello. König Lear. Stuttgart 1901 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger)

Einleitung zu „König Lear“ das Symbolische im Haidesturm Shakespeares und dem Unwetter, das nach Tells Gefangennehmung hereinbricht, mit einander verglichen. Bei beiden Dichtern versinnbildlicht sich im Aufruhr der Natur der in der sittlichen Welt ausgebrochene Zwiespalt, wie Schiller dies seinen Fischer Rudi auch unmittelbar aussprechen läßt.

Das Verhältnis Schillers zu Shakespeare wird man, so viel auch darüber schon gesagt worden ist, stets von neuem mit Nutzen untersuchen, denn alle Fragen dramatischer Technik, die Abhängigkeit des Genies von seinem Volke und seiner Zeit, alles drängt hier zur Erörterung. Dagegen erscheint nach Gustav Reinhards eingehender Untersuchung (vgl. XVI, 410) eine nochmalige Erörterung von Schillers Einflüssen auf Theodor Körner, wie Rudolf Nagl sie bietet[52]), recht überflüssig. Nagl erinnert bei der „Sühne“ an Schillers wiederholte Behandlung des Motivs der feindlichen Brüder und Fieskos irrtümliche Ermordung der eigenen Gattin, bei Körners „Hedwig“ an Schillers Räubermotiv, bei Eleonore in Körners „Rosamunde“ an die Königin Isabeau in der „Jungfrau“ und vergleicht die Liebespaare in „Zriny“ und „Wallenstein“. Etwas komisch berührt Nagls wiederholte Versicherung, daß zur Überschätzung von Körners Dramen seitens seiner Zeitgenossen vor allem Goethes lobende Urteile beigetragen hätten, Urteile, die doch erst in den siebziger Jahren bekannt geworden sind. Bei Körners „Sühne“ wirft Nagl die Frage auf, ob wir es hier mit einer Schicksalstragödie wie angeblich auch bei der „Braut von Messina“ und der „Ahnfrau“ zu thun hätten; die „Braut“ stelle sich nach seiner Meinung bei genauerer Prüfung als eine Charaktertragödie heraus mit Beatrice als Heldin des Stückes. Eine Charaktertragödie ist nun Schillers antikisierendes Drama von den feindlichen Brüdern gewiß nicht. Die eingehende historische Untersuchung, die allein über Schillers Anteil und Beförderung an der Schicksalsidee im

[52]) Theodor Körner als Dramatiker mit besonderer Berücksichtigung Schillerschen Einflusses. 35. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymnasiums. Stockerau 1900 (Im Selbstverlage des Landes-Real- und Obergymnasiums).

modernen Drama Antwort geben kann,[53]) hat in mustergiltiger Weise Jakob Minor im neunten Bande des Grillparzerjahrbuchs geliefert in seiner Studie „Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und zu Grillparzers Ahnfrau". Minor weist das Anwachsen der fatalistischen Ideen, die schon bei Andreas Gryphius auftauchten, im 18. Jahrhundert nach. In Lessings „Horoskop" sei das Motiv der leidenschaftlichen Nachfrage zu eigenem Unheil aus „König Ödipus" verwendet, wie es nach Arnold auch in Schillers Plan zu „Narbonne" („Kinder des Hauses") im Mittelpunkte wirkte. Goethe fügt in der letzten Fassung der „Iphigenie" noch das fatale Requisit ein, „jenen alten Dolch, der grimmig schon in Tantals Haus gewütet". Besondere Bedeutung schreibt Minor mit Recht Herders Aufsatz „Das eigene Schicksal" im dritten Horenstücke zu, während er Goethes Aufsatz „Shakespeare und kein Ende" von 1814 zu Goethes schwächsten Arbeiten verweist. Epochemachend dagegen nennt er die dichterische Verwendung der Schicksalsidee in den „Xenien" (Nr. 407). Zwar der „Wallenstein" sei, soviel Schiller auch während der Arbeit vom Schicksal sprach, doch keine Schicksalstragödie, weil in ihm „der Glaube an das Schicksal oder an seinen Spruch nur die Meinung der handelnden Personen ist,[54]) die durch den Verlauf der Begebenheiten widerlegt wird". Auf Grund der Prüfung seines umfangreichen Materials kann Minor die Definition aufstellen, Schicksalsdrama sei jene Tragödie, „in welcher das Schicksal als eine personifizierte Macht, die Ereignisse vorausbestimmend und thätig bewirkend, gedacht ist". Diese Ideen hatten, wenn sie auch erst zwischen 1815 und 25 das deutsche Drama beherrschten, sich doch schon vor der „Braut von Messina" in der deutschen Dichtung festgesetzt, wie Arnold in seinem Vortrag über Schillers dramatischen Nachlaß (s. o.) denn auch Schillers

[53]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigiert von Karl Glossy. Neunter und zehnter Jahrgang. Wien 1899 und 1900 (Verlag von Karl Konegen).

[54]) Der an Herders Worte anklingende Vers 962: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne" wird übrigens nicht, wie Minor angiebt, von Buttler, sondern von Illo gesprochen; der gleiche Gedanke kehrt wieder in den „Pikkolomini" V. 1840 und in der „Jungfrau von Orleans" V. 2821, wie er schon in Goethes „Iphigenie" V. 493/4 sich vorfindet.

Entwurf zu einem zweiten Teile der „Räuber" ohne weiteres als Schicksalstragödie in Anspruch nimmt. Minor macht aufmerksam, daß einerseits das erste Hervortreten der Schicksalsidee zeitlich mit dem Rückgang der Aufklärung zusammenfalle, derselben Wurzel, wie die Romantik entstamme, anderseits ein Widerspruch klaffe zwischen Schillers Kantianismus, der die Freiheit des Menschen predige, und dem Dichter, der im „Ring des Polykrates", in „Hero und Leander", in „Kassandra" und der „Braut von Messina" alle Herzen unter des furchtbaren Schicksals Gewalt beuge. Aber Schiller verstehe es eben auch, das große gigantische Schicksal fühlbar zu machen, wo die Müllner und Houwald mit blind tückischen Zufällen, kleinlichsten und verlegensten Mitteln Kasuistik und Kriminalistik treiben. Selbst Schillers Auffassung des fortwirkenden Fluches in der „Braut" baut sich auf dem Stammescharakter auf (S. 62) und unterscheidet sich von der Fluchwirkung bei Müllner und Werner. Goethes Anteil an der Entstehung von Werners „Vierundzwanzigstem Februar" wird von Minor unter Heranziehung der stofflich verwandten Stücke von Lillo und Moritz eigens erörtert (S. 54).

Die Frage nach der dramatischen Verwertung der Schicksalsidee wird auch im zehnten Bande des Grillparzerjahrbuchs gestreift in Alfred von Bergers Aufsatz „Das Glück bei Grillparzer", doch ohne vergleichenden Ausblick auf Schillers Gebrauch des Wortes und Begriffes. Dagegen verweist Fr. Jodl in der Untersuchung von „Grillparzers Ideen zur Ästhetik" wiederholt auf Übereinstimmungen und Gegensätze zu Schillers ästhetischen Schriften hin. Einen mittelbaren Beitrag zu Grillparzers Verhältnis zu Goethe und Schiller liefert der verdienstvolle Leiter der „Chronik des Wiener Goethevereins" Rudolf Payer von Thurn in einer sehr interessanten Studie über die Beziehungen des auf Grillparzer einflußreichsten seiner Wiener Freunde, über „Josef Schreyvogels Beziehungen zu Goethe". Diese Beziehungen, wie sie während Schreyvogels Aufenthalt in Jena und Weimar sich gestalteten, waren keineswegs freundlicher Art. Als entschiedener Gegner der Romantiker trat Schreyvogel auch ihrem Beschützer und verehrten Meister Goethe polemisierend gegenüber. Wir erhalten erläuterte

Auszüge aus Schreyvogels verschiedenen Aufsätzen, die sich gegen Wilhelm Meister und Goethe richten. Aber als thatsächlicher Leiter des Burgtheaters hat Schreyvogel durch seine Bemühungen, Goethes Dramen neben denen Schillers in Wien einzubürgern[55], sich über solche Parteigegensätze erhoben. Hat doch auch Eduard v. Bauernfeld[56] die Mahnung Schreyvogels, sich dem modernen Drama zuzuwenden, dahin kommentiert: „Ein Junger, der wahrhaftig lebendig ist, lauscht dem Pulse der Zeit und giebt ihr, was sie bedarf: so hat Goethe zu seiner Zeit gethan und jeder wahre Dichter. Auf Goethes Wegen muß es weiter gehen, oder es geht gar nicht.“ Mit dem „Götz von Berlichingen“ berührte sich Bauernfeld in seinem „Franz von Sickingen“ (1849), dessen Schwester in der Schlußvision den Helden wie Klärchen ihren Egmont auf die Zukunft verweist, und in den „Bauern von Weinsberg“ (1863). Motive aus Goethes „Geschwistern“ ließ Bauernfeld in seinen „Geschwistern von Nürnberg“ (1824) wieder aufleben und Lenz' „Soldaten“ suchte er 1863 zu einem Bühnenstücke umzugestalten. Gerade mit dieser Arbeit schloß er sich dem von Schreyvogel so erfolgreich gegebenen Beispiele der Umarbeitung älterer Lustspiele an. Von Schreyvogels zweiaktigem Lustspiele „Die Witwe“, das Schiller auf die Empfehlung des Weimarer Professors Fr. Schulz hin in das Schlußheft der „Neuen Thalia“ aufgenommen hatte, rühmte Schulz, „Die Witwe“ scheine ihm gleich hinter Goethes „Geschwistern“ einen Platz zu verdienen. Die Zeilen von Schulz wie Alxingers Brief an Schiller vom 17. März 1796, mit dem er seinen Freund Schreyvogel als Dolmetscher seines Herzens bei Schiller einführt, hat W. Vollmer in seiner Ausgabe des Schiller-Cottaschen Briefwechsels, dieser Fundgrube für die Schillerlitteratur, abgedruckt. Den Empfang von Alxingers Brief, dem auch ein Beitrag für die „Horen“ beilag, verzeichnet Schillers Kalender

[55]) Rudolf Lothar, das Wiener Burgtheater. Leipzig, Berlin und Wien 1899 (Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie). Dichter und Darsteller herausgegeben von R. Lothar. 2. Band.

[56]) Emil Horner, Bauernfeld. Leipzig, Berlin und Wien 1900 (Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie). Dichter und Darsteller herausgegeben von R. Lothar. 5. Band.

unterm 21. März. Schreyvogel selbst ist weder in Ernst Müllers kommentierter Ausgabe des Kalenders noch als Schillers Besucher in den „Regesten" genannt, mit denen Ernst Müller der Schillerlitteratur eine höchst erwünschte und nützliche Gabe beschert hat. Ich erinnere mich, wie Fr. Zarncke schon vor 22 Jahren mir gegenüber die Notwendigkeit solcher Regesten für Goethes Leben und Werke betonte. Ernst Müller wird im Vereine mit andern uns binnen Kurzem auch dies seit langem gewünschte Buch liefern, nachdem er allein die gleiche Aufgabe für Schiller in ganz vorzüglicher Weise gelöst hat.[57]) Gleichsam das Knochengerüst einer vollständigen Biographie ist hier soweit wie möglich mit Schillers eigenen Worten gegeben mit einer bei ausgeführten Biographien unerreichbaren reinen Sachlichkeit. Erlebnisse, die Abfassung von Dichtungen und Briefe können wir Monat für Monat, oft Tag für Tag rasch feststellen und überblicken. Die Übersichtlichkeit würde noch gewinnen, wenn in der zweiten Spalte die Arbeiten Schillers durch gesperrten oder Fettdruck hervorgehoben würden. In den als Fußnoten gegebenen allgemeinen Litteraturtafeln ist mit ebenso umfassender Kenntnis wie gutem Takte die unvermeidliche Auswahl getroffen worden. Zum 15. Dezember 1780 möchte ich bemerken, daß nicht die Privatpraxis, sondern nur ihre Ausübung in Zivilkleidern dem Regimentsmedikus verboten wurde. Heinrich Voß ist am Weimarer Gymnasium wohl Professor, aber nicht der Nachfolger des Direktors Böttiger geworden (S. 166). Man braucht Müllers Arbeit nicht erst Verbreitung zu wünschen; sie wird sich von selbst als ein ebenso zuverlässiges wie rasch unentbehrlich werdendes Hilfsmittel bei Lehrern und Lesern einbürgern.

Für das Jahr 1779 verzeichnet Müller die Einfügung deutscher Litteratur und Sprache in die Prüfungsfächer der Militärakademie. Über diesen „deutschen Unterricht an der Karlsschule" hat Gustav Hauber in der Fortsetzung seiner Mitteilungen aus

---

[57]) Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Mit einem kurzen Überblick über die gleichzeitige Litteratur. In tabellarischer Anordnung bearbeitet. Leipzig 1900 (R. Voigtländers Verlag).

den Akten der Militärakademie (vgl. XV, 128) berichtet.[58]) Ein deutscher Unterricht, wie er den Forderungen der Gegenwart entsprechen würde, konnte natürlich trotz der 1779 erfolgten Anstellung von Karl August Göriz als eigenen Lehrers für deutsche Sprache und Litteratur an der herzoglichen Bildungsanstalt so wenig wie sonstwo erteilt werden. Aber auf die Ausbildung des deutschen Stils wurde immerhin besondere Rücksicht genommen, so daß Schiller darin in keiner anderen Schule größere oder nur gleiche Förderung erfahren hätte. Von dem XV, 110 und XVI, 223 besprochenen, angeblichen Schillerfunde glaubt Hauber, daß wir es in diesem Aufsatze über den „Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“ wirklich mit einer Arbeit Schillers zu thun hätten, deren Thema von Abel 1776 in seinen philosophischen Vorlesungen gestellt worden sei. Daß der deutsche Unterricht bei den Zöglingen der Militärakademie nicht das Schreiben eines reinen Hochdeutsch zur Folge hatte, beweisen auch die reichlichen Zusammenstellungen von Fr. M. E. Kasch über „Mundartliches in der Sprache des jungen Schillers“.[59]) In alphabetischer Folge verzeichnet Kasch im ersten Teile seiner Arbeit Schillers mundartlichen Wortgebrauch,[60]) um dann im zweiten die Laute, im dritten die Formen zu besprechen. In der Hauptsache beschränkt er sich auf die in den ersten fünf Bänden der Goedekeschen Ausgabe enthaltenen Werke; Briefe sind auch aus der späteren Zeit herangezogen. Ebenso sind vergleichsweise Dichtungen von Weckherlin, Haug, Schubart, Uhland benutzt. Auf die Unterscheidung von schwäbischen mit allgemeinen oberdeutschen Eigenheiten ist dabei kein Gewicht gelegt. Mit Schillers Arbeiten bis zum Eintritt in Weimar beschäftigen sich auch die „Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers“

[58]) Sonderabdruck aus dem IX. Bande von Kehrbachs „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Bildungs- und Schulgeschichte“. Berlin 1899 (A. Hofmann und Comp.)

[59]) Inaugural-Dissertation. Greifswald 1900.

[60]) Ein neues Hilfsmittel für die Feststellung des Sprachgebrauchs des jungen Schillers bietet Hermann Fischer in seinem „Schwäbischen Wörterbuch“, dessen erste Lieferung soeben ausgegeben wurde. Tübingen 1901 (Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung).

von Fritz Jonas.[61]) Gerade der sprachliche Ausdruck der Gedichte der ersten und zweiten Periode wird durch Parallelstellen aus den Dramen und Briefen wie aus Gedichten der Reifezeit in höchst dankenswerter Weise erläutert. Von den 83 Gedichten der „Anthologie" nimmt Jonas 68 für Schiller in Anspruch, da er davon ausgeht, daß Schiller in seiner Selbstrezension der Anthologie nur eigene Gedichte, nicht die seiner Mitarbeiter besprochen habe und alle die gleiche Chiffer wie die kritisierten Gedichte tragenden Beiträge auch dem gleichen Verfasser, also Schiller angehörten. Die Erklärungen, auf deren Einzelheiten ich aus Raumrücksichten nicht eingehen kann, bewähren überall die prüfende Sorgfalt und kenntnisreiche Selbständigkeit des Herausgebers der langersehnten kritischen Ausgabe der Schillerbriefe. Das „Plaudite!" in der Elegie auf J. Chr. Weckherlin geht zurück auf die bekannte Anekdote über den Lebensausgang des Kaisers Augustus. Für die Kennzeichnung der Lauragedichte (S. 41) wäre in erster Linie doch auf ihre weitaus beste Charakteristik in Schillers „Jugend- und Wanderjahren" von Kuno Fischer (vgl. VII, 415) zu verweisen gewesen. Auf Kuno Fischer und seine Schilderung von Schillers Philosophie in erster Reihe, dann aber auf so vieler Fachmänner schwerwiegendes Urteil möchten wir uns denn auch berufen, wenn im Gegensatze zu ihnen F. Volkmann bei erneuter Betrachtung der Briefe über ästhetische Erziehung, welche ja allerdings das Wesentliche von „Schillers Philosophie"[62]) enthalten, herausfinden will, daß der Wert von Schillers philosophischen Schriften ausschließlich in der vollendeten Ausdrucksform und dem belebenden Schwunge poetischer Begeisterung liege. Ist schon Kants ganze Transcendentalphilosophie nach Volkmanns Ansicht voller Irrtümer (S. 23), so fördere Schillers Aufstellung unerreichbarer Ziele erst recht um keinen Schritt. Ob Volkmanns eigene Darlegung über die erziehenden Eigenschaften der Philosophie besseres bietet als Schillers Briefe, scheint mir weder durch den kritischen noch durch den positiven Teil seiner Schrift erwiesen. Gegenüber Volkmanns Optimismus, mit dem er das Bestehen roher, kunst-

[61]) Berlin 1900 (Druck und Verlag von Georg Reimer).
[62]) Berlin 1899 (Verlag von Fritz Rühe).

feindlicher Triebe in den breiteren Massen, vor denen Schiller als Zeitgenosse der französischen Revolution warnte, durch den Fortschritt des 19. Jahrhunderts für überwunden erklärt, sei nur an Zolas Schilderung in ‚L'Assommoir' erinnert, wie Coupeaus Hochzeitsgesellschaft die Kunstschätze des Louvre durchwandert.

Bei Erörterung der „Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert" gesteht Rudolf Steiner,[63]) daß Schiller in seinen „Briefen über ästhetische Erziehung" ausgesprochen habe, wonach sich am Ende des 18. Jahrhunderts die Richtung des menschlichen Handelns bestimmte (S. 15). Die Romantik habe, indem sie die ganze Welt zu einem Reiche des Künstlerischen machen wollte, nur Schillers Satz aus den ästhetischen Briefen, der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spiele, bis zu seinen äußersten Konsequenzen verfolgt (S. 74). Daß die Romantik zugleich eine Gegenströmung zu Fichtes Weltanschauung bilde, scheint mir nicht blos an sich eine sehr anfechtbare Behauptung Steiners (S. 73); er widerspricht ihr auch selbst, indem er zwei Seiten darauf die Romantiker bezeichnet als die Erben des Fichteschen Gedankens von der Einzigkeit des Ich. Um so treffender ist Steiners Beobachtung, daß die Romantiker mit ihrem Wunsche, den Menschen so frei wie möglich erscheinen zu lassen, zwar das Bekenntnis Goethes und Schillers, denen wir den innigen Bund zwischen Dichtung und Weltanschauung verdanken, aufgegriffen hätten. Allein Goethe habe durch Erforschung der Gesetzmäßigkeit der Natur, von deren Notwendigkeit auch die höchsten Kunstwerke Zeugnis ablegten, Schiller durch unablässiges philosophisches Denken feste unerschütterliche Grundlagen für ihre Anschauungen geschaffen, während die Romantiker mit einem Satze in das Land der ästhetischen Freiheit sprangen. Seine Überzeugung von dem schroffen Gegensatze in Goethes Erfassen der Erscheinungen und Kants Denken hat Steiner bereits in seinem Buche über „Goethes Weltanschauung" (vgl. XIII, 302 f.) verteidigt. Wenn er das erste Kapitel seines neuen Werkes überschreibt, „Das Zeitalter Kants und Goethes", so bekennt er zwar, daß „von

[63]) Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwickelung. Band XIV und XIX. Berlin 1900 und 1901. (Verlag Siegfried Cronbach).

Kant und Goethe[64]) eine Weltanschauungsgeschichte des 19. Jahrhunderts ihren Ausgang nehmen muß", allein er wiederholt auch, daß die Kantische Auffassung der Welt in allen wesentlichen Dingen den Gegensatz zu der Goetheschen bilde (S. 35 u. 44). Goethes günstige Urteile über den Königsberger Philosophen dürften uns darüber nicht täuschen. Wohl habe Schiller, der als „durchaus selbständige Denkerpersönlichkeit sich seinem Anreger Kant gegenüberstellt" (S. 58), in der „zur Schönheit veredelten Tugendhaftigkeit eine Vermittelung zwischen Kants und Goethes Weltanschauung gefunden" (S. 62). Doch sei Schiller selbst seit dem Studium des „Wilhelm Meister" mehr und mehr zu Goethes Vorstellungsart hinübergezogen worden. Eine streng einheitliche Weltanschauung sei Goethe eigen. Weil er den Menschen nicht als ein Wesen neben den andern Naturgeschöpfen ansah, sondern von dem naturgeschichtlichen Zusammenhang des Menschen mit den übrigen Lebewesen ausging, sei ihm die Entdeckung des Zwischenkieferknochens geradezu Bedürfnis (S. 11) gewesen zu einer Zeit, da die zünftige Forschung der naturgemäßen Weltanschauung Herders und Goethes noch durchaus widerstrebte. Da Goethe glaubte, daß die ewigen Naturgesetze im menschlichen Geiste offenbar würden, waren für ihn die Gesetze des Menschengeistes die objektiven der Naturordnung selbst (S. 37), der Mensch ist ein Glied innerhalb dieser Rolle von Notwendigkeiten. Und aus dieser Weltauffassung gehe auch sein Glaube an die Erkenntnisfähigkeit und innere Wahrheit der Phantasie hervor (S. 69).

[64]) Goethe und Kant erscheinen auch, der eine als Wortführer der Dichter, der andere an der Spitze der Philosophen und Naturforscher in Walter Bernards dramatischem Gedicht „Morgendämmerung" (Berlin 1901 Verlag Aufklärung), einer schwülstigen und gedankenarmen Verherrlichung des großen, d. h. des 19. Jahrhunderts. Schiller ist nur stummer Begleiter Goethes; letzterem sind die Verse in den Mund gelegt:

Weltseele, komm' uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.

Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister.
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

Die früher verfochtene seltsame Meinung von einer Übereinstimmung zwischen Goethe und Hegel scheint Steiner selbst jetzt aufgegeben zu haben, wenigstens verhält er sich ablehnend gegen den 1841 in K. L. Michelets „Naturphilosophie" gewagten Versuch, Goethe und Hegel zusammenzukoppeln als Bahnbrecher einer spekulativen Physik der Zukunft und Vereiner der Spekulation mit der Erfahrung. Dagegen betont Steiner den Einfluß Goethes auf Schopenhauer in der Zeit vom Herbste 1813 bis zum Mai 1814 und geht dabei auch näher auf Goethes Farbenlehre ein (S. 126). Das unbeschränkte Selbstbewußtsein, das Schopenhauer selbst dem bewunderten und verehrten Meister gegenüber bethätigte, als dieser auf Schopenhauers Einwürfe gegen einzelne Punkte der Farbenlehre nicht eingehen mochte, hat auch Robert Saitschick als bezeichnend für Schopenhauers Charakter hervorgehoben.[65]) Gegenüber der lebendigen Vielseitigkeit Goethes, dessen Kraft im Leben, nicht im Denken lag, der sich durch keine Grenzen und Systeme einengen ließ, habe Schopenhauer, nach Saitschicks Meinung (S. 191), doppelt das Bedürfnis gefühlt, die Unabhängigkeit seiner mit energischer Bestimmtheit denkenden Natur zu behaupten. Die Laune, welche Schopenhauer abhielt, in Venedig Goethes Empfehlungsbrief an Byron abzugeben (S. 80), mag den Philosophen selbst später gereut haben. Gerade angesichts der Schilderungen von Schopenhauers, Lessings und Wagners Charakteren, die Saitschick nun seiner Seelenschilderung Goethes (vgl. XIV, 379) folgen ließ, lassen wir mit erhöhter Bewunderung das Bild von „Goethes Lebenskunst" an unserem Auge vorüberziehen, wie Wilhelm Bode in streng sachlicher Quellenerschließung es ebenso überzeugend wie anschaulich entworfen hat.[66]) Bode konnte hier zwar nicht den gelungenen Scherz wiederholen, Goethes eigene Äußerungen zu selbständig abgerundeten Reden zusammenzustellen, wie er es für Religion und Politik bereits gethan (vgl. XVI, 443), für Dichtung und andere Künste in Aussicht gestellt hat. Aber er hat aus Briefen, Gesprächen und andern Aufzeichnungen der mit Goethe Verkehrenden wie aus seinen eigenen

[65]) Genie und Charakter. Shakespeare. Lessing. Schopenhauer. Richard Wagner. Berlin 1900 (Ernst Hofmann & Comp.).

[66]) Berlin 1901 (E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung).

Werken mit Geist und Unparteilichkeit die Zeugnisse gesammelt, um Goethes Lebensgewohnheiten[67]), das bescheidene Wohnen im Gartenhaus und die Freude an Landbesitz wie seine Pflege der Geselligkeit anmutig zu schildern. Als Freund von Männern und Frauen, in seiner Ehescheu und dem innigen Verhältnis zu Christiane, wie in Liebes- und Lebenskämpfen, in seiner Sorge für Untergebne und dem treuen festen Verhalten gegen seinen fürstlichen Herrn wird uns Goethe vorgeführt. Er erscheint uns nicht blos als rastlos Schaffender, sondern als „ein Lehrer des Lernens". Tiefe, echte Frömmigkeit, die sich an die Beispiele des Evangeliums, nicht an die Dogmen der Kirchen hält, durchzieht sein ganzes Leben. Bode sind in seiner sonst durchaus zuverlässigen Schilderung ein paar kleine Irrtümer mituntergelaufen: Nicht Schiller, sondern Iffland hat das Einschleichen des vermummten Alba in Egmonts Kerker verschuldet; die S. 33 angezogene Briefstelle an Kirms kann unmöglich dem Jahre 1787 angehören. Allein, die paar Versehen beeinträchtigen in keiner Weise den Wert des ganz vortrefflichen Büchleins, dem man die weiteste Verbreitung wünschen möchte. Es wäre kaum übertrieben, wenn man diese geschickte Gruppierung und Verarbeitung von Zeugnissen als eine Ergänzung zu Hehns „Gedanken über Goethe" bezeichnen wollte. Hehn führt uns wie kein anderer in den Mittelpunkt der Goetheschen Poesie; Bodes Quellensammlung spiegelt die einfachsten wie tieferliegende Züge des Menschen Goethe wieder in einer Klarheit und Sicherheit, wie alle biographische Kunst sie nicht in gleicher Weise zu geben vermag, denn hier belehrt uns Goethe selbst über Goethes Lebensgewohnheiten und Abfindung mit den Forderungen des Tages und der Gesellschaft.

Wie Bode zu seinen Arbeiten durch die Jubiläumsfeier im Jahre 1899 angeregt wurde, so dürfen wir in ihnen in der That

[67]) Zu diesen kleinen Zügen aus Goethes Alltagsleben dürfen wir auch die neuerdings aufgetauchte Frage: „War Goethe kurzsichtig?" rechnen, um deren Lösung der Breslauer Ophtamologe Hermann Cohn in mehreren Aufsätzen sich bemüht hat, deren Ergebnis er dann zusammenfaßte in der Abhandlung „Goethes Kurzsichtigkeit und seine Lorgnetten". Dresden 1900. (Sonderabdruck aus dem vierten Jahrgang der „Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges".)

würdige und treffliche Bausteine zu dem großen Denkmal erblicken, das Goethe, wie seine Verse selbstbewußt einmal den Gegnern zurufen, sich selbst in seinen Schriften, in seinem Leben gesetzt hat. Dagegen ist Wilhelm Bölsches mit großem Anspruch auftretende Schrift „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert"[68]) nur als ein verworrenes, oft geradezu lächerliches Phrasengemenge zurückzuweisen. In ihrer gedruckten Form sind Bölsches Orakelsprüche die Verquickung einer am 26. August für die Frankfurter Arbeiterschaft gehaltenen Festrede und einem später zu Berlin im Giordano-Bruno-Bund gesprochenen Vortrage. Daß gerade den Arbeitern, die von Goethe hören wollten, in dieser Weise Steine für Brot gereicht wurden, ist ganz besonders bedauerlich. Man mag von der Art, wie in Schulreden- und Programmen oft Gesagtes über Goethe, seine Gedichte oder Iphigenie mäßig variiert erscheint, wenig erbaut sein; jedenfalls ist solche bescheidene Wiederholung noch besser als die Anmaßung, welche Worte, nichts als Worte vorbringt und solches hohle Geklingel für tiefsinnige allerneuste Weisheit ausgeben möchte. Nachzügler zur Feier von Goethes 150. Geburtstage sind in Schulprogrammen noch mehrere aufgetaucht. So bringt ein Wormser Gymnasialprogramm eine warm empfundene und hübsch gefaßte Rede über „Eigenart und Bedeutung der Dichtung und der Persönlichkeit Goethes" von Artur Frederking.[69]) In Goethes ganzem, vollen Menschentum, seiner sittlichen Persönlichkeit wurzelten seine Werke. Das innere Leben befähigte ihn die äußere Welt mit großen, klaren Augen zu sehen und mit Weltfreudigkeit zu schildern, zugleich aber die große Lehre der Selbstüberwindung zu geben. Einer halb unbewußten Fantasiethätigkeit entsprach der Reichtum an äußeren Anschauungen und Erfahrungen. Dem Menschen Goethe sucht auch Wetzstein in seiner Schulrede „Über Goethes geistige Bedeutung"[70]) vor allem gerecht zu werden.

---

[68]) Berlin und Bern 1901 (Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften).

[69]) Jahresbericht des großherzoglichen Gymnasiums und der großherzoglichen Realschule. Worms 1900 (Progr. Nr. 686).

[70]) Programm der großherzoglichen Realschule. Neustrelitz 1900 (Progr. Nr. 716).

Nicht ganz gelingt ihm dies gegenüber den Dichtungen der Altersperiode. Trotz einzelner Schönheiten will er vom zweiten Teile des Faust wegen der Nebelhaftigkeit und Symbolik des Ganzen nichts wissen und beklagt im westöstlichen Divan das Fehlen sprudelnder Schöpferkraft der Jugend, statt deren wir nur Gedankenarbeit und geistreiche Spekulation erhielten. Mit Unrecht folgert Wetzstein aus „Reinecke Fuchs“ und „Bürgergeneral“, daß Goethe dem Wirrwarr der französischen Umwälzung nur lächelnd zugesehen habe. Trotz solch lächelnd satirischer Seitenhiebe auf die Leidenschaftlichkeit der Parteien betrachtete Goethe von Anfang an die Wirren ernst genug. Das Verhältnis Goethes zur Antike hat O. Netoliczka seinen Schülern und Zuhörern in allgemeinen Zügen geschildert,[71]) mit warmer Empfindung, doch ohne dem Altbekannten irgend einen neuen Zug in seiner Betrachtung beizufügen.

Wie alle diese eben erwähnten Vorträge, so ist auch E. Röses Rede „Zu Goethes Gedächtnis“ [72]) noch unter die Nachzügler der Feier des 28. August 1899 einzureihen. Indessen hat Röse mit seinem rhetorischen Pathos weniger gut als Frederking und Wetzstein die gleiche Aufgabe zu lösen verstanden. Wenn Wetzstein bei richtiger Kenntnis der Goetheschen Entdeckung, daß die Rückenwirbel sich im Bau des Schädels fortsetzen, nur mit der Bezeichnung „Metamorphose der Knochenform“ einen irreführenden Ausdruck gebraucht, so irrt Röse im Thatsächlichen sehr stark mit der Behauptung, die Wissenschaft sei über Goethes Pflanzenlehre und Farbenlehre hinausgeschritten. Während die letztere allerdings auf irriger Voraussetzung beruht, ist die erstere als wissenschaftliche Grundlage der weiteren Entwickelung ihrer Wissenschaft von den Botanikern einstimmig anerkannt worden. Es genügt, dafür das XI, 417 f. wiedergegebene Zeugnis Ferdinand Cohns anzurufen, für dessen inniges Lebensverhältnis zu Goethe jetzt auch die von pietätvoller Hand hergestellte Biographie des großen Botanikers und gründlichen Goethekenners

[71]) Goethe und die Antike. Festrede, gehalten bei der Goethefeier des Honterusgymnasiums am 22. Dezember 1899. Kronstadt in Siebenbürgen 1899 (Sonderabdruck aus dem Programm des evangelischen Gymnasiums).

[72]) Bericht des Realgymnasiums. Stralsund 1900 (Progr. Nr. 162).

so manche Belege beibringt.[73]) Von Wetzstein ist Schiller nicht blos als der bekanntere, sondern auch als der in der Kunst des dramatischen Aufbaues und an hinreißender Wirkungskraft Mächtigere dem an Vielseitigkeit, Schöpferkraft und Sicherheit in Zeichnung des gewöhnlichen Lebens überlegenen Goethe zur Seite gestellt worden. Von der rühmlichen Teilnahme der Hanauer Gymnasiasten an dem Marbacher Schillerverein hat Ph. Braun als Direktor in dem Jahresberichte seiner Anstalt eigens Mitteilung gemacht.[74]) Die bereits im vorangehenden Bande der Hochstiftsberichte S. 195 erwähnte Schulrede Alfred Bieses „Goethes Bedeutung für die Gegenwart" ist nun, um einen zweiten Vortrag aus dem Jubiläumsjahr bereichert, auch in Buchform erschienen,[75]) während ein neues Programm[76]) zwei weitere Festreden Bieses „Goethes Tasso ein Dichterbild" und „Goethes Faust ein Menschheitsbild" brachte, in deren letztere er nachdrücklich für die Einheit beider Teile des Fausts eintritt. Mit der Charakterisierung von Goethes Naturpoesie in „Werthers Leiden" und Gedichten wie Ganymed, Erlkönig, Gesang der Geister über den Wassern, der Fischer, liefert Biese einen neuen, schönen Beitrag zu seiner Erforschung der geschichtlichen Entwickelung des Naturgefühls in alter und neuer Zeit. Den philosophischen Pantheismus Spinozas faßt Biese als den Ausgangspunkt von Goethes Naturbeseelung auf. Er habe ihn aber umgeformt zu einem „dichterischen Pantheismus, in dem Geist und Welt sich berühren zu harmonischem Klange". Wohl rühre uns die Naturlyrik des Goetheschen Liedes mit der Macht der Wirklichkeit, aber es sei nicht beengt durch ihre Schranken. Einzelne, besonders lehrreiche Beispiele von Personifikationen werden von Biese erläutert, und auch in ihnen gezeigt, wie der Dichter es

[73]) Ferdinand Cohn. Blätter der Erinnerung. Zusammengestellt von seiner Gattin Pauline Cohn. Mit Beiträgen von Professor F. Rosen. Breslau 1901 (J. U. Kerns Verlag).

[74]) Jahresbericht des Gymnasiums. Hanau 1899 (Progr. Nr. 416).

[75]) Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge gehalten zur Feier des 150. Geburtstages in der Aula des kgl. Gymnasiums zu Neuwied. Neuwied und Leipzig 1900 (Heusers Verlag).

[76]) Wissenschaftliche Beilage zum XXIV. Jahresberichte des Kgl. Gymnasiums zu Neuwied. 1901 (Progr. Nr. 501).

verstehe, Menschenherz und Natur auf einen Ton zu stimmen, den äußeren Vorgang zum „Symbol eines Innern voll menschlicher Regungen und Empfindungen" zu erheben.

Als „Begründer der litterarischen Einheit Deutschlands" wurde Goethe bei der Jubiläumsfeier am Gymnasium zu Münsterfeld von Jardon gepriesen,[77]) sowohl wegen seiner Jugendwerke, vor allen des „Götz von Berlichingen", wie wegen des Bundes mit Schiller. Wenn von Jardon die Aufrichtigkeit Iphigeniens als deutsche und christliche Tugend gerühmt wird, so wollen wir doch nicht vergessen, daß Neoptolemos in Sophokles' heidnischer Tragödie nicht mindere Wahrheitsliebe bewährt, freilich nicht dem Barbaren, sondern dem Volksgenossen gegenüber. Jardons ganze Rede ist von warmer Begeisterung und gutem Verständnisse getragen. Eine besondere Aufgabe hat sich Emil Grosse in seiner Jubiläumsgabe gesteckt.[78]) Aus Dichtung und Prosa, Briefstellen und einzelnen besonders wichtigen Äußerungen über Goethe will er eine kleine Goethe-Anthologie für Schüler zusammenstellen, die den Grund legen soll zu einem Lesebuch aus Goethe für ausgedehntere Privatlektüre, wie Münch ein solches Gotheleseбuch für die Schule gewünscht hat (vgl. XVI, S. 495). Ganz übergangen ist in Grosses Auswahl das pädagogische Element in Goethes Schriften, auf das doch von Adolf Langguth in drei besonderen Schriften über Goethes Beziehungen zur Pädagogik genügend hingewiesen worden war. Langguths Bücher scheinen übrigens auch Hans Hofmann bei Abhaltung seiner Festrede „Goethe am Rhein"[79]) nicht bekannt gewesen zu sein, da er sie sonst bei Anführung von vier pädagogischen Äußerungen in Werthers Leiden wohl benutzt hätte. Auf Werther und Wetzlar dehnte Hofmann sein Thema aus, da ja auch die Düsseldorfer Goetheausstellung (vgl. XVI, 200) Wetzlar in Goethes rheinische Beziehungen mit eingeschlossen hatte. Dagegen hat Hofmann bei seiner Über-

[77]) Bericht über das Kgl. Gymnasium zu Münsterfeld. Bonn 1900. (Progr. Nr. 490).

[78]) Zu Goethe. Eine Zusammenstellung für den Schulgebrauch. Königsberg i. Pr. 1899 (Beilage zum Progr. Nr. 7 des Kgl. Wilhelmgymnasiums).

[79]) Festschrift zur Gedenkfeier des hundertjährigen Bestehens des Kgl. Gymnasiums zu Wetzlar 1899.

sicht von Goethes Verweilen an den Ufern des Rheins den Ausflug nach Worms vor den Leipziger Studienjahren und die Besuche in Mainz mit Klopstock und bei den weimarischen Prinzen nicht mitangeführt. Den Nachweis eines bisher unbekannten Aufenthaltes Goethes in Heidelberg verdanken wir der Auffindung seiner „Zeichnung des gesprengten Schloßturms in Heidelberg",[80]) die das Datum des 23. September 1779 trägt. M. v. Waldberg hat die Abbildung der zwei Lichtdrucktafeln von Goethes Skizze und Ösers Umarbeitung der Goetheschen Skizze mit Nachweisen und Erläuterungen versehen. Den Rhein aufwärts geleitet uns Konrad Varrentrapp, der ebenfalls unter Hinweis auf die vorangegangene Feier des 150. Geburtstags „Straßburgs Einwirkung auf Goethes historische Anschauungen" erörtert.[81]) Neue Gesichtspunkte bietet Varrentrapps Vortrag so wenig wie Franz Ilwofs, von Auszügen begleiteter Ratschlag, doch Goethes Bericht seiner italienischen Reise bei der Fahrt nach dem schönen Süden mitzunehmen.[82])

Durch die Feier des 28. August 1899 ist auch der Volksschullehrer Friedrich Schmidt in Sangerhausen angeregt worden, Goethes Beziehungen zur dortigen Gegend nachzuprüfen, und für sein Bemühen ist ihm die Goetheforschung zu lebhaftem Dank verpflichtet. Schmidt ist es nämlich gelungen, Neues und Sicheres über Goethes Vorfahren beizubringen.[83]) Der von Düntzer (vgl. XI, 197) als ältester Ahnherr angegebene Schmied Joachim Göthe in Sangerhausen ist nach dieser neueren Untersuchung aus dem Stammbaum zu streichen. Dafür gelang es aber Schmidt die bisher unbekannte Herkunft des Hufschmieds Hans Christian Göthe in Artern nachzuweisen. Hans Christian ist der Sohn des Vorstehers Hans

[80]) Heidelberg 1900 (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Heidelberger Schloßvereins IV. Bd.).

[81]) Vortrag auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Straßburg. Berlin 1899 (Sonderabdruck aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins).

[82]) In Italien auf Goethes Spuren. Graz 1900 (Im Selbstverlage des Verfassers).

[83]) Goethes Vorfahren in Berka, Sangerhausen und Artern und des Dichters Beziehungen zu Artern, Allstedt, Tilleda und dem Kyffhäuser. Sangerhausen 1900 (Druck von A. Schneider).

Göthe zu Berka, wo sein erstes Weib 1652 gestorben ist. Seit 1657 wohnte er in Sangerhausen, wo er noch zweimal (1657 und 1667) heiratete und eine Branntweinbrennerei betrieb. Dieser Hans Göthe ist also des Dichters Ururgroßvater; sein Sohn Hans Christian wird um 1633 zu Berka geboren sein, dessen Kirchenbücher leider erst von 1642 an vorhanden sind; aber jedenfalls muß Berka, nicht Artern von jetzt an als ältester nachweisbarer Sitz der Familie angesehen werden. Aus den Akten von Artern vermag Schmidt über Hans Christian eine Reihe von Mitteilungen zu machen. Beachtenswert erscheint auch die Arterner Überlieferung, derzufolge Goethe 1810 — also zur Zeit der Arbeit am ersten Teile von „Dichtung und Wahrheit" — zweimal in Artern gewesen sei, um über seine Vorfahren und Seitenverwandten Erkundigungen einzuziehen, freilich ohne damit Erfolg zu haben. Nicht übel ist auch die Ortsüberlieferung, nach der die Weimarer Hofkutscher dem Arterner Posthalter Steinert auf seine Frage nach Goethe diesen als „unsern Hofnarren" bezeichneten. Würde dies von den siebziger Jahren erzählt, so dürfte man es unbedenklich für wahr annehmen; für 1825/6 ist es weniger wahrscheinlich. Steinert selbst kam, obwohl er sich zum Postillon setzte, nicht zu dem erwünschten Gespräche mit Goethe, der nur bei der Kurtsgehofer Mühle ausstieg und äußerte: „Das wäre eine gute Skizze." In Biedermanns Gesprächsammlung finde ich dies nicht angeführt.

Der Wert der „unschätzbaren Gabe", die v. Biedermann in seiner wohlgeordneten Sammlung uns beschert hat, ist neuerdings an bedeutender Stelle wieder gerühmt worden, in der „Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals".[84]) Es war natürlich, daß der Wiener Goetheverein die Erreichung des Zieles, für das er am 4. Januar 1878 von K. J. Schröer gegründet worden war, die Schaffung eines Goethedenkmals im deutschen Wien, auch litterarisch besonders feierte. Hat der Verein doch seit 1887 in seiner monatlich erscheinenden „Chronik" der Goethelitteratur eine Reihe wertvoller Beiträge geliefert, manche Inedita

[84]) Mitstrebenden und Freunden dargereicht vom Wiener Goethe-Verein Wien 1900. (Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler).

zu Tage gefördert. Die Anerkennung, welche an dieser Stelle (V, 501 und XI, 290) den ersten acht, von Schröer herausgegebenen Bänden gezollt worden ist, läßt sich uneingeschränkt, ja in gesteigerten Maße auch den Bänden neun bis vierzehn gegenüber wiederholen, die unter der trefflichen Leitung Rudolf Payers von Thurn[85]) erschienen sind. Zugleich als Heft der Chronik, und als eigene Veröffentlichung mit selbständiger Seitenzählung ist die Festgabe zur Denkmalsenthüllung ausgegeben worden mit Abbildungen des Denkmals selbst, seines Schöpfers und reicher Faksimilebeilagen, sowohl Goethescher Briefe als der Festgrüße von Saar, Heyse, Frau v. Ebner-Eschenbach. Um die Kenntnis der Goethehandschriften hat sich ja der Wiener Goetheverein durch Veröffentlichung von C. A. H. Burkhardts Untersuchungen (vgl. XVI, 187), welche die Herstellung zahlreicher Faksimile bedingten, in seiner Chronik besondere Verdienste erworben. Daß der Wiener Goetheverein nach Schaffung des äußeren Denkmals nun erst recht daran arbeiten will, Goethes Geist im Herzen des Volkes eine Heimstätte zu errichten, wird in einem eignen Aufsatze der Festschrift gelobt. Von ihren einzelnen Beiträgen stützt sich der Alexander v. Weilens „Goethe und seine Besuche" auf Biedermanns Gesprächsammlung; einen österreichischen Besucher, den Dichter Ignaz Friedrich Castelli, führt uns Ruland in seinen Beziehungen zu Goethe vor. Heinrich Buck legt unter Abdruck von Goethes Briefen seine Beziehungen zur mecklenburgischen Prinzessin Friederike, der späteren Königin von Hannover, dar. Minor weist überzeugend nach, daß Goethe für das Erscheinen Helenas am Kaiserhofe Hamiltons Erzählung „Doktor Faust", deren deutsche Übersetzung 1778 in Reichards Romanbibliothek erschienen war, benutzt habe.

Wenn die Chronik des Wiener Goethevereins in ununterbrochener Folge erfreuliches Zeugnis von der Teilnahme Deutsch-Österreichs an der Goetheforschung ablegt, so tritt dieser Anteil uns auch deutlich entgegen in S. M. Prems Anmerkungen zu

---

[85]) Im Auftrage des Ausschusses des Wiener Goethe-Vereins redigiert. Wien 1895 bis 1901 (Verlag des Wiener Goethe-Vereins).

seiner Goethebiographie.[86]) Wie das Buch selbst die Arbeit eines österreichischen Gelehrten ist, so sind auch die Programmarbeiten österreichischer Lehranstalten, Aufsätze in österreichischen Zeitschriften stärker als sonst herangezogen. Prems „Goethe" ist schon bei seinem ersten Erscheinen in diesen Übersichten begrüßt worden (vgl. X, 254 f.), und man wird der dritten Auflage gewiß nicht das Lob versagen, daß Prem in Text und Anmerkungen mit großem Fleiße die neuere Forschung berücksichtigt habe. Allein eine „völlig umgearbeitete Biographie", wie das Vorwort behauptet, ist die neue Auflage trotz ihres Zuwachses von 74 Seiten nicht. Auch Prems Selbstlob, daß sein Buch zu allen Perioden Goetheschen Lebens und Schaffens Neues bringe, kann ich keineswegs als begründet anerkennen. Die Bilder sind gegen früher allerdings reich vermehrt, aber von der Art ihrer Herstellung durch den Verleger wird der Verfasser selbst kaum befriedigt sein. Und warum ist das alte, häßliche Bild Christianens wieder aufgenommen? Prems Buch war 1893 eine verdienstliche Leistung. Heute, wo Heinemanns und Witkowskis gleichfalls einbändige Goethebiographien vorliegen, kann Prems Arbeit weder in äußerer Ausstattung noch im Inhalte neben ihnen sich behaupten. Die Angabe S. 327, daß Schiller 1802 seinen „Tell" begann, ist wohl ein Druckfehler, doch ist auch die damit verbundene Angabe, Goethe habe den Stoff mit allen gesammelten Notizen an Schiller abgetreten, nicht dem nachweisbaren Verlauf der Dinge entsprechend. Das unzutreffende Urteil über die „Brautnacht" S. 50 überrascht um so mehr, da Prem doch Stracks Untersuchung anführt, in welcher die diskrete Haltung des Goetheschen Amors mit der weniger züchtigen in verwandten Epithalamien verglichen wird. Ebenso überrascht Prems Ansicht, daß „das Veilchen" ein Variation des „Haidenrösleins" sei (S. 69), denn der Charakter des zärtlich hingebenden Liebhabers und des scheuen, spröden Mädchens, wie er in den beiden Blumen symbolisiert erscheint, ist doch eher entgegengesetzt als ähnlich. Mit der Behauptung, daß der Widerspruch gegen Scherers Satyrosdeutung auf Herder heute ver-

[86]) Goethe. Dritte Auflage. Mit 116 Abbildungen und vier Kunstblättern. Leipzig 1900 (Eduard Wartigs Verlag, Ernst Hoppe).

stummt sei, hat Prem nur insoweit Recht, als man es heute kaum mehr für nötig hält, diesem Einfalle zu widersprechen; mit der Annahme einer allgemeinen Zustimmung giebt er sich aber einem starken Irrtume hin. Daß Friedrich Schlegel bei seiner „Lucinde“ an „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ dachte, ist zweifellos; daß er aber aus Goethes Roman „auch praktischen Gewinn“ für sein gequältes Machwerk schöpfte, muß ich Prem bestreiten; die von ihm behauptete Notwendigkeit, daß Wilhelm Meister eigentlich zugrunde gehen müßte (S. 304), sehe ich ganz und gar nicht ein. Bei Besprechung der Farbenlehre vermisse ich einen Hinweis auf ihren historischen Teil. Das Schlußkapitel über den „Faust“ ist vielleicht der schwächste Teil des Buches; nach Prems Darstellung (S. 461) muß man glauben, Goethe hätte schon für den Druck von 1790 die Kerkerszene in Verse umgesetzt. Wenn Gedichte zur Kennzeichnung der Stimmung des Menschen in bestimmten Perioden angeführt werden, so empfiehlt es sich entschieden, ihre erste Fassung zu benützen, nicht eine viel spätere Abschwächung, wie Prem bei Erwähnung von „Willkommen und Abschied“ in Schilderung der Sesenheimer Tage gethan hat.

Nur als Zeugnis von der Teilnahme italienischer Leser an Goethe ist Guido Menascis Biographie[87]) anzuführen, da ihr Inhalt für deutsche Leser nichts beachtenswertes bietet. Soweit „Dichtung und Wahrheit“ reicht, liefert Menasci nur einen geschickten Auszug — blos bei „Stella“ hält er irrtümlich Stella und Cäcilie für Schwestern —; für den weiteren Verlauf hält er sich, obwohl er wiederholt Heinemann anführt,[88]) doch mehr an Lewes. Die Litteraturangaben an der Spitze der zehn Kapitel in den Anmerkungen zeigen, daß der italienische Biograph auch sonst nicht gerade die besten Quellen zu Rate gezogen hat. Indessen haben wir von Karl Heinemann nach seiner großen Goethebiographie (vgl. XV, 294) nun auch das Kunststück einer kurzgefaßten bio-

[87]) Goethe. Pantheon. Vite d'illustri Italiani e Stranieri. Firenze 1899 (G. Barbèra, Editore).

[88]) Heinemanns Biographie gab auch die Anregung zu Carlo Segrè's Essai „Goethe e Carlotta di Stein“ im Märzhefte der Nuova Antologia Roma 1900.

*

graphischen Einleitung erhalten, mit welcher er in vorzüglicher Weise die seit langem erwartete Goetheausgabe des bibliographischen Instituts eröffnet[89]. An die 64 Seiten der Biographie reiht sich die besondere Einleitung zu Goethes Gedichten, deren Lieder, Balladen, Elegieen, Episteln, Epigramme, Sonette, Kantaten den ersten Band der schön ausgestatteten Ausgabe eröffnen. Eine prächtige Nachbildung des Stielerschen Goetheporträts und zwei Faksimiles schmücken den Band. Den Plan der Ausgabe hat Ernst Elster festgestellt, und wenn auch über die getroffene Anordnung erst später ein endgiltiges Urteil sich fällen läßt, so ist doch heute schon der günstige Eindruck des ersten Bandes hervorzuheben. Der Text ist ohne Rückgreifen auf ältere Lesarten nach der Ausgabe letzter Hand gegeben. Nur unterdrückte römische Elegieen und die 53 Verse der dritten Epistel sind aus der Weimarischen Ausgabe in die Anmerkungen aufgenommen. Bei aller Knappheit erteilen diese doch geschickt und übersichtlich Aufschluß über Ort und Zeit des ersten Druckes, das Quellenverhältnis und geben Litteraturnachweise. Für den „Totentanz“ und mehr noch für „Die Braut von Korinth“ hat Stefan Hock in seinem höchst anziehenden und tüchtigen Buche über Vampyrsagen und -Dichtungen[90] neue Gesichtspunkte aufgestellt. Die mittelbare Quelle des „Totentanz“ will Hock in Martin Zeilers „Trauergeschichten“ von 1625 erkennen (S. 32); für „das vampyrische Gedicht“ von Korinth, wie Goethe selbst es wiederholt nannte, läßt Hock Phlegons Erzählung nur als sekundäre Quelle gelten. In dem Aufsatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ nennt Goethe „Die Braut von Korinth“ unter den Motiven, Legenden, uraltgeschichtlich Überlieferten, deren Eindruck er Jahrzehntelang in sich getragen, bis er entschiedener Darstellung entgegenreifte. Nun fielen gerade Goethes Knabenjahre

[89]) Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band bearbeitet von Dr. Karl Heinemann. Leipzig und Wien 1901 (Bibliographisches Institut).

[90]) Die Vampyrsage und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Siebzehntes Heft. Berlin 1900 (Verlag von Alexander Dunker).

in die Zeit, da die Berichte über das Treiben der Vampyre alle Gemüter erfüllten, und in Werthes Übersetzung von Fortis dalmatischer Reise, welcher der junge Goethe den „Klagegesang der edlen Frauen des Asan Aga“ entnahm, las er wieder eine Vampyrbeichte. Diese Eindrücke wahrte er so lange, bis er sie mit Hilfe von Phlegons Erzählung aus dem serbisch-ungarischen Kostüm in das griechische übertragen konnte, das ihm als das allgemein Menschliche galt. Diderots Roman „La Religieuse“ wirkte mit, und der gewaltige Gegensatz zwischen Griechentum und Pfaffenchristentum, zwischen freier Menschlichkeit und engbeschränktem Dogma hebt dieses zeitlich erste „vampyrische Gedicht“ der deutschen Litteratur — nur eine anakreontische Tändelei mit dem Motive war schon 1748 vorangegangen — auch hoch über alle folgenden empor. „Nur die alles läuternde poetische Kraft Goethes war imstande, den abstoßenden Stoff zu höchster Schönheit zu verklären.“ Goethes „Braut von Korinth“ übte unmittelbaren Einfluß, besonders auf Zacharias Werner (S. 84), während Goethe selbst den folgenden vampyrischen Dichtungen deutscher und französischer Autoren gegenüber sich ablehnend verhielt. Selbst im Maskenzuge des „Faust“ verspottet er die Nacht- und Grabdichter, die von ihrer Verbindung mit einem frischerstandenen Vampyre eine neue Dichtung erwarten. Goethes eigene sonstige Verwendung des Wortes Vampyr hat Hock S. 56 zusammengestellt.

Das Heinemanns Gedichtausgabe gebührende Lob für die glückliche Gestaltung der Noten und Anmerkungen läßt sich nicht wiederholen bezüglich der Fußnoten, mit denen Otto Harnack seine lyrische Auswahl aus Goethes Gedichten aus gestattet hat.[91]) Seine Anthologie umfaßt etwa den fünften Teil von Goethes lyrischen Erzeugnissen mit Ausschluß der „Zahmen Xenien“ und ähnlichem, in zeitlicher Reihenfolge nach der Entstehung aneinander gereiht. Folgerichtig wäre es gewesen in solcher chronologischen Ausgabe die Gedichte auch in der ursprünglichen Fassung, nicht in ihrer letzten mitzuteilen. Harnack hat sich nicht dazu

[91]) Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben. Braunschweig 1901 (Druck und Verlag von Fr. Vieweg und Sohn).

entschlossen und so die Gelegenheit versäumt, seiner Auswahl eigentümlichen Wert zu sichern. Die dem Einbande aufgedruckte Silhouette Goethes ist derart verunglückt, daß sie unmöglich als Schmuck des Büchleins angesehen werden kann. Zwei Auslesen anderer Art aus dem Kreise der Goetheschen Dichtung sind aus Hermann Levis Nachlaß herausgegeben worden. Der bekannte Münchener Generalmusikdirektor und erste Dirigent von Wagners „Parsifal", von dessen Persönlichkeit und Wirken uns Ernst von Possart mit ebenso intimer Kenntnis wie schriftstellerischer Meisterschaft erzählt hat,[92]) war mit Goethes Werken in einer Weise vertraut, daß er damit selbst die Anerkennung seines schwer zu befriedigenden Freundes Michael Bernays sich erwarb. Für einen der Familie Richard Wagners bestimmten Kalender trug Hermann Levi Sentenzen aus Goethes Prosaschriften, Briefen, Gesprächen mit dem Kanzler von Müller — gegen den braven Eckermann hegte er ein unbegründetes, aber hartnäckiges Mißtrauen —, aus dem Divan und weniger bekannten Gedichten (Zahme Xenien, An Personen, Jahreszeiten, Sprichwörtlich) zusammen. Als „Gedanken aus Goethes Werken"[93]) ist diese individuelle und deshalb anziehende Auswahl jetzt in einem eigenen, zierlichen Bändchen erschienen. In seiner letzten Lebenszeit beschäftigte sich Levi noch damit, aus Goethes Werken „Gesammelte Erzählungen und Märchen" zusammenzustellen.[94]) Er gesellte damit den beiden Cottaschen Ausgaben[95]) von Goethes novellistischen Werken (1870) und erzählenden Schriften (1875) eine dritte Auswahl bei. Levi hat seiner Geschenkausgabe, die durch ein Bild von Hans Thoma zur „Flucht nach Egypten" besonderen Schmuck empfängt, den Text der Sofienausgabe zu Grunde gelegt. Aufgenommen hat er drei

[92]) Hermann Levi. Erinnerungen von Ernst von Possart. Mit einem Bildnis nach Franz von Lenbach. München 1901 (C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung).

[93]) München 1901 (Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G.).

[94]) Stuttgart 1900 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).

[95]) Bei der engen geschichtlichen Verbindung des Cottaschen Verlages mit unseren Klassikern darf unter den Hilfsmitteln für die Goethe-Schiller-Bibliographie nicht unerwähnt bleiben die neue Ausgabe des Verlagskatalogs der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Stuttgart 1900.

Novellen und das „Märchen“ aus den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, den „neuen Paris“ aus „Dichtung und Wahrheit“, den Fanny Lewald zwar an sich reizend, aber als Einschaltung in die Autobiographie störend und im Munde eines zehnjährigen Knaben unmöglich fand. Aus den „Wahlverwandtschaften“ hob Levi „Die wunderlichen Nachbarskinder“ heraus, aus den „Wanderjahren“ sieben Novellen nebst dem Märchen von der „Neuen Melusine“. Als eine bedauerliche Lücke der Sammlung ist die Weglassung der Jagdnovelle zu bezeichnen, an deren Gestaltung Goethe Jahrzehntelang gearbeitet und auf die er besonderen Wert gelegt hat. Sie bildet nun vereint mit dem „Märchen“ der Ausgewanderten den Inhalt des ersten Bändchens der „Novellen-Ausgabe“,[96]) in welcher die Herausgeber der „Insel“ Werke erneuern wollen, die durch eine gewisse Eigentümlichkeit des Inhalts oder der Form nur wirklich kunstverständigen Litteraturfreunden eigentlichen Genuß bereiten, „infolgedessen sie auch selbst zu ihrer Zeit nur eine bedingte Kennerschaft und Anerkennung genossen haben und zum Teil heutigen Tages fast nicht mehr gekannt sind.“

Ich glaube, dies alles trifft auch zu bei dem Werke, von dem jetzt eine Ausgabe für Kenner und Liebhaber in mustergiltiger Weise vorliegt. Zu Weihnachten 1900 ward den Mitgliedern der Goethegesellschaft in Nachbildung der blauen Originalmappe ein meisterhaft hergestelltes Faksimile der Marienbader Elegie und eines Briefes von Ulrike von Levetzow wie die Heliogravüre des Bildes der Siebzehnjährigen beschert.[97]) Bernhard Suphan aber hat mit oft erprobter Interpretationskunst aus Briefen, Gesprächen und Tagebüchern nochmals die Erläuterung der schwer zu ergründenden Dichtung feinsinnig in Umrissen ausgeführt, frühere Lesarten entziffert. Suphan faßt auch das Schlußurteil in der Frage über Goethes Verhältnis zu Ulriken dahin zusammen, daß Goethe wohl gewünscht habe, das blühende Mädchen

[96]) Das Märchen und die Novelle von J. W. von Goethe. Berlin und Leipzig 1900 (Im Verlage der ‚Insel‘ bei Schuster & Loeffler).

[97]) Schriften der Goethegesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Bernhard Suphan und Erich Schmidt. 15. Band herausgegeben von B. Suphan. Weimar 1900 (Verlag der Goethegesellschaft).

in sein Haus zu führen, daß aber „das letzte Wort, die förmliche Werbung, weder von seinen Lippen, noch aus seiner Feder gekommen ist.“ So tiefes eignes Weh und Leid wie in der Marienbader Elegie findet Suphan in keinem anderen Goetheschen Gedichte ausgesprochen. Aber vielleicht dürfen wir gerade bei dieser letzten Liebe Goethes die von Heinemann in seiner Einleitung zu Goethes lyrischen Gedichten entwickelte Auffassung bestätigt finden: nicht die erotische Erregung sei bei Goethe das Ursprüngliche gewesen, sondern in den sich bei ihm oft wiederholenden Perioden erhöhter dichterischer Zeugungskraft und Erregung der Phantasie seien die ihm entgegentretenden weiblichen Gestalten wie Lotte Buff, die schöne Mailänderin, Minna Herzlieb, Marianne, Ulrike, Objekt der Liebe und der Dichtung geworden. Wohl sei die Liebe in seinen Gedichten der Wirklichkeit entnommen, doch die Stärke der Empfindung sei der Phantasie des Dichters entsprungen. Gerade bei dem Verhältnis zu Ulrike trifft auch die von Möbius und Heinemann hervorgehobene Beobachtung zu, daß bei Goethe den plötzlich auftretenden Zuständen geistiger Erregung meist eine körperliche Krankheit gefolgt sei. Möbius und Heinemann stützen sich bei ihrer Beobachtung auf Äußerungen von Goethe selbst, und in der That muß man bei jeder Forschung über Goethes Leben und und Werke in erster Linie seine Selbstbekenntnisse zu Rate ziehen. Eigentliche Kommentare hat er freilich nur in seltenen Fällen, wie zur Harzreise, den Geheimnissen, der Ballade vom vertriebenen Grafen, verfaßt. Aber von der gleichnamigen Elegie, die Voß und Wolf den Dank für empfangene Anregungen zu „Hermann und Dorothea“ ausspricht und den Entstehungsgeschichten der einzelnen Werke in „Dichtung und Wahrheit“ bis zu gelegentlichen Bemerkungen in Briefen und Gesprächen hat Goethe eine ungeheure Fülle von Äußerungen über seine eigenen Dichtungen uns hinterlassen. Den Nutzen einer methodischen Sichtung dieser Selbstzeugnisse hat uns vor kurzem Pniower in seinem Faustbuche (vgl. XVI, 176) gezeigt. Jetzt hat Hans Gerhard Gräf, dem wir schon die praktische Neuerschließung von Heinrich Voß' Berichten über Schiller und Goethe verdanken (vgl. XIII, 178), die ebenso große wie verdienstliche Mühe übernommen, sämtliche Äußerungen

Goethes über seine Dichtungen bei jeder einzelnen in zeitlicher Reihenfolge zusammenzustellen. Der erste Teil mit den Selbstzeugnissen über 21 epische Werke liegt bereits vor.[98]) Nur wer selber schon auf der Suche nach einem oder andern dieser Selbstzeugnisse gewesen ist, weiß die Schwierigkeit einer solchen Sammlung und ihren großen Nutzen gebührend zu würdigen. Gräf hat sich indessen nicht mit dem bloßen Abdruck begnügt, sondern auch Erläuterungen und aus den Briefen an Goethe Ergänzungen in Fußnoten beigegeben. Hoffentlich entspricht die Aufnahme des weit angelegten Werkes seinem Verdienste, so daß Gräf und sein Verleger sich veranlaßt fühlen, der Sammlung von Goethes Äußerungen über seine Werke wenigstens auch noch die seiner Urteile über Schiller anzureihen, wenn ihre Ausdehnung auch auf andere führende Geister nicht so bald erfolgen kann. Hermann Türck hat seinen Vortrag über „Die Psychologie des Genies in Goethes Faust" [99]) mit dem Satze begonnen: „Es ist von höchstem Interesse, zu erfahren, wie eines der größten Genies, die je gelebt haben, Goethe selber, über das Genie gedacht hat." Türck wird nichts dagegen einzuwenden haben, wenn wir seinen Satz dahin erweitern: wie Goethe selber über das Genie und die Genies in ihren verschiedensten Bethätigungen, etwa Lord Byron und Napoleon, Michel Angelo und Dante, Luther und Rembrandt gedacht hat. Führen doch manche von Goethes Äußerungen über Byron uns wieder in den Bereich der Faustdichtung selbst hinein. Zu dem oftmals abgehandelten Kapitel der Vergleichung von Goethes „Faust" und Byrons „Manfred" (vgl. XV, 265) hat Ludwig Wüllner, der in seinem Doppelberuf als Schauspieler und Sänger zu dem Gesamtwerke Byron-Schumanns in besonders innigen Verhältnisse

[98]) Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Erster Teil: Die epischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a. M. 1901 (Litterarische Anstalt Rütten und Löning).

[99]) Er bildet nebst den beiden Abhandlungen: „Vorrede und Kritik" — „Zwei der größten Menschenfeinde" den Inhalt von Türcks jüngstem Buche: Eine neue Faust-Erklärung. Berlin 1901 (Verlag von Otto Elsner). — Inzwischen hat Türck in Nr. 146/8 der „Täglichen Rundschau" seine Fauststudien weitergeführt mit dem gehaltvollen Aufsatze „Spinoza und Goethes Faust".

steht, in seinem revidierten Textabdrucke der Manfredübersetzung[100]) einige neue Bemerkungen beigesteuert. Das alte, ewige, rücksichtslose Streben nach Wahrheit, das Türck im Anschluß an eine Definition Goethes als Zeichen und Bethätigung des Genies erklärt, das Streben nach dem Grunde der Welt, und dadurch ein gewisses, allgemeines und zugleich doch Über-Menschentum, sei dem Byronschen Helden mit Faust und Hamlet gemeinsam. Hamlet erscheine dabei individueller, zufälliger, mehr abhängig von äußeren Bedingungen; Faust sei weltumfassender, allgemeiner giltig, ewiger; Manfred aber, der moderne Übermensch an sich, habe den Vorzug moderner zu sein als die beiden klassischen Gestalten und Werke. Der große und zugleich modernste Grundgedanke in Lord Byrons Dichtung sei, daß Manfred Hölle und Himmel von sich weisend in alle Ewigkeit allein bleiben will, während Fausts Unsterbliches nach einem Leben, dem nichts Menschliches ferne blieb, von Engeln unter Besiegung der Hölle in den Himmel getragen wird. Ähnlich rühmt auch Karl Bleibtreu im Nachwort zu seinem jüngsten Byrondrama[101]), daß der Dichter des „Kain“ und „Don Juan“ weit mehr als Goethe auf allermodernstem Boden stehe. Schon Goethe selbst habe den Dichterlord als den größten Gedankendichter aller Zeiten anerkannt, ein Urteil übrigens, für das ich den Beleg bei Goethe nicht zu finden vermag und wir auch bei der angedeuteten Ausdehnung von Gräfs Sammlung kaum finden dürften. Bleibtreu möchte Goethes Autorität fruchtbar machen für Erneuerung der einst allgemeinen, heute stark zurückgegangenen Byronverehrung; auf Goethes universale Weisheit dürften die Deutschen mit Recht schwören, während der Glaube an Goethes universale Dichtergröße Irrtum und Götzendienst sei.

Wenn ich den Kern von Türcks Erklärung Fausts als des genialen Menschen auch für berechtigt halte, so muß ich dennoch meinen Widerspruch gegen einen Hauptpunkt seiner Erklärung auch seinen erneuten Ausführungen gegenüber aufrecht halten (vgl. XIV,

[100]) Manfred, dramatisches Gedicht von Lord Byron. Leipzig 1900 (Verlegt bei Hermann Seemann Nachfolger).

[101]) Byrons Geheimnis. Drama in fünf Akten. Zürich und Leipzig 1900 (Th. Schröter Verlag).

382 und XVI, 493). Türck spottet, ich irrte bei meinem Widerspruch ebenso wie Faust selber, wenn ich aus Fausts Erklärung, er werde die schleichend große Macht der Sorge nicht anerkennen, folgerte, daß er ihr auch wirklich nicht erliege. Vers 11493 allein würde das freilich nicht beweisen. Aber der Unterschied zwischen Türcks und meiner Auffassung liegt eben darin, daß mir Fausts Gebahren nach seiner Erblindung als Beweis seiner andauernden geistigen Kraft gilt, während Türck daraus erkennen will, daß jetzt im höchsten Alter sein Genie ihn verlassen habe. Nach Türck ist Fausts Pochen auf das helle Licht in seinem Innern, V. 11500, Selbsttäuschung des zum Philister gewordenen Greises; ich nehme an, der Dichter wolle, daß wir diesem Worte seines Helden Glauben schenken. Im übrigen verschließe ich mich natürlich keineswegs der reichen Belehrung in Türcks Untersuchungen. Wie er die beiden Begleiterinnen des Elefanten im Maskenzuge, die beiden größten Menschenfeinde Furcht und Hoffnung, V. 5441/2 mit Fausts Worten über die Sorge V. 664 f. verbindet und hierin Goethes eigene, geniale Lebensauffassung in Bezug auf Sorge, Furcht und Hoffnung nachweist, das halte ich für einen bleibenden Gewinn der Faustforschung. Überzeugend ist auch der wichtige Nachweis geführt, daß die Wette im Himmel und im Studierzimmer ihrem Inhalte nach identisch, nur im Ausdruck verschieden, die erste positiv, die letztere negativ gefaßt sei. Aber schon Türcks Auslegung von Vers 1710 „Wie ich beharre bin ich Knecht“ scheint mir unmöglich. Mephisto äußert sein Mißtrauen, ob Faust auch an dem Vertrage festhalten werde. Darauf kann Faust doch nicht antworten: sobald ich beharre, gehöre ich dir oder einem anderen. Er sagt vielmehr: hege keine Furcht, denn in welcher Lage (wie) ich von jetzt an auch beharre, ob in meiner bisherigen engen Lebenslage oder dir verschrieben, frei bin ich, der vom großen Geiste verschmähte, der nicht in die Natur einzudringen vermag, ja doch nicht, da versuch ichs doch lieber mit dir. Türck ist durch das Wort „beharren“ an diese Stelle und im Gedichte „Eins und Alles“ zur Annahme einer Verwandtschaft beider Stellen verleitet worden, die nicht zutrifft. Darin aber hat er Recht, daß ohne Verzweiflung, Faust die Wette

nicht eingehen würde. Nur ist es wirklich ein Bund mit der Hölle, eine Abkehr von der weißen Magie, wie sie bei Anrufung des Erdgeists wirkt, zur schwarzen. Setzt doch auch Türck selbst Mephistos zerstörendes, negatives Wesen der Schaffenskraft des dämonischen entgegen. Wenn Faust die Magie von seinem Pfade zu entfernen wünscht, so entsagt er damit nicht jenem hellsichtigen Naturerkennen, für das er dem Erdgeist in Wald und Höhle dankt, sondern jener aus dem Teufelsbündnis herstammenden magischen Macht, auf die Baucis V. 11123 f. hinweist. Wenn Faust den Wunsch äußert, daß alles durch menschliche Kräfte ohne solche Hilfe erreicht sein möchte, und den Geist, nicht die Handarbeit als das Entscheidende bezeichnet, so sind mir das alles keine Zeichen seines Verfalles. Das Entscheidende aber, was mich bei aller sonst gerne gezollten Anerkennung von Türcks Auffassung trennt, ist seine Behauptung, die Wette werde von Mephisto gewonnen. Diese Annahme widerspricht ebenso Goethes bestimmter Erklärung Boisserée gegenüber („Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus alles folgt") wie dem ganzen Geiste der Dichtung, die durch solchen Ausgang der Wette geradezu ihre Grundlage verlieren würde. Türck hat sich zudem von Mephisto täuschen lassen. Wohl wirft dieser dem sterbenden Faust vor, der Arme suche den letzten, schlechten, leeren Augenblick festzuhalten; allein diese Behauptung zeugt nur wieder von der öfters erwähnten Unfähigkeit des Teufels, das Verlangen eines edlen Menschengeistes zu verstehen. Faust ist soweit entfernt, den letzten Augenblick seines Erdendaseins festhalten, mit seinem Genusse sich beruhigen zu wollen, daß er ungesättigt von dieser Existenz bereits in der Zukunft lebt. Hat doch Goethe selbst aus dem Verlangen des Menschengeistes nach Thätigkeit das Recht auf eine Fortdauer nach dem Tode gefordert. Und dieser höchste, selbstlose Thätigkeitsdrang läßt Faust vom Vorgefühl des höchsten Augenblicks, d. h. dem Glück unabsehbaren Weiterwirkens sprechen. Die Wette ist nach Sinn und Wortlaut nicht verloren, wie Türck behauptet, sondern gewonnen, wie auch Minor annimmt (II, 197) obwohl er dem Dichter dabei starke Widersprüche, sowohl in Mephistos Monolog unmittelbar nach Abschluß des Vertrages wie in seiner Nachrede an Fausts Leiche zum Vorwurfe macht.

Den Widerspruch zwischen dem ersteren, Mephistos Monolog „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ und den Vertragsbedingungen habe auch ich stets empfunden; bezüglich des Nekrologs, wie in einigen Nebenfragen vermag ich Minor nicht so unbedingt beizustimmen. Aber ich habe in meiner eigenen Faustvorlesung im letzten Wintersemester mit Dank erfahren, welch ausgezeichnetes Hilfsmittel Jakob Minor uns mit den zwei Bänden seiner „Entstehungsgeschichte und Erklärung des ersten Teils von Goethes Faust“ [102]) für das geschichtliche und ästhetische Verständnis des Faust und des Faustdichters beschert hat. Seine Arbeit bildet mit ihrer scharf polemischen Absage gegen die von Wilhelm Scherer ausgehende Faustphilologie einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte der Faustlitteratur. Minor hat sein Buch „Den Philologen des XX. Jahrhunderts“ gewidmet, die als Vertreter einer Wissenschaft der Thatsachen wieder gut machen sollen, was der müßige Sport unfruchtbarer Hypothesenreiter des XIX. verschuldet hat durch vorschnelle Analyse aus zusammengerafften Zitaten und Parallelen ohne intime Kenntnis der Natur der Dichtung, durch Kleben am Einzelnen, wo nur beim Ausgehen vom Ganzen in die Teile Verständnis der dichterischen Individualität, der Situation, des dichterischen Charakters zu gewinnen sei. Minor macht selbst von dem Hilfsmittel der Parallelstellen, die er mit sicherer Belesenheit aus dem ganzen Umkreise des Goetheschen Wort- und Gedankenschatzes heranzieht, ausgedehnten Gebrauch, aber er hütet sich auf dieser Grundlage mechanisch Beweise zu konstruieren. Das Verständnis einer dramatischen Dichtung, mahnt er (II, 211), ruhe weit mehr auf dem phantasievollen Erfassen der Situation als auf dem logischen Verständnis der im bildlichen oder eigentlichen Sinne deutbaren Worte, die erst durch die Situation ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Türcks oben erwähnte irrige Ausnützung von Goethes Gebrauch des Wortes „beharren“ bildet gleich ein lehrreiches Beispiel zu Minors Warnung. Dagegen rät Minor ganz aus Goethes eigenem Sinn heraus, wenn er lautes und kunstmäßiges Lesen als ein leider vernachlässigtes Hilfsmittel für

[102]) Erster Band: Der Urfaust und das Fragment. Zweiter Band: Der erste Teil. Stuttgart 1901 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).

das richtige Verständnis der Dichtung fordert; das Wort Goethes wie jedes wahren Dichters ist stets wichtig, „weil es ein gesprochen Wort war“. Die Gabe, sich mit der Phantasie in die dem Dichter vorschwebende Situation zu versetzen, bezeichnet Minor mit Recht als die oberste Tugend des Philologen. Nur ihr Mangel erklärt ein so völliges Verkennen der Dichtung, wie Scherer in seiner Zergliederung des ersten Faustmonologs, gegen die sich Minor I, 43 f. wendet, dessen sich schuldig machte. Minor dagegen versteht es in ganz ausgezeichneter Weise schon durch die Einteilung seines Stoffes, uns einerseits in das historische Werden der Faustdichtung, wie es in Urfaust, Fragment und der Ausgabe von 1808 vorliegt, einzuführen, andererseits uns zugleich das fertige Werk vor Augen zu stellen. Freilich glaube ich nicht mit Minor, daß Fräulein von Göchhausen ihre Abschrift den losen Blättern des Frankfurter Urmanuskripts entnommen und Goethe gar nichts zurückbehalten habe (I, 242/6), sondern vermute mit Düntzer (I^6, 28), daß Goethe sich für seine wiederholten Vorlesungen ein bequemeres Manuskript der abgerundeten Szenen aus der Urhandschrift hergestellt habe und daß diese Abschrift, nicht die in der italienischen Reise geschilderten mürben, losen Blätter, Frl. von Göchhausens Vorlage bildete. Daß unfertige Partien auf diesen losen Blättern standen, die Frl. von Göchhausen nicht mit kopierte (kopieren durfte), nimmt auch Pniower S. 20 an. Die Entstehungszeit jeder einzelnen Szene bestimmen zu wollen, lehnt Minor mit weiser Erkenntnis der Beschränktheit unserer Hilfsmittel ab; aber den Beginn der ersten Niederschrift verlegt er in Sommer und Herbst 1774, und das in letzter Zeit so heiß umstrittene erste Paralipomenon (vgl. XV, 149) läßt er erst spät, etwa 1799, aufgezeichnet werden. Für die erste Periode der Faustdichtung sei ein schriftlich aufgezeichneter Plan, wie jenes erste Paralipomenon ihn aufweist, so wenig anzunehmen als bei irgend einem andern von Goethes Jugendwerken (I, 247). Dagegen verurteilt Minor die Versuche, auf metrische Beobachtungen und Stilunterschiede hin, deren verschiedenste schon der junge Goethe je nach dem Gegenstand handhabte, mittelst der plumpen Anhäufung von Zitaten und Parallelen, die ihre Gedankenlosigkeit als philologische Methode ausgebe (II, 26), chronologische Bestimmungen treffen zu wollen.

Wenn Minor aber bezüglich des Jambenmonologs in „Wald und Höhle“ behauptet, niemand bestreite, daß er frühestens in Italien entstanden sei, so sei doch bemerkt, daß ich selbst im achten Bande der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ gesucht habe 1783/4, die Periode von Goethes eifrigsten Spinozastudien, als die Entstehungszeit jener Blankverse wahrscheinlich zu machen. Besonderen Dank verdient Minor dafür, daß er den „sträflichen Leichtsinn“ zurückweist, mit welchem man Mephistopheles seines teuflischen Charakters entkleiden, den Vertrag nicht ernstgemeint nehmen wolle. Das Unding eines Faust ohne Teufelsbund sei Goethe niemals eingefallen; dagegen sei er auf die Abweichung von der Sage und seinem eigenen ursprünglichen Plane, auf die Rettung Fausts erst durch Lessing geführt worden (I, 255). Erstaunt bin ich, daß Minor bei seinem entschiedenen Eintreten für Mephisto als wirklichen Teufel doch Dingelstedts Konzession an die Zensur, den Erdgeist an Stelle Gottvaters zu setzen, zulässig findet (II, 75). Daß Faust selbst den Erdgeist für alles verantwortlich macht, ist nach seiner natürlich beschränkten Kenntnis wie nach der Dämonologie des Faustdichters zulässig; aber der Zuschauer darf nicht diesem Irrtum verfallen, da ists dann schon besser, gleich das ganze Vorspiel im Himmel wegzulassen, so lange Goethe nicht zensurfrei geworden ist. Von dem Dichter im Vorspiel auf dem Theater sagt Minor, er stehe gleich Goethe selbst auf dem Standpunkte des klassischen Ideals. Ausgesprochen ist das eigentlich nicht. Noch weniger im Texte begründet erscheint mir Minors Behauptung I, 190, Gretchen sei durch ihren Fall natürlich für immer von Marthen getrennt. Als Goethe die im „Urfaust“ begonnene Valentinepisode zu Ende führte, hat er das schändlich kupplerische Weib ja wieder an Gretchens Seite auftauchen lassen. Eine Tonne für die kritischen Walfische hat Minor ausgeworfen, mit der Vermutung, vielleicht sei nicht das Gretchen aus dem Wirtshaus zur Rose das Urbild des Faustschen Gretchens, sondern umgekehrt verdanke das Gretchen in „Dichtung und Wahrheit“ seine Physiognomie erst Fausts Gretchen. Auf festerem Boden glaube ich Minor entgegenzutreten, wenn ich seine Deutung des „eingebornen Engel“ in Vers 2712 mit „einzig“ bestreite. Es ist

vielmehr wörtlich innatus, das in dem Kinde still verborgene entzückende, engelhafte Wesen ist im Laufe seiner Entwickelung in der Jungfrau sichtbar geworden.

Es ist natürlich nicht ein Nörgeln an Minors prächtiger Leistung, der ich wärmste Anerkennung entgegenbringe, wenn ich bei der Zustimmung in allem Wesentlichen in Einzelheiten abweichende Meinungen vertrete. So neigt Minor (II, 168) zu der Annahme, Mephisto sei durch das Pentagramma nicht wirklich gefangen, während mir der Geisterchor das zu bestätigen scheint. Ich glaube im Gegensatze zu Minor, daß Mephisto hauptsächlich deshalb so sehr fortdrängt, weil er nicht als Gefangener mit Faust über einen Vertrag unterhandeln will. Das Fortwirken der Sagenfassung, in welcher der Bund auch niemals gleich bei der ersten Unterredung geschlossen wird, wirkt erst in zweiter Linie zusammen mit den von Minor angeführten Gründen. Für die Disputationsszene sehe auch ich mit Minor den geeignetsten Platz zwischen Fausts und Mephistos beiden Szenen im Studierzimmer; aber im Widerspruch mit Minor sehe ich in der Erwähnung des Doktorschmauses V. 1712 noch einen Nachklang des geplanten und aufgegebenen Disputationsaktus. Die Urbilder der Zecher in Auerbachs Keller will Minor nicht in Leipzig, sondern in Gießen finden, indem er an Mercks Unwillen über das rohe Treiben der dortigen Studenten und Wielands Erzählung, die Auerbachszene enthalte Anspielungen auf gemeinsame Erlebnisse Goethes und Mercks, erinnert. Wielands Worte über Fausts Wüten, vor dem Mephisto selber erschrecke, will Minor, trotzdem auch er hier Faust so leidenschaftlich wie sonst niemals findet (I, 214), nicht auf unsere jetzige Prosaszene beziehen; ich halte die Identifizierung für richtig und nehme eher ein Verhören Böttigers an, der „im Gefängnisse" verstand, wo Wieland als Zeitbestimmung „vorm Gefängnisse" sagte. Übrigens dürfte für die Szene nicht „sinkender Tag", sondern Morgendämmerung als Goethes Voraussetzung angenommen werden. Bei dem Hinweise auf Einmengung revolutionärer Strömungen in die Faustdichtung (I, 130) sollte ein Hinweis auf Klingers Faust nicht fehlen. I, 283 muß es zur Vermeidung von Mißverständnissen „in der ersten Zeit seines zweiten römischen Aufenthaltes" heißen,

denn vor der sizilianischen Reise hat Goethe in Rom nicht an Egmont, Tasso und Faust gearbeitet; Zeile 3 auf S. 327 ist das Zitat aus der Hempelschen Ausgabe XXIV, 381, 357 in 457 zu berichtigen. Einer erneuten eingehenden und nicht ergebnislosen Prüfung unterzog Minor die satirischen Anspielungen der Walpurgisnacht. So weist er denn die Deutung von V. 3988 auf den Puristen Campe zurück zu Gunsten der hier näher liegenden Verspottung der Prüden. Doch genug der Einzelheiten aus einem Werke, das jeder, der sich näher mit Goethes Faust beschäftigen will, selbst zur Hand nehmen und mit Dank gegen den Verfasser benützen wird. Hoffentlich führt Minor auch das nur halb gegebene Versprechen, seine Arbeit in gleicher Weise auch für den zweiten Teil fortzusetzen, ganz durch.

Der Erklärung und Ausbreitung des zweiten Teiles der Faustdichtung, von der die langverhüllenden Nebel des Vorurteils immer mehr weichen müssen, ist eine ganze Reihe neuerer Arbeiten gewidmet. An erster Stelle ist hier mit Ehren Heinrich Düntzer zu nennen, der seine 1835 begonnene Arbeit zur „Aufhellung der großartigsten und schwierigsten deutschen Dichtung" noch nach 65 Jahren unermüdlich durch eine stark verändernde Neubearbeitung seiner Erläuterungen zum zweiten Teile weiterzufördern sucht.[103]) An Stelle des früheren polemischen Kapitels gegen die neueren Fausterklärer hat er die jüngste Auflage mit einer Studie über die „Entstehung" des Werkes eingeleitet (S. 1—52, 342—346). Die Grundlage für diese Studie lieferte ihm die weimarische Ausgabe, indem Düntzer sich zunächst damit begnügt aus den Vermerken der Tagebücher und den Paralipomenas die äußere Werdegeschichte möglichst von Tag zu Tag für die verschiedenen Akte zu verfolgen. Gerade der 10. Band der „Tagebücher" lieferte dafür reiches Material, ja ich glaube, daß noch manche von Schmidt, Pniower und Düntzer zur Seite gelassene Eintragungen mit der Arbeit am Faust in Verbindung stehen, so z. B. die Vornahme Herodots im April, die Plutarchlesung im November, das „Credo der neusten Geologen"

[103]) Goethes Faust. Zweiter Teil. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Erste Abteilung Heft XIII, XIV Leipzig 1900 (Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe).

vom 7. Dezember 1826. Auch den Eintrag vom 8. März des gleichen Jahres „Weltgeschichtliche Vergleichung des Kampfes zwischen Herrschenwollenden und Nichtdienenwollenden. Römer und Germanen, Türken und Griechen" wäre mit V. 9450 f. und 9843, vielleicht auch mit V. 7013 f. in geistigen Zusammenhang zu bringen. Die Betrachtungen über Ebbe und Flut mitten zwischen der Arbeit am Faust am 4. März 1825 klingen jedenfalls am Anfang des vierten Aktes nach. Seine Revision des Textes hat Düntzer auch in den Anmerkungen der neuen Auflage fortgesetzt; ich greife nur heraus seine nunmehrige Lesung von V. 5872: „Auf! kommt heran!" (für Erich Schmidts „Auch kommt er an!") und V. 7109: „Nur heute nicht in freier Jubelnacht," (für Schmidts „Nur nicht zur freien Jubelnacht"). Ganz unmöglich ist Düntzers Erklärung der „bunten Vögel" (V. 11217); er will unter ihnen die Matrosen der später einlaufenden Schiffe verstanden wissen, wie auch Schröer in drolliger Weise um die Stelle herumgeht. Mephisto verspricht einfach für das Fest Dirnen zu schaffen, wie der Schiffsgesell sie in den Hafenstädten aufsucht. Daß Faust in dem Führer seiner Flotte und Aufseher seiner Bauten Mephistopheles nicht erkennen, nicht einmal ahnen soll, ist eine von Düntzers neu aufgestellten Behauptungen (S. 69); für wahrscheinlich kann ich sie nicht halten, während mir seine Zurückweisung von Dehios bildlichem Quellennachweis für die Schlußszenen beachtenswert erscheint. Nachdrücklich tritt Düntzer für die Einheit der Idee der Dichtung ein; die im Vorspiel im Himmel ausgesprochene Auffassung sei Goethe schon seit dem Oktober 1774 vertraut gewesen. Gerade in einer so wichtigen Frage wie nach dem Gewinn oder Verlust von Mephistos Wette widerspricht sich Düntzer merkwürdiger Weise selbst. S. 67 sagt er: „dem Vertrag gemäß müßte Faust dem Teufel verfallen" und S. 313 heißt es: „Der Teufel hat die Wette mit Faust, wie mit dem Herrn verloren." Ganz seltsam aber mutet einen Düntzers weitere Erklärung an, Mephistopheles habe wohl gewonnen, aber sein in aller Rechtsform geschlossener Vertrag sei nicht blos wegen seines Verstoßes gegen das höhere Gesetz freier geistiger Entwickelung null und nichtig, sondern auch weil der Teufel selbst kein wirkliches Dasein habe, nur der blinde Volksaberglaube solche Verträge träumen konnte.

Düntzer kommt zur Begründung seiner Ansichten wiederholt auf diese blos angenommene Scheinexistenz des Teufels zurück, aber mit solcher romantischen Selbstironie hat, wie auch Minor mit Recht betont, Goethe den Sagenstoff denn doch nicht behandelt und aus ihm heraus darf man wenigstens solche Hauptfragen nicht erklären wollen. So hat denn auch Karl Nohle in den Zwischenbemerkungen zu seiner Inhaltsangabe des zweiten Teiles[104]) sich gegen diese Düntzerische Erklärung gewendet, welche die ganze Ernsthaftigkeit der Wette um Fausts Seele aufhebe. Nohle seinerseits giebt eine andere Erklärung. Insoweit in der Wette von Befriedigung Fausts die Rede war, habe Mephistopheles gewonnen; aber es wurde in ihr auch verlangt, daß der Teufel ihm diese Befriedigung durch sinnlichen Genusses Lüge verschaffe. Was dagegen Faust als höchsten Augenblick genieße, habe ihm keineswegs Mephisto verschafft, es sei keine seiner Früchte, welche Faust die einstens gesuchte Befriedigung verschafft, und so habe Mephisto inhaltlich seine Wette verloren. Auch ich habe wiederholt in diesen Berichten darauf hingewiesen, daß der höchste Augenblick, welcher das Streben des sterbenden Fausts befriedigt, ganz etwas anders bedeute als der schöne Augenblick, von dem Faust in der Wette gesprochen hatte. Mit Nohles Erklärung fühle ich mich demnach in Übereinstimmung. Beherzigenswert erscheint mir auch Nohles Mahnung, das Verständnis der Dichtung, wenigstens für die Schule nicht von der Beziehung auf etwas außer dem Zusammenhang des Dargestellten liegendes abhängig zu machen; fast überall im „Faust“ sei das Thatsächliche an sich, auch ohne seine tiefere Bedeutung verständlich und in sich zusammenhängend. Für die Wirkung gerade auf jugendliche Gemüter genüge „die unverwüstliche Anschaulichkeit der Goetheschen Poesie“, die Lust des Dichters alles in konkrete, stets wechselnde Handlung aufzulösen. Wie Nohle selbst im Unterrichte der Prima des Falk-Realgymnasiums zu Berlin durch einfache Darstellung des Inhalts nach seinem Zusammenhange und seinen Hauptzügen den zweiten Teil des „Faust“ seinen Schülern verständlich gemacht

[104]) Der zweite Teil von Goethes Faust für den deutschen Unterricht im Zusammenhange dargestellt. Berlin 1899 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung Progr. Nr. 98).

hat, so skizziert er dessen Inhalt unter Weglassung der nach seiner Ansicht den Gang der Handlung nicht fördernden Zwischenteile. Am Schlusse des Programms wies Rohle auf seinen Plan einer eigenen Schulausgabe der beiden Teile des Goetheschen Faust hin, die er jener Valentins entgegenstellt, deren Schematismus in übereinstimmender Anordnung der einzelnen Teile er Vergewaltigung des freien Dichterwerkes vorwirft (S. 5). Von dieser Ausgabe Rohles liegt jetzt der erste Teil vor.[105]) Rohle hat auf vermittelnde Inhaltsangaben, wie sie in Valentins Ausgabe die weggelassenen Szenen ersetzen, verzichtet, dafür aber vom Texte selbst bedeutend mehr aufgenommen, auch den größten Teil der Gretchenszenen und Auerbachs Keller. Die elf Seiten der Einleitung geben über den geschichtlichen Faust, das Volksbuch, Marlowes und Lessings Dramatisierungen wie über die Entstehungsgeschichte von Goethes Faust in Kürze recht gut Bescheid. Nicht so glücklich erscheint die Auswahl der erklärungsbedürftigen Stellen in den Anmerkungen. Ein völliger Irrtum läuft dabei (S. 115) mitunter, indem Rohle zwischen der Klage des erwachenden Faust und dem neuen Eintreten Mephistos (V. 1529/30) eine kürzere oder längere Zeit des Verkehrs zwischen beiden annimmt. Die Disputationsszene mag man dazwischen legen, aber an Verkehr ist gar nicht zu denken. Gegenüber der früher beliebten Jagd nach der Idee des Ganzen fordert Rohle für die Schule vor allem das Verständnis des Einzelnen, „sowohl in der Handlung wie in den Charaktern, in seiner individuellen Bestimmtheit und nach seinem konkreten Zusammenhange mit den zunächst liegenden Einzelheiten". Dies entspreche am Besten „der überall auf das Wirkliche gerichteten Natur Goethes".

Im Gegensatze zu Valentin und Rohle finden wir in Adolf Lichtenhelds Schulausgabe des ersten Teils[106]) Goethes Text vollständig mit Ausnahme des „Intermezzo" abgedruckt. Rohles kurze Einleitung dürfte den Bedürfnissen der Schule mehr ent-

[105]) Faust. Eine Tragödie von Goethe. Im Auszuge herausgegeben. Erster Teil. Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. 83. Lieferung. Bielefeld und Leipzig 1900 (Verlag von Velhagen und Klasing).

[106]) Mit Einleitung und Anmerkungen. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. LI. Band. Wien o. J. (1899. Verlag von Karl Gräser).

sprechen als die längere (28 Seiten) Lichtenhelds, in welcher Entstehungsgeschichte und Inhaltsangabe des Goetheschen Werkes den meisten Raum einnehmen. S. VII ist die Jahreszahl 1793/5 natürlich ein bloßer Druckfehler für 1773/5. Daß der Tübinger Faust von 1588 nur eine gereimte Bearbeitung des Volksbuchs, kein Drama gewesen ist, wird jetzt doch so einstimmig angenommen, daß Lichtenheld, und ebenso Bischoff (s. unten), nicht den alten Irrtum wieder auftischen durften. Die Anmerkungen (20 Seiten) erscheinen sachgemäß. Weit mehr Beachtung aber als Lichtenhelds Arbeit verdient Hermann Steudings Schulausgabe beider Teile.[107]) Steuding hatte schon in einer programmatischen Abhandlung Beispiele für seine Behandlung Goethescher Werke in der Schule gegeben.[108]) Götz, Werthers Leiden, Clavigo, Wanderers Sturmlied, Egmont, Iphigenie, Tasso, Elegien und Balladen, also bereits mehr als der von Münch (vgl. XVI, 495) abgegrenzte Lehrstoff werden von Steuding erläutert. Sie alle dienen aber gleichsam nur als Vorbereitung für „die Krone unserer deutschen Litteratur", den Faust, der nach Steudings Ansicht dem Schüler der Prima nicht vorenthalten werden darf. In seiner Ausgabe hat Steuding nur den Walpurgisnachtstraum, Teile der klassischen Walpurgisnacht und der Helenaszenen im Burghof und Arkadien wie des vierten Aktes weggelassen. Nach der Angabe des Programms ist die Auswahl der in der Schule selbst gelesenen Szenen eine bedeutend engere. Die Art von Steudings Goethebehandlung erscheint aber sowohl nach den Proben des Programms wie nach den ungemein geschickt abgefaßten Einleitungen (50 und 48 Seiten) und Anmerkungen (45 und 53 Seiten) eine ganz vorzügliche. Steuding ist mit der einschlägigen Litteratur, deren neueste Ergebnisse er verwertet, wohl vertraut und zeigt dabei überall selbständiges Urteil. So erscheint mir sein Hinweis auf die Vertragsbedingung im

---

[107]) Wolfgang von Goethe. Faust. Erster — Zweiter Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig 1899 und 1900 (Verlag von G. Freytag).

[108]) Die Behandlung der deutschen Nationallitteratur in der Oberprima des Gymnasiums an den Hauptwerken Goethes erläutert. Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums zu Wurzen 1898 (Progr. Nr. 570).

Straßburger Puppenspiel: „Sollte ich außer Stand sein, dich ganz zu sättigen, dann will ich dir deinen Bundbrief zurückgeben" höchst beachtenswert. Man hat diese Stelle und ihren möglichen Einfluß auf Goethe bisher jedenfalls nicht genügend berücksichtigt. In Mephisto sieht Steuding nach dem ursprünglichen Plane den Diener des Erdgeistes. Daß er „von Anfang an eine symbolische Figur ist, da sein Auftreten sonst ein arger Anachronismus wäre", muß ich aber bestreiten. Der Dichter, der die Faustsage behandelt, darf ohne Anachronismus, ja muß seinen Lesern auch den wirklichen Teufel der Volkssage vorführen. Als Probe älterer Faustdichtungen hat Steuding seiner Ausgabe des ersten Teiles Marlowes einleitenden Monolog und aus der Wolfenbütteler Handschrift des Faustbuchs das Kapitel „Wie Faustus die Zauberey erlangt und bekommen hat" beigegeben. Da diese von Gustav Milchsack entdeckte Fassung dem bekannten Spießischen Faustbuch von 1587 vorhergeht, verdient sie ja auch in der Vorgeschichte von Goethes Dichtung Erwähnung. Unmittelbare Ausbeute für die Erklärung des Goetheschen Werkes bietet weder der Wolfenbütteler Text noch Milchsacks umfangreiche (394 Seiten) Einleitung in ihrem bis jetzt vorliegenden Teile.[109]) Steudings Annahme, daß der Monolog in Wald und Höhle zum Ersatz der Prosaszene entworfen worden sei, vermag ich so wenig zuzustimmen, wie seiner Erklärung, Faust schaudere bei dem Worte ‚Mütter' in halb unbewußter Erinnerung an Gretchens Schicksal. Im Homunkulus sieht Steuding sowohl Fausts eigenes Streben auf der nunmehr erreichten Stufe seiner Entwickelung verkörpert wie allgemeiner gefaßt „das Streben der modern-germanischen formlosen Innerlichkeit nach antiker Formenschönheit".

Recht überflüssig erscheinen die „Erläuterungen zu beiden Teilen von Goethes Faust" von M. Pospischl.[110]) Der Inhaltsangabe jedes größeren Abschnittes im ersten, jedes Aktes im zweiten Teile folgen Erklärungen der einzelnen Verse, besonders auffallender

[109]) Historia D. Johannis Fausti des Zauberers nach der Wolfenbütteler Handschrift nebst dem Nachweis eines Teils ihrer Quellen herausgegeben. Überlieferungen zur Litteratur und Kunst. Zweiter Band. Wolfenbüttel 1892 (Verlag von Julius Zwißler).

[110]) Hamburg 1899 und 1900 (Verlag von Konrad Kloß).

Worte und antiker Namen, auch metrische Erklärungen. Nicht mehr Berechtigung zur Existenz besitzen Erich Bischoffs „Erläuterungen zu Goethes Faust I. Teil.[111]) Es verlohnt sich wirklich nicht, die zahlreichen Irrtümer dieser oberflächlichen Erläuterungen erst eigens zu berichtigen. Dagegen ist es erwähnenswert, daß von der Faustausgabe Gustavs v. Loeper in „Einzelausgaben mit Anmerkungen" von Hempels Klassiker-Bibliothek ein Neudruck erschienen ist.[112])

Als eine Art Neudruck, freilich mit zeitgemäßen Zusätzen, ist auch Frau Elisabeth Mentzels Neubelebung des „Puppenspiel vom Erzzauberer Doktor Johann Faust"[113]) anzusehen. Die Geschichtschreiberin des Frankfurter Theaters hat sich nicht begnügt, in der Festschrift des Hochstifts den Spuren der Puppenspieler und Komödiantentruppen aus Goethes Frankfurter Jahren forschend nachzugehen (vgl. XVI, 217), sondern hat sich auch daran gewagt, das alte Puppenspiel von dem „wunderlichen Leben und erschröcklichen Ende des weiland berühmten Doktor Johannis Fausti, ehemaligen Professoris in Wittenberg mit Hanswurst" möglichst in der Gestalt wiederherzustellen, wie es Goethe als Knabe in der Bude auf dem Liebfrauenberg gesehen haben wird. Texte der Puppenkomödie liegen ja in Karl Engels Sammlung, Nr. 1. 8. 9. 10., wie in Simrocks Rekonstruktionsversuch, in Bielschowskys und Ernst Kraus' Ausgabe vor, während Creizenachs „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust" auch über das Puppenspiel Aufschlüsse gab. Frau Mentzel legte ihrer gelungenen Bearbeitung das Ulmer und Straßburger Spiel zu Grunde unter Berücksichtigung von Frankfurter Theaterzetteln. Sie irrt nur, wenn sie das Vorspiel in der Hölle als „deutschen Zusatz" zu Marlowes Dichtung angibt (S. 7), da Creizenach in seiner Studie „Der älteste Faustprolog" (Krakau 1887) die Quelle dieses Vorspiels in Thomas Dekker's „Friar Rush" nachgewiesen hat. Frau Mentzel selbst aber hat,

---

[111]) Wilhelm Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 21. Bändchen. Leipzig 1900 (Verlag von Hermann Beyer).

[112]) Leipzig 1900 (Verlag von Hempels Klassiker-Ausgaben).

[113]) Tragödie in vier Akten und acht Bildern. Nach alten Mustern bearbeitet und mit einem Vor-, Zwischen- und Nachspiel, sowie einer Einleitung versehen. Frankfurt a. M. 1900 (Litterarische Anstalt, Rütten und Löning).

da das Puppenspiel zur Feier das 28. August 1899 in Frankfurt aufgeführt werden sollte, nun noch Zwischenszenen hinzugedichtet, in denen sie uns Frau Rat mit Cornelia und Wolfgang, den Genius und die Sage (Faustiana) als Zuschauer des Stückes, damit also nach dem Vorbild „Hamlets" den „Faust" selbst als ein Schauspiel im Schauspiel vorführt. Die unverfälschte Frankfurter Mundart, in welcher Wölfche seine Knabenweisheit über das sich abspielende Stück losläßt, erhöht das frische Leben dieser ergötzlichen Zwischenszenen. Wie das Volksbuch und Puppenspiel vom Dr. Faust Goethe den Stoff für seine Faustdichtung lieferte, so hat ihm ein anderes Werk des 16. Jahrhunderts den poetisch noch ungesichteten Rohstoff für sein erstes großes Drama geliefert. Die Denkwürdigkeiten des Ritters mit der eisernen Hand, denn Selbstbiographie sollte man sie ihrer Lückenhaftigkeit und Unvollständigkeit wegen nicht nennen, hat F. X. von Wegele auf ihre Zuverlässigkeit hin geprüft.[114]) Er ist dabei allerdings zu einem recht ungünstigen Urteile über Götz von Berlichingen gekommen, dessen ganzem Thun und Lassen jeder sittliche Grundgedanken derart ferne gelegen war, daß er der Ehre, auf den Schwingen des Genius in die Höhe des Außerordentlichen emporgehoben zu werden, durchaus unverdienter Weise teilhaftig geworden sei.

Durch Faust und Ritterdrama, „Werke, auf welche die Romantiker aller Länder sich berufen haben", gehören nach Karl Federn's Essay über „Renaissance und Romantik"[115]) Goethes Anfänge ganz der Romantik an, während seine Gesamterscheinung den Höhepunkt der erst im 18. Jahrhundert eingetretenen deutschen Renaissance bezeichne. Und erst im 18. Jahrhundert habe die Dichtung die gewaltigste Gestalt des hellenischen Mythus wiederaufleben lassen, den Titanen Prometheus. Wie Theodor Schäfer bei seinem Vergleiche

[114]) „Götz von Berlichingen und seine Denkwürdigkeiten" in den „Vorträgen und Abhandlungen", herausgegeben von R. Graf du Moulin-Eckart. Leipzig 1898 (Verlag von Duncker und Humblot).

[115]) Von Federns „Neun Essais", Berlin 1900 (Verlag von Gebrüder Paetel) greift außer den beiden oben genannten auch noch die Festrede zu Carlyles hundertstem Geburtstag in die Goethelitteratur ein.

von „Äschylos' Prometheus und Richard Wagners Loge“[116]) des Goetheschen Prometheus gedenkt, so tritt in Federns Studie „Satan und Prometheus“, die Goethesche Jugenddichtung, beim Überblick der neueren Prometheusdichtungen besonders hervor. Auf den späteren dramatischen Versuch, vgl. X, 219, und Prometheus Rolle in „Pandorens Wiederkehr“ geht Federn dabei gar nicht ein. An den jugendlich trotzigen Prometheus werden wir übrigens auch im Parzenliede Iphigeniens gemahnt. Mit Recht hebt Adolf Vogeler in seiner Vergleichung „Iphigenie im Drama der Griechen und bei Goethe“ [117]) hervor, daß Iphigeniens Schilderung von den Leiden ihres Ahnherrn Tantalus, dessen Heldenbrust von den Übermächtigen mit ehernen Ketten festangeschmiedet sei, wörtlich auf Prometheus passe. Vogeler will mit seiner Arbeit einen Beitrag zur Behandlung klassischer Werke in der Schule liefern; die Iphigenienlitteratur, über deren Umfang er selbst klagt, ist, durch seine 116 Seiten vermehrt, nicht bereichert worden. Wenn er aber schon eine Inhaltsangabe von Racines Aulischer Iphigenie für nötig hielt, hätte er doch erwähnen sollen, daß Racine auch an eine taurische dachte, andere französische und deutsche Dichter wirklich eine solche ausgeführt haben (vgl. XI, 192).

Den Zusammenhang einer Goetheschen Dichtung mit der Überlieferung hat mit erschreckender Weitschweifigkeit und Andacht zum Kleinen und Kleinsten Max Herrmann in der Einleitung zu seiner kritischen Ausgabe des „Jahrmarktsfest zu Plundersweilen“ [118]) darzulegen unternommen. Herrmann verhält sich gegenüber den Deutungsversuchen der einzelnen Gestalten, an denen Wilmanns, Scherer, Werner sich erfreuten, ablehnend. Er will statt dessen die Dichtung als Ganzes auf zwei Vorbilder zurückführen. Die erste Anregung, oder wie Hermann sich ausdrückt

[116]) Sonderdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Bremen 1899 (Gustav Winter).

[117]) Eine dramaturgische Studie. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Andreas-Realgymnasiums. Hildesheim 1900 (Progr Nr. 352).

[118]) Entstehungs- und Bühnengeschichte. Nebst einer kritischen Ausgabe des Spiels und ungedruckten Versen Goethes sowie Bildern und Notenbeilagen. Berlin 1900 (Weidmannsche Buchhandlung).

„das Ursymbol der Dichtung, das hinter all den später ausgestalteten Einzelheiten sich birgt“, sei in einem Guck- oder Raritätenkasten, wie sie auf Jahrmärkten gezeigt werden, zu suchen. Wie Volkslied und Puppenspiel, die von der Aufklärung verachteten, von den Stürmern und Drängern zu Ehren gebracht wurden, so habe Goethe dem als „drittes Symptom der großen und für unsere ganze Litteratur so folgenreichen Wandlung“ die Guckkastenverklärung beigefügt. Herrmann geht einerseits den Worten Guck- und Raritätenkasten im Sprachgebrauche Goethes und seines Kreises nach, andererseits der Bezeichnung Raritätenkastenlied und ähnlichen in der Litteratur. Erst als zweite Urzelle neben dem Guckkasten bezeichnet er die Jahrmarktsspiele, deren er 32 französische, italienische, deutsche bespricht. Daran reiht er die Frage, wo Goethe überall in kleineren Orten Jahrmarktstreiben beobachtet haben könnte, in Ehrenbreitstein, Wetzlar, Darmstadt. Das Guckkastenmotiv hört Herrmann schon im Sommer 1770 noch vor dem Zusammentreffen mit Herder aus Goethes Straßburger Briefen vorklingen, aber für das Zustandekommen unseres Spieles mußte auch noch die Einwirkung des Hans Sachs hinzukommen. Herrmann weist nach, daß Goethe ein Exemplar der Darmstädter Bibliothek von Sachs' Schriften benutzte und vertieft sich in metrische Untersuchungen über den Bau der Verse im „Jahrmarktsfest“ und „Pater Brey“ in ihrem Verhältnis zu Hans Sachs' Versen. Bei der Nachforschung über die erste Aufführung des Scherzspiels in Weimar 1778 ist es Hermann gelungen, in der Komposition der Herzogin Anna Amalie einige bisher unbekannte Goethesche Strophen zu finden (S. 191), Strophen, deren poetischen Wert man freilich kaum niedrig genug einschätzen kann. Die Untersuchung von Goethes eigenen Änderungen für das Theater giebt dann Anlaß, den weiteren Bühnenschicksalen des „Jahrmarktsfestes“ nachzugehen. Im Verzeichnis dieser späteren Aufführungen fehlt S. 203, die am 31. März 1886 erfolgte öffentliche Aufführung in Breslau. Wenn das Sprichwort gilt, seines Fleißes dürfe sich jedermann rühmen, so hat auch Herrmann Ursache, als Verfasser mit Befriedigung auf sein Buch hinzublicken. Ich muß gestehen, daß ich als Leser diese Befriedigung durchaus nicht teilen kann. Ich halte

dies Buch als ein Beispiel schlimmster Ausartung der Goethephilologie, der gegenüber der oft gehörte Spott leider nicht ungerechtfertigt ist. Der Dank für einzelne bemerkenswerte Nachweise soll gewiß nicht vorenthalten werden, aber diese ganze Art der Untersuchung erscheint wenigstens mir als eine Verirrung und ein Mißbrauch philologisch-historischer Arbeitsweise. So wie Herrmann die Entstehungsgeschichte sich vorstellt, ist der heiter übermütige Schwank ganz gewiß nicht entstanden. Das Goethe aus dem Leben wohlvertraute Jahrmarktstreiben, dessen Verwendung in Possen und Singspielen ihm nicht unbekannt war, gab ihm Anlaß, in lose gefügten Szenen seinen Scherz zu treiben. Die auch von Herrmann nicht angezweifelten Anspielungen auf Leuchsenring und Wielands Merkur machen es wahrscheinlich, daß Goethe bei Abfassung von „Dichtung und Wahrheit" sich über den Charakter des Jahrmarktspiels doch nicht so täuschte, wie Herrmann annimmt, sondern auch in den übrigen Versen litterarische Anspielungen, die wir freilich nicht völlig sicher deuten können, stecken. Das ganze Raritäten- und Guckkastenmotiv Herrmanns ist entbehrlich, und die metrischen Tabellen sind es bei diesen rasch hingeworfenen Versen ebenfalls. Über diesen kleinen Scherz Goethes, der mit allen Lesarten 30 Seiten umfaßt, ein Buch von 242 Seiten zu schreiben, heißt die Gründlichkeit zu weit und über die Grenzen des guten Geschmacks hinaustreiben. Allein bei allen Bedenken gegen dies Abirren nach der zünftig philologischen Seite hin, das unter Minors berechtigtes Tadelsvotum gegen das mechanische Zusammenraffen von Zitaten und Parallelen fällt, liegt in Herrmanns Buch immerhin ernste Arbeit vor. Was soll man aber zu dem Ritt dilettantischer Willkür sagen, den A. Matthes mit seinen angeblichen Enthüllungen [119]) in das ältere Jagdgebiet nebelhafter Einfälle unternommen hat? Matthes hat die Urbilder für den Harfner und Mignon entdeckt in Johann Georg Zimmermann und dessen Tochter Katharina; die letztere ist das Urbild, Minna Herzlieb und Bettina sind die Nachbilder Mignons. Mignon selbst ist die Verkörperung von Goethes Herz, sie repräsentiert die Zu-

[119]) Mignon. Goethes Herz. Ein Seelenaufschluß. Schkeuditz-Leipzig 1900 (Verlag von W. Schäfer).

stände höchster Gespanntheit, ja Überspanntheit in Goethes Seelenleben, wie der Harfner die Zustände tiefster Abgespanntheit. Herzens-, Dichtungs- und Lebensaufschluß soll diese bisher nicht geahnte Erklärung der beiden Gestalten geben. Der glückliche Entdecker bedroht uns mit noch weiteren Enthüllungen aus seinen Goethestudien; ich muß gestehen, daß ihre erste Probe mich gerne auf alles weitere verzichten macht.

Nur einen negativen Beitrag zur Quellenfrage Goethescher Dichtungen giebt Heinrich May, indem er bei seiner Übersicht der „Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma“ [120]) feststellt, daß Goethe zwar zwischen dem 14. und 20. April 1810 das Leben Karl des Großen von Eginhard und Turpins Geschichte gelesen habe, daß aber die Geschicke des liebenden Eginhard in den Bruchstücken seines „Trauerspiels in der Christenheit“ nichts mit der vielverbreiteten Sage von Eginhards und Emmas Liebe gemein haben. Ist in diesem 16. Hefte von Munckers trefflich fortschreitender Sammlung Goethe nur nebenbei erwähnt, so hat Rudolf Schlösser in dem vorangehenden Bande [121]) die umfassenden Studien niedergelegt, zu welchen ihn die Bearbeitung von Goethes Übersetzungen Diderotscher Werke für die weimarische Ausgabe (vgl. XVI, 504) Anlaß gegeben hatte. Schlösser geht aus von dem Diderotschen Werke, dessen merkwürdige Schicksale, Entstehungszeit (1761) und Charakter er in den drei ersten Kapiteln behandelt. Der erste, der die Eigenart von Diderots Satire erkannte und besser als alle späteren charakterisierte, ist nach Schlössers Durchsicht der einschlägigen Litteratur Schiller gewesen. Schiller erkannte als der einzige, „in welch engem Zusammenhang die breit angelegte Charakterschilderung des Helden mit der Satire auf die Palissot und Genossen steht, mit der Weltsatire, zu der sich das

[120]) Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Sechzehntes Heft. Berlin 1900 (Verlag von Alexander Duncker).

[121]) Rameaus Neffe. Studien und Untersuchungen zur Einführung in Goethes Übersetzung des Diderotschen Dialogs. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Fünfzehntes Heft. Berlin 1900 (Verlag von Alexander Duncker).

Ganze schließlich immer deutlicher erweitert“. Schiller, der selber bereits in Mannheim eine Novelle aus „Jacques le Fataliste“ übersetzt hatte, war es auch, der Goethe zur Übertragung des „Neveu de Rameau“ bewog, als sein Schwager Wolzogen in Petersburg von Klinger eine Abschrift der noch unbekannten Dichtung erhalten hatte (vgl. XIV, 366). Goethes mannigfache Beziehungen zu Diderot bis zum Jahre 1804 stellt Schlösser eigens zusammen, ehe er Goethes teilweise Bearbeitung des Diderotschen Essai sur la Peinture bespricht und seine Verdeutschung von „Rameaus Neffen“ in Bezug auf Irrtümer, Auslassungen, Kunstmittel der Übersetzung einer genauen Vergleichung mit dem französischen Original unterzieht. Besonderen Dank verdient Schlösser für seine Untersuchung der Hilfsmittel, die Goethe für seine „Anmerkungen“ benutzte, die dann 1823 die bedenkliche Ehre einer selbständigen französischen Ausgabe als „Des hommes célèbres de France du dixhuitieme siècle“ erfuhren. Die Ausleihlisten der Weimarischen Bibliothek ließen Goethes Quellen nicht erkennen; Schlösser glückte es aber, die Hauptunterlage von Goethes Kommentar, den er selbst aus den neueren Arbeiten von Isambert, Tourneux, Monval vervollständigt, nachzuweisen. Merkwürdiger Weise war es gerade ein Werk Palissots, gegen den vor allen sich Diderots Satire richtete, dessen Goethe sich zur Erläuterung der Satire bediente, die „Mémoires pour servir à l'histoire de notre littérature depuis François I. jusqu'à nos jours“. Anziehend ist es, mit Schlösser in Goethes Erläuterungen des Diderotschen Werkes die Anspielungen auf die deutschen litterarischen Parteien herauszufinden. Gerade Palissot erscheint dabei als ein Geistesverwandter Kotzebues. Schlössers Zweifel ob Kotzebues satirisches Gegenstück zu Palissots Komödie „Die Philosophen“ je auf die Bretter gekommen sei, ist ungerechtfertigt; „der hyperboräische Esel“ ist in Leipzig aufgeführt worden, allerdings nur ein einziges Mal. Mit seiner Diderotarbeit hat es Goethe übrigens weder den Romantikern noch ihren Gegnern zu Dank gemacht; die Aufnahme des Buches war eine sehr ungünstige, so daß Goethe noch in den zwanziger Jahren darüber klagte, als die Beschäftigung der Franzosen mit Diderots Dichtung ihm nochmals Anlaß gab zu einigen nachträglichen Aufsätzen zu „Rameaus Neffen“

von dessen wirklichem, einst lebendem Urbilde Goethe erst jetzt Kunde erhielt.

Aus einem ungedruckten Briefe Wilhelm von Humboldts vermag Schlösser mitzuteilen, daß Goethe schon im Herbste 1802 von Friedrich Schlegels „Alarkos“ nichts mehr wissen wollte. „Verfluchen muß man das Produkt“ meinte er jetzt von demselben Stücke, für das er noch im Mai im Weimarer Theater so kräftig sein Ansehen eingesetzt hatte. Seine Aufführung gehörte gleich denen der beiden Voltaireschen Tragödien, die Schlösser mit der Arbeit an „Rameaus Neffen“ in Verbindung bringt (S. 201), zu den Erziehungsmitteln, durch welche Goethe die weimarischen Schauspieler vom Naturalismus des bürgerlichen Schauspiels zu einem höheren Stile heranzubilden suchte. In Schillers Prolog zu Goethes Mahometverdeutschung ist ja jenes Streben mit der Schiller eignen Größe charakterisiert. Merkwürdiger Weise hat Robert Prölß in seiner Darstellung der Entwickelung des deutschen Theaterwesens [122]), in deren neuntem Abschnitt er die ideale Richtung des Weimarer Hoftheaters der Schröderschen Natürlichkeitsrichtung entgegenstellt, diese erziehliche Absicht der Goetheschen Bühnenrichtung nicht betont. Von Schiller und dem Schicksal seiner Dramen auf der Mannheimer Bühne (S. 239), dem Einfluß des Götz von Berlichingen auf die Einführung des historischen Kostüms (S. 219) und von den Dramen der beiden auf andern Bühnen hat Prölß natürlich an verschiedenen Stellen seiner Übersicht kurz gehandelt. Prölß will mit seinem nützlichen Buche durch eine „Neudarstellung des geschichtlichen Entwickelungsgangs der deutschen Schauspielkunst“ Eduard Devrients unzuverlässige und einseitige Darstellung auf Grundlage der neueren ausgedehnten Forschungen ersetzen. Und gerade beim Vergleiche von Prölß' und Devrients Beurteilung der Goetheschen Theaterleitung zeigt sich wieder der erfreuliche Fortschritt, den wir in den letzten Jahrzehnten in der Erkenntnis von Goethes Wirken auf den verschiedensten Gebieten gemacht haben. Wandelt einen bei der Durchsicht der massenhaften Einzelarbeiten, die sich auf Goethe

[122]) Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Leipzig 1900 (Verlag von F. A. Berger).

und Schiller beziehen, manchmal Zweifel und Beklemmung an — und ich muß fürchten, der Leser dieses allzulangen Berichtes teilt nur zu sehr die Gefühle des Berichterstatters — so gewahrt man doch zu freudigem Troste, wie all diese Kleinarbeit doch wirklich dazu beiträgt, daß immer freier und stolzer auf breitester, unerschütterlicher Grundlage das ragende Denkmal Goethe-Schillers leuchtend und mahnend sich emporhebt.



IV. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, Verleger, beziehungsweise Hochschule, Bibliothek, Redaktion, Verein u. s. w.

Erscheinungsjahr, wo nicht anders bemerkt, ist das Berichtsjahr.

Litteratur.

*Lessing, Laokoon, 1766. Geschenk des Herrn Joh. Friedrich Hoff.

*Speier, Grillparzers ein treuer Diener seines Herrn. S.-A.

*Frankfurter Hausblätter N. F. 1881/2. Geschenk des Herrn Franz Rittweger hier.

*Payer v. Thurn, Joseph Schreyvogels Beziehungen zu Goethe. S.-A.

*Mathes, A. Mignon, Goethes Herz, ein Seelenaufschluß. Schkeuditz.

*Banner, Dr. M. Das französische Theater der Gegenwart. Leipzig 1898.

*Ausstellung deutscher Buchillustration der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.

*Pallmann, Dr. Denkschrift zur Gutenbergfeier. Frankfurt a. M. 1900.

*Pöllnitz, Baron v. Das galante Sachsen. Neue Auflage mit einigen Zusätzen. Offenbach a. M. 1730. Geschenk aus dem Nachlasse des Herrn Alfred von Neufville.

*Arendal, J. v. Über die Kosenamen auf -eles. S.-A.

*Müller, E. Regesten zu Fr. Schillers Leben und Werken.

*Prem, S. M. Goethe. 3. Aufl.

*Goethes Briefe an Reinhardt, Privatdruck von A. M. Cohn.

*Besprechung von Goethes Clavigo a. d. J. 1774. Geschenk des Herrn Wilhelm Stauffer.

*Rogge, Marinepfarrer, Dr. Chr. Goethe und die Predigt.

*Leipziger illustr. Zeitung 2987. Preisgekrönte Entwürfe des Straßburger Goethedenkmals.

*The English Faustbook of 1592. S.-A.

*von Drach, Prof. Dr. Die Korrespondenz des Landgrafen Ludwig VIII. mit dem Baron Häckel.

*Brachvogel, E. Lessings Laokoon. Abschnitt I—XV, dem Gedankengange nach dargestellt.

*Greiner, H. Ansprache des Direktors zu Goethes 150. Geburtstage.
*Schmittger, Doris. Die Familie Goethe in Schleswig.
*Berdrow, Otto. Nikolaus Lenau und die Familie Reinbeck.
*Klinger, S. Über die Tragödien Casimir Delavignes.
*Jenny, E. Goethes altdeutsche Lektüre.
*Degenhard, F. Beiträge zur Charakteristik des Stils in Z. Werners Dramen.
*Klopstock, F. G. Ode an den Züricher See zur Erinnerung an die Lustfahrt auf die Au (30. Juli 1750).
*Frederking, A. Eigenart und Bedeutung der Dichtung und der Persönlichkeit Goethes.
*Schaedel, Dr. Otto. Goetherede.
*Kasch, F. Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller.
*Küchling, H. Studien zur Sprache des jungen Grillparzers mit bes. Berücksichtigung der Ahnfrau.
*Schiff, J. Goethes naturwissenschaftliche Forschungen und ihre Bedeutung für den naturwissenschaftlichen Unterricht.
*Liliencron, D. v. Einleitung in die Propyläen.
*Mathias, Dr. Der Politiker Herder nach der ursprünglichen Fassung seiner Humanitätsbriefe.
*Rahlwes, F. Goethes sprachliche Entwickelung.
*Zeiner, E. Th. Körner als Dramatiker, mit besonderer Berücksichtigung des Schillerschen Einflusses.
*Zelak, D. Tieck und Shakespeare, ein Beitrag zur Geschichte der Shakespearemanie in Deutschland.
*Vogeler, Ad. Iphigenie im Drama der Griechen und bei Goethe.
*Tauber, G. Über die grundverschiedene dramatische Verwertung des Iphigenienstoffes durch Euripides und Goethe.
*Waldmüller, R. Th. Carlyles Gattin.
* — — Die Grabstätte von Schillers Vater.
*Lepanto. Goethes Faust. II. Teil.
*Schultheis, Fr. Schillers Spaziergang ins Italienische übertragen.
*Elster, Prof. Dr. E. Ungedruckte Briefe von H. Heine.
*v. Gleichen-Rußwurm. Zum Jubiläum des Liedes von der Glocke.
*v. Ruß. Ulrike v. Levetzow.
* — — Seine letzte Liebe (U. v. Levetzow).
*Widmann, V. Zum Jubiläum des Liedes von der Glocke.
*Berger, A. v. Schiller und die Moderne.
*Janus. Goethe und die Hurrahpatrioten.

Geschichte.

†Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Meißen. 1900.
*Bericht über die 6. Versammlung deutscher Historiker zu Halle a. S. 1900.
†Neuburger Kollektaneen-Blatt. 1899.

*Schwemer, Dr. R. Papsttum und Kaisertum. Stuttgart 1899.
*Liermann, Dr. O. Politische und soziale Vorbildung durch das klassische Altertum. S.-A.
* — Henricus Petreus Herdesianus. Frankfurt a. M. Prog. 1900.

Naturwissenschaften.

†Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern. 1899.
†Mitteilungen des Vereins Luxemburger Naturfreunde 1900.
†Smithsonian Institution, Proceedings. Vol. XXII.
†Bericht der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 1900.

Programme etc. von Hochschulen, Schulen, Vereinen etc.

†Universitäten: Freiburg i. B. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1901.
— — — „ „ Verzeichnis der Behörden zc. W.-S. 1900/01.
† — Göttingen. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1900, W.-S. 1900/01.
† — — Personalbestand S.-S. 1900, W.-S. 1900/01.
† — — Akademische Festrede. 1899.
† — — Leo, Fr., de Horatio et Archilocho.
† — — Chronik für 1899/1900.
† — Heidelberg. Vorlesungsanzeige S.-S. 1901.
† — — Akademische Rede. 1901.
† — Jena: Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1901.
† — — Personalverzeichnis.
* — Innsbruck. Personalverzeichnis.
* — — Inauguration des Rektors. 1900.
† — Leipzig. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1901.
† — — Personalverzeichnis S.-S. 1900, W.-S. 1900/01.
† — — Rektoratswechsel, Rede zum
† — — Urteile über Preisarbeiten. 1900/01.
† — — Verzeichnis der Doktoren 1899/00.
* — Prag. Deutsche Universität. Vorlesungsordnung S.-S. 1901.
† — Tübingen. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1901.
† Hochschule Hannover. Personalverzeichnis W.-S. 1900/01.
†Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. 1899/00.
*Bericht über die gewerbliche Fortbildungsschule zu Frankfurt a. M. 1900.
*Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Frankfurter Bezirksvereins deutscher Ingenieure. 1900.
†Jahresbericht der Deutschen Seewarte. 1899.
*Report of the U. S. Naval Observatory. 1900.
*Bericht des Instituts für Gemeinwohl. 1899/00.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.— Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Wilhelm von Adelebsen, Senatspräsident, hier.
2. Heinrich Becker, Oberlehrer, hier.
3. Carl Bendit, Kaufmann, hier.
4. Wilhelm Bernhardt, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
5. Georg Caesar, Lehrer, hier.
6. Richard Eberheimer, Kaufmann, hier.
7. Christian Eisenhuth, Lehrer, hier.
8. Heinrich Engert, Ingenieur, hier.
9. Erich Foerster, Pfarrer, hier.
10. Gustav Franke, Regierungsrat, hier.
11. Wilhelm Goebel, Kaufmann, hier.
12. Frau Louise Goldschmidt, Offenbach a. M.
13. Otto Groß, Dr. med., Arzt, hier.
14. Fritz Großmann, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
15. Hermann Haas, Privatier, hier.
16. Frl. Jenny Heimann, Lehrerin, hier.
17. Frl. Luise Heinrich, Lehrerin, hier.
18. Carl Kaufmann, Dr. med., Arzt, hier. (Mk. 20.—.)
19. Frl. Marie Läger, Instituts-Vorsteherin, hier.
20. Heinrich Landsberg, Direktor des Heddernheimer Kupferwerks, hier
21. Hans Merian-Genast, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
22. Max Neuhaus, Rechtsanwalt, hier.

23. Hermann Niedermayer, Bankier, hier. (Mk. 10.—.)
24. Gustav Eduard Oehler, Buchhändler, hier.
25. Carl Hermann Oehler, Musiker, hier.
26 Henri Pâris, Sprachlehrer, hier.
27. Theodor Poppe, Dr. phil., hier.
28. Eduard Posen, Dr. phil., Fabrikant, hier. (Mk. 10.—.)
29. Frl. A. von Puttkamer, Schulvorsteherin, hier.
30. Frl. Sidonie von Puttkamer, Lehrerin, hier.
31. August Ratzel, Hilfslehrer, hier.
32. Paul Rehländer, Dr. phil., Chemiker, Griesheim a. M.
33. Friedrich Roemmich, Kaufmann, hier.
34. Franz Ruff, Civil-Ingenieur, hier.
35. Karl Schäfer, Architekt, hier.
36. Heinrich Schmidt, Oberlehrer, hier.
37. Frl. Constance Tolfrey, Mallehrerin, hier.
38 Frau Johanna Wagner, Wwe., hier.
39 Frl. Hedwig Weis, hier.
40. Julius Werner, Pfarrer, hier.
41. Frau Emilie Wetzlar, hier.
42. Wilhelm Woell, Dr. jur., Magistrats-Assessor, hier.
43. Sel. Wohlfarth, Kaufmann, hier.

B. Gestorben:

1. Frau Anna Barthel, hier.
2. Adolf K. Buchheim, Professor Dr., London.
3. Georg Buff, Königl. Inspektor, München.
4. Leopold Dann, Kaufmann, hier.
5. Friedrich Küsthardt, Professor, Bildhauer, Hildesheim.
6. Tycho Mommsen, Dr. phil., Professor, Gymnasialdirektor a. D., hier.
7. Friedrich Max Müller, Dr. phil., Professor, Oxford.
8. Alfred von Neufville, Kommerzienrat, hier.
9. Adolf Neukirch, Dr. jur., Justizrat, Rechtsanwalt, hier.
10. Josef Oppenheimer, Kaufmann, hier.
11. John Leonhard Raab, Akademie-Professor, München.
12. Joh. Heinrich Roth, Fuhrwerksbesitzer, hier.

13. Adolf Rommel, Kaufmann, London.
14. Frau Emil Rosenthal, Privatiere, hier.
15. Heinrich Siesmayer, Gartendirektor, hier.
16. Theodor Stern, Bankier, hier.
17. Veit Valentin, Dr. phil. Prof., Oberlehrer, hier.
18. Heinrich Weber, Lehrer, hier.
19. Frau Hermine Willemer-Naumann, hier.

34 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1901 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. A. Krämer, Oberlehrer, hier.

In der Sitzung vom 9. Januar 1901 sprach Herr Oberlehrer Dr. Fried über das Thema:

„Wo schlug Cäsar den Ariovist."

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

„Wo schlug Cäsar den Ariovist?" von Dr. Fried.

Wenn man die Lage des Schlachtfeldes, auf dem Cäsar den Ariovistus besiegt hat, bestimmen will, so sind zunächst zwei Stellen zu berücksichtigen, nämlich einmal die Angabe, daß die Römer von Besançon am Doubs aus sieben Tage marschierten, bis sie ihr großes Lager aufschlugen (Caes. b. G. I, 41, 4—5: Eorum satisfactione accepta et itinere exquisito, per Diviciacum, quod ex aliis ei maximam fidem habebat, ut amplius quinquaginta circuitu locis apertis exercitum duceret, de quarta vigilia, ut dixerat, profectus est. Septimo die, cum iter non intermitteret, ab exploratoribus certior factus est, Ariovisti

*

copias a nostris milibus passuum XXIV abesse) — unmittelbar beim Großen Lager aber war die Schlacht — und sodann: lib. I, 53,1: Ita proelium restitutum est, atque omnes hostes terga verterunt neque prius fugere destiterunt, quam ad Rhenum flumen milia passuum ex eo loco circiter quinque, pervenerunt, wonach das Schlachtfeld in unmittelbarer Nähe des Rheines zu suchen wäre. Diese beiden Angaben wären also auf die ganze Strecke zu verteilen. Der nächste Weg von Besançon nach dem Rheine würde nach Basel führen und betrüge in der Luftlinie 121 Kilometer. In Wirklichkeit aber erhöht sich diese Zahl noch um 17 Kilometer, auch wenn wir die kürzeste Verbindung annähmen, die dem Doubs entlang über Roche, Rouland le Grand und Clerval, nördlich an der Montagne du Lomont vorbei nach Montbeliard und sodann über Delle und Pfirt nach dem Rheinknie führt. Von Montbeliard aus käme auch die Route über Grandvillers und Hirsingen in Betracht. Für ein Heer in Feindesland war aber diese kürzeste Straße nicht ohne Bedenken, denn das Juragebirge tritt bis hart an den Doubs heran und bietet so für plötzliche Überraschungen günstige Gelegenheiten. Diese Gefahren vermied denn auch Cäsar dadurch, daß er seine Truppen durch loca aperta, durch freiliegendes Terrain, wenigstens im Verhältnis zu der oben erwähnten kürzesten Linie freiliegend, führte. Diese Straße bedeutete aber einen Umweg ‚circuitus‘. Da ein Ausbiegen nach Süden ausgeschlossen ist, denn hier lagern sich die Höhen des Jura vor, so wäre zunächst die Straße ins Auge zu fassen, die über Marchaux, Avilley und Rougemont nach Villersexel an den Ognon führt und dann über Grange, St. Ferjeux und Arcey die vorhererwähnte Linie bei Montbeliard wieder trifft. Der Umweg wäre allerdings, falls Diviciacus diese Richtung empfohlen hätte, nicht groß gewesen; er hätte nämlich nur 10 km betragen, da der Doubs besonders zwischen Clerval und Isle s. l. Doubs zahllose Windungen macht, denen sich die Landstraße zum Teil wenigstens anpaßt. Es ist nun wiederholt noch eine andere Marschrichtung für möglich gehalten worden; diese mehr nach Norden ausbiegende kann aber doch nicht recht für wahrscheinlich gelten, da sie ins Lingonergebiet geführt haben würde, während uns lib. I,

38,1 doch Besançon von Ariovistus direkt bedroht und die ganze Darstellung zunächst das Sequanergebiet als den Kampfespreis erscheinen läßt (lib. I, 38,1: Cum tridui viam processisset, nuntiatum est ei, Ariovistum cum suis omnibus copiis ad occupandum Vesontionem, quod est oppidum maximum Sequanorum contendere, triduique viam a suis finibus profecisse. Wenn aber der Suebenherzog drei Tagemärsche von seinem Gebiet — in den Augen der Römer bildete natürlich der Rhein die Grenze nach Germanien — entfernt war, so konnte er sich unmöglich im Lingonergebiet befinden.[1])

Wir müssen vor allem die erste Zahlenangabe, wonach die Römer sieben Tage marschieren und dabei ‚milium amplius quinquaginta circuitu' vorrücken, untersuchen. Die Zahl ‚quinquaginta', die von Skaliger in quadraginta, von von Göler in nonaginta verändert worden war, dürfte als feststehend angesehen werden, da sie in sämtlichen Handschriften verbürgt ist. Anders ist es mit der Frage, was unter circuitus zu verstehen sei. Da sind denn drei verschiedene Vorschläge gemacht worden. Die einen verstehen unter circuitu nicht den wirklich zurückgelegten Weg, sondern nur die Differenz zwischen der Länge des nächsten Weges und derjenigen des Weges, den Cäsar geht. Wir haben aber schon oben darauf hingewiesen, daß der wahrscheinlichste Umweg über Villersexel nur ein Mehr von 10 km ergiebt, und daß ein weiter nach Norden ausbiegender Weg kaum in Betracht kommen kann. Mit Recht weist übrigens Stolle[2]) darauf hin, daß es doch höchst wunderbar von dem Schriftsteller wäre, wenn er uns nur die Differenz zweier Wege angäbe, ohne uns eine positive Angabe über die Länge der einen Straße wenigstens hinzuzufügen. Das wäre doch höchst ungeschickt. Das Wahrscheinlichere ist doch, daß er uns in ‚quinquaginta milia' die Länge der Straße, die er gegangen ist, und die einen ‚circuitus', d. h. einen Umweg darstellte, hat angeben wollen, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß Cäsar den

[1]) Die Frage, „Wo schlug Cäsar den Ariovist", ist zuletzt in der vortrefflichen Abhandlung von Dr. Franz Stolle, Straßburg, Verlag von Ed. Heitz, behandelt worden. Vgl. S. 21.

[2]) Vgl. Stolle S. 4.

anderen Weg vielleicht gar nie gekannt hat, also auch aus sich selbst nicht die Differenz angeben konnte. Allerdings muß man ja zugeben, daß Cäsar in Besançon schon darüber belehrt worden sein konnte, um wie viel der eine Weg weiter sei als der andere, zumal es sich ja sicherlich um sehr begangene und bekannte Straßen handelte. Es waren zudem viele Kaufleute anwesend lib. I, 39,1, die mit leichter Mühe Auskunft geben konnten, abgesehen davon, daß die Sequaner von ihrem eigenen Lande genauen Bescheid zu geben wußten.

Die dritte Version, die Stolle ebenfalls verwirft, ist die, daß Cäsar zwar den nächsten Weg benutzt habe, auf demselben aber einen Umweg gemacht habe, das heißt für eine kurze Strecke von ihm abgegangen und wieder auf ihn zurückgekehrt sei. Auch diese Annahme läßt sich verfechten, denn die Römer konnten die Straße etwa bei Baume les Dames, wo der Fluß mit zahlreicheren Windungen einsetzt, verlassen und über Mesandans und Cubrial nach Villersexel ausbiegen und sich dann wieder Belfort oder Montbeliard zuwenden. Weiter westlich von Montbeliard-Arcey hat ja niemand das Schlachtfeld gesucht. Nur ist schwer zu erkennen, warum Cäsar dann nicht schon gleich von Besançon aus eine nördlichere Richtung eingeschlagen und die drohenden Gefahren so vermieden habe, denn das Juragebirge tritt schon unterhalb von der Sequanerhauptstadt hart an den Fluß heran. Wenn also Cäsar gegen diese Route Bedenken hatte, so mußten ihm dieselben eigentlich schon früher und nicht erst auf dem Marsche kommen. Man kann hier Stolle S. 5 und 6 wohl beipflichten, wenn er annimmt, die Besorgnis Cäsars sei in erster Linie durch die angustiae, und nicht durch die silvae erregt worden, wie Napoleon III. meint, denn die loca aperta bedeuten doch nicht waldloses, sondern freiliegendes Gelände, das man nicht durch angustiae zu passieren braucht. Der Ausdruck ‚magnitudo silvarum‘ (I, 39,6: Qui se ex his minus timidos existimari volebant, non se hostem vereri, sed angustias itineris et magnitudinem silvarum, quae intercederent inter ipsos atque Ariovistum, aut rem frumentariam, ut satis commode supportari posset, timere dicebant) deutet übrigens auf weitausgedehnte Waldlandschaften hin, die wir uns nicht als auf die Ufer des

Doubs beschränkt vorstellen müssen. Übrigens empfiehlt es sich, heute die Wälder möglichst aus der Kritik auszscheiden zu lassen, da wir jetzt unmöglich feststellen können, welche Teile der Franche Comté damals bewaldet waren und welche nicht.[3]) Der orographische Bau des Landes aber ist bis auf Veränderungen, die wir als minutiöse bezeichnen können, derselbe geblieben.

Ehe wir dazu übergehen, die mutmaßliche Länge des Weges bezw. der einzelnen Tagemärsche festzustellen und die Vorschläge, die Stolle hierzu macht, zu prüfen, dürfte es von Interesse sein, der Interpretation von I, 41,4 einige Aufmerksamkeit zu schenken, da sie auf die Vorbereitungen zum Marsche Bezug nimmt (Eorum satisfactione accepta et itinere exquisito per Diviciacum, quod ex aliis ei maximam fidem habebat, ut milium amplius quinquaginta circuitu locis apertis exercitum duceret, de quarta vigilia, ut dixerat, profectus est). Stolle faßt diese Worte so, daß ‚per Diviciacum‘ nicht zu exquisito gehöre, und daß ut von profectus est abhängig und also als finale aufzufassen sei. Dann wäre der Sinn: Cäsar ließ den Weg erfragen und brach auf, damit er durch Diviciacus das Heer . . . führe. Doberenz, Stronk, Oberbreyer und Gelbe hatten exquisito zu ‚per Diviciacum‘ gesetzt und ein konsekutives ut angenommen, sodaß die Übersetzung den Sinn ergeben würde: Cäsar ließ durch Diviciacus den Weg erfragen, sodaß er das Heer . . . . führen konnte und brach auf. Letztere Auffassung verwirft Stolle, aber seinen Argumenten braucht man nicht ohne weiteres beizupflichten. S. 6 unten sagt er da: „Denn sollte Cäsar, den Galliern sonst nie recht trauend, vertrauensselig genug gewesen sein, einem Gallier (Diviciacus) das Aufklären des Weges zu überlassen?“ S. 8 aber äußert er sich: „. . Diviciacus . . . . . der dem Cäsar zu Dank verpflichtet war und im helvetischen Kriege ausreichende Beweise seiner römerfreundlichen Gesinnung gegeben hatte, bot die größtmögliche Sicherheit dafür, daß er das römische Heer nicht absichtlich auf den Umweg führe, um es in eine Falle zu locken. Daher schenkt Cäsar, wie unter den Legionaren den Zehnern, so unter andern ihm das größte

[3]) Cäsars Angaben bezüglich der Bewaldung des Landes entsprechen übrigens den heutigen Verhältnissen durchaus.

Vertrauen und so führt er durch ihn, d. h. auf dessen Rat und unter dessen Führung sein Heer gegen Ariovist getrost auf dem Umwege." Erst also soll es als ein Fehler erscheinen, wenn Cäsar dem Diviciacus das Aufklären überläßt, die Führung des Vortrabes aber soll er ihm „getrost" anvertrauen können. Man sollte meinen, wenn wirklich Cäsar dem Diviciacus nicht recht getraut hätte, dann wäre letzteres der bei weitem größere Fehler gewesen. Wir wissen aber aus I, 19, 2 (His omnibus rebus unum repugnabat, quod, Diviciaci fratris summum in populum Romanum studium, summam in re voluntatem, egregiam fidem, iustitiam, temperantiam cognoverat), daß Diviciacus bei Cäsar, schon ehe er gegen Ariovistus zu Felde zog, das höchste Vertrauen genoß, daß also Cäsar sicherlich kein Bedenken trug, sich beim Feststellen der Marschroute seiner Hilfe zu bedienen, zumal wenn er ihm, wie Stolle doch vorschlägt, nachher das Kommando über die Spitzen des Heeres überließ.[4]) Wir wissen aber auch, daß dies nicht das einzige Mal war, daß Cäsar die Hilfe des Diviciacus beanspruchte Vgl. II, 5 und 10 gegen die Bellovaker.[5]) Es ist übrigens nicht recht ersichtlich, warum Stolle sich so sehr sträubt anzunehmen,

---

[4]) Demnach hätte Diviciacus die dem Heere vorauseilenden Reiterdetachements, die dem Heere vorangingen, um als exploratores thätig zu sein, befehligt. Über die Thätigkeit der exploratores vgl. v. Göler, die Kämpfe bei Dyrrhachium und Pharsalus S. 107/8: exploratores waren nicht einzelne ausgesandte Individuen, sondern Truppenteile, nämlich Patrouillen sowie größere und kleinere Detachements, zu einer Recognoszierung verwendet, und wurden abwechselnd aus dem Heere hierzu kommandiert. Die Rekognoszierung bedingt zugleich eine Bewegung, einen Marsch . . . . Dsgl. Rüstow, Heerwesen und Kriegführung Cäsars S. 97: Die zweite Aufgabe der Vorhut ist es nun, das Terrain zu rekognoszieren (loci naturam perspicere, iter cognoscere) und Nachrichten vom Feinde einzuziehen. B. G. I, 15. 21. IV, 21. VIII, 27. B. C. I, 66. Afric. III. Zu diesem Zwecke bildete die Vorhut einen Vortrupp und mehrere Seitentrupps von Reiterei, die sogenannten Ausspäher (exploratores), indem sie einzelne Geschwader (turmae) teils auf der Marschstraße, teils seitwärts nach verschiedenen Richtungen hinaussendet. Diese gingen oft weit voraus, wie sich schon daraus ergiebt, daß sie dem Cäsar Meldung von Ariovist erstatten, als dieser noch acht Stunden von ihm entfernt war. B. G. I, 41. I, 21. II, 5, 17. B. C. III, 38. B. G. VIII, 7. I, 41. B. C. III, 78.

[5]) Hier begleitete er sogar ein selbständiges Kommando.

Diviciacus habe den Weg durch Erfragen genau festgestellt, denn wenn er nachher doch die Avantgarde befehligen soll, so muß er sich doch gewiß vorher eingehend über Einzelheiten, wie Ausdehnung der Wälder, Entfernungen, Steigungen, Fahrbarkeit der Wege erkundigt haben, wozu er als ein der Landessprache Kundiger und als erfahrener Truppenführer gewiß der geeignete Mann war. Als Nachbar der Sequaner hatte er auch wohl einige Kenntnisse von deren Land, teils von kriegerischen Unternehmungen her, teils durch den Verkehr, der sich zwischen benachbarten Völkerschaften von selbst ausbildet. Sicherlich aber hatte er Kunde von der uralten Handelsstraße, die sich von Massilia nach der burgundischen Pforte und nach dem Rheine, stellenweise vermutlich in mancherlei Verzweigungen hinzog. Sie war schon von den Phöniziern, dann aber auch von den Griechen und Karthagern benutzt worden. Wir dürfen auch annehmen, daß sie sich in gutem Zustande befand, denn die Rhone, Europas reißendster Strom, bewahrt ihren Charakter als Alpenfluß fast bis zur Mündung und bereitet selbst noch heute der Schiffahrt, soweit sie nicht auf Dampferverkehr beruht, die größten Schwierigkeiten. Damals aber ging sicherlich der ganze Frachtverkehr auf dem Landwege vor sich, und demgemäß wird auch die Straße im Laufe der Zeit eine ihrer Bedeutung entsprechende Pflege gefunden haben.[6]) Wenn also Stolle S. 7, 4 fragt: „Dürfte Cäsar in den wenigen Tagen (I, 39, 1) seines Aufenthaltes in Besançon

[6]) Vgl. Stolle S. 20 und Anm. 1: Wie aus I, 39, 6 hervorgeht, lagert Ariovist auf einer Straße, die in gerader Richtung durch Engen und Wälder hindurchgeht. Diese Engen und Wälder werden von den meisten Forschern, wie Schöpflin, Golbery, v. Göler, Napoleon III., Schlumberger, Veith, Stoffel, Winkler, Colomb rc. mit Recht in dem Doubsthal wiedererkannt, das an vielen Stellen eng und durch das von Besançon bis Montbeliard beide Ufer des Doubs einschließende Bergland beschränkt ist. In der römischen Kaiserzeit und wohl auch früher lief die Straße von Besançon bis an den Rhein, rund 150 km lang, über Epomantodurum, Mandeure und Larga bei Largitzen und mündete in Colonia Rauraca, später Augusta Rauracorum genannt, jetzt Basel-Augst. Der Punkt des Rheines bei Basel-Augst schien den Römern so wichtig zu sein, daß sie schon im Jahre 43 v. Chr. eine Kolonie, Colonia Rauraca, hinführten, wohl deshalb, weil hier ein alter Übergang über den Rhein war. Die Strecke Besançon-Mandeure, 72 km lang, ging dem Doubs entlang. Was liegt wohl näher als die Annahme, daß Ariovist auf der Straße Besançon-Augst stand?

überhaupt noch Zeit gefunden haben, den Weg bis zum Standort des Ariovist, sei es durch Diviciacus, sei es durch seine exploratores aufklären zu lassen?" so könnte man dies recht gut bejahen, da es sich um eine daselbst jedermann bekannte Straße handelt, nur bedurfte es vor der Hand gar nicht der Thätigkeit der exploratores, da man von den Sequanern selbst und den anwesenden Kaufleuten (I, 39, 1) genug Details erfahren konnte. Die Thätigkeit der exploratores kam erst auf dem Marsche selbst zur Geltung, wo es gilt, den herannahenden Feind zu erspähen oder zu erkunden. Einstweilen handelte es sich nur darum, die Marschroute festzustellen — iter exquirere, und das konnten die Römer in Besançon recht wohl, wenn ihnen auch nur wenige Tage zu Gebote standen. Auch dies bezweifelt ja Stolle gestützt auf I, 39, 1: Dum paucos dies ad Vesontionem rei frumentariae commatusque causa moratus .... Aber man darf den Ausdruck ‚paucos dies' nicht etwa mit zwei oder drei Tagen Aufenthalt interpretieren wollen, denn in einer solch kurzen Frist kann man nicht ein ganzes Heer auf 16 Tage verproviantieren. Vg. Stolle S. 34: „Auf dem Marsche trägt der Legionar Proviant nicht mehr für drei Tage, sondern cibaria decem et septem, ut solent, dierum (script. hist. aug. XVIII, 47, ebenso Ammian. XVII, 9 § 2 und mehrere Stellen aus Cäsar), d. h. für ein trinum nundinum oder zwei römische Wochen." Um diese Vorräte herbeizuschaffen, mußte man die Hilfe der Leuker, der Lingonen und Sequaner beanspruchen (Vgl. I, 40, 11: frumentum Sequanos, Leucos, Lingones subministrare), wahrscheinlich doch auch die der Äduer. Galt es doch für 36,000 Legionssoldaten, mindestens 6000 Reiter, ohne die Leichtbewaffneten, die man auf 14,000 Mann (²/₅ der Legionssoldaten) angeben kann, und ohne den Troß, die Lebensmittel u. s. w. zu beschaffen. Diese Beschäftigung beanspruchte wenigstens 1—2 Wochen,[7]) eine

[7]) Die Leuker, Hauptstadt Toul, und die Lingonen, Hauptstadt Langres, sollen außer den Sequanern Getreide schicken. Es kommen da Entfernungen von über 280 km in Betracht, sodaß also auch bei größter Beschleunigung nicht an eine Erledigung in ein paar Tagen gedacht werden kann. Übrigens ist auch die Zahl der Leichtbewaffneten mit ²/₅ im Verhältnis zu den Legionssoldaten sehr knapp angegeben; sehr oft nämlich kam sie dem Bestande der

Frist, die Cäsar kurzweg mit paucos dies bezeichnete. Diese Zeit aber genügte auch für die ausgedehntesten Rekognoszierungen und Erkundigungen. Und hierbei hat Diviciacus gewiß eine wichtige Rolle gespielt. Wenn Stolle aber Wert darauf legt, den Hädueṙfürsten auf dem Marsche selbst in hervorragender Thätigkeit zu sehen, so kann man ihm nur beipflichten. Die schwierige Aufgabe nach allen Seiten hin zu sichern, rechtzeitig Fühlung mit dem Feinde zu nehmen, mit einem Worte Auge und Schleier des Heeres zu sein, war zu allen Zeiten eine der vornehmsten Aufgaben der Reiterei.[8]) Seit Marius aber war die auch vorher schon etwas stiefmütterlich behandelte römische Kavallerie bis auf einige Abteilungen, wie z. B. die Cohors praetoria des Feldherrn, gänzlich eingegangen. Zunächst rekrutierten dann die berittenen Kontingente aus den italischen Bundesgenossen, in Cäsars Heer bestand aber die Hauptmasse der Schwadronen aus gallischen, hispanischen und germanischen, wohl auch aus numidischen Hilfstruppen. Die Bedeutung dieser Waffe war in dem fremden Lande und dem erschwerten Aufklärungsdienste natürlich sehr gewachsen und dementsprechend auch die Zahl. 1000 Pferde rechnete man durchschnittlich auf die Legion. Die Befehlshaber dieser Regimenter waren durchaus nicht immer Römer, sondern oftmals selbstgewählte Stammesangehörige. Nun lag es

letzteren gleich, sodaß wir anstatt 12,000 deren 36,000 annehmen müßten, oder wenn v. Göler recht hat, doch wenigstens 30,000. Dieser nimmt nämlich für die Zeit Cäsars nur eine Effektivstärke von etwa 5000 Mann für die Legion an. Siehe v. Göler, Erläuterungen über das römische Kriegswesen S. 43: „Über die Stärke der Legionen zu Cäsars Zeit sind keine genauen Angaben vorhanden; doch können wir, wie Lange nachweist, sie, ohne viel zu fehlen, auf 5000 Mann anschlagen. Es enthielt nämlich jede Legion in 10 Cohorten zu je 480 Mann formiert 4800 gewöhnliche Legionarsoldaten und etwa 300 Antesignanen." Vegetius klagt I, 8 darüber, daß genauere Zahlenangaben fehlen mit den Worten: Sed illi (scl. die früheren Schriftsteller) res gestas et eventus tantum scripsere bellorum, ista, quae nunc quaerimus, tamquam nota linquentes.

[8]) Vgl. Rüstow a. a. o. S. 96/97. Die Vorhut wird in der Regel aus der gesamten Reiterei oder doch einem großen Teile derselben gebildet . . . . die Reiterei nicht in die Vorhut zu nehmen, dazu entschloß sich Cäsar, wie es scheint, selbst dann nur ungern, wenn er von ihrer Unzuverlässigkeit hinreichende Proben hatte.

für Cäsar sehr nahe, den Diviciacus, der sich schon während des Helvetierkrieges (I, 16, 5: convocatis eorum principibus, quorum magnam copiam in castris habebat, in his Diviciaco et Lisco . . .) bei ihm im Lager befunden und vermutlich wichtige Dienste geleistet hatte, mit der Führung der Vorhut zu betrauen, da diese wahrscheinlich vorwiegend aus gallischen Reitern bestanden haben wird. Wenn wir alle diese Umstände erwägen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß es den Verhältnissen entspräche, sowohl wenn wir dem Sinne nach ‚per Diviciacum‘ mit itinere exquisito, als auch wenn wir es mit ut duceret verbänden, denn die eine Thätigkeit schließt die andere nicht aus. Im Gegenteil, die letztere Verbindung schließt die erstere eigentlich ein.

Nachdem Cäsar mit den unvermeidlichen Vorbereitungen zu Ende gekommen war, begab er sich auf den Marsch, und zwar vermied er, nach Norden ausweichend, die Engen und Wälder der am Doubs entlang führenden Straße, wie schon oben angeführt worden war. Am siebenten Tage erhielt er sodann die Kunde (I, 41, 5), der Feind sei nur noch 36 km von ihm entfernt. Wie kam es aber, daß Cäsar so plötzlich von Besançon aufbrach? Vielleicht hatte er hier schon Kunde davon erhalten, daß es den Germanen an gewissen Tagen vor dem Neumond[9]) nicht erlaubt war zu fechten, und hierauf seinen Plan gebaut. Diesen konnte er aber nur durchführen, wenn er selbst angriffsweise vorging und nicht etwa den Germanen die Initiative überließ, die dann wohl eine Zeit zum Schlagen gewählt hätten, wo sie nicht mit halbem Herzen in den Kampf zu gehen brauchten. Nur aus diesem Gesichtspunkte läßt sich eigentlich Cäsars kühnes Vorgehen gegenüber einem Gegner

[9]) Ob bei den Germanen ein allgemeines Verbot bestand, vor dem Neumond nicht zu kämpfen, ist allerdings weder bekannt, noch aus dieser Stelle zwingend zu folgern. Wohl wäre es möglich, daß sich bei ihnen gleiche religiöse Vorschriften an die Mondphasen knüpften, wie bei den Lacedämoniern, die vor Vollmond nicht ausrücken durften. Doch darf man auf Herodots Erzählung von dem Verhalten der Spartaner zur Zeit der Schlacht bei Marathon nicht allzuviel Wert legen. Die religiösen Rücksichten waren damals vielleicht nur Vorwand, und Mißgunst die eigentliche Ursache. Auch der Eilmarsch der Spartaner nach Athen, wonach die schwerbewaffneten Mannschaften in drei Tagen eine Strecke von 249 km zurücklegten, ist eine Unmöglichkeit.

begreifen, dem ein so schreckenerregender Ruf vorausging, zumal wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Römer schon 140 km von der Grenze der provincia entfernt waren. Die Beweggründe, die Cäsar I, 40, 13 für seinen plötzlichen Aufbruch angiebt, nämlich er werde jetzt trotz der Furcht der Soldaten, die unter Thränen ihr Schicksal beklagen (39, 4) und sogar mit Gehorsamsverweigerung drohen (39, 7), sogleich aufbrechen (40,13), obwohl er ganz gut länger warten könne, klingt in dem Munde eines so vorsichtigen und scharfblickenden Feldherrn, der eben noch (40, 4) auf seine diligentia als auf die Basis für das Vertrauen seiner Soldaten hingewiesen hatte, recht merkwürdig. Thatsächlich hatte er wohl andere Gründe, die ihn dazu drängten, die durch den Aberglauben der Barbaren gebotene günstige Gelegenheit möglichst bald auszunutzen. Über diese läßt er uns denn auch gar nicht im Unklaren. Die Treverer hatten ihm die Kunde (37, 3) gebracht: ‚pagos centum Sueborum ad ripas Rheni consedisse, qui Rhenum transire conarentur'. Es drängte sich nun Cäsar die Besorgnis auf, diese könnten sich dem unternehmungslustigen Ariovistus (37, 4: Quibus rebus Caesar vehementer commotus maturandum sibi existimavit, ne, si nova manus Sueborum cum veteribus copiis Ariovisti se coniunxisset, minus facile resisti posset), der sein Augenmerk bereits auf Besançon, den festesten Stützpunkt im Sequanerlande, geworfen hatte (I, 38, 1), anschließen. Von da war der Weg in die Provinz nicht mehr weit. Cäsar glaubte also mit der Gefahr einer Invasion rechnen zu müssen. Diesen Bedenken hatte er schon 33, 4 Raum gegeben,[10]) durch die Nachricht aber von dem Aufbruch der Sueben, die in wenigen Wochen den Ariovistus erreichen konnten, war die Frage für ihn akut geworden. Seine Absichten mußten also dahin gehen, den Ariovist zu schlagen, ehe die Verstärkungen herangekommen wären, denn eine Niederlage des ersteren mußte die übrigen Germanen für lange Zeit abschrecken.

[10]) B. G. I, 38, 4 . . . neque sibi homines feros ac barbaros temperaturos existimabat, quin, cum omnem Galliam occupavissent, ut ante Cimbri Teutonique fecissent, in provinciam exirent atque inde in Italiam contenderent, praesertim cum Sequanos a provincia nostra Rhodanus divideret; quibus rebus quam maturrime occurrendum putabat.

Wenn man nun einwenden würde, Cäsar erwähne doch den ihm so sehr nützlichen Aberglauben seiner Gegner erst 50, 4: ‚Cum ex captivis quaereret Caesar, quam ob rem Ariovistus proelio non decertaret, hanc reperiebat causam, quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres familiae eorum sortibus et vaticinationibus declararent, utrum proelium committi ex usu esset necne; eas ita dicere: non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam proelis contendissent‘, so muß man darauf hinweisen, daß Cäsar eben erst hier die Bestätigung des früher Gehörten aus dem Munde der gefangenen Germanen erhält. Ganz ehrlich ist er übrigens auch bei der Schilderung der nun beginnenden Schlacht nicht. Den Umstand, dem er eigentlich den Sieg doch in erster Linie verdankt, nämlich der abergläubischen Furcht seiner Gegner, scheidet er bei der Schilderung der Schlacht selbst ganz aus. In dem 51. Kapitel kann man sich nur schwer dem Eindrucke entziehen, daß Cäsar etwas verbergen will. Er erzählt uns da, wie er in der bei ihm gern angewendeten Aufstellung in drei Treffen[11]) sich dem Lager der Feinde nähert. Nun hätte man meinen sollen, die Germanen hätten sich in ihrem Lager gehalten und dort verteidigt, denn der Wille der Götter hatte ihnen ja verboten, jetzt eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Aber zu unserer Verwunderung verlassen sie ihr Lager, wie Cäsar sagt „necessario“, ohne aber anzugeben, worin der Zwang bestanden habe (Tum demum necessario Germani suas copias castris eduxerunt generatimque constituerant). Das Merkwürdigste kommt aber dann in den Worten: omnemque aciem suam raedis et carris circum dederunt, ne qua spes in fuga relinqueretur. Die Germanen also, die eben ihr Lager necessario verlassen und sich bereits zum Kampfe aufgestellt haben, schlagen ein neues auf,[12])

[11]) Die Aufstellung in drei Treffen sehen wir z. B. in der Helvetierschlacht bei Bibrakte, bei Pharsalus (hier eigentlich vier), zweimal gegen Ariovist, bei Jlerda gegen die Pompejaner 2c.

[12]) Man hat versucht, die Vorgänge so darzustellen, als ob die Germanen sich während des Heranrückens der Römer aufgestellt hätten. Dem widerspricht aber der Wortlaut, der mit großer Bestimmtheit angiebt: „ipse usque ad castra processit. Tum demum Germani eduxerunt suas copias castris“ = Cäsar rückte bis zum Lager vor. Da erst führten die Germanen ihre

und Cäsar läßt ihnen dazu Zeit; er greift sie weder während des Aufmarsches an, noch während sie mit dem Errichten der zweiten Wagenburg beschäftigt sind. Aber auch diesen zweiten Stützpunkt verlassen die Mannen des Ariovist wieder und, als sie heraus zum Gefecht zogen (ad proelium proficiscentes), da flehen die Weiber sie an, sie doch nicht in die Knechtschaft der Römer fallen zu lassen. Diese Schilderung ist so unklar und so unwahrscheinlich, daß man ruhig sagen darf, der Schriftsteller will hier entweder etwas verbergen oder er schmückt die Schlacht dichterisch aus, wobei ihm, dem Neffen des Marius, die Schlacht bei Vercellae und die Erstürmung der Wagenburg, die von den Frauen verteidigt wurde, vor Augen geschwebt haben mag. Man bedenke nur, die Germanen verlassen ihr Lager, vor dem die Kohorten Cäsars nur auf das Signal zum Angriff wartend völlig gefechtsbereit stehen, stellen sich in Schlachtordnung auf, bauen sich dann wiederum ein und treten dann zum zweitenmale zum Kampfe an, während die Römer ruhig mitzuschauen und ganz vergessend, daß sie eigentlich angreifen wollten,

---

Truppen aus dem Lager. — Mit kluger Berechnung hatte Cäsar seine Legionen die Tage vorher in Schlachtordnung herausgeführt, war aber dann jedesmal, ohne anzugreifen, wieder zurückgekehrt (48, 3: ex eo die continuos quinque Caesar pro castris suas copias produxit et aciem instructam habuit ... 50, 1: proximo die Caesar e castris utrisque copias suas eduxit, hostibus pugnandi potestatem fecit). Die Sueben mußten also auch an diesem Tage nur an eine bloße Demonstration denken und hatten keine Veranlassung, sich beim Ausrücken des römischen Heeres mehr bedroht zu fühlen als die ganze vorausgegangene Woche. Der Ausdruck necessario bleibt mithin ohne Erklärung. Auch ist nicht recht ersichtlich, warum die Germanen ein zweites Lager aufgeschlagen haben. Cäsar giebt an: ‚ne qua spes in fuga relinqueretur‘. Das ist aber ganz unverständlich, denn gerade dieses Lager konnte einen höchst wichtigen Stützpunkt abgeben, wenn es zur Flucht kam, konnte also nur die Flucht erleichtern, denn ein Teil konnte fliehen, während der andere die Wagenburg verteidigte. Als die Deroute aber nachher wirklich ausbrach (53, 1), da ist dieses Lagers nirgends Erwähnung gethan, weder als eines Hemmnisses, noch als des Gegenteils. Cäsar hat die Schwäche dieser Angabe wohl gefühlt, denn er giebt nachher noch einen weiteren Grund an mit „eo mulieres imposuerunt“. Waren diese denn in dem ersteren Lager nicht gut genug geborgen? Und mußten die Germanen denn nicht Bedenken haben, ihre Frauen und Kinder angesichts des gefechtsbereiten Gegners in ein neues Lager zu führen?

drei Momente verpassen, wie sie günstiger für den Angriff gar nicht gedacht werden konnten. Dies würde an die Großmut mittelalterlicher Ritterfehden, aber nicht an Cäsars Art der Kriegführung erinnern. Das Naheliegendste ist doch wohl, daß Cäsar die im Banne religiöser Bedenken befindlichen Gegner einfach überraschend angefallen und in einen Kampf verwickelt hat, bei dem alle taktischen und moralischen Vorteile auf seiner Seite waren.

Die geschlagenen Germanen fliehen nun in völliger Auflösung nach dem Rheine, und zwar erstreckt sich die Flucht über eine Strecke von 75 km = 50 römische Meilen. Die Zahl V oder quinque, die die Cäsarhandschriften der Klasse α und β bieten, bringt die Erklärer in große Verlegenheit, denn dann müßte das Schlachtfeld in die unmittelbare Nähe des Rheines verlegt werden, was der I, 41, 4—5 angegebenen Zahl 50 gegenüber die größten Schwierigkeiten verursacht.[13]) Es sind deshalb auch nur zwei Erklärer, die circuitu quinquaginta milium mit quinque verbunden haben, nämlich Strobel, der das Schlachfeld direkt bei Mühlhausen, und Rhenanus, der es nach Volkensberg verlegt. Schon v. Göler aber hat die Unmöglichkeit eingesehen, beide Zahlen mit einander in Einklang zu bringen und deshalb für die erstere 90 römische Meilen = 145 km in Vorschlag gebracht, wobei er aber des Guten etwas zu viel gethan haben dürfte. Er substituiert übrigens den Ill für den Rhein.[14]) Alle anderen haben, auf Orosius und Plutarch

[13]) Vgl. Stolle a. a. O. S. 10: „Wie der Rock des Riesen den kleinen Gernegroß, so umschlottern die Worte: „nec prius — pervenerunt“ die Zahl „V“.

[14]) Siehe v. Göler, Cäsars gallischer Krieg von 58—53 S. 54: Durch diese Maßregel wurde das Gefecht nicht nur wieder hergestellt, sondern alle Feinde ergriffen sogar die Flucht und ließen nicht eher von ihr ab, als bis sie zum Rheinstrom gelangten, von dem der Kampfplatz ungefähr 2½ Stunden entfernt war. Die jetzige Ill bildete nämlich damals einen Rheinarm, und der Übergangspunkt der flüchtenden Germanen war unzweifelhaft bei Mühlhausen gelegen. Vgl. Tulla S. 11: Der Rhein teilte sich in den älteren Zeiten oberhalb dem Kaiserstuhlgebirge in drei Teile. Der eine ging links in dem jetzigen Gebiete der Ill, der andere längs dem Kaiserstuhlgebirge auf der linken Seite und der dritte rechts des Kaiserstuhles längs dem Fuße desselben zwischen den Vorgebirgen von Riegel und Hecklingen durch. Man wird den ersteren den gallischen Rhein, den zweiten den großen Rhein ohne Beinamen und den dritten den deutschen Rhein nennen können ..... vgl. auch v. Göler a. a. O. S. 44 und 45 und 54 Anm. 2

fußend, die Zahl 50 adoptiert,[15]) und zwar nehmen Napoleon I., Colomb, Stolle, Clüver, Rüstow und Köchly, sowie Schöpflin und Golbery 75 km an in gerader Richtung nach dem Rheine, Napoleon III. aber, sowie Stoffel, Winkler, von Schlumberger und von Veith dieselbe Entfernung, aber in schräger Richtung. Diese schräge Richtung bekämpft Wiegand S. 8 mit den Worten: „Das Natürlichste wäre doch, daß sie so rasch wie möglich auf dem kürzesten Wege nach dem Rheine geeilt wären, um dem Schwerte der Römer zu entrinnen.“ Aus der Schilderung Cäsars wenigstens in I, 53, 1—3 kann man nicht entnehmen, daß dies das Natürlichste und Verständigste war, denn gerade der Rhein wird das Verderben der Flüchtlinge; nur wenige verstanden zu schwimmen oder waren so glücklich, rechtzeitig Kähne zu finden, um überzusetzen (Ibi perpauci aut viribus confisi tranare contenderunt aut lintribus inventis sibi salutem reppererunt). Auf die Zahlangabe perpauci soll man sich nicht versteifen; sie enthält sicherlich eine maßlose Übertreibung, selbst wenn wir von vornherein die perpauci in ebensoviele milia verändern und annähmen, daß eben von den 120,000 Mann des Ariovist nur wenige Tausende übrig geblieben wären. Daß ein so großes Heer in wenigen Stunden fast ganz aufgerieben wird (reliquos omnes equitatu nostri consecuti interfecerunt), ist in der Geschichte ohne Beispiel. Dazu kommt noch, daß uns Cäsar selbst von der körperlichen Rüstigkeit und Ausdauer der alten Deutschen ein vorzügliches Bild entwirft, daß er erst noch wenige Kapitel vorher I, 48, 5 von der großen Behendigkeit ihrer Mannschaften erzählt und zugleich erwähnt, daß 6000 von ihnen beritten waren, sodaß wir nicht anzunehmen brauchen, sie seien bis auf wenige so leicht überholt worden. Was wir aus der Stelle entnehmen können, ist, daß der Rhein die Flucht thatsächlich gestaut hat (ibi . . . salutem reppererunt, reliquos nostri interfecerunt), an das große Gemetzel aber soll man besonders dann nicht glauben, wenn man in 53, 1 quinquaginta liest, was ja die meisten annehmen, denn wenn die römische Reiterei an der Schlacht selbst teilgenommen und dann den Gegner noch 75 km weit verfolgt hat und zwar unter fortwährendem Kampfe, dann war

[15]) Vgl. dazu Stolle S. 11.

sie sicherlich selbst aufs äußerste erschöpft und nicht mehr imstande viel zu schaden. Eine Verfolgung über eine solche Entfernung, d. h. eine nachdrückliche Verfolgung, wie sie doch hier angegeben ist, soll man übrigens immer mißtrauisch aufnehmen. Umgekehrt sind gewaltige Marschleistungen des Besiegten unmittelbar nach der Niederlage eine häufig beobachtete Thatsache, so die Eilmärsche der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig, der Österreicher nach Torgau, der Preußen nach Kollin. Im Kriege 1870/71 gelingt es den Franzosen oft, unsere Truppen ganz außer Fühlung mit ihnen zu bringen, so nach der Schlacht bei Wörth. Auch Vinoys Marsch nach der Schlacht bei Sedan wäre hier zu erwähnen. Die Verfolgung nach der Schlacht bei Waterloo, eine der berühmtesten der ganzen Geschichte, kam nach 5 km in Genappe bereits zum Stehen. Die erschöpften Füsiliere unter Major von Keller und die ihnen beigegebenen Ulanen mußten hier schon eine Pause machen, dann ging es noch weiter bis Quatre Bras (4½ km). Die ausdauerndsten Leute setzten nachher dem Feinde weitere 4½ km bis nach Frasnes les Gosselies nach. Das ergiebt von dem Straßenkreuz bei La Maison du Roi, wo Gneisenau die Fünfzehner traf, 14 km, wobei nur einmal gekämpft worden ist. Dazu kommen 17 km, die das Regiment im Laufe des Tages marschiert war. Bei Planchenoit hatte es allerhöchstens zwei Stunden gekämpft. Vielleicht dürften wir diesen Kampf als Equivalent für die Schlacht an der Wagenburg ansehen. Dann hätten die Preußen im ganzen am 18. Juni 1815 33 km zurückgelegt, allerdings bei schlechtem Wetter und nach vorausgehenden großen Anstrengungen am 16. und 17. Juni. Dann brachen auch die letzten vor Erschöpfung zusammen. Die Römer aber wollen den Ariovist über 75 km weit verfolgt haben und dann noch imstande gewesen sein, auf den Feind nachdrücklich einzuhauen und die ganze Masse der Flüchtlinge an der Rettung zu verhindern. Wenn man also an der Zahl quinquaginta festhält, muß die Darstellung in I, 53, 1—3 ganz ungeheuerliche Übertreibungen enthalten. Berücksichtigen muß man dabei noch, daß sich die Verfolgung über die Nacht ausgedehnt haben müßte, wenigstens nach Cäsars Darstellnng. Er selbst stellt am Morgen des neunzehnten Tages nach seinem Abmarsche von Besançon sein Heer,

dessen Stärke ohne Troß mindestens 54,000, höchstens 78,000 Mann betrug, in Schlachtordnung auf und rückt gegen das feindliche Lager vor. Darauf verlassen die Germanen ihr Lager und treten in der Stärke von etwa 120,000 Streitern nach Stämmen geordnet an, verschanzen aber dann abermals ihre Position und entwickeln sich dann zum Kampfe. Da war es reichlich drei Uhr geworden, wenn nicht mehr. In der Schlacht bei Cannä wurde es, wie Polybius erzählt, Mittag, bis die Heere mit der Aufstellung zu Ende waren. Hier war allerdings der Aufmarsch zeitraubender wegen des Überganges über den Aufidus, dafür waren aber in unserem Falle die Heere erheblich zahlreicher und die schließliche Aufstellung selbst eine merkwürdig umständliche, sodaß die oben angegebene Zeit wirklich viel Wahrscheinliches haben dürfte, denn das Aufschlagen eines Lagers ist nicht unter drei bis fünf Stunden zu bewerkstelligen, wie Rüstow ausführt.[16]) Für das primitivere germanische Lager dürfen wir allerdings nur die Hälfte der Zeit etwa beanspruchen,

[16]) Vgl. Rüstow a. a. O. S. 90 ff.: Wir setzen voraus, das normale Profil ergebe den Graben von 9 Fuß Breite und 7 Fuß Tiefe. Ein Teil der Kohorten mußte während der Schanzarbeit unter dem Gewehr bleiben, kann also für jene nicht in Anrechnung gebracht werden. . . . . Ein tüchtiger Feldarbeiter, welcher nur eine Stunde zu arbeiten braucht und dann abgelöst wird, kann bei der hier angenommenen Grabentiefe und Wallbreite in dieser Stunde 40 bis 50 rheinische Kubikfuß Boden ausschachten, welche 50 bis 60 römischen gleichkommen, und diese Leistung ist selbst noch kein Maximum. Zu tüchtigen Erdarbeitern machte vielfache Übung alle Legionare. Die Ablösung konnte stattfinden. Da nun das Grabenprofil 42 Quadratfuß enthält und auf jeden Grabenarbeiter 4 Fuß Länge kommen, so hatte er oder es hatten vielmehr drei Mann, welche mit Ablösung arbeiten, je 168 römische Kubikfuß auszuheben. Dies war das Werk von 3—4 Stunden; wenn demnach die Truppe um 12 Uhr mittags ins Lager rückte, so konnte dasselbe um 4 Uhr, spätestens 5 Uhr nachmittags, ohne übermäßige Anstrengung der Mannschaft genügend befestigt sein. — Ebenda S. 107: Die Zelte schlug man in der Regel wohl erst nach Vollendung der Verschanzung auf . . . . Sobald die Lagerverschanzung vollendet ist, wird das Gros der Reiterei gleichfalls in das Lager zurückgezogen, muß aber, wenn man nicht mehr genügend mit Futter versehen ist, sogleich wieder zum Fouragieren ausrücken. Eine Anzahl von Schwadronen bleibt indessen auch jetzt in angemessener Entfernung vom Lager aufgestellt, um den Feind und die Gegend zu beobachten (equites in statione) und sendet ihre Rekognoszierungspatrouillen (exploratores) nach allen Richtungen aus.

wobei wir allerdings der Größe ihres Heeres und ihres ganz ungeheuren Trosses mit Frauen und Kindern keine Rechnung tragen. Also drei Uhr nachmittags muß es reichlich geworden sein, bis die Schlacht beginnt, die, nach Cäsars Darstellung, hin und her schwankte, also mindestens doch zwei Stunden gewährt haben muß, sodaß es also fünf Uhr geworden sein dürfte, bis die Flucht allgemein war. Bei der großen persönlichen Tapferkeit, die die Römer ihren germanischen Gegnern unentwegt nachrühmen, ist diese Dauer nicht zu hoch gegriffen. Die nun einsetzende Verfolgung muß sich in die Nacht erstreckt und vielleicht bis zum anderen Morgen gedauert haben. Dann aber hatten die Fliehenden den Schutz der Nacht für sich, die sie zu ihrem Vorteil ausgenutzt haben dürften. Sie haben dann wohl nicht den Fehler gemacht, lediglich auf der Landstraße zu bleiben, wo sie den Verfolgern immer von neuem in die Hände fallen mußten, sondern haben sich, wie es Irreguläre in diesem Falle mit Vorliebe thun, möglichst schnell nach den verschiedensten Richtungen zerstreut. Nur reguläre Truppen haben zunächst ein Interesse daran, daß die Verbände nicht zerschlagen werden; ihre Offiziere suchen deshalb dieselben so lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Die Verfolgung nach der Schlacht bei Waterloo war ja für die Franzosen nicht etwa durch große Verluste so schmerzlich, zum Gefecht kam es ja eigentlich nur in Genappe, sondern durch die Auflösung aller taktischen Verbände, ohne die eine reguläre Armee fast wertlos ist. Stolle hat an dieser Darstellung Cäsars nichts auszusetzen; er hält die Verfolgung über 75 km und die Vernichtung der Suebenscharen und ihrer Bundesgenossen wohl für möglich und findet in der Schlacht bei Omdurman vom 5. September 1898 Ähnlichkeiten mit der Niederlage des Ariovistus, denn die englische Reiterei sei 48 Stunden im Sattel gewesen und habe den Feind über eine Strecke von 48 km verfolgt. Ich glaube aber nicht, daß dieser Vergleich bestehen kann. Die englische Reiterei, die übrigens vorzüglich beritten ist — wir dürfen aus den Vorgängen von Südafrika, wo nur die „gesalzenen" Pferde der Buren der Pferdekrankheit widerstehen können, auf die Qualität der englischen Pferde keine ungünstigen Schlüsse ziehen — war bis zum 5. September an keiner Aktion beteiligt gewesen. So

langsam war Kitchener vorgerückt und so vorsichtig, daß seine Kameraden über den Maulwurf (er war von Haus aus Pionier-offizier) spotteten. Wenn es irgendwie anging, benutzte er den Wasserweg für die Transporte. An der Schlacht selbst hatten die englischen Reiter übrigens keinen Anteil genommen. Richtig ist allerdings, daß die Pferde während der Nacht schon unter dem Sattel waren, wenigstens teilweise, und daß die Infanterie gefechts-bereit dastand, weil man während der Dunkelheit einen Angriff besorgte, den die Derwische aber unerwarteter Weise und sehr zu ihrem Verderben unterließen. Die römischen Schwadronen aber hatten fast jeden Tag im Gefecht gestanden (I, 48, 4: Ariovistus his omnibus diebus exercitum castris continuit, equestri proelio cotidie contendit) und an der Schlacht selbst einen entscheidenden Anteil genommen, wie wir nach I, 52 f. vermuten dürfen: „Id cum animadvertisset Publius Crassus adulescens, qui equitatui praeerat, quod expeditior erat quam ii, qui inter aciem versabantur, tertiam aciem laborantibus nostris subsidio misit.“ Wenn also schon ein Unterschied bestand in der Verfassung der Reiterei, als sie die Verfolgung begann, so gilt dies auch für die Verfolgung selbst, insofern als die Engländer nur 48 km zurück-legen und eigentlich nur den Khalifen und sein Gefolge jagten, während die Römer eine Strecke von 75 km zurücklegten und dabei fortwährend eine ungeheuere Menschenmenge vor sich hatten, die sie wohl andauernd im Atem hielt. Entweder ist also die Zahlen-angabe 50 Meilen bei Cäsar nicht richtig, oder die Darstellung enthält schwere Übertreibungen. Letzteres ist das Wahrscheinlichere, denn auch die Erzählung der Kapitel 51 und 52 mußte angefochten werden. Die Zahl 50 aber hat in Orosius und Plutarch, die beide Cäsars Kommentarien eingesehen haben und unnabhängig von ein-ander die gleiche Angabe machen, eine so starke Stütze, daß wir nicht einfach darüber hinwegsehen können.

Alle diejenigen nun, die eine gerade Fluchtlinie von 50 km nach dem Rheinstrome annehmen, haben geglaubt, das Schlachtfeld an der burgundischen Pforte suchen zu müssen. Es handelt sich da im wesentlichen um das Gebiet, wo am 15.—17. Januar 1871 die deutschen Truppen unter Werder die ruhmreichen Kämpfe gegen

die französische Ostarmee unter Bourbaki bestanden haben. Schon Napoleon III. hatte sich für diese Gegend entschieden, ihm folgte von Veith. Das Gelände südlich von Montbeliard, also die Gegend von Dampierre fassen Clüver und Schöpflin ins Auge. Colomb und Golbery sind für Arcey. Dies war der westlichste Punkt, bis zu dem sich unsere Belagerungsdetachements unter Oberst von Bredow vorschoben. Für den, der die Lisainelinie decken will, ist dieser Punkt so wichtig, daß die Franzosen hier den Schlüssel zu unserer Stellung suchen zu müssen glaubten. In der Zeit vom 10.—13. Januar fanden denn auch Scharmützel zwischen den Tetendivisionen des 15. und 24. französischen Korps und den Deutschen statt, die die von den Franzosen für stark befestigt gehaltene Stellung endlich aufgaben, als sie sich von drei Korps angegriffen sahen. Hier in dieser teilweise hügeligen Landschaft will auch Stolle die Wahlstatt erkennen, von wo aus eine Straße in leichtem Bogen von 75 km Weglänge nach Besançon führt. Diejenigen nun, denen eine Strecke von 75 km für sieben Tage Marschierens zu wenig dünkte, haben sich mehr der deutschen Grenze genähert, wie von Schlumberger, der Lachapelle-sous-Rougemont, etwa in der Mitte der Route Belfort-Mühlhausen, hart an deutschem Gebiete, vorschlägt. Bereits im Elsaß liegt Sennheim a. d. Thür, 7 km östlich von Thann am Vogesenrand, wofür sich von Göler und Napoleon III. entschieden haben, während Stoffel, Winkler und Rüstow-Köchly sich den Kampfplatz noch weiter nördlich dachten, nämlich der erstere bei Ostheim bezw. Gemar, am Ufer der Fecht, zwischen Kolmar und Schlettstadt, Winkler zwischen Schlettstadt und Bahr, bei dem Dorfe Epfig, in der Breite von Lahr, und der letztere sogar in der Gegend der oberen Saar. Am weitesten nach Osten kommen natürlich diejenigen, die die Schlacht in einer Entfernung von nur fünf Meilen = 7½ km vom Rheine suchen wie Strobel, der Mühlhausen annimmt, und Rhenanus, der für Volkensberg eintritt, während sich von Göler aus der Verlegenheit hilft, indem er an Stelle des Rheines den Ill einsetzt.

Stolle hat recht wohl empfunden, daß es nun darauf ankomme, nachzuweisen, daß die Römer denn auch wirklich in gewöhnlichen Verhältnissen, also wenn es nur „einen gewöhnlichen Tage-

marsch, ein iustum iter" zu machen galt, blos 12 km im Durchschnitt zurückgelegt haben. Diese Zahl klingt für uns auffällig klein, da unsere Truppen den gewöhnlichen Reisemarsch auf 20 bis 25 km auszudehnen pflegen. Zudem berichtet uns Vegez, daß die römischen Soldaten geübt worden seien, 30 km täglich in reichlich 6²/₃ Stunden zurückzulegen I, 9: „Militari ergo gradu XX milia passuum horis quinque dumtaxat aestivis conficienda sunt." Schon Rüstow, der diese Fragen am eingehendsten behandelt, meint aber, man solle nicht an der Wegstrecke, sondern an der Zeitangabe festhalten, und das für ein iustum iter halten, was die Truppen, von denen er annimmt, daß sie schon um 11 oder spätestens um 12 Uhr Halt machen, um das Lager abzustecken, in der Zeit von 7 Stunden zurücklegen. Stolle zitiert nun demgegenüber eine Anzahl von Stellen,[17] aus denen hervorgeht, daß ein iustum iter nur gleich höchstens fünf Stunden zu setzen sei. Bringt man dabei in Anschlag, daß die Truppen morgens immer erst ein Lager abzubrechen hatten, daß größere Truppenmassen, wenn sie nur eine Straße gebrauchen, viel schwerer in Bewegung zu setzen sind, daß bei einer Kolonne von mehreren Stunden Länge, die das Gepäck nicht hinter sich führt, Stockungen unvermeidlich sind, daß falsche Meldungen sehr leicht großen Aufenthalt hervorrufen, so läßt sich begreifen, daß man auf geringere Marschleistungen kommen mußte, als wie bei uns, wo bessere und zahlreichere Straßen und Karten den Vormarsch außerordentlich erleichtern. In unserem Falle kam noch hinzu, daß den Soldaten ihr Rasttag (gewöhnlich der vierte) entzogen worden war, was die Marschleistungen herabgedrückt haben mag. Das, was die römischen Truppen aber am meisten niederhielt, das war das Lager aufschlagen. Erstens mußte das ganze Heer von einem Punkt zu einem Punkte gebracht werden, was die größten Umständlichkeiten hervorrufen mußte, dann aber begann eine etwa vierstündige Schanzarbeit, bei der Zweidrittel des

[17]) Diese Stellen sind in erster Linie Caes. b. c. I, 23 und III, 76, deren Prüfung thatsächlich Stolles Annahmen gerechtfertigt erscheinen lassen. Nicht in gleicher Weise beweiskräftig ist ‚iustum iter reliquo die sine interpellatione confecit' aus Frontin. strategem. II, 13 § 7. Auch Cic. ad Att. V, 2, B. Afric. C. I und Hirt. B. G. VIII, 39 gehören hierher.

Fußvolkes unter dem Gewehr blieb, die Reiterei aber die Umgegend durchstreifen mußte und nicht eher absatteln durfte, als bis die Lagerarbeiten beendet waren. Diese Mühseligkeiten erhöhten die vollbrachte Marschleistung als Arbeitsmaß auf das Doppelte, so daß das, was der Römer täglich marschierte, nämlich 12—15 km, etwa unseren Leistungen im Kräfteverbrauch gleichkommt. Natürlich handelt es sich hierbei nicht um außerordentliche Märsche.[18]) Die oben zitierte Angabe des Vegetius steht diesen Ausführungen auch nicht im Wege, denn die Truppen, die zu Hause den Übungsmarsch pflegten, hatten bessere Straßen, brauchten kein Lager aufzuschlagen, marschierten in kleinen Verbänden und hatten bei weitem geringeres Gepäck, vor allem nur Mundvorrat für drei und nicht für sechzehn Tage. Sie übernachteten in Mansionen = Quartierhäusern. Alle diese Erwägungen lassen die Annahme geringerer Marschleistungen in Feindesland höchst wahrscheinlich erscheinen. Aus dem Ausdrucke ‚cum iter non intermitteret' auf Eilmärsche zu schließen, ist falsch; es heißt vielmehr nur, daß der gewöhnliche Rasttag, d. i. der vierte Wochentag, nicht eingehalten wurde. Die falsche Interpretation dieser Stelle aber ist es vor allem, die so hochangesehene Fachmänner wie Stoffel und Rüstow auf die Annahme von Märschen von 27—30 km gebracht hat.

[18]) Gewaltmärsche erreichen natürlich ganz andere Zahlen. So marschiert Crassus, um Cicero zu Hilfe zu kommen, von Mitternacht bis 9 Uhr morgens 36 km (B. G. V, 46 und 47). II, 12 wird die Strecke von der Axona bis Noviodunum, etwa 45 km, zurückgelegt. Die bedeutendste Leistung ist aber B. G. VII, 40 angegeben, wo die Römer von Gergovia gegen Litavicus hin- und zurückziehen und dabei etwa 75 km bewältigen. Um Vergleiche aus unserer Zeit demgegenüber zu stellen, sei hier auf den Marsch hingewiesen, den die Tete des II. (pommerschen) Korps am 18. Januar 1871 bis Gray (50 km) ausführte, und auf die gewaltigen Leistungen des IX. (schleswig-holsteinischen und großh. hessischen) Korps, das am 16. Dezember 1870 von Blois aufbrach und 24 Stunden später in Orleans einrückte (82 km).

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1901 auf ihren Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr August Ratzel, wissenschaftlicher Hilfslehrer, hier.

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. A. Krämer, Oberlehrer, hier.

In dieser Sektion sprachen am

30. Januar 1901 Herr Oberlehrer Dr. Max Banner über:

„Neuphilologische Glossen zu den neuesten sprachlichen Lehrplänen."

26. März Herr kgl. Reallehrer Dr. Ludwig Fränkel (Aschaffenburg) über:

„Italienisches Geistesleben im achtzehnten Jahrhundert und sein Historiker"

und erstattete darauf einen

„Bericht über die augenblickliche Bewegung im neusprachlichen Unterrichte Bayerns."

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

„Italienisches Geistesleben im achtzehnten Jahrhundert und sein Historiker" vom königl. Reallehrer Dr. Ludwig Fränkel (Aschaffenburg).

Fast jeder Fachmann studiert, betrachtet, lehrt Litteraturgeschichte auf seine Weise, zumal wo es sich um Neubruch oder ersten Anbau unbeackerten Bodens handelt, und doch streben fast alle Pfadtreter einem und demselben Ziele zu. Mit wieviel mehr Recht nimmt der Forscher eigenen Standpunkt und freie Methode für sich in Anspruch, der auf solch selbstbepflügtem Feld uns Führer und Verkündiger der Merkwürdigkeiten sein will! Wir haben es beim heutigen Gange mit einer That dieser Art zu thun, und im voraus schon stehe man nicht an, dem Verfasser aus der Selbständigkeit, mit der er für ein bisher braches Stück Land gleichsam

der eigentliche Entdecker und getreue Schilderer ward, ein günstiges Omen zu vindizieren. Es will ja schon etwas heißen, heute noch im Bezirke der Litteraturen Neueuropas eine breite Trift zum erstenmale allseitig zu durchspüren, das um so mehr, wenn diese Trift ein ganzes Jahrhundert ist, das unserer Kultur schier nachbarlich angrenzt. Freilich verbreitert sich der Abstand des heutigen Jungitalien von der Zivilisation des achtzehnten Jahrhunderts seit Dezennien zusehends weit mehr, als etwa der zwischen dermaliger und sogenannter klassischer deutscher Bildung, sodaß die geistigen Fäden des Königreichs Viktor Emanuelscher Gründung nach den Verhältnissen hin, die die Aufklärungsperiode nebst ihrer Vorgängerin erfüllen, dünn fast bis zum Abreißen aussehen. Trotzdem berührt es wundersam, daß bis dato sogar keiner der kompendiarischen Darsteller des italienischen Schrifttums sich an diesen langen Zeitabschnitt intimer herangewagt hat, da man ein bloßes Übersehen denn doch nicht voraussetzen kann. Allerdings liegt die Sache bei den drei Gelehrten, die der kühne Bearbeiter des verschmähten Themas, Markus Landau,[1]) an der Spitze als Nichtvorgänger namhaft macht, verschieden: Ad. Bartoli hätte wohl wirklich, wäre er nicht drüber gestorben, in der Fortsetzung seiner gründlichen „Storia della letteratura italiana" das achtzehnte Jahrhundert analog ins Auge gefaßt, Ad. Gaspary („Geschichte der italienischen Litteratur", 2 Bde. 1885—88) dagegen, über die Litteratur im engern Sinne hinausgehend, würde, falls bis zu Landaus Anfangstermin gelangt, fürder kaum volle Ernte gehalten haben, „Körting" endlich, der ebenfalls „der Wissenschaft entrissen" sei — wer ist das? Heinrich Körting, der frühverblichene Verfasser der „Geschichte des französischen Romans im siebzehnten Jahrhundert", hat die italienische Litteratur nie schriftstellerisch behandelt, während dessen älterer Bruder Gustav dies zwar that, aber nur für die eigentliche Renaissance, im übrigen noch heute fruchtbar wirkt. Am ehesten wäre von Hermann Hettners bekannter „Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" — die

[1]) Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Marcus Landau. Berlin. Verlag von Emil Felber. 1899. X und 709 Seiten. Gr. 8°. Mk. 12.

ja vielmehr eine der anderthalb Jahrhunderte nach dem dreißigjährigen Kriege geworden ist — eine Glossierung der italienischen Litteratur in Landaus Intentionen zu erwarten gewesen. Sein Werk nämlich bietet für die englische, französische, deutsche (dies seine nicht einwandfreie, wohl äußern Entstehungsursachen zuzuschreibende Reihenfolge) Litteratur besagten Zeitraums ziemlich genau dasselbe, was sich für die italienische Landau als Aufgabe vorsetzte, und letzterem scheint Hettner mit Fug in jener Dreiteilung die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts darzustellen zu meinen. Die Gründe liegen offen zu Tage. Die großen Züge, auf die es Hettner ankam, die er als die Brennpunkte im Bildungsleben der drei führenden Kulturvölker während ihrer Gedankenblüte aufzeigen wollte, fehlen bei den italienischen Denkern und Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts fast ganz, und deren Wirksamkeit entfaltet sich selten in blühendem Garten, oft in dürrer Öde und trostloser Isoliertheit. Wo giebt es auf der Apenninenhalbinsel eine gleichzeitige Reihe von Pendants zu der erstaunlichen Vielseitigkeit philosophischer Köpfe und originaler Poeten, wie sie Hettner von Milton bis Burns vorüberziehen ließ, oder zu den imposanten Figuren der Voltaire-Rousseau-Epoche oder gar zu den drei hochklassischen Duumviraten, in denen bei Hettner die deutsche Muse zwischen 1700 und 1800 gipfelt? Landau weiß genau, auf Grund peinlichster Sorgfalt, unbefangenen Urteils, daß in seinem diesmaligen Reviere der poetische Genius, auch die Kraft originaler Ideen keine Feste feiert. Um so anerkennenswerter sein Beginnen, dem auch in Italien — wo es wenigstens zweitklassige Darstellungen des achtzehnten Jahrhunderts giebt — vielbedauerten Mangel abzuhelfen.

Markus Landau that das im Vollbewußtsein der Schwierigkeit, aber auch im gerechten Vertrauen auf das Pfund, mit dem er wuchern kann. Er machte sich kein Hehl aus dem Fehlen guter Monographien über einzelne bedeutende Schriftsteller, sowie vollständiger kritischer Ausgaben, aber er sah darin, gewiß mit unter dem Eindrucke der langsamen Fortschritte beider Hilfsmittel-Gattungen, kein Hindernis seines scharf umrissenen Vorhabens. Bescheiden legt er der Zukunft nahe, ihn zu übertreffen durch neue Zusammenfassung des nachherigen Wissensumfangs, der mit Forschungsergeb-

nissen im einzelnen sein Gemälde berichtige, ergänze, ausmale. Sein Zweck geht nicht auf Details und Lücken unserer Kenntnis, und biographische oder bibliographische Daten nachzuschlagen will er nicht herhalten. Sein Werk „soll vorzüglich darstellen, wie der Geist jener Zeit und der Volkscharakter in ihrer gegenseitigen Wirkung in der Litteratur zum Ausdruck kamen. Aber auch die Physiognomien der einzelnen Schriftsteller sollen klar hervortreten, ihre Werke und ihre Schicksale je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger ausführlich, jedoch ohne pedantische Miniaturmalerei geschildert werden". Wem die Unmenge kleiner Beiträge, die Landau seit drei Dezennien zum vergleichenden Verständnisse der neuitalienischen Litteratur geliefert hat, auch nur teilweise zu Gesicht kamen,[1]) oder wer seine quellentreuen Bücher über die üppigste Novellistik Europas, diejenige der italienischen Renaissance und Nachrenaissance, samt den Publikationen über die Beziehungen des Wiener Hofes im Rokoko und dessen Vorperiode zum damaligen Staats- und Geistesleben — Vor- und Probearbeiten zum jetzigen ausgreifenden Zeit- und Kulturgemälde — nur öfters angeblättert bez. befragt hat, der schätzt ihn als einen Baumeister, der gleichsam nur handliche Ziegel und haltbaren Mörtel verwendet. So folgen wir ihm auch diesmal getrost, und die Masse des Neuen, die da auf uns eindringt, allein beweist schon, daß er auf jeden Fall die Wissenschaft sachlich ungemein bereichert hat. Man kennt seine außerordentliche Beschlagenheit in früherer und neuerer italienischer Litteratur. Die Kritik hat sich über jene von Landau früher gelieferten Leistungen ebenso günstig geäußert wie bis jetzt über diese „Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert". Mustern wir die der letzteren zu teil gewordenen deutschen Referate[2]) auf ihre

[1]) Leider bleibt außerordentlich viel davon, auch an positiven Fakten reiche Artikel, im Feuilleton von Tagesblättern, besonders der „National-Zeitung" und der „Frankfurter Zeitung", manches auch in der „Wiener Zeitung" und der „Neuen Freien Presse", versteckt und geht dermaleinst verloren, wofern er es nicht mit den leichter erlangbaren Aufsätzen der „Gegenwart", der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" u. s. w. unter einen Hut sammelt. Auch zur vergleichenden Geschichte der romanischen Litteraturen ist viel drunter.

[2]) Von ausländischen hätten für diesen Vortrag zwei benutzt werden können: das von Concari, in Giornale storico d. letterat. ital. XXXV 113—126,

Sorgfalt, so sind hervorzuheben die von: Emil Sulger-Gebing i. d. „Ztschr. f. vergl. Litteraturg." N. F. VIII, Heft VI, S. 517—522, Wolfgang v. Wurzbach im „Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr. u. Litt." CIV, 1. u. 2. Heft, S. 226—230, [W. Cloe]tta i. „Litterar. Centralbl." 51. Jhrg. (1900) Nr. 37, Sp. 1532 f., Wilh. Porte i. d. „Frankf. Ztg." 2. Febr. 1900 (Nr. 32) 1. Morgenbl., A. L. Jellinek i. „D. Nation" (herausg. v. Barth) XVII 1900 Nr. 46 S. 653 f., K. Voßler im „Litteraturbl. f. german. u. roman. Philologie" XXI Nr. 11 Sp. 380—383, endlich Rud. Beer i. d. „Beilage z. Allg. Ztg." 1899 (26. u. 27. Okt.) Nr. 245 und 246. Mit Ausnahme des letztgenannten, der breitere Auslassungen an die Besprechung des Landauschen Bandes anlehnt, referieren diese Rezensenten vielmehr, als daß sie rezensieren; das Material zur Kontrolle liegt ihnen eben nicht so bei der Hand, um in beliebter Manier Irrtümer aufzudecken, oder, stolz auf aufgestocherte Bagatellen, mit ihrem eigenen minutiösen Spezialistentum zu paradieren. So beschränken sie sich denn meist auf eine stramme Wiedergabe der Disposition nebst der der Haupterscheinungen, erklären sich zu wirklicher Zensur für unzuständig, abgesehen von kleinen, bisweilen kleinlichen formalen Anständen. Ist alles litterarhistorische Wissen, sogar bei der Umsicht und Belesenheit, die M. Landau in diesem neuesten umfänglichsten seiner Werke wiederum offenbart, auch Stückwerk, ja in höherem Grade als in den sogenannten exakten Disziplinen, wo ohne festgeschlossene Beweiskette kein Schritt möglich ist, so giebt es doch auch hier eine an Unwiderlegbarkeit streifende Sicherheit, und diese eignet Landaus litterarhistorischem Forschen vermöge seiner gleichsam mathematisch arbeitenden Methode. Wie sein biographisches und sein quellensammelndes Buch über Boccaccio ihn in der mittelalterlichen Litteratur Italiens vorzüglich zu Hause zeigten, dabei über

dem Bearbeiter des achtzehnten Jahrhunderts für das große Sammelwerk der „Storia letteraria d'Italia" (worin eben seine Darstellung noch unvollendet ist), und von Doutrepont im „Bulletin du Musée Belge" V. 2 (1901). Letzteres war aber nicht aufzutreiben; die natürlich sehr sachverständige Kritik Concaris aber schien als die eines Italieners, unmittelbaren „Konkurrenten", außerdem wegen ihrer meist Einzeldaten und Einzelauffassungen berührenden Belege hier außer Ansatz bleiben zu sollen. Andere auswärtige Besprechungen waren bis zum 26. März (s. o.) nicht erhältlich.

ein reichliches Vergleichsmaterial, wie es bei der Betrachtung mittelalterlicher Stoffe unumgänglich ist, souverän verfügend, so trat er mit seinen viel zu wenig gewürdigten „Beiträgen zur Geschichte der italienischen Novelle" stattlich gerüstet vor über einem Vierteljahrhundert daher, und zwar bekundet er da schon nicht nur für die betreffenden Litteraten des achtzehnten Jahrhunderts, die beiden Gozzi, Argelati, Casti, gute Kenntnis, sondern vorher S. 9—12, neben den durchgängigen bibliographischen Fußnoten, eine solche der Studienmittel, die fast sämtlich ins 18. Jahrhundert zurückweisen. Und so scheints beinahe, als ob diese peinliche Vertrautheit mit den Vorleuten Landau zum Historiker desjenigen Säkulums des italienischen Schrifttums machte, wo die Gelehrsamkeit an Ausdehnung und relativer Bedeutung nicht hinter den belles lettres zurückblieb. Das ist im achtzehnten dermaßen der Fall, daß Landaus Darstellung sich in zwei fast gleiche Hälften spaltet, die auch äußerlich, trotz mancher ineinander schlingenden Übergriffe, selbständig als Rubrik „die Wissenschaft" und Rubrik „die Dichtung" auftreten. Wie breite Rücksicht auf das, was die Gelehrtenwelt italienischer Zunge mit der Feder geschaffen hat, eine Eigentümlichkeit Landaus ist, so sehen wir in seiner übersichtlichen, klaren Disposition einen Hauptbeweis unbedingter Herrschaft über den weitschichtigen Stoff und beste Aufforderung für den Leser, in ihn einzudringen.

Allerdings müssen wir uns auch ganz seiner Hand anvertrauen, denn der auswärts so zitaten- und quellenfreudige Mann deckt diesmal dauernd den Brunnen zu, aus dem seine Belehrung fließt: Anmerkungen, Nachweise, Berufung auf Autoritäten fehlen, und nur selten, wo er einem alten Monographen etwas besonderes am Zeuge zu flicken hat, oder wo seine Angabe strikt einer neuesten Mitteilung beistimmt bezw. widerspricht, hört man einfach den Namen desjenigen, den er rektifiziert. Diese Art darf sich eben nur ein anerkannter Berichterstatter, wie eben Landau, erlauben, insbesondere wenn er den Gebildeten, dem Litteraturfreunde sein Buch zugänglich halten will. Daß in erster Linie die Wissenschaft, und da nicht etwa bloß Italiens Litteraturgeschichte, sondern das romanistische Gesamtgebiet von den reifen Früchten seines Fleißes zehrt, ist

natürlich. Die Fachleute besorgen nicht, auf dem gestrüppreichen Pfade, den uns Landau vorangeht, zu straucheln. Sonst zwar, wenn ein Wegweiser vom Gepräge des Landauschen Werkes, d. h. ohne die Stütze von Belegen, einem der Leitung Bedürftigen unter die Arme greift, muß dieser die Garantien prüfen, die sicheren Gang gewährleisten. Solche Vorsicht macht des Verfassers festgegründeter Ruf überflüssig. Seine litterarhistorische Vergangenheit ist äußerlich wie innerlich reich,*) und in Erforschung und Behandlung der italienischen Litteratur darf man ihn eine oberste Instanz nennen. Seit der stattlichen (159 S.) Dissertation über „die Quellen des Decamerone", die 1869 dem Kaufmanne und litterarhistorischen Autodidakten den Doktorhut eintrug und 1883 völlig erneuert diejenigen Forscher und Liebhaber der Renaissancelitteratur ansprach, welche inzwischen seine oben schon genannten „Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle" (1875), das Buch über Giovanni Boccaccio (1877), das über „die italienische Litteratur am österreichischen Hofe" (1879) schätzen gelernt hatten, entpuppte sich der jeder gelehrten Gemeinschaft oder, sei es akademischen, sei es journalistischen „Clique" fernstehende Privatgelehrte immer mehr als ein außerordentlich gründlicher, feiner Kenner des Schrifttums der von ihm wiederholt bereisten Apenninenhalbinsel. Hat Landau bei seinen Studien auch früher die mittleren, neuerdings die jüngeren und jüngsten Perioden der italienischen Litteratur bevorzugt, so verlor er doch nie den Blick auf die Gesamtentwickelung, und gerade eine Durchgangsepoche wie das 18. Jahrhundert veranlaßt ja unablässig zur Rück- und Vorschau. Landaus Wissen und Bedeutung vermochten nun zwar nicht gebührende Geltung in den Kreisen der Männer zu erringen, die berufsmäßig sich mit den sogenannten neueren Litteraturen beschäftigen; zumal unter den zwei letzten

*) Markus Landau, geboren am 27. November 1837 zu Brody, lebt seit 1869 in Wien und zwar seit 1878 ausschließlich litterarhistorischen, daneben solchen geschichtlichen Studien, die mit seinen ersteren stofflichen Konnex haben. Zu seiner Biographie vgl. Meyers Konversationslexikon s. v. sowie Gubernatis' Dictionnaire des écrivains du jour s. v., auch Bornmüllers „Biographisches Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart" (1882) S. 409 f.; Bibliographie der selbständigen Schriften M. Landaus in allen Jahrgängen von Kürschners Litteratur-Kalender, im neuesten Jahrgang 23 (1901), Sp. 799.

Generationen der Jünger der „modernen Philologie“ dürften sein Name und Wirken wenigen Ohren bekannt klingen. Ursache ist Landaus bedauerliche Zurückhaltung von den allermeisten Fach-Journalen dieses Reviers [5]) und sein Drang, als Publizist möglichst bei weiteren Schichten der litteraturfreundlichen Gebildeten Interesse für die Gestalten zu erwecken, die ihm als Träger maßgeblicher oder sonstwie anziehender schriftstellerischer Erzeugnisse oder fesselnder Ideen erscheinen. Erst mit der „Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert“ ist der gewissenhafte Mann zu einer umfassenderen und zusammenfassenderen Darstellung zurückgekehrt, und da er hier alle seine ehemals anmutenden Eigenschaften wieder bethätigt, braucht er trotz des Verzichts auf den Kontrollapparat rück-, aber auch ablenkender Fußnoten das Tribunal der Wissenschaft nicht zu scheuen.

In welchem Sinne und Grade nun die sachliche Kritik an Landaus „Geschichte der italienischen Litteratur“ herangetreten ist, das vor unserem Auge vorbeiziehen zu lassen, dünkt überaus lehrreich, weil dadurch, zumal sämtliche Referenten den realen Gehalt und die faktische Hebung unseres Wissens hervorheben, auch die Kenntnis des so hochwichtigen Zeitraums selbst, der Landaus Vorwurf bildet, erklecklich gewinnt. Folgen wir in thunlichster Kürze, wenn schon nicht oberflächlich, den bedeutsamsten Äußerungen der oben aufgezählten Rezensenten. In der Wiedergabe von deren Auszügen, Voten u. s. w. bedienen wir uns absichtlich der dabei angewandten prägnanten oder eigenartigen Wendungen, ohne uns durchgängig damit decken oder jene verantworten zu wollen.

Da ist zunächst der Patristiker und Hispanolog Dr. Rudolf Beer, Bibliothekar der k. k. Hofbibliothek in Wien, mit dem doppelteiligen Aufsatze in Nr. 245 und 246 der „Beilage zur Allgem. Zeitung“ von 1899. Er findet den Ansatzpunkt Landaus in dessen erfolgreichen Studien über die Habsburger des achtzehnten Jahrhunderts und ihre südlichen Beziehungen. Schon Landaus gediegenes

---

[5]) Ausgenommen hauptsächlich die „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“, mit deren Verleger (demselben wie von Landaus Werk) und deren Herausgeber Landaus Verbindung gerade bis zum Eingehen dieses von ihm all die Jahre gediegen bedienten Organs, 1900, anhielt.

Werkchen über die italienische Litteratur am Wiener Hofe beklagte, daß neben den Medici und Este als Mäcene der italienischen Litteratur die Habsburger zu Unrecht verschwiegen zu werden pflegen. Übrigens haben nicht nur Sterne zweiter und dritter Größe am damaligen litterarischen Himmel italischer Sonne, Stampiglia, Pariati, Zeno, Pasquini, sondern auch das leuchtendste Gestirn der ganzen Periode, Metastasio, eben in Wien geglänzt. Das österreichische Regime hat in den ihm überantworteten Landschaften während des achtzehnten Jahrhunderts den Volkswohlstand gesteigert, die Fesseln der Geister vielfach gelöst, den Unterricht verbessert, Universitäten, gelehrte Akademien, Sternwarten, Bibliotheken, gemeinnützige Gesellschaften gefördert, womit auch Presse und Buchhandel auflebten. Auf diesem Boden, der allerdings infolge des damaligen Zuschnitts des Wiener Hofwesens viel weniger deutschen Samen empfing, als man vielleicht erwarten sollte, gedieh die Poesie farben- und formenreich, und zwar auffälligerweise besonders ihre Krone, die Dramatik, als Lustspiel, heroische Tragödie und Musikdrama. Ein Eindringen in die litterarische Fülle so merkwürdig beschaffener Zeitalter, die einer offen ersichtlichen nationalen Wurzel entbehren, setzt vorherige Prüfung der politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Verhältnisse voraus; eine solche nahm der stets kulturhistorisch gestimmte Landau vor und eingangs liefert er einen geschickten Überblick jener. Abgeklärt und objektiv giebt sich Landaus einheitliche fortlaufende Geschichte des litterarischen Schaffens, das Logische und Pragmatische in erster Linie erstrebend. Sie vermeidet glänzende Farben, etwa um Goldonis, des ‚pittore della natura‘ (Voltaire), Volkstypen plastisch hervortreten oder uns gelegentlich im Gefolge Metastasios die prächtigen Wiener Bühnen jener Zeit[6]) besuchen zu lassen. Aus ähnlichem Motiv entspringt seine Auswahl des Stoffes. Wie der Vater der

[6]) Beer gedenkt hierfür der überaus instruktiven Geschichte der „Theater Wiens“, die ich mit genauem Titel und dem Namen des Verfassers A. von Weilen in den „Berichten des Fr. D. H.“ N. F. XVI S. 2 Anm. anzuführen hatte (eine liebenswürdige Zuschrift Weilens berichtigt meine dortige Annahme „wohl auf Geschmack und Ansprüche eines weiteren Publikums berechnet“ in „erste quellenmäßige Durchforschung“); übrigens beweisen viele gelegentliche Hinweise Landaus (siehe z. B. ebd. S. 7) seine Bekanntschaft damit.

italienischen Litteraturgeschichte, Girolamo Tiraboschi, in der großangelegten Storia della letteratura italiana das wissenschaftliche und künstlerische Schaffen mit einbezieht, eine Geschichte der italienischen Kultur von den ältesten Zeiten bis zum achtzehnten Jahrhundert giebt, so hatte schon vor längerem Antonio Lombardis „Storia della letteratura Italiana nel secolo XVIII“ die wissenschaftliche Produktion eingehend berücksichtigt, so mit einem Abschnitte über den Unterricht eröffnet. Bei Landau nun nimmt das wissenschaftliche Forschen einen breiteren Raum ein als in jeder anderen Geschichte einer romanischen Litteratur, beispielsweise Muratori der Historiker fast ebensoviel als der größte Dichter der Periode, Metastasio. Freilich nimmt dies scheinbare Mißverhältnis bei einem Einblicke in die Keime des intellektuellen Risorgimento, das Italiens Geisteskultur im achtzehnten Jahrhundert beherrschte, nicht im mindesten wunder. Landau rückt, mit andern von der vielverfochtenen Grenze um die Mitte des Säkulums abweichend, die Anfänge dieser Wiedergeburt — um das abgebrauchte und hier mißverständliche ‚Renaissance‘ (rinascimento) zu vermeiden — in die Anfangsjahrzehnte und zwar — wir gebrauchen im Folgenden wörtlich Beers klares Resümé — „nicht bloß im Hinblick auf die zusehends wachsende Entfaltung dichterischen Schaffens, sondern auch in sorgfältiger Rücksicht auf die immer weitere Kreise ziehende wissenschaftliche Bethätigung. Die führenden Geister, deren ein wieder erwachendes Volk bedarf, mangelten nicht, und Landau hat auch keine Schwierigkeit gescheut, ihren Spuren auf den vielverzweigten, oft recht steinigen Wegen zu folgen. Philosophen, Theologen, Naturforscher, Geschichtschreiber, Nationalökonomen, Juristen, Ästhetiker haben in jener Zeit Steine zum Neubau Italiens herbeigeschafft, und unser Autor giebt, allerdings weniger die Gesamtbewegung als die einzelnen Träger derselben ins Auge fassend, ein überaus detailliertes Bild jener fruchtbaren Arbeit; auch Größen zweiten und dritten Ranges, solche, die vor dem deutschen Publikum wohl zum erstenmal erscheinen, gelangen zum Wort. Landau weiß jedoch, durch die Fülle ungeblendet, die Spreu vom Weizen zu scheiden, und so sehen wir unter den ersten, deren die italienische Nation sich in jenem Zeitraum rühmen durfte, besonders zwei Individualitäten scharf zur Geltung

kommen: Giovanbattista Vico und Ludovico Antonio Muratori. Beide haben in ihren Ideen und Darlegungen Wahrheiten vorweggenommen, die ihre Epigonen erst nach Menschenaltern beschäftigten." [7]) Wie nun vor unsern Augen bei Landau in Vico, „dieser durchaus nationale Denker" — so Karl Werners Monographie [8]), die ihn als Brennpunkt mit Descartes, Locke, Kant betreffs ihrer Landsleute vergleicht — eine Persönlichkeit origineller Geschichtsauffassung und namentlich auch der erste Soziologe erwächst, so in Muratoris Figur ein gewaltiger Polyhistor, der „neben Alfieri auf sein Volk die größte geistige Wirkung ausgeübt hat und zum Teil noch ausübt", erstaunlich vielseitig, rastlos und ein Cäsar im Nebeneinander geistiger Thätigkeiten, seinem Volke einer der größten, seinem Jahrhundert der größte Geschichtsschreiber war, dazu ein Litteratur-Kenner und -Forscher und unverächtlicher Volkswirt. Italien schuldet

[7]) Hier nun zum zweiten Male Muratori als eine Säule neuitalienischen Geisteslebens und internationaler Geschichtsforschung erwähnend, gedenke ich wehmütig des entschiedenen Nachdrucks, den mein Lehrer Wilhelm Maurenbrecher, der ausgezeichnete viel zu früh (1892) geschiedene Historiker, in seinem gehaltvollen Spezialkolleg „Einleitung in das Studium der neueren Geschichte" auf Muratoris Position in den ersten Stadien moderner Geschichtsforschung zu legen pflegte. Da diese Vorlesung Maurenbrechers wohl bis dato ungedruckt ist, so sei es verstattet, vergleichshalber und um die Bedeutung Muratoris auch nach der philologisch-litterarhistorischen Seite aus dem Munde eines gewiegten Historikers zu illustrieren, die einschlägigen Wendungen nach der Niederschrift im Hörsaale (1886/87) mitzuteilen: „Der eigentliche gelehrte Repräsentant dieser Periode ist Ludovico Antonio Muratori (1672—1750), Archivar und Bibliothekar in Oberitalien, der Patriarch der damaligen historischen Forschung, auch mit Gelehrten anderer Nationen (Leibniz u. a.) in engem Verkehr; zahlreiche Sammlungen, bibliothekarisch-bibliographische Publikationen. Er gründete einen gelehrten Verein (societas in Mailand) zur Erforschung der italischen Landesgeschichte, besonders mit Argelati und Sassi. 1723 erschien der 1. Band der 25 Bände (eigentlich 29 Teile) der „Rerum Italicarum scriptores", 1751 der letzte. Von den vielen Sammlungen dieser Art in Europa ist diese die einzige regelrecht zu Ende geführte; im großen und ganzen ist es eine gute und brauchbare Bearbeitung, die kritische Gestaltung des Textes in durchgehendem Sinne richtig durchgeführt, im ganzen so ein Meisterwerk seiner Art. So ist Muratori nicht bloß als Sammler, sondern auch als kritischer Bearbeiter und Forscher von größter Bedeutung."

[8]) Deren von Beer fortgelassener Titel ist: „G. B. Vico als Philosoph und gelehrter Forscher" (1879, 2. Aufl. 1881): bei Landau S. 24.

*

diesem imponierendsten Mitgliede der damaligen heimischen Gelehrten-republik — einer solchen widmete Muratori Plan und eifrige Agitation — noch das biographische Denkmal. Landaus reliefartige Wiederspiegelung der Vielseitigkeit hat dessen Hauptlinien scharf gezogen, letzteres zumal für den wirksamen Nationalökonomen, wie er in drastischen Einzelheiten, so dem Kampfe gegen die Tortur, aber auch in stetiger Rücksicht auf den pragmatischen Gesichtspunkt in unserm Horizonte Fuß faßt. Neben solchen Koryphäen war der alte Conte Giovanni Maria Mazzuchelli nicht zu vergessen, dessen in richtiger Benediktinerarbeit in Angriff genommenes bio- und bibliographisches Riesenwerk „Gli scrittori d'Italia“ mit den sechs Foliobänden von A und B (1753—63) stecken blieb, bis heute ein Torso und ohne Seitenstück. Gegenüber dem Mangel an Vorarbeiten über die italienische Wissenschaft stand Landau bei der Poesie vor einer Überfülle an Material direkter wie indirekter Art. Im Vordergrunde des dichterischen Schaffens, das seine verschiedenen Formen in der zweiten Hälfte der ganzen Epoche ausprägt, wenn schon mit Vorzug der dramatischen (und zwar neben Lust-, Schau- und Trauerspiel, des Musikdramas), stehen mit Recht Goldoni, Alfieri, Metastasio. Um die dichterische Individualität zu erfassen, müssen hier Anlagen und Einflüsse gleichermaßen in Anschlag gebracht werden: Goldoni las, sah, schrieb, erlebte von früh an Komödie, Alfieri, der weitgewanderte, lernte als Mann heimische Litteratur und Sprache neu, Metastasios Thun verlief unter dem Banne seiner Hofstellung und anderer äußerer Verhältnisse, obwohl er in über fünfzigjährigem Wiener Aufenthalte knapp 50 deutsche Ausdrücke sich angeeignet hat.

Der nächste Kritiker Landaus ist wieder ein Wiener: Wolfgang von Wurzbach, d. h. Alfred Wurzbach Ritter v. Tannenberg jun., ein jugendlicher Litteraturfreund, der außer mancherlei Aufsätzen, vornehmlich zum englisch-Elisabethanischen und spanischen Drama, ein Buch über Lope de Vega (1899) und eins über G. A. Bürger (1901) veröffentlicht hat. Dieselbe Arbeitsweise, die uns in den meisten dieser seiner eigenen Arbeiten begegnet, nämlich die ganz vorwiegende Rücksicht auf den reinen Faktenbestand,[9]) scheint Wurz-

[9]) Dies haben neuerlich für die Bürger-Biographie zwei Fachleute, Frz. Muncker und Adolf Hauffen, in längeren Besprechungen dargethan.

bach auch bei Landau vorauszusetzen; wenigstens verfolgt sein Referat (Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. Litter., Bd. 104) eigentlich nur die wechselnden Gestalten und Richtungen in Landaus Werk, das ihm aber eben viel zu sehr als Kompendium gilt. Diese an sich schiefe Annahme zeigt uns aber gerade den auffälligen Reichtum der Zusammenfassung Landaus an frischen Funden — „Rettungen" ohne üblen Nebensinn — bisher vernachlässigter oder verkannter Litteraten. Er bemerkt in dieser Hinsicht: „Mit seltener Liebe, ja mit Selbstverleugnung, hat er sich in sehr voluminöse Werke vertieft, deren Titel einer großen Zahl von ‚Gelehrten' noch heute einen panischen Schrecken — den Schrecken des Unbekannten, einzujagen pflegt, um den Leser in schonender, feinfühlender Weise daraus mitzuteilen, was er für würdig hielt, der Vergessenheit entrissen zu werden. So wie er aus den einzelnen Werken halb und ganz verschollener Größen nur die wichtigsten Grundgedanken und beachtenswerte Einzelheiten wiedergiebt, so befleißigt er sich auch in den Lebensskizzen der Gelehrten und Dichter möglichster Kürze." Einen sogenannten raisonnierenden Katalog der betreffenden Schriftsteller samt ihrer Werke in dem Handbuche Landaus zu sehen verböte aber schon diese feinkundige Auswahl der bedeutsamen Namen und Erscheinungen; es hieße das vielmehr seinen Rang arg hinabdrücken. Jedoch bietet uns die wesentlich darauf zielende Revue, die bei Wurzbach Landaus Kapitel passieren, Anlaß, eine Reihe sachlicher Beobachtungen über den Verlauf der einschneidendsten (man möchte sagen, müßte man nicht befürchten, mißverstanden zu werden, revolutionärsten) Litteraturperiode aus dem Aufgange Neuitaliens anzustellen, die sonst bei Seite bleiben dürften. Da windet man sich z. B. durch Scharen minderwertiger Autoren aus Philosophie, Geschichte und Kameralistik hindurch, ehe der heutige Standpunkt einen anerkennen kann — übrigens ein keineswegs einwandfreier Maßstab, da er historisch zu wenig objektiv und auch materiell trügerisch ist. Die Philosophen waren meistens Jesuiten oder deren Gesinnungsgenossen, die Kirche war höchste Autorität, die Bibel untrügliche Geschichtsquelle; Freigeister, als Philosophen unter französischem Einflusse, waren selten zu zählen, darunter Köpfe wie der philosophisch-historische Jurist

Gravina, Metastasios Beschützer, sowie Mario Pagano, als politischer Märtyrer gefeiert, und der durch halb Europa verfolgte Historiker Giannone. Für politische Aufklärung focht Muratori, der vielgenannte, kühn Volksbildung predigte in eigenen populären Schriften Verri, Beccarias Buch „Dei delitti e delle pene“ [10]) bekämpfte die Todesstrafe energisch vom Gedanken des Menschlichkeitsapostels wie des Strafrechtlers. Der Mehrzahl dieser Männer solide historische und linguistische Kenntnisse absprechen, wie Wurzbach, im vermeintlichen Anschlusse an Landau scheints, thut, ist ebenso unrichtig, wie die Lächerlichkeiten, die er sich aus Vicos geschichtlich-philologischen Einzelaussagen abstrahiert, als Gradmesser für die Gesamtanschauung dieses vielbelesenen Grüblers. Auch erklomm die unserm Interesse nächstliegende gelehrte Disziplin, die Litteraturgeschichte, eine wesentlich höhere Stufe, als Wurzbachs Lob ihres Fleißes nebst dem bedenklichen Epitheton des ‚Breittretens‘ im „unklaren Drange nach wissenschaftlicher Vollständigkeit“ vermuten läßt. Unter den aus Landau excerpierten Namen Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, Gimma, Zeno, Tiraboschi, Algarotti, Signorelli, befinden sich etliche, deren Träger geradezu Meister der Litteraturgeschichtschreibung alten Stils und vielfach bis heute unentbehrliche Instanzen geblieben sind, wie Landau, ihr Erbe und Vervollkommner, am intensivsten ermessen mag. Daß manche damaligen Litterarhistoriker — übrigens keiner der eben genannten Hauptvertreter — französisch schrieben, ist ebensowenig als „Animosität“ wider die Muttersprache auszulegen wie ihre öftere Höhertaxierung der französischen Litteratur; denn der dazumal noch angebetete Klassizismus des siècle de Louis XIV. überragte doch

[10]) Von diesem berühmten Buche des Marchese Cesare Bonesano de Beccaria — dem herrlichen Manne sucht Landau an vielen Stellen (s. Register) gerecht zu werden; mit dem gleichzeitigen Turiner Professor der Physik Giov. Batt. Beccaria, der Wertvolles über atmosphärische Elektrizität produzierte (Landau S. 57), nicht zu verwechseln — gilt Lessings Zweizeiler bezüglich Klopstocks, indem es viel genannt, aber wenig angeschaut oder gelesen wird. Überdies gewann es auf einen maßgeblichen Dichter Jungitaliens, Alessandro Manzoni, dessen Mutter Beccarias Tochter war, merklichen Einfluß (vgl. L. Fränkels Ausgabe von Ed. v. Bülows Verdeutschung der „Promessi sposi“ [Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur] I S. 6).

thatsächlich, nicht etwa bloß im Wahne irgend einseitiger Zeitgenossen, die italienische Belletristik, und das Idiom von Paris beherrschte nie unangefochtener als um den Ausgang des roi soleil die Wissenschaft, soweit sie irgend auf Teilnahme der Gebildeten rechnete. Auffälliger und bis dato weniger beachtet ist das Interesse italienischer Litteraturfreunde für die englische Dichtkunst, wenn auch die Urteile über Shakespeare, die Landau aufdeckt, selbst wo sie von maßgeblichen Lippen kommen, oft höchst absurd lauten; hierneben stelle man Baretti, den Halbengländer gewordenen Weltfahrer, der von seinen eigentlichen Landsleuten nur Gozzi und Metastasio schätzte, während Wurzbach, das letztere aushebend, ihn fälschlich als Typus eines italienischen Litterarhistorikers verwendet.[11]) Das italienische Theater im achtzehnten Jahrhundert in erster Linie beansprucht kosmopolitische Aufmerksamkeit und Würdigung. Das Ringen klassizistischer, nach französischem Vorbilde die Tragödie blockierender und streng aristotelisch die „Einheiten" und die „Reinigung" festhaltender Richtung, mit der populären, die sich ins Lustspiel flüchtet und die altvertrauten Puppen der commedia dell' arte weiter nährt, legten schließlich neue Regungen auf. Auf dem ernsten Felde die Sucht, sich von den französischen „Regeln" zu emanzipieren und auf Maffei, Pansuto und andere Volksgenossen zurückzugreifen, bis Alfieri politische Tendenz in die Tragödie einführte und so im Vaterlande mehr Ruhm als Patriot denn als Poet einstrich, der er, obzwar seine vielen unselbständigen Nebenbuhler und Nachahmer weit hinter sich lassend, außer in „Saul" nur selten in wirklichem Sinne blieb. Das Lustspiel stieg von den teils ältere Art fortpflanzenden, teils leichte Lokalpossen schaffenden Fagiuli, Gigli, Nelli in Toskana und den Neapolitanern Amenta und Liveri bis zu Goldoni, seinem gefährlichen Rivalen Chiari

---

[11]) Es sei erlaubt, hier auf den einschlägigen Extrakt eines anonymen Feuilletons der „Frankfurter Zeitung" vom 30. Sept. 1895, 1. Morgenblatt („Litterarische Beziehungen zwischen Italien und Spanien") in L. Fränkels Repertorium über romanische, insbesondere italienische Wechselbeziehungen zur englischen Litteratur im „Krit. Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie" Bd. IV (auch als Sonderschrift, Erlangen 1900) 525, 153 betreffs Barettis zu verweisen.

und dem aus Eifersucht auf sie das Märchendrama poussierenden Gozzi, der schon den Verfall bezeichnet. Das Musikdrama, am typischsten und glänzendsten durch Metastasio repräsentiert, söhnt beide genannte Richtungen, die antikisierende und die populär-nationale, aus, raubt aber dem Texte immer mehr den Vorrang vor der Begleitmusik, bis er zu deren Folie sinkt: dies, so stellt Landau fest, zeigen zuerst entschieden Calsabigis Libretti zu Glucks „Orpheus und Eurydice" und „Alceste". Lyrik und Epik stehen unter ungünstigen Sternen, lange allein unter denen der „Arcadia", deren Verirrungen Landau weidlich bespöttelt; allenfalls Filicaja, Rolli, Savioli, Bondi ziehen modernen Geschmack einigermaßen an. Satiriker dagegen, die tieferer Achtsamkeit wert sind, brachten die mannigfach unleidlichen sozialen Zustände hervor:[12]) Forteguerris ‚Ricciardetto', Parinis „Giorno", d'Elci, endlich Casti,[13]) der unerbittliche Verfasser der politisch herben ‚Animali parlanti', gehören hierher. Ausschließliche Prosadichter spielen in dem begrenzten Gebiete keine Rolle, wie auch kein namhafter Romancier auftritt; höchstens bethätigen sich Dramatiker oder Lyriker nebenbei in ungebundener Rede. Prototyp eines damaligen Journalisten ist Gasparo Gozzi, des Dramatikers Carlo Bruder, in gleichem Maße durch seinen zentralistischen Posten in der Publizistik, auf dem er einmal drei Zeitschriften redigierte, wie durch die Unwirtschaft im

[12]) Man vergleiche den, wohl allerseits unbeachtet gelassenen Artikel „die italienische Satire bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts" von Dr. Paul Schönfeld in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" 1888 Nr. 22, S. 128—131. Schönfeld (1851—91, viel zu früh durch Selbstmord geendet; vgl. über ihn Frz. Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Professoren des 19. Jahrhunderts" 4. Aufl. IV, 10) hatte nicht blos selbst italienische Sprache, Litteratur und Kunst sorgfältig studiert und über drei Jahre lang von Italien aus gediegene Essays, die jetzt leider verschollen sind, in die gelesensten deutschen Journale geliefert, sondern, als er sich, erfolglos, auf den Fuß des freien Schriftstellers zu stellen versuchte, einen Band scharfer „Satiren und Epigramme" (Kaiserslautern 1886) herausgegeben.

[13]) Über diesen überaus merkwürdigen Menschen und Litteraten (1721—1803) hat der 1899 verstorbene bekannte Anglist Eugen Kölbing auf sein Ansuchen wiederholt Notizen, besonders vergleichender Art, die ich gelegentlich gesammelt hatte, von mir erhalten; ich weiß weder zu welchem Zwecke, noch was damit nun geschehen ist.

Hause, diese im „kleinen ein Abbild des zerrütteten Zustandes der damaligen Litteratur Italiens".

Ein dritter Stadtgenosse M. Landaus, der dessen Werke Durchsicht und empfehlende Anzeige widmete, ist der Wiener Bibliograph Arthur L. Jellinek, in No. 46 der Berliner Wochenschrift „Die Nation" von 1900. Er bemängelt, seinem Berufe gemäß, die Abwesenheit des bibliographischen Apparats sowie der sonstigen Stützen und Rückweise, erkennt aber, daß dort das lebens- und büchergeschichtliche Moment mit Absicht in den Schatten tritt und Landau keine Geschichte der Bücher, sondern eine der Ideen anstrebt. Jellinek findet Alfieri im Mittelpunkte stehen: liebevoll und ausführlich habe ihn Landau behandelt, ohne eine seiner Schwächen zu bemänteln. Er wiegt die Behauptung, Landau besitze glänzende Diktion, lebendige, schillernde Darstellung, künstlerisch oder künstlich abgerundete Porträtzeichnung nicht, durch das Lob auf, er habe „dafür von den alten italienischen Novellisten erzählen gelernt: stillwandelnd zu berichten, vom Leben und Wirken der Dichter das eine und das andere mitzuteilen, nirgends trocken und nirgends leidenschaftlich, erfüllt von jener klaren Anmut, jener leise durchschimmernden Heiterkeit der Bandello, Fiorentino oder Sacchetti". Dieser Stilanalyse, der Jellinek das Prägen glücklicher Bezeichnungen wie des „melancholischen Horaz" für Ippolito Pindemonte anstatt des bisherigen „italienischen Tibull" zur Seite setzt, geben wir, ohne sie nach ihrem positiven wie ihrem negativen Tone zu unterschreiben, Platz, weil sie uns an eine interessante Notiz Landaus im Vorwort seiner „Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle" S. 5 f. erinnert: „Wieviel haben nicht moderne Dichter aus diesen [mittelalterlichen italienischen] Novellen entlehnt. Von den Diis minorum gentium zu schweigen, will ich nur erwähnen, daß Shakespeares „Othello", „Romeo und Julia", „Maß für Maß", „Viel Lärm um Nichts", „Was ihr wollt", „Kaufmann von Venedig", „Ende gut alles gut", „Cymbeline" und „Die lustigen Weiber von Windsor" ganz oder teilweise auf Novellen Boccaccios und seiner Nachfolger beruhen, während Chaucers Canterbury tales, die Erzählungen Ludwigs XI. und der Königin von Navarra außerhalb Italiens die Novelle italienischen Genres würdig repräsentieren."

Es ist dieser Gesichtspunkt, der der vergleichenden Methode, derjenige, den Landau immer behufs durch- und gegenseitiger Beleuchtung verfolgt, seine Kritiker aber selten aufgriffen. Derjenige von ihnen, der auf dem passendsten Forum dafür, in der unlängst entschlafenen „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte„ (N. F. XIII, S. 517—522), das Wort ergriff, der Münchner Privatdozent Dr. Emil Sulger-Gebing, übersah diesen Punkt gänzlich, obwohl er das Landausche Opus peinlich unter die Lupe nahm und eine fünfseitige Inhaltsübersicht kondensierte, die die gewaltige Stofffülle der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert und der letzteren mehrfach zu entwirrende Entwickelung, ebenso aber Landaus völlige Gewalt darüber vergegenwärtigt. Er findet nun aber gerade in der Art, wie Laudau den fast überreichen Stoff bezwungen und zurechtgelegt habe, einen Haken: „Die großen Gruppen, die durchgehenden gemeinsamen Züge der litterarischen Entwickelung treten nicht genügend heraus, da durch die Schilderung nach Fächern Zusammengehöriges getrennt wird.“ Ja, fragen wir, besitzt denn dieses auseinanderstrebende Schrifttum des Apenninenlandes im achtzehnten Jahrhundert solche feste, straffe, durchlaufende Fäden, oder entbehrt es nicht vielmehr gerade der äußern wie der innern Zentren und Zentralen, sodaß Verwandtes sich eben am deutlichsten an den Formgebieten und poetischen Gattungen aufreihen läßt? Diese Anordnung ermöglicht allein, wie auch Sulger-Gebing hervorgehoben, instruktiven Einblick in die Entwickelung der einzelnen Gattungen. Es liegt auch in der Zerschlissenheit der Zeit- und sozialen Verhältnisse bedingt, daß die Wirksamkeit eines Metastasio als Dramatiker und als Lyriker, diejenige Bertòlas als Geschichtsphilosoph, als Litterarhistoriker, als Lyriker, endlich das Auftreten Muratoris als Historiker, als Nationalökonom, als Litterarhistoriker, als Gründer einer „Gelehrtenrepublik“ nicht richtig einheitlich ist, also, was Sulger-Gebing fordert, auch nicht hintereinander abgethan werden kann, indem impulsive Naturen wie der letztgenannte eben überall da, wo ihr Arm von nöten war, fest anpackten oder geschmeidige, gelenkige, wie der Höfling und Weltmann Metastasio, auch einmal auf einem Nachbarrevier freibeuterten, wohin das Fehlen überragender Figuren zu einem Streifzuge einlud. Übrigens

wird doch auch in Gesamtdarstellungen anderer Litteraturen keineswegs durchgängig jeder vielseitige Litterat in einem Zuge erledigt, und wir besitzen in Heinrich Kurz' bekannter „Geschichte der deutschen Litteratur" sogar eine weitverbreitete Nachschlage-Encyklopädie, die, auch in Perioden, wo nicht wie bei Landaus Thema durcheinanderwirbelnde Erzeugnisse zu sachlicher, nicht zu individueller Einteilung drängen, das Prinzip Landaus im Extrem durchführt. Ein fernerer, überaus sachkundiger Rezensent, der Heidelberger Privatdozent Dr. Karl Voßler, im „Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie" XXI, Nr. 11, beanstandet diesen Hauptgrundsatz der Landauschen Gruppierung nicht so, eher „die mangelhafte Ergründung des tieferen Kausalzusammenhanges zwischen den einzelnen Erscheinungen". Diese sieht Voßler im Fehlen des Blicks fürs Wesentliche, das den Unterschied des achtzehnten Jahrhunderts in Theorie und Praxis des litterarischen Betriebs vom sechzehnten und siebzehnten ausmacht und uns aufklärt. Nach Voßler wirkte die ganze Poetik und Ästhetik, wie sie die Renaissance im sechzehnten Jahrhunderte begründet und ausgebaut hatte, im achtzehnten vorläufig noch unvermindert nach, so zwar, daß die Reaktion gegen das üppigste Gewächs, die „Extravaganzen und Stilorgien der Marinisten" (Landau), wohl den Geschmack, aber nicht die Theorie besserte, und eines Muratori Anschauungen der Poetik sich ebenso stramm noch auf demselben Boden bewegen wie eines Gravina und besonders eines Vecelli scheinbar überkühne Theorien gar nicht in neuer Art, sondern gar ähnlich wie Giraldi Cintio im sechzehnten Jahrhunderte und viele Nachfolger, aber mit lauterem Schlachtrufe wider die Antike polemisieren. Anderseits möchte auch Voßler nicht Metastasio um 30 Seiten Goldoni und Alfieri nachhinken sehen, setzt das aber Landaus „eigentümlicher Einteilung, die an und für sich schon eine Negierung des genetischen Kausalzusammenhanges bedeutet", aufs Konto. Der Stil gefällt ihm weder im ganzen noch im einzelnen, sei es in der ganzen Fassung, sei es im Wortgepräge der Urteile; die Menge interessanter Nachrichten, besonders über die Wissenschaft, dünkt ihn staunenswert, das gehobene Material reich und wichtig, das Ganze künftig eine unentbehrliche Grundlage.

So ziemlich denselben Geleisen folgt das höchst günstige

Gesamtlob, das ‚—tta‘ (d. i. der Jenenser Universitätsprofessor Wilhelm Cloetta, selbst ein Halbitaliener aus Görz) seinem Referate, „Litter. Centralblatt“ 1900 Nr. 37, Sp. 1532 f. vorausschickt, wobei er Landaus Buch auch als „unterhaltend“ und „niemals weitschweifig“ bezeichnet. Die Raumbenutzung indessen und das Stoffmaß behagen ihm nicht, weil die Wissenschaft zu viel einnehme, insbesondere die Behandlung der Nationalökonomie stellenweise wie Selbstzweck erscheine, auch Hauptpersonen, z. B. Goldoni, einer nach dem andern, auch im Vergleiche zu den rein gelehrten Rubriken, zu rasch abgethan würden, „ohne daß man ein wirklich anschauliches Bild der Entwickelung erhielte“. Das erwähnte Hinübergreifen vieler Schriftsteller auf ein anderes Litteraturgebiet als ihre stärkste Hingabe in Anspruch nahm, veranlaßt mancherlei Inkonsequenzen, ja, wie Cloetta nachweisen will, zahlreiche Verstöße Landaus gegen seine eigene Einteilung: Beccarias Schrift über den Stil wird mit im juristisch-volkswirtschaftlichen Kapitel, Gravinas Trauerspiele in dem über Litteraturgeschichte und Poetik, Martellis Satiren und die Visionen Varanos, dessen Hauptwerk, bei Komödie und Tragödie abgethan, ebenda Carlo Gozzis komisch-satirisches Epos La Marfisa bizzarra erörtert, wie auch die epischen und Prosa-Produktionen Chiaris, Alfieris Liebeslyrik, Satiren, Epigramme, Verris „Römische Nächte“ und Roman „Das Leben Herostrats“, umgekehrt die Dramatik Montis unter „Lyrik, Epik, Didaktik und Satire“. Wir wiederholen diese Anstände Cloettas hier nicht Landaus wegen, sondern um noch einmal zu zeigen, wie das italienische Schrifttum des vorvorigen Jahrhunderts eine ganze Anzahl mehrseitig auslangender Autoren besitzt, deren Gesamtbild eben durch superscharfe Trennung ihrer Rubriken zu arg verzettelt würde. Den Erfordernissen, die Sulger-Gebing und Cloetta befriedigt wünschen, zugleich zu entsprechen, vermochte Landaus Darstellung um so weniger, als es angesichts des breiten Stroms der Einzelheiten für einen längeren Zeitabschnitt stets weit mehr darauf ankommt, innerlich Zusammengehöriges zu vereinigen als Dinge, die halb zufällig aus derselben Feder flossen, äußerlich gewaltsam aneinander zu schweißen. Ein derart paragraphenmäßiges Abhandeln jeder Litteratengestalt würde eine Einsicht in die Entfaltung der einzelnen Gattungen nicht weniger

verhindern als in den Fortgang oder Rückschritt der Ideen; und beides zu veranschaulichen lag in M. Landaus ernstestem Vorhaben. Wer sich in den Gang der italienischen Litteratur während dieser Ära des Übergangs und der Neubildung an Landaus Hand vertieft hat, den durchdringt gewiß Dankbarkeit für Anleitung und Genuß, wie er beide für unsere Wissensmehrung und unser Verständnis gewährt; gerade sein Streben, zwischen den Eindrücken pragmatischen und individualistischen Schlags zu vermitteln, kommt den Bedürfnissen des Nichtspezialisten entgegen, erhellt Zeiten und Charaktere gleichermaßen. Sein sehr fein nachfühlender Kritiker Dr. Wilhelm Porte in Frankfurt a. M., ein oft erprobter Kenner und Registrator neuerer italienischer Litteraturnovitäten spiegelt — „Frankfurter Zeitung" Nr. 32 vom 2. Februar 1900, 1. Morgenbl. — die empfangenen Eindrücke offen wieder im zweiten Abschnitte seines Feuilletons „Zwei italienische Litteraturgeschichten". [14]) Was Einzel-

[14]) Der betreffende Passus, mit dessen Hauptsätzen wir völlig übereinstimmen, sei hier abgedruckt, da er ein ziemlich rundes Totalurteil fällt: „Der Riesenfleiß des gründlichen gelehrten Arbeiters, der scharfe Blick des Psychologen, das Gestaltungsvermögen des Künstlers haben an diesem interessanten, ja fesselnden Werke gleichmäßig ihr Teil .... Die Gliederung und Anordnung des Stoffs ist äußerst einfach und klar: zwei große Abteilungen: Wissenschaft — Dichtung; jede dieser Abteilungen wieder nach den besonderen Gattungen in eine Anzahl Unterabteilungen geschieden und in diesen dann die Vertreter und Pfleger des besonderen Zweiges einzeln in chronologischer Reihe vorgenommen. Findet noch eine Sonderung in Epochen statt, so geschieht dies innerhalb der nach der Gattung vorgenommenen Einteilung, sodaß das gegenständlich Gleichartige doch in ununterbrochener Folge vorgeführt wird. In der Betrachtung der einzelnen Autoren sind Lebensgang, Besprechung der Werke, Charakterisierung ineinander verflochten, eines aus dem andern erklärt, eines das andere aufhellend und erklärend; und das Schlußergebnis immer: ein abgerundetes, sich dem Leser einprägendes Bildnis der ganzen geistigen Persönlichkeit samt der Erkenntnis dessen, was sie gewollt und gekonnt. Bei einigen besonders vielseitigen Leuten war es allerdings nicht zu vermeiden, daß von ihnen an mehreren verschiedenen Stellen gehandelt wird; doch hat das nichts Verwirrendes, nichts Störendes, indem die späteren Stellen zu der schon feststehenden Charakteristik nur noch einige gleichsam accessorische Züge hinzufügen. Im größeren Zusammenhange zwischen den einzelnen Zeitaltern, wie unter deren Angehörigen, ist das verwickelte Spiel von Wirkung und Gegenwirkung überall in einer Weise zur Anschauung gebracht, daß der Leser, ohne das Verfahren als auf-

heiten anlangt, so unternimmt es Porte mit Glück, einesteils Parallelen der damaligen Litteraturerscheinungen und litterarisch ausgesprochenen Meinungen mit solchen des neunzehnten Jahrhunderts, anderenteils die einschneidenden Merkmale der wirklich bleibenden, der dauernd interessanten Schöpfungen jener Tage herauszuholen. Bei Vico begegnen wir mannigfach verwandten Ansichten über ältere römische Geschichte, wie sie B. G. Niebuhr und Th. Mommsen im neunzehnten Jahrhundert vertreten sollten, und Fr. A. Wolf hat als der Zerstörer der Einheitlichkeit von Homers Gedichten in ihm einen Vorläufer zu erblicken. Während auf diese Vorahnungen künftiger gelehrter Theoreme Landau selbst schon hinwies, erinnert Porte für Giacomo Stellini (De ortu et progressu morum, 1740) an Fr. Nietzsches „Genealogie der Moral“, hebt, mit Landau S. 47, bei Gravina die Herleitung des Staats vom Gesellschaftsvertrage vor Rousseaus Geburt hervor, bemerkt, wie Muratori gleich Schopenhauer die Philosophieprofessoren angreift, die der akademischen Karriere wegen ihnen selbst nicht einleuchtende Lehren vortragen. So betont Porte, wie Maffei gegen das Duell schreibt, Beccaria das Strafrecht und (1780) das Maßsystem in der dann von Frankreich aus durchgedrungenen Weise reformiert, ferner wie Natale, Lombroso vorangehend, eine angeborene Anlage zum Verbrechen supponiert; Ortes prägte 1774 mit dem Titel seines Grundbuchs die „Economia nazionale“, stellte das Prinzip des Achtstundentags auf, streifte schon das „eherne Lohngesetz“ und schlug Vorbeugungsmittel gegen Übervölkerung lange vor Malthus vor, Antonio Genovesi aber möchte Grund und Boden nach ausgleichender Gerechtigkeit verteilt sehen, wie es neuerdings der amerikanische Ideal-Sozialist Henry George lehrt. Gimmas († 1735) im wörtlichsten Sinne vorsintflutliche Litteraturstudien und des oben vorgestellten G. Baretti Eintreten für Shakespeare gegen Voltaire kontrastiert er als

dringlich zu empfinden, völligen Einblick in das komplizierte Treiben bekommt. Und wo man auch im Verlauf der Darstellung einmal anhalten mag, um sich Rechenschaft vom zurückgelegten Wege zu geben, wird man überall finden, daß er gerade und sicher und erfreulich auf das bis jetzt erreichte Ziel losgegangen ist; man wird sich mit Vergnügen dem Führer weiterhin anvertrauen und am Schluß bedauern, seiner Führung nicht weiter folgen zu dürfen.“

Gegenpole der litterarhistorisch-ästhetischen Maxime, die so scharfe Wandlungen durchmachten. Sodann macht Porte im Anschlusse an Landau einen Spaziergang durch Italiens Dichtung während des achtzehnten Jahrhunderts, wo „uns der Weg aus ödem, langweiligem Flachland zu erquickenden, reizenden Höhen, von denen es zu den höchsten Spitzen nicht mehr allzuweit ist", führt. Als solche Gipfel streicht er in den Dezennien mühsamen Aufstiegs an: Maffei, von seiner hochbedeutsamen „Merope" (1713) an, Goldoni, der seines Heimatlands Molière ward, Carlo Gozzi, Martelli, Alfieri, Zeno, Metastasio; neben diesen Männern der weltbedeutenden Bretter die Satiriker bezw. Pamphletisten Casti, Parini, Monti. Man ist erfreut, in demselben Jahrhunderte, das Porte eingangs als „keine sehr glänzende, in ihrer ersten Hälfte sogar eher steril zu nennende Epoche" charakterisiert, doch auf eine ganze Anzahl von wirklichen Höhepunkten zu stoßen. So bietet es nicht blos quantitativ, sondern auch in der Qualität vieler Leistungen erheblichen Reichtum. Es ist M. Landaus unbestreitbares Verdienst, diesen stoffübervollen, ideenbeladenen und als Säkulum des Umschwungs zum Zeitalter des Dampfes überaus bedeutsamen Abschnitt in der Entwickelung der italienischen Nation, Sprache, Litteratur und Zivilisation möglichst allseitig erfaßt und materiell ganz zur darstellenden Reproduktion gebracht zu haben. Wo nun diese Spanne Welt-, Volks- und Bildungsgeschichte mit der Evolution aus ausländischem politischen und fremdem geistigen Joche anhebt und bis in die Wirren und Wirkungen der französischen Revolution hineinreicht — genau in den Zufallsrahmen zwischen zwei Hunderter Jahresziffern preßt Landau seine Darlegungen natürlich nicht — fallen nicht nur auf alle Ereignisse, die das nationale Schicksal der Apenninenhalbinsel berühren, Streiflichter.[15]) Es entrollt sich ein buntes Gemälde der gesamten Kultur Italiens, die mit der Linie

[15]) Schon 1875 hat Landau für seine mehrfach angezogenen Studien zur italienischen Novellistik einen bezüglichen Programmpunkt vorgesehen (S. 4): „Und doch bietet die Geschichte des Entstehens und der Ausbildung der Novelle keinen uninteressanten Teil der Litteratur-, ja der Sittengeschichte," wobei freilich die Sujets der mittelalterlichen kurzen Prosaerzählungen, insbesondere die der italienischen und ihrer Kategorie, vor allem in Betracht kommen.

Gottsched—Lessing—Goethe (bis zum alten, der 1831 „Faust II.“ einsiegelt) chronologisch und ideell parallel läuft. Und so versetzt uns der tiefgründige imposante Band Markus Landaus in Verbindung mit seinen Rezensenten (die wir hier nur so weit beachteten und heranzogen, als sie uns Landaus Wiedergabe der Zustände und Begebenheiten umschreiben, modifizieren oder erweitern, ohne die faktische Kritik durch Duplik und Parteinahme zu erschweren) in die Lage, das volle italienische Geistesleben im achtzehnten Jahrhunderte begleitend zu überschauen.

2.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

In dieser Abteilung sprach am

11. Januar 1900 Herr M. A. Loeb über:
„Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage.“

28. Januar Herr Dr. Heinrich Becker über:
„Nahrungsmittelindustrie auf der Pariser Weltausstellung.“

1. März Herr Dr. Moritz Bonn über:
„Der Kampf um die Getreidezölle in England.“

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Die Nahrungsmittel-Industrie auf der Pariser Weltausstellung.
Von Dr. H. Becker.

Volkswirtschaftlich genommen ist das Essen und Trinken zweifellos von der allergrößten Wichtigkeit.

Wenn ich es nun unternehme, einiges zu berichten über die Nahrungsmittel auf der Pariser Weltausstellung, so geschieht dies auf Grund der Erfahrungen, welche ich mir als Mitglied

des Komites der Sammelausstellung der deutschen Nahrungsmittel-Industrie und als Preisrichter erworben habe.

Ich muß aber gleich vorausschicken, daß ich erst nach Schluß der Ausstellung die Aufforderung erhielt, diesen Vortrag zu halten, und daß es mir infolgedessen nicht mehr möglich war, nach so manchen Unterlagen zu forschen, die ich jetzt gerne für diesen Vortrag benutzt hätte.

So viel mir aber erinnerlich, ist es mit der Statistik über den Nahrungsmittelverkehr in den Mitteilungen des Auslandes im großen und ganzen recht schwach bestellt gewesen, noch schwächer als es mit der gleichen deutschen Statistik bestellt ist, und ich wäre auch nicht in der Lage gewesen, die darin gemachten unvollkommenen Angaben nachzuprüfen, ich beschränke mich daher in dieser Hinsicht auf das Notwendigste.

Einige interessante Mitteilungen über unsere deutschen Verhältnisse entnehme ich dem von Lichtenfelt verfaßten Vorworte zum offiziellen deutschen Katalog.

Von vornherein muß man sich darüber klar sein, daß langwährende Ausstellungen von Nahrungsmitteln mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft sind und zwar wegen der leichten Verderblichkeit und wegen der Schwierigkeit des Versandtes, der doch so bewirkt werden muß, daß auch die äußere Aufmachung der Speise in Bezug auf ihre Appetitlichkeit nichts verliert.

Sehr viele sehen daher mit einer gewissen Berechtigung die Nahrungsmittel-Abteilungen von großen Ausstellungen als nichts denn als notwendige Übel an. Man hilft sich praktischer Weise dadurch, daß man für die leichtverderblichen Waren Sonderwettbewerbe veranstaltet und für die Dauerausstellungen bedient man sich der haltbaren Waren, der Konserven und Attrappen.

So waren denn auch in Paris auf dem Champs de Mars fast alle Dauerausstellungen sämtlicher ausstellenden Nationen untergebracht; nur eine kleine russische Abteilung befand sich auf der Esplanade des Invalides. Diese Nahrungsmittel-Abteilungen waren an die landwirtschaftlichen Ausstellungen angegliedert.

Für frische Milch, Butter und Käse wurden dagegen drei, für Charkuteriewaren wurde ein Sonderbewerb im Park von

Vinzennes veranstaltet, was, nebenbei gesagt, infolge der mangelhaften Organisation und Anordnung der französischen Ausstellungsbehörde zu gar mancher Unannehmlichkeit geführt hat.

Wenn trotzdem die meisten der betreffenden Abteilungen gute Erfolge erzielt haben, so liegt dies in erster Linie wohl daran, daß alle Nationen — vielleicht mit Ausnahme Frankreichs, welches mehrfach mit Ausstellern vertreten war, die unbedingt nicht hätten zugelassen werden sollen — schon vor der Zulassung der einzelnen Aussteller eine scharfe Auswahl treffen mußten, denn der Platz wurde ihnen nur spärlich zugemessen.

Infolgedessen treten in Bezug auf die Art der Ausstellung bei den verschiedenen Nationen auch verschiedene Richtungen zu Tage.

Die französische Nahrungsmittelabteilung hatte, wie dies auch bei allen anderen französischen Abteilungen geschah, fast durchweg den retrospektiven Charakter durchgeführt.

Da war die Firma Menier mit einer von hoch aufstrebenden Fluten getragenen Nachbildung des Schiffes vertreten, das seiner Zeit die ersten Cacaobohnen nach Frankreich gebracht hat. In den unteren Teilen wurde die Chocoladefabrikation von Anfang bis zu Ende im Betrieb gezeigt. Der Aufbau hat über 200 000 Frcs. gekostet.

Die verschiedenen Weinbaugebiete zeigten die Entwickelung ihrer Reben- und Weinkultur von den ältesten Zeiten ab.

Die Ausstellung der Gironde fiel besonders auf. Dieselbe bestand in einem viereckigen Aufbau, in dessen Mitte das ganze Weinbaugebiet typographisch dargestellt war. Auf der Brüstung lagen die Original-Ausstattungen, unter welchen die hervorragendsten Bordeauxweine in den Handel kommen. In den vier Ecken waren Panoramen von Bordeaux mit seinem Hafen und von drei hervorragenden Lagen, im Vordergrunde der Rebbau und die Kellergerätschaften vorgeführt.

Die Champagnerfirmen hatten sich zu einer prächtigen Sammelausstellung vereinigt. In den Kellerräumen des betreffenden Aufbaues wurde die Pflege des Weines und seine ganze Verarbeitung bis zum fertigen Schaumwein gezeigt und zwar stets nach alter und neuer Art. So wurde auch das Degorgieren, das Entfernen

des gegen den Stopfen gerüttelten Hefesatzes, sowohl nach alter Methode wie auch nach dem neuesten Gefriersystem gezeigt.

In dem oberen Aufbau wurde man zwischen kleinen Nachbildungen von Weinbergen, mit dem Rebbau in den verschiedensten Jahreszeiten, nach einem reizenden, im Louis XV. Stil gehaltenen Erfrischungsraum geführt, in welchem alle hervorragenden Sektmarken, jeden Tag eine andere, ausgeschenkt wurden. Auf diese Weise konnte man im längeren Verlauf der Tage seine Kenntnisse auf diesem Gebiete allmählich, aber sicher, ganz wesentlich bereichern.

Wer wüßte nicht die hervorragende geschmackliche Begabung der Franzosen zu schätzen? Wer sollte nicht die vorzüglichen Leistungen der französischen Likörfabrikation, der Käse- und Teigwarenfabrikation, der Brot- und Feinbäckerei kennen? Sie alle zu beschreiben würde aber gewiß zu weit führen. Ich will nur noch ein Verfahren anführen, das in diesem Kreise von besonderem Interesse ist: das Mahl- und Backverfahren von Schweitzer. Dasselbe bezweckt die Herstellung von Brot direkt aus dem Korn, ohne größere Absonderung von Kleie, indem Schweitzer von der Annahme ausgeht, daß die heutige Müllerei dem Mehl zu viel Nährstoff entziehe.

Diese Meinung wird noch von gar vielen geteilt. Anderseits geht man jedoch von der Ansicht aus, daß man bei Nahrungsmitteln in erster Linie den Anforderungen des Geschmacks entsprechen müsse und diese haben seit Jahrhunderten schon die Müllerei zu einer immer vollkommeneren Auflösung des Getreides, zu einer möglichst vollkommenen Ausscheidung der Kleie getrieben. Schweitzer macht mit seiner Einrichtung einen Sprung um viele Jahrhunderte zurück, und wenn er trotz äußerst geschickter Reklame in Frankreich nicht vorwärts kommt, so liegt dies eben in dem Geschmack seines Gebäckes, denn der Franzose verlangt ein möglichst kleienfreies, weißes Brot.

Der Hinweis, daß mit der Kleie ein nicht unbeträchtlicher Teil der Nährstoffe verloren gehe, ist dadurch hinfällig, daß ja die Kleie auch wieder verwendet wird zum Zwecke der Verfütterung. Wird aber ein ganz besonders nahrhaftes Mehl verlangt, so bietet heute die Chemie Stoffe, welche geeignet sind auch diesen Wunsch zu erfüllen, in reicher Menge.

*

Der Franzose wollte bisher allerdings von solchen künstlichen Nährstoffen weniger wissen. Er stellte sich ein eiweißreiches Brot dadurch her, daß er dem Mehle einen Teil der Stärke entzog und dadurch das Verhältnis von Stärke zu Eiweiß zu Gunsten des letzteren nach Bedarf oder Belieben veränderte. Dies wurde z. B. durch das ausgestellte Glutolbrot gezeigt.

Die Abneigung der Franzosen gegen künstliche Nährstoffe, Surrogate, ja sogar gegen Konserven hat sich auch auf anderen Gebieten der Nahrungsmittel-Industrie bemerkbar gemacht, so zum Beispiel ist im Vaterlande Mège-Mouriès, des Schöpfers der Margarine, die Margarinefabrikation selbst noch lange nicht derart eingeführt wie in anderen Ländern.

Der Grund dieser Erscheinung mag wohl darin liegen, daß der Franzose die Bedürfnisse des Gaumens weit höher schätzt und darum auch höher subventioniert, als dies in anderen Ländern namentlich in Deutschland üblich ist, und daß er auf eine natürliche und verfeinerte Kost den höchsten Wert legt, während er anderseits für eine rationelle Volksernährung nur wenig Interesse zu haben scheint.

Wenden wir uns den anderen Ländern zu, so sehen wir, daß dieselben zum großen Teil den ihnen zuerkannten Platz unter einige wenige Firmen, die leistungsfähigsten ihrer Art, verteilt haben. Nur hier und da begegnen wir dem Charakter einer Sammelausstellung, welcher von der deutschen Nahrungsmittelindustrie absolut durchgeführt worden war.

Von den ausgestellten Gegenständen läßt sich sagen, daß man fast überall gewissen Waren wieder begegnete. In allen Ländern werden Konserven fabriziert, nur wechselt ihre Art etwas. So ist es selbstverständlich, daß von den Völkern, welche eine ausgedehnte Küste und Seefischerei besitzen, mehr Fischkonserven gebracht werden. Dies gilt namentlich von Dänemark, Schweden und Norwegen und von Amerika. Länder mit ausgedehnter Viehzucht, wie besonders Dänemark, Amerika u. a., haben ein besonderes Gewicht auf ihre Fleischkonserven gelegt. Andere wieder hatten mehr Obstkonserven gebracht. Von Österreich war eine retrospektive Ausstellung der Zuckerbereitung bewirkt worden.

Der Hauptwettbewerb fand in den ersten Exportartikeln statt: den Cerealien, dem Mehl, Mehlprodukten, wie den Teigwaren u. dergl.

Hier standen sich in erster Linie Rußland, Ungarn, Amerika und Rumänien gegenüber. Die französische Müllerei war stark vertreten, besonders mit Tappiocca. Österreichs Müllerei hatte sich erstaunlicher Weise nicht beteiligt. Auch die deutschen Mühlen hatten der Ausstellung kein Interesse entgegengebracht, weil ihnen infolge der Zollverhältnisse eine Beteiligung am Exporthandel unmöglich ist. Dagegen haben die deutschen Schälmühlen recht gute Erfolge erzielt. Dieselben verfügen über ein vorzügliches Rohmaterial und ihre Lage in Königsberg, Hamburg und Lübeck erleichtert die Verfrachtung des Fabrikates nach dem Auslande. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben ganz besondere Anstrengungen gemacht, um den Mais als Volksnahrungsmittel einzuführen. Dazu war eine besondere Küche erbaut, und ich muß gestehen, daß die dargereichten Speisen mir vorzüglich gemundet haben.

Daß in Bezug auf Teigwaren Frankreich und Italien sich eines besonderen Rufes erfreuen, ist allgemein bekannt. Ich war daher doppelt erfreut zu sehen, wie vorzüglich die ausgestellten deutschen Nudeln und Maccaroni von Haller in Friedrichsdorf allgemein beurteilt wurden. Auch in Bezug auf Cakes- und sonstige Backwaren leistet unsere Industrie vorzügliches.

So wie hier die deutsche Industrie den deutschen Markt vom Ausland unabhängig gemacht hat, so hat sie dies auch auf anderen Gebieten mit bestem Erfolge zu Wege gebracht.

Am deutlichsten tritt dies bei der Weichkäsebereitung zu Tage; ist doch jetzt der ehemals so bedeutende Import ausländischer Weichkäse fast vollständig zurückgedrängt durch die deutschen Fabrikate.

Deutsche Wurst-, Fleisch-, Fisch-, Gemüse- und Obstkonserven können den Wettbewerb der überhaupt für sie in Frage kommenden Konkurrenten getrost bestehen.

Es zeigt sich hier im Vergleich zu früher ein wesentlicher Fortschritt der deutschen Nahrungsmittel-Industrie, eine Verfeinerung des Geschmackes und ein Genügen selbst hohen Anforderungen an

die Haltung des Lebens. Dies findet auch seinen Ausdruck in den interessanten Mitteilungen, welche Lichtenfelt über seine Ermittelungen in Bezug auf die Ernährung unseres Volkes macht.

Nach Lichtenfelt ist der Gesamtwert der im Deutschen Reiche verbrauchten Lebensmittel auf ungefähr 9,6 Milliarden Mark im Jahr zu schätzen.

Entsprechend der Einnahme wechselt vor allen Dingen derjenige Teil der Ausgabe, welcher dem Fleisch gewidmet ist, und dieser zeigt am deutlichsten nicht nur den Wohlstand im allgemeinen, sondern auch im besonderen. So z. B. verbraucht die Klasse der Bevölkerung mit den geringsten Einnahmen durchschnittlich täglich für 4,7 Pfg. Fleisch, die nächst höherstehende für 13,5 Pfg., d. h. der Verbrauch wächst an um 187,2 Prozent.

Es ist nun für den Wohlstand und die auf ihm begründeten erhöhten Ansprüche der Bevölkerung, eine bezeichnende Eigentümlichkeit, daß der Verbrauch an Brotkorn fällt, während der an Fleisch steigt; so z. B. betrug der Fleischverbrauch pro Kopf und Jahr: 1860 17,37 kg, jetzt 39,9 kg, während der Verbrauch an Brotgetreide pro Kopf im Jahre 1884 187 kg betrug und 1889/90 bis auf 162,35 kg zurückging.

Mit dem höheren Fleischverbrauch parallel geht jedoch auch ein solcher an alkoholischen Getränken; so z. B. betrug derselbe pro Kopf und Jahr an Bier:

in Bayern	243,5 l
„ Württemberg . .	194,8 „
„ Baden	154,8 „
„ Elsaß-Lothringen	76,0 „
„ Norddeutschland	103,5 „

Dies entspricht innerhalb der letzten 10 Jahre einem Anwachsen des Verbrauches

in Bayern	um	10,5 %.
„ Württemberg . .	„	10,1 „
„ Baden	„	66,2 „
„ Elsaß-Lothringen	„	37,4 „
„ Norddeutschland	„	33,7 „

Demgegenüber ist eine erfreuliche Abnahme der Verbrauchs-

menge von konzentrierten Getränken festzustellen. Der Branntweinverbrauch betrug z. B. 1889/90 auf den Kopf der Bevölkerung 4,7 l, 1892/93 4,5 l und 1896/97 nur 4,3 l.

Nach der Statistik im Jahre 1898/99 hat die Ausfuhr an Kirschwasser, Zwetschenwasser, Cognac und Likören die Einfuhr solcher Produkte um das Dreifache übertroffen. Deutschland besitzt bekanntlich auch einen lebhaften Exporthandel mit seinem Sprit, doch hatte die inzwischen gebildete Zentral-Spiritus-Verwertungs-Genossenschaft von einer Beteiligung an der Ausstellung abgesehen.

Interessant wird es sein zu erfahren, daß die deutschen Liköre und gebrannten Wässer sich in Paris großer Anerkennung zu erfreuen hatten, daß dagegen die Vertreter der französischen Cognac-Industrie in der Jury alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, um der so erfolgreichen deutschen Cognac-Industrie ein Bein zu stellen. Sie behaupteten, Cognac sei nur das aus Charentewein in Cognac hergestellte Destillat. Nun ist aber das Wort Cognac schon längst ein Gattungsbegriff für die Produkte der Weindestillation geworden, und zum Überfluß ergiebt die Statistik über Produktion und Export von französischem Cognac, daß derselbe überhaupt im Durchschnitt nur noch sehr wenig Weindestillat enthalten kann. Es ist daher zweifellos jener Einwand zu Unrecht erhoben worden.

Auch die deutschen, namentlich von Frankfurter Firmen ausgestellten Obst- und Beerenweine fanden große Anerkennung, und daß das deutsche Bier obenan stand, brauche ich kaum erst zu erwähnen. Allerdings hat die Pariser Ausstellung auch gezeigt, daß man jetzt fast in allen Ländern (besonders auch in Japan) gute Biere zu brauen versteht. Überall hat man sich eben die deutschen Erfahrungen wissenschaftlicher und praktischer Art zu nutze gemacht und es sind deutsche Männer und deutscher Fleiß und Ausdauer gewesen, die in jenen Ländern die für sie neue Industrie geschaffen und gehoben haben.

Drei Zweige unserer deutschen Nahrungsmittel-Industrie möchte ich nun noch kurz erwähnen, die ein ganz besonders erfreuliches Bild liefern.

Die Erzeugnisse der deutschen Cacaowaren-Industrie haben nicht allein im Inlande mehr und mehr an Ansehen gewonnen

und den fremdländischen Erzeugnissen den Rang abgelaufen, sondern sie haben auch auf dem Weltmarkte Fuß gefaßt. Die Einfuhr an Cacaowaren ist seit 1880 zwar um das doppelte gestiegen, dagegen ist die Ausfuhr um das 25fache des Standes von 1880 gewachsen. Dadurch wird zugleich ein Bild von der Güte dieser deutschen Fabrikate geboten.

Des weiteren habe ich, als eine spezifische deutsche Industrie, welche in verhältnismäßig kurzer Zeit einen gewaltigen Aufschwung genommen und auf dem Weltmarkt festen Fuß gefaßt hat, die Fabrikation von Kaffeegewürzen, Malzkaffee u. dgl. zu erwähnen.

Schließlich habe ich noch einen Industriezweig anzuführen, den wir gleichfalls ganz deutsch nennen dürfen, denn er verdankt sein Entstehen ausschließlich deutschem Wissen und Können. Ich meine die Herstellung von Kraftnahrungsmitteln, von diätetischen Präparaten auf chemischem Wege, gleichsam zum Zweck der synthetischen Ernährung.

Es ist auf diesem Gebiete in Deutschland eine große Industrie entstanden, welche reines Eiweiß und dessen Verbindungen für sich oder in geeignet erscheinenden Mischungen herstellt. Sie bedient sich dabei als Grundlage des Fleischeiweißes, des Milcheiweißes (Verwertung der Magermilch) oder des Pflanzeneiweißes und sucht denselben durch geeignete Behandlung eine leicht resorbierbare Beschaffenheit zu verleihen.

Zum Schlusse will ich die Eindrücke kurz zusammenfassen, welche ich von den hauptsächlichsten Nationen in Bezug auf die Nahrungsmittel-Industrie gewonnen habe.

In Amerika beherrscht der Großfabrikant durch die Massenfabrikation und Ringbildung, sowohl im Norden wie im Süden, den Markt in Fleisch, Schmalz, Öl, Getreide, Mehl u. dgl. und er zwingt auch den kleinen Nahrungsmittelfabrikanten ihm dienlich zu sein.

Bei den Russen bekommt man den Eindruck, daß wohl einige große Häuser bestehen, welche für den feineren Komfort sorgen, den die dortigen, verhältnismäßig kleinen oberen Kreise beanspruchen. In Mehl und Getreide giebt sich dagegen der Welthandel kund. Schon allein die Firma Weinstein in Odessa hat ihre Filialen und

Niederlagen über die ganze Welt verbreitet und auf einem Globus zur Darstellung gebracht.

Ungarn und Rumänen setzen eine erstaunliche Kraft und Energie ein und alle irgendwie gut tauglichen Neuerungen finden die lebhafteste Unterstützung ihrer Regierungen, um Handel und Industrie zu fördern und dadurch den allgemeinen Wohlstand zu heben.

Bei den Engländern spielt hier nur das Großkapital seine Rolle, die Italiener, Spanier und Portugiesen leben im allgemeinen von der Hand zum Mund.

Die Franzosen legen den größten Wert auf die Würze des Lebens. In ihren Likören, in ihrer Brot- und Feinbäckerei, in ihrer Konditorei und Chokoladen-Industrie wie auch in der Herstellung mancher Konserven beweisen sie viel Geschick und Gefühl (wie sie dies ja auch in Bezug auf Parfümerien thun). Sie besitzen auf diesen Gebieten der Nahrungsmittel-Industrie geradezu ein angeborenes Talent.

Der Deutsche sucht im engen Zusammengehen von Wissenschaft und Praxis seine Produkte den verschiedenen Anforderungen des Marktes, Großhandels und Exportes, dem Geschmack und den Wünschen seiner verschiedensten Abnehmer anzupassen. Er hält aber die Eigentümlichkeiten seiner Spezialfabrikate fest und sucht dabei mit eiserner Energie seine Fabrikationsverfahren zu verbessern, sie immer mehr den hygienischen Forderungen entsprechend zu gestalten.

Die wissenschaftliche Kontrole scheut er nicht, ja er wünscht sie zur Feststellung seiner Lauterkeit und zur Erzielung seiner Fortschritte. Nicht zum mindesten aber hat auch unsere soziale Gesetzgebung und die Mitarbeit des Reichsgesundheitsamtes zur Hebung der Nahrungsmittelfabrikation beigetragen.

* * *

Aus der vorigen Berichtsperiode reihen sich die nachfolgenden Vorträge inhaltlich hier am besten an.

Die industrielle Entwickelung auf der Pariser Weltausstellung.
Von J. H. Epstein.

Wenn wir die Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 in ihrem Gesamtbilde als Kunstwerk zu erfassen suchen, so müssen wir

zugeben, daß sie dem Schicksale der meisten Kunstwerke nicht entgangen ist, dem nämlich, in ihrer Vollendung beträchtlich zurückzubleiben hinter den ersten großen Entwürfen und Erwartungen ihrer Schöpfer. Die Aufgabe war, von den Leistungen der menschlichen Betriebsamkeit auf den verschiedensten Gebieten das Beste in der Weise vor Augen zu führen, daß sich daraus der Stand der Kultur der verschiedenen Nationen an der Wende zweier Jahrhunderte ersehen lasse. Diesen Gedanken in seiner Reinheit durchzuführen, mußte schon durch die ganze Organisation unmöglich gemacht werden. Indem den Ausstellern beträchtliche Opfer auferlegt wurden, mußte die Auswahl der auszustellenden Stücke ihnen überlassen bleiben, mußte ihnen weitgehende Freiheit gelassen werden, mit den gellenden Trompetenstößen der Reklame die Harmonie der Gesamtwirkung zu stören; sodann waren es die finanziellen Rücksichten, welche zu Konzessionen nach den verschiedensten Richtungen hin nötigten. Die Schwierigkeiten, mit denen bis jetzt alle Ausstellungen, namentlich in ihrem industriellen Teile, zu kämpfen hatten und die oftmals besprochen wurden, konnten auch hier nicht ausbleiben und so ergaben sich denn viele bedauerliche Lücken und quantitative Mißverhältnisse zwischen dem Vorgeführten und der Wichtigkeit des von ihm vertretenen Faches. Eine eingehende Untersuchung darüber, in welchem Grade die Ausstellung dem Ideale einer solchen nicht entsprochen hat, wäre zwar eine sehr mühsame und schwierige Arbeit, welche voraussichtlich niemals unternommen werden wird, aber sie würde neben allen den Beschreibungen und Katalogen erst ein wahres Bild von dem Kulturzustande unserer schnellwechselnden Zeit für künftige Geschlechter festlegen.

Diese organischen Mängel aber konnten nicht dem zum Bewußtsein kommen, der zum erstenmale, etwa von der Place de la Concorde her, sich dem Eingange der Ausstellung näherte und dem sich das Rundbild dieses Zaubergebietes eröffnete, der, durch das prunkvolle Riesenportal eingetreten, sich in einer zierlichen Parkanlage befand, unter deren Bäumen ihn eine Reihe plastischer Meisterwerke, lauter Perlen der höchsten modernen Kunst, begrüßten, dem eine kurze Strecke weiter von der neuen Alexander-

brücke aus sich ein Bild darbot, dessen einzigartiger Größe und Schönheit keine Feder und keinerlei Darstellung auch nur annähernd gerecht zu werden vermöchte. Solcher Momente kann das Leben nur wenige bieten, und wir möchten deren auch nicht zu viele erleben. Alle, die diesen Eindruck genossen haben, werden mir darin beistimmen, daß er wohl geeignet war, ein weihevolles Hochgefühl zu erregen, etwa dem gleich, wenn wir zum erstenmale am Rande des Meeres stehen, oder zuerst den Rauch des Vesuv aufsteigen sehen, oder die Grabkapelle der Medici betreten. Mochte auch dieser Eindruck bei wiederholtem Begegnen stark abgeschwächt werden durch den Charakter des Flüchtigen, Dekorationshaften, Zusammengewürfelten, welcher vielen Einzelpartien des Bildes nicht abzusprechen war, Eines mußte doch bleiben und seine Wirkung stets aufs neue bethätigen, die Empfindung nämlich, daß der Zeitgeist beim Abschlusse des Jahrhunderts alle seine hervorragendsten Diener berufen hatte, hier an dieser Stelle Proben und Beweise ihres besten Könnens ihm zur Rundschau vorzuführen. Hier kämpften Individuen, wie Korporationen und ganze Nationen um die höchsten Ehrungen, und jeder Einzelne von den Millionen, welche die Schaustellung herbeigelockt hatte, fühlte sich als einen Teil dieses Zeitgeistes und berufen, je nach seinen Interessen und Verständnissen seinen Preisrichterspruch abzugeben.

Wir sehen aber hier ab von jeder Klassifizierung des in so ungeheurer Fülle gebotenen, von jeder Besprechung von Einzelheiten, welche leicht die Form einer banalen Häufung von Adjektiven annehmen könnte, von jedem Versuche eines Vergleiches zwischen den Leistungen der verschiedenen Nationen; eine solche Aufgabe könnte sich unmöglich in engen Rahmen fassen lassen. Was wir zu unterscheiden versuchen wollen, sind die hauptsächlichen charakteristischen Punkte, welche bei dieser Ausstellung im Vergleiche mit den früheren Weltausstellungen, abgesehen von ihrem Umfange und der Großartigkeit ihrer Anlage, zu Tage traten. Diese Unterscheidung soll uns einen Ausblick gewähren auf einige der großen Strömungen, welche unser wirtschaftliches Leben bewegen. Von solchen Charakteristiken scheinen mir vornehmlich die drei folgenden genannt werden zu müssen:

Erstens, die immer mächtige in den Vordergrund nicht nur der materiellen, sondern auch der geistigen Interessen sich drängende Nutzbarmachung der Naturkräfte;

Zweitens, das Hervortreten neuer und umwälzender Geschmacksrichtungen auf allen rein künstlerischen und dekorativen Gebieten;

Drittens, die Anerkennung der sozialen Bestrebungen als einer Zeitfrage von ernstester Bedeutung, welche sich auch äußerlich kundgab in der Errichtung des fast ausschließlich diesen Bestrebungen gewidmeten Palais de l'Economie Politique.

Als die beiden nächststehenden Hauptzüge möchte ich nennen die militärischen Schaustellungen und die Belege für die Entwickelung des Kolonialwesens; auch sie deuten auf mächtige Zeichen der Zeit, aber ich scheide sie aus, da sie mit meinem Thema nur in mittelbarem Zusammenhange stehen und mir jenen drei Hauptzügen gegenüber von untergeordneter Bedeutung erscheinen. Denn in diesen letzteren erkenne ich die wahre Signatur unserer Zeit, die Züge, durch welche der Geist der Geschichte uns deren Charakter zu erkennen giebt. Und deshalb können sie auch nicht nur zufällig einander nebengeordnet sein, sondern es muß zwischen ihnen der Zusammenhang bestehen, dessen Erkenntnis uns die Kernfrage enthüllen dürfte, deren Beantwortung den verschiedenen Richtungen und Interessen gemäß den großen Kampf der Gegenwart bildet.

Wir kennen diesen Kampf als den „Klassenkampf". Wir befinden uns inmitten einer Revolution von so tiefgreifender Bedeutung, daß alle früheren großen Revolutionen der neueren Geschichte, in denen die Kämpfenden nach Verschiedenheiten des Glaubens, der Geburt, der politischen Machtstellung geschieden waren, wie Vorbereitungen zu der die Gegenwart erfüllenden betrachtet werden müssen. In dem heutigen Klassenkampfe, dessen Anfänge sich um ein Jahrhundert zurück verfolgen lassen und dessen Entscheidung die hauptsächliche Aufgabe des jetzt begonnenen Jahrhunderts zu bilden scheint, der also durch seine lange Dauer schon seinen Ernst und seine Hartnäckigkeit andeutet, sind es die wirtschaftlichen Lebensinteressen, welche einander gegenüber stehen. Als ein neuer Prätendent um die Herrschaft der Welt ist die Arbeiterklasse erstanden und verlangt von den Gütern dieser Welt für sich nicht weniger denn

alles, verlangt in schwieliger Faust das Szepter zu führen in den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, der Gesetzgebung, des gesellschaftlichen Lebens. Eine glänzende Reihe von vorzüglichen Kräften, fast ausnahmslos nicht der Klasse selbst angehörig, hat sich ihr zur Verfügung gestellt zur Verfechtung ihrer Ansprüche; eine Theorie von bestechender Dialektik zur Begründung dieser Ansprüche setzte die Welt in Aufregung; ein modernes Pfaffentum von litterarischen Tugendbolden verdreht die Augen über die Verderbtheit der gegnerischen Interessenträger, trübt das Urteil der Unbefangenen, sogar der aufrichtigen wissenschaftlichen Forscher, denen zumeist der klare Einblick in das wirtschaftliche Leben abgeht und die glauben, allen aufstoßenden Zweifeln gegenüber für die Schwachen und Unterdrückten Partei ergreifen zu müssen, macht selbst in gar vielen Fällen die Gegner an der eigenen Sache irre und schwächt deren moralische Widerstandskraft. Das große Argument dieser Partei klingt äußerst einfach; es lautet: „Alles was von Menschen geschaffen wird, ist Produkt der Arbeit; die Arbeiter sind wir, folglich haben wir alles gemacht und alles gehört uns.“ Das nennt man dann: „Die wirtschaftliche Gerechtigkeit“.

Wo nun dürfte sich zur Beurteilung dieses Anspruches ein gleich geeigneter Platz finden, wie hier, wo die Produkte menschlicher Arbeit in zahlloser Auswahl und in der höchsten erreichten Vollendung vorgeführt sind? Sollten sich hier nicht klarere Gesichtspunkte ergeben, als bei Betrachtung der einzelnen Fabrikanlage, als in der stillen Werkstätte des Kleinarbeiters, als in den Höhlen, in denen die Hausarbeit ihre Opfer in langem Hinsiechen aufzehrt? Denn hier auch bietet unserer Betrachtung Belege ihrer Wirksamkeit diejenige Macht, welche von der Arbeiterpartei als die Trägerin des Übels, als das Hindernis des Eintretens der Gerechtigkeit, als die Räuberin des gemeingeschaffenen Eigentums bezeichnet wird — das Kapital. Auch diesem, das wahrlich breit und unverschämt genug einhertritt und dessen Vertreter jene Angriffe ziemlich passiv über sich ergehen zu lassen pflegen, im Gefühle ihrer Machtstellung und des glücklichen Besitzes — auch ihm gegenüber dürften sich von hier aus Ausblicke eröffnen über seine Rolle und Wirksamkeit in den wirtschaftlichen Prozessen, die weder aus den Bänden der

theoretischen Wissenschaft, noch aus den Artikeln der Börsenzeitungen zu gewinnen sind.

Wir treten ein in die Riesenhallen und endlosen Gallerien der industriellen Abteilungen, und wir sehen uns von unzähligen Wundern umgeben, von denen auch die reichste Bildung und Fassungskraft nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl zu verstehen und zu würdigen vermag, von tausend Triumphen emsig forschender und grübelnder Betriebsamkeit, genialer Erfindungskraft, künstlerischer Eingebung, praktischen Scharfsinns. Und immer sind wir dabei des großen Kampfes eingedenk, der unsere Zeit erfüllt und immer tönt uns in den Ohren der Feldruf, die vermeintliche Quintessenz der Frage, wodurch die elementaren Gewalten bezeichnet werden sollen: Arbeit und Kapital — Kapital und Arbeit! Wie? Das wäre alles?! Das wären die beiden einzigen Kräfte, durch welche diese Wunderwelt erstanden ist? Das wären die elementaren Gewalten, die als die Trägerinnen einer Kultur zu gelten hätten, welche im stande ist, solches zu leisten? Das Kapital, d. h. der Grund und Boden, die Rohstoffe, die Geldsäcke, die Dampfmaschinen, und was man sich alles sonst unter diesem Begriffe vorstellen mag — und die Millionen der Lohnarbeiter, in ihrer großen Mehrzahl dumpf, kenntnis- und interesselos? Muß uns hier nicht die Erleuchtung kommen: nicht die tote Materie, nicht die rohe Kraft — der Gedanke allein ist es, welcher bewegt und belebt, welcher erfindet und verbindet, welcher als die schöpferische Urkraft betrachtet werden muß. — Ja, so wird der sofortige Einwand lauten, die geistige Arbeit ist eben auch Arbeit, ist ein Teil der allgemein menschlich-gesellschaftlichen Arbeit, welche die Hervorbringerin aller Güter ist. Giebt man das wirklich zu? Selbst Karl Marx thut dies ja, indem er die Gehirnarbeit in seine famose Arbeitsgallerte mit hineinkocht und alle Rätsel für gelöst erklärt, sobald es nur möglich sein werde, das Maß des gesellschaftlich notwendigen Durchschnittquantums von Gehirn- und anderer Arbeit unter allgemeiner Zustimmung festzustellen. Marx' Apostel Engels, in seinem Hauptwerke, dem sog. Anti-Düring, weiß von geistiger Arbeit überhaupt nichts; er spricht nur von einer potenzierten, einer zusammengesetzten Arbeit. In der sozialistischen Gesellschaft

bestreitet nach ihm die Gesellschaft die Kosten der Ausbildung des gelernten Arbeiters, „ihr gehören daher auch die Früchte, die erzeugten größeren Werte der zusammengesetzten Arbeit. Der Arbeiter hat keinen Mehranspruch. Woraus nebenbei noch die Nutzanwendung folgt, daß es mit dem beliebten Anspruch des Arbeiters auf den „vollen Arbeitsertrag" doch auch manchmal seinen Haken hat." — Diesen Haken gerade zu biegen versucht Engels nicht. Aber ist denn das nicht unsinnige Verblendung, selbst unter der Voraussetzung einer sozialistischen Gesellschaft? Diese läßt sich ihre Liebigs und Edisons erziehen, so viele sie ihrer bedarf, und die Herren Liebig und Edison haben dann keinen „Mehranspruch" jedem Karrenschieber gegenüber, sondern lassen sich mit einer edlen Pose auf das Prokrustesbett der sozialen Gleichheit strecken. Von dem generellen Unterschiede zwischen der geistigen und der gewöhnlichen Arbeit — ich sage nicht „körperlichen Arbeit", weil ohne etwelche geistige Bethätigung eine menschliche Arbeit überhaupt kaum denkbar ist — von diesem Unterschiede also wissen diese Herren nichts und wollen nichts davon wissen. Ich unterlasse es, hier des näheren den litterarischen Nachweis zu führen; derselbe würde die m. E. äußerst merkwürdige Thatsache ergeben, daß in der ganzen volkswirtschaftlichen und sozialistischen Litteratur die geistige Arbeit entweder ganz ignoriert, oder als quantité negligeable behandelt, oder gar, wie z. B. von Rodbertus, vermittelst einer paradoxen Beweisführung, auf die wir jetzt nicht eingehen können, bewußt beiseite geschoben wird. Nur einer, der vielverkannte Proudhon, spricht es deutlich aus, ohne aber aus dem Satze die notwendigen weiteren Folgerungen zu ziehen: „C'est l'idée qui fait le producteur" (es ist die Idee, die den Produzenten macht) und ferner: „Mieux nous concevons, plus nous sommes capables de produire" (je besser wir begreifen, desto fähiger sind wir zu produzieren).[1] Der Unterschied zwischen geistiger und körperlicher Arbeit (um bei diesem, wenn auch nicht ganz zutreffenden Ausdrucke zu bleiben) ist ein hinlänglich verständlicher und bedarf keiner weiteren Darlegung; ich möchte denselben nur noch derart näher bezeichnen,

[1]) Qu'est ce que la Propriété? Nouvelle Edit. Paris 1873. S. 105.

daß die geistige Arbeit im Zustande völliger körperlicher Ruhe ausgeübt werden kann, daß die körperliche oder mechanische Thätigkeit aber das Merkmal trägt, daß ihre Umsetzung in Maschinenarbeit denkbar ist. Werden die Hauptfolgerungen zugestanden, so werden auch die vielfachen Arten und Grade der gemischten Arbeiten sich leicht einordnen lassen.

Ein jeder von Menschen hergestellte Gegenstand besteht notwendig aus den zwei Faktoren: Rohstoff und mechanische Arbeit; die Vereinigung dieser beiden zu einem Menschenwerke geschah durch den denkenden, wollenden, die beiden Faktoren beherrschenden Geist. Die Produktion in allen ihren Phasen, von dem Gedankenflug des Erfinders bis zu der Aufmerksamkeit, die der Lohnarbeiter auf seine Einzelverrichtung zu verwenden hat, als eine geistige Funktion zu erkennen, erscheint mir als die allein sachgemäße, als die allein der menschlichen Arbeit die ihr zustehende Würde einräumende Auffassung. Man sieht, daß ich hierbei „mechanische Arbeit" und „Lohnarbeit" durchaus nicht als sich deckende Begriffe behandele. Wenn ich nun statt des andern Faktors „Rohstoff" das Wort „Kapital" setze, so kann gewiß auch hierbei von keiner Identität der Begriffe die Rede sein, aber wir haben das Element bezeichnet, dessen Funktion es ist, der „Arbeit" die zu ihrer Bethätigung notwendigen Mittel zu liefern. Wir sehen das große Schlagwort „Kapital und Arbeit" in seiner richtigen Beleuchtung, und wir verstehen, wie beide gleichwenig berechtigt sind, sich als die eigentlichen Träger der Produktion aufzuspielen. Sie beide an sich sind träge, tote Massen, haben sich im Laufe der Jahrtausende langsam herangebildet, ihre Verwendbarkeit selbst ist nur eine Frucht des Geistes. Dieser, indem er frei und selbstthätig sich seiner Kraft bewußt ward, in immer kühnerer Gedankenarbeit seine Fortschritte vorbereitete, streute seine Reichtümer aus, unbekümmert um die Balgereien der wirtschaftlichen Interessen. Und nur wenige von seinen großen Vertretern haben von diesen Reichtümern etwas eingeheimst.

Dies scheint mir die Sprache, die jene Wunder der Ausstellung vor allem zu uns redeten, dies die Wahrheit, die die Fortschritte des verflossenen Jahrhunderts uns nahe geführt haben;

und die Sprache ist ja deutlich genug, und auch die Wahrheit ist zu einem Gemeinplatze geworden, denn in allen Zeitschilderungen, allen Festreden hören wir ein langes und breites über die Errungenschaften und Triumphe des menschlichen Geistes. Daß aber diese fundamentale Wahrheit in den großen wirtschaftlichen Kämpfen unserer Zeit nicht zur Geltendmachung gelangt, selbst nicht seitens derjenigen, in deren Händen dieselbe ein bedeutsames Kampfmittel wäre, ist doch eine auffallende Thatsache. Sie bildet einen Beleg dafür, welchen Einfluß auf unsere kulturelle Entwickelung die wissenschaftlichen Theoreme, oder vielleicht sagen wir besser die Aufsteller und Verfechter dieser Theoreme, rund gefaßt die Herren Universitätsprofessoren gewonnen haben. Der menschliche Geist als Objekt der Forschung hat nun einmal seinen Weg in die wirtschaftlichen Lehrbücher nicht gefunden.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts behaupteten die Physiokraten, die eigentlichen Begründer einer Wissenschaft der Volkswirtschaft, die Arbeit füge den Produkten des Bodens überhaupt keinen Wert zu. Da sie es einmal behaupteten, so gelang es ihnen auch, irgend einen Beweis dafür zu konstruieren; in dem Beweise steckt sogar ein Körnchen Wahrheit, das die heutigen Bodenreformer ans Licht zu ziehen verstanden haben. Dann kam Adam Smith und hinter ihm die ganze englische sogenannte klassische Schule, die bekanntlich jeden Wert als aus Bodenrente und Arbeit zusammengesetzt darstellten, wobei ausdrücklich jede geistige Arbeit als unproduktiv erklärt wurde. An der erforderlichen Dialektik fehlte es natürlich auch hier nicht, und was die reale Anschauung betrifft, so sah man da den Autoren nicht zu genau auf die Finger; das englische Publikum jubelte der neuen Lehre zu, die den agrikolen Interessen gegenüber die Freiheit der industriellen Arbeit und des Handels proklamierte, und da damals alles, was aus England kam, gut sein mußte, wurde diese Schule tonangebend für die ganze Kulturwelt. Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts brachten die Entwickelung der Sozialdemokratie und ihre Theorie des ödesten Materialismus. Hier mußte natürlich, da es galt, den Arbeitermassen das Schwergewicht im wirtschaftlichen Leben zuzuweisen, deren Mitwirkung

bei der Produktion als die allein wertbildende dargestellt werden. Auch hier wurde wieder die Dialektik zu Hilfe gerufen, und zwar diesmal eine absonderlich krause und dem allgemeinen Verständnisse hoch entrückte. Die gegebenen realen Darstellungen waren von großer Wahrheit und erschreckender Aktualität; sie bezogen sich auf die, die wirtschaftliche Entwickelung begleitenden sozialen Zustände und wirkten so als schlagende Beweise für die Richtigkeit der neuen Verkündigung. Aber mit der Kernfrage der Sache hatten sie dennoch nichts zu thun. Mit allen gegen den Industrialismus und den Kapitalismus geschleuderten Anklagen und selbst mit deren Begründung war noch nicht die Frage beantwortet, ob die verlangte Überweisung aller Produktionsmittel in die Hände der Arbeiterschaft, oder, wie man es ausdrückte, an die Gesellschaft, die natürliche, d. h. die der menschlichen Natur entsprechende Form der wirtschaftlichen Ordnung sei. Indem man die materielle Arbeit zur Schöpferin alles Reichtums stempelte und ihre Vertreter zur Verteidigung ihrer Rechte ins Feld rief, stellte man dieser materiellen Arbeit nicht die geistige gegenüber, sondern man ignorierte diese einfach, was um so leichter war, als es überhaupt bis jetzt niemanden eingefallen war, ihr in den wirtschaftlichen Prozessen irgend eine Rolle zuzuweisen. Als der Gegner, gegen den es galt vorzurücken, wurde das Kapital bezeichnet, und als Vertreter des Kapitals in einer den Thatsachen geradezu hohnsprechenden Verkennung der wirtschaftlichen Verhältnisse, das Unternehmertum, das man mit den Urhebern der geistigen Arbeit in einen Topf warf. Wie der hölzerne Bajazzo nur durch ein Motiv in Bewegung gesetzt wird, nämlich die seine Gliedmaßen verbindende Schnur, so hatte auch der Unternehmer, der Arbeitgeber, nur ein Motiv seines Verhaltens, nämlich die Profitwut. Diese Wut äußert sich in der Schaffung des Mehrwertes, welche eine an sich sehr leichte Operation ist, sobald man es nur einmal kann. Dies alles war in seinen Grundzügen so äußerst einfach und wurde dabei in einer so gelehrten und furchtbar dreibändigen Weise vorgetragen, daß es sich auch für das stumpfste Verständnis popularisieren ließ und daß die scharfsinnigsten Professoren darauf hineinfielen, zumeist in der Weise, daß sie die Sache teilweise zu widerlegen versuchten, was

aber schwierig war, da sie alle Prämissen auf Treu und Glauben hinnahmen und zugaben, und im übrigen eine Verständigung anzubahnen bemüht waren, wobei sie sich naturgemäß auf die Seite der vermeintlich durch den Kapitalismus ausgebeuteten Arbeitermassen stellen mußten. Daß dabei ein heilloses Durcheinander der Theorien, Bestrebungen und Vorschläge entstand, war unausbleiblich, und heute noch ist die soziale Wissenschaft unter allen andern diejenige, welche jeder festen Grundlage entbehrt, welche auch nicht einen einzigen allgemein anerkannten und unbestrittenen Satz aufzuweisen hat.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, und ich fühle mich wahrlich nicht dazu berufen, diese Wirren zu lösen und mit wirtschaftlichen Theorien aufzuwarten. Ich berühre diese Punkte hier, weil ich glaube, daß in diesem Kreise die Empfindung ein Echo finden wird, die sich mir beim Durchwandern der Pariser Ausstellung aufdrängte. Alle diese unzählbaren Herrlichkeiten hat der menschliche Geist geschaffen, und der Vertreter dieses schaffenden Geistes ist das Bürgertum, das in seiner Bethätigung seinen Stolz, seine Würde, seine Daseinsberechtigung findet. Indem gerade die wissenschaftlichen Vertreter der bürgerlichen Interessen, die englischen Volkswirtschaftler, diese seine Rolle und damit den ganzen Charakter der Produktion verkannten, haben sie die eigentlichen Träger der Produktion den Angriffen einer neuen Lehre gegenüber wehrlos gelassen. Ich gebrauche hier die Ausdrücke „Bürgertum, Bürgerstand" mangels einer besseren Bezeichnung und verstehe darunter die Träger der geistigen Arbeit bei den Prozessen der wirtschaftlichen Produktion; die Aufgabe dieser Arbeit ist die Herstellung der Verbindung zwischen Kapital und mechanischer Arbeit. Sie zerfällt in vielerlei Funktionen, die wir hier weder aufzählen noch von irgend einem Standpunkte aus kritisieren können; sie schließt naturgemäß das Unternehmertum in sich, welches aber scharf zu trennen ist von den Vertretern des Kapitals, da seine Interessen in den meisten Beziehungen denen des letzteren entgegengesetzt sind. Daß die Klasse der Kapitalisten als solche in keiner Weise mit dem so verstandenen Bürgertum zusammenfällt, ist augenscheinlich; daß aber von den Theoretikern dies alles durcheinandergeworfen

wurde, darf uns nicht weiter Wunder nehmen. Das Bürgertum in diesem Sinne würde also etwa umfassen: die Vertreter der Wissenschaft, insoferne sich dieselbe mit der Erforschung und Anwendung der Naturkräfte beschäftigt, den Handelstand, die Fabrikanten und technischen Leiter, vielleicht auch die bildenden Künstler, die praktischen Landwirte. Wie wir hierneben andere den bürgerlichen zugeordnete Berufe, wie den Lehrstand, das Beamtentum, klassifizieren, ist unwesentlich, auch eine Besprechung der in bedeutsamen Punkten besonderen Stellung des Bank- und Finanzwesens muß hier füglich unterbleiben.

Wir beanspruchen also für den Bürgerstand die wirtschaftliche Rolle, der Träger der jede Produktion bedingenden geistigen Arbeit zu sein. Indem in unbegreiflicher Verkehrtheit die produktive Kraft dieser Leistung überhaupt negiert wurde und der Bürgerstand durch diese Negation sich irre machen und einschüchtern ließ, wurde er zum Sündenbock für alle Parteien, und wir sehen ihn heute noch den sinnlosesten Angriffen von oben wie von unten her ausgesetzt, ohne daß er selbst heute noch das rechte Wort zu seiner Verteidigung gefunden hat. Aber hier in dieser Ausstellung, da sollte es zu finden sein. *Hier* schaut auf das, was wir geleistet haben, und wenn in der Welt nicht alles ist, wie es sein sollte, glaubt ihr es bessern zu können, indem ihr unsere Kraft lahm legt — wenn euch das überhaupt jemals gelingen sollte? Da man vor dem deutschen Worte „Bürger" doch noch einige Scheu empfand, so übersetzte man es ins Französische und stellte nun den Bourgeois als den Popanz hin, dessen Seele nur von einem Beweggrunde geleitet wird, der Profitwut. Und auch sonst hören wir es ja oft als Axiom ausgesprochen, daß der einzige und gerechtfertigte, weil notwendige Grund alles wirtschaftlichen Verhaltens die Selbstsucht sei. Setzen wir, um auch für die Prüfung dieser Behauptung einiges Material zu finden, unseren Rundgang durch die Ausstellung fort.

Da treffen wir denn, vornehmlich in den französischen Abteilungen, auf die hochinteressanten Veranstaltungen der Expositions rétrospectives, der rückblickenden Schaustellungen; deren Zweck war die Vorführung der Entwickelung einzelner Thätigkeitszweige, teils künstlerischer, teils industrieller, teils humanitärer und sozialer

Natur, und zwar teilweise von frühen Anfängen im Mittelalter an, vornehmlich aber während des letztverflossenen Jahrhunderts. Aus diesen vielfachen zeitlichen Reihen heraus wäre es nun wohl nicht schwierig gewesen, eine Sondersammlung zu bilden, welche in ihren Hauptzügen den Stand der Kultur zu irgend einem gewissen Zeitpunkte, etwa zu Anfang des Jahrhunderts, vor Augen geführt hätte. Auch zu jenem Zeitpunkte blickte man, wie wir wissen, mit berechtigtem Stolze von den Leistungen der Gegenwart auf die vergangenen Epochen zurück; was aber zeigten uns jene Ausstellungen verglichen mit dem, was wir heute zu bieten vermögen! Ich will hier nicht nochmals auf die industriellen Fortschritte eingehen, aber man betrachte den Abstand des Standard of life der breiten Schichten der Bevölkerung, die damaligen sanitären Einrichtungen in Haus und Gemeinde, die Hospitäler, die Armseligkeit der Fürsorge in jeder Beziehung. Und dieser Abstand — trotz der Profitwut der sog. herrschenden Klassen! Es scheint dies doch darauf hinzudeuten, daß der Arbeit im höheren Sinne, der eigentlichen schöpferischen Kraft in allen den Bemühungen, deren Gesamtheit wir als Kultur bezeichnen, daß dieser Kraft denn doch noch andere Antriebe zu Grunde liegen müssen, als nur die Gewinnsucht. Diese Antriebe wird ein jeder kennen, der selbst produktiv thätig ist, der seine geistige Kraft in den Dienst eines schaffenden Berufes gestellt hat. Da erkennen wir vor allen Dingen die Freude an der Arbeit selbst, welche wir uns leicht erklären können als den Trieb zur Geltendmachung der eingesetzten Persönlichkeit, als die eingeborene Lust am Kampfe mit eigenen Schwächen und äußeren Schwierigkeiten, als das Verlangen nach dem Bewußtsein, etwas beigetragen zu haben zu den großen Werken des Fortschritts. Dieser von materieller Gewinnsucht freien Arbeitsfreudigkeit muß eine wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung zugesprochen werden, die sie zu einer Triebkraft ersten Ranges erhebt. Gipfelt doch der Goethesche Faust in dem Ausspruche, den Höhepunkt des Lebens bilde das Vorgefühl des Glückes, welches die erfolgreiche Bekämpfung der Naturgewalten zu kulturellen Zwecken gewährt. — Man frage sich doch, ob und wie es möglich sei, daß die Gewinnsucht je einen Fortschritt auf wissenschaftlichem oder technischem Gebiete bewirken könne; dies

kann nur das Eingehen auf die Sache selbst und unbeirrt von irgend welchen andern Rücksichten. Die Wege des sachlichen und die des materiellen Erfolges sind sehr verschieden und treffen sich nur selten und zufällig, wie die tägliche Erfahrung uns belehren kann. Dies gilt auch da, wo die Verbesserungen des Produktes, des Fabrikats, als die unmittelbaren Folgen der verschärften Konkurrenz erscheinen, denn auch die schärfste Konkurrenz vermag keine Erfindung, keine Neuschöpfung zu bewirken. Freilich kann die Erfindung als Waffe im Konkurrenzkampfe benutzt werden, aber mindestens ebenso häufig wird das gerade Gegenteil, nämlich die Verschlechterung des Fabrikats, als solche Waffe angewendet. Auch das ist geistige Arbeit, wenn auch von der schlimmsten Sorte; wenn aber die positiven Wirkungen der geistigen Arbeit überhaupt einfach aus den wirtschaftlichen Kausalverbindungen eliminiert und ihre materiellen Erfolge dem Verdienstkonto der Arbeiterklassen gutgeschrieben werden sollen, so erscheint es doch nicht logisch, diesen negativen Effekt dem Unternehmertum anzukreiden.

Wie dem auch sei, es steht fest, daß ein innerstes Bedürfnis jeden einzelnen gesunden Menschen, sobald nur die notwendigsten materiellen Bedürfnisse befriedigt sind, zur Entfaltung und Ausbildung seiner Kräfte antreibt und zwar um gar keiner anderen Zwecke willen; dieser Trieb bethätigt sich von den höchsten Leistungen bis herab zum Dilettantismus in Kunst und Handwerk. Er setzt um so wirksamer ein, je geringer die Sorge um das tägliche Brot ist, sein Walten bildet den Maßstab für die Kulturhöhe einer Gesellschaft; er hat die Freiheit zur Voraussetzung. Er liefert den lebendigsten Gegenbeweis gegenüber den kalten Abstraktionen der sog. materiellen Geschichtsauffassung. Er vor allem ist als der Veranstalter des hohen Festes zu betrachten, das die Menschheit in dieser Ausstellung feiert.

Als weitere solche immaterielle Triebkräfte der geistigen Arbeit erkennen wir das ethische und das künstlerische Bedürfnis. Beiden ist in der Ausstellung reichlicher Rechnung getragen — nicht nur absolut, sondern auch verhältnismäßig — als bei irgend einer früheren derartigen Veranstaltung. Den ethischen Bestrebungen immerhin unserm Empfinden nach nicht ganz in dem Maße, wie sie es ihrem

wirklichen Auftreten im öffentlichen Leben der Gegenwart gemäß verdient hätten. Als diesem Felde angehörig ist zu betrachten vor allem der schon erwähnte Palais de l'Economie Politique; sodann waren davon reichlich durchsetzt viele Einzelausstellungen, weniger der Staaten als der Korporationen, auch in dem leider nur von Wenigen besuchten Parc de Vincennes war vieles Interessante zu finden. Ich kann auf die sozialen Bestrebungen hier nur ganz im allgemeinen hinweisen, wobei wir aus dem engen Rahmen des Gegebenen hinaus in das öffentliche Leben der Gegenwart, zurück auf die Perioden der Anfänge und des langsamen Werdens blicken. Freilich, ein gar trauriges Gegenbild finden wir ja innerhalb desselben Rahmens: die militärischen Schaustellungen, die in verletzender Nacktheit sich hier breitmachen, die viele Blätter einnehmen in dem glänzenden Bilderbuche der Kultur unserer Zeit; „wir gehören auch dazu!" scheinen sie behaupten zu wollen. Und fast wenden wir uns geringschätzig ab, wenn in einzelnen Abteilungen der riesigen Räume uns das Rote Kreuz entgegenleuchtet, wie Heuchelei erscheinen uns seine Veranstaltungen, deren Armseligkeit uns alle Kriegsberichte — an denen es ja zu keiner Zeit fehlt — enthüllen.

Das mächtige Anschwellen der ethischen und sozialen Gesinnungen und Bestrebungen, wie wir es während des letzten Drittels des verflossenen Jahrhunderts erlebt haben, das wirkungsvolle Eingreifen der legislativen Thätigkeit, das Auftreten ganz neuartiger Organisationen der Fürsorge, kurz, die nicht wegzuleugnende Thatsache der wachsenden Durchsetzung unseres privaten und öffentlichen Lebens durch die Prinzipien, die man als altruistische zu bezeichnen pflegt, alles dieses wurde von den Bannerträgern der materialistischen Geschichtsauffassung sehr einfach erklärt als das Ergebnis der Furcht der sog. Bourgeoisie vor den Sozialdemokraten. Wir glauben der Erscheinung eine zutreffendere Deutung geben zu können. Sie besteht einfach in der nicht zu verkennenden Hebung der schöpferischen Gesamtenergie der Kulturmenschheit, welche wie nie zuvor auf dieser Ausstellung tausendfache Beweise ihres Bestehens gegeben hat; wir erkennen sie nach den zu Eingang meiner Darlegung gegebenen drei hauptsächlichen Richtungen hin, nämlich erstens und am sinnfälligsten in den Fortschritten auf rein industriellem Gebiete, und sodann in dem

mit mehr oder weniger Sicherheit hervortretenden Erscheinen neuer Methoden und Formen in den Leistungen der Kunstindustrie; als dritte Blüte im Ehrenkranze unserer Gegenwart und als demselben Stamme wie jene ersten beiden entsprossen müssen sich uns die ethischen Bestrebungen erweisen. Sie alle sind Kinder des Geistes, der mit seinen größeren Zielen wächst, der die ihm von Wissenschaft und Leben gestellten Aufgaben freudig entgegennimmt und im Kampfe gegen elementare Schwierigkeiten die hohe Lust der eigenen Bethätigung empfindet. Dieser Kampf ist ein in eminentem Sinne sozialer, d. h. er beruht, wenn auch die Einzelbestrebungen seine Atome bilden, in unserer Zeit mehr als in irgend einer früheren Periode auf den wechselwirkenden Einflüssen des Gesamtgeistes. Dieses muß uns deutlich werden, wenn wir suchen, unbeirrt von Äußerungen der Sonderinteressen, von möglichst hohem, allgemein menschlichem Standpunkte aus die Sprache zu verstehen, die die Gruppierungen der tausendfältigen Gegenstände der Ausstellung zu uns reden. Werfen wir auch in diesem Sinne noch einige Blicke auf dieselben.

Von jeher, und besonders während des letzten Jahrhunderts, hat sich, wie wir alle wissen, die Menschheit darin gefallen, ihre eigene Leistungsfähigkeit anzustaunen. It is wonderful how we do it, sagt der Engländer, but we do. Gegen diese Art Selbstverherrlichung ist sogar eine gewisse Reaktion eingetreten. Es setzt uns fast nichts mehr in Erstaunen. Einer jeden ersten Verblüffung über neue Wunder folgen phantastische Erwartungen und ungemessene neue Anforderungen. Die Röntgen-Strahlen sollen unsere Krankheiten kurieren, und die drahtlose Telegraphie uns mit den Marsbewohnern in Verbindung setzen. Aber ganz nüchterne Erscheinungen, die wir hier beobachten, dürften für die Geschicke der Völker, für den Gang der Geschichte während des beginnenden Jahrhunderts von höherer Wichtigkeit sein, als die raffiniertesten technischen Konstruktionen. Hierher rechne ich vor allem die zunehmende Spezialisierung in den einzelnen industriellen Fächern. Die Zeit liegt weit hinter uns, in welcher Fichte in seinem „Geschlossenen Handelsstaat“ die Herstellung aller Arten Bedarfsartikel innerhalb eines scharf abgegrenzten Wirtschaftsgebietes verlangen durfte oder in welcher die

Engländer sich die Aufgabe stellten, der Fabrikstaat, „the workshop“, für die ganze Kulturwelt zu werden. Mit dem Auftreten der Vereinigten Staaten und Deutschlands auf dem Weltmarkt wurden solche Vorstellungen auf immer zerstört. Wohl sehen wir hier einzelne Fächer, in denen fast alle Nationen vorzügliches leisten, aber es ist ein bedeutsames Zeichen, daß in den Massenartikeln der Industrie die nationalen Charakteristiken verschwinden, da sie sich als für den Weltmarkt berechnet darstellen. Hier sehen wir natürlich ab von den eigentümlichen Produkten außenstehender Staaten, wie etwa der Portugiesen oder Rumänen, deren Ausstellungen mir überhaupt den Eindruck machten, als seien sie hauptsächlich darauf berechnet, für die kapitalkräftigen Klassen eine captatio benevolentiae zu bilden und die Verhandlungen über weitere Anleihen zu erleichtern. — Im Gegenteile finden wir, daß Anklänge an Nationaltrachten nicht auf die Herkunft, sondern den Bestimmungsort der Fabrikate hinweisen; die deutsche Textilindustrie studiert den Geschmack der Schönen in Catalonien wie der im Fulderlande. In der deutschen Abteilung machen wir die erfreuliche Wahrnehmung, daß in den beiden modernsten Großindustrien, der chemischen und der elektrischen, die Spezialisierungen sehr weitgehende sind; man hat sich hier also darauf eingerichtet, vermöge der Arbeitsteilung die Leistungen auf eine Stufe zu bringen, welche den Anspruch auf Versorgung des Weltbedarfes rechtfertigen kann. Die gleiche Erscheinung finden wir in der Amerikanischen Maschinen- und Werkzeug-Industrie. Liegt nun aber nicht in dem wachsenden Angewiesensein aller Nationen auf die speziellen Leistungen der einzelnen unter ihnen ein sehr bedeutendes ethisches Moment? Diese Einflüsse müssen wichtiger erscheinen, als alle Bemühungen der Friedensvereine.

Mit der erhöhten qualitativen Leistungsfähigkeit hängt die quantitative enge zusammen. Wenn wir aus den Statistiken die ungeheure Zunahme des Bedarfes aller Industrien an Rohstoffen ersehen, so liegt die Frage nahe, wie es sich denn, den in stetig wachsenden Verhältnissen erzeugten Gütermengen gegenüber, mit der angeblich mangelnden Kaufkraft der breiten Volksschichten verhält. Denn alle diese Güter werden doch untergebracht und

konsumiert; die vorkommenden Stauungen und Stockungen sind ja geringfügig gegenüber den enormen sich alltäglich vollziehenden Waren-Vertilgungen durch den Konsum. Ich habe hier nicht über soziales Elend zu sprechen und will dessen Bestehen gewiß weder wegleugnen noch beschönigen; was ich betone, ist die stets wachsende Konsumfähigkeit aller Volksklassen bis zu den untersten herab, und zwar findet diese Zunahme nicht, wie behauptet wird, in geringerem, sondern in höherem Grade bei den unteren als bei den höheren Klassen statt. Es werden da gewöhnlich die Einkommen verglichen, was aber von diesem Gesichtspunkte aus falsch ist; nur die Menge der wirklich verzehrten Produkte kann die Kosten des Einzeldaseins, wenn ich mich so ausdrücken darf, für die produzierende Gesellschaft bewerten. Die Welt ist also unstreitig viel reicher geworden, und ihr Reichtum durchdringt alle Kulturvölker und alle Volksschichten, und übt bei allen seinen befreienden und erziehenden Einfluß aus. Es ist auch ganz klar, daß ohne diesen Einfluß die heutige Arbeiterbewegung ihre glänzenden und rühmlichen Erfolge nicht hätte erreichen können; man betrachte nur unter dieser Voraussetzung einmal die Geschichte der Genossenschaften und der Strikes. Sie beweisen nicht, wie die Hetzer und Theoretiker behaupten, die die Arbeiterschaft nicht bei ihrer Arbeit, sondern nur auf der Bierbank kennen — sie beweisen nicht eine Verelendung der Massen, sondern die Thatsache, daß die erhöhte und veredelte Energie, die sich in unserem produktiven Wirken kundgiebt, daß die hierdurch erzeugte Erhöhung unseres Selbstbewußtseins, die Erweiterung unserer materiellen und geistigen Bedürfnisse notwendiger Weise auch die Arbeiterkreise ergriffen haben. Aber dies nur in dem Grade, als ihre intellektuellen Fähigkeiten dies zuließen, und also nur ihre oberen Schichten berührend, welche dadurch zu unschätzbaren Mitarbeitern an den großen kulturellen Aufgaben werden mußten. Und sie könnten dies in noch weit größerem Maße sein, wenn ihnen nicht der Zusammenhang ihrer Interessen mit denen der Urheber der geistigen Arbeit, an der sie selbst ja so wesentlichen Anteil haben, entstellt und verschleiert würde.

Meines Erachtens giebt es einen richtigen Ausgangspunkt für die Beurteilung menschlichen Strebens und Wirkens, es handle

sich nun um Individuen, oder um Klassen und Stände, oder um das Gesamtleben ganzer Zeitalter. Es kommt nicht darauf an, was sie gedacht oder gewollt, sondern auf das, was sie gethan haben; nicht was ihre Motive, sondern was ihre Werke waren. Wir dürfen unserer Gegenwart das Zeugnis ausstellen, daß sie größeres vollendet hat und eifrig mit bedeutenderen Aufgaben beschäftigt ist, als vielleicht irgend eine vergangene Geschichtsperiode, und die vorjährige Pariser Ausstellung hat hierfür die glänzendsten Beweise geliefert. Man schimpfe über Klassengeist, über Profitwut; man deute auf die krankhaften Auswüchse des Anarchismus, des Antisemitismus, des Chauvinismus: auch in dem Reiche der Gedanken giebt es einen notwendigen Kreislauf der Zersetzung und der Neubelebung.

Wie nun dieses erhöhte Leben auch neue Anforderungen an die äußere Form stellte, wie gewisse technische Entwickelungen eine dekorative Ausgestaltung gebieterisch forderten, und wie diesen Bedürfnissen begegnet wurde durch gleichzeitige revolutionäre Bestrebungen auf den Gebieten der bildenden Künste, dies ist ein Zusammentreffen, wie wir solchen in der Kulturgeschichte in vielen wichtigen Epochen begegnen; wir sehen in ihnen den Beweis eines inneren gemeinmenschlichen Zusammenhanges, ohne dessen Annahme uns vielleicht die meisten geschichtlichen Vorgänge unerklärlich bleiben würden. Ich fühle mich nicht befugt, auf diese neue und schöne Phase der industriellen Entwickelung näher einzugehen; unter den Industrien, die hierbei in Frage kommen, nenne ich nur die der elektrischen Beleuchtung, wohl die modernste und populärste unter allen, die Textil- und die Möbelindustrie; sodann die Keramik, die uns schon in das Gebiet der höheren Kunst hinüberleitet. Nicht übergehen dürfen wir auch die Leistungen der Juwelierkunst, die vornehmlich in der französischen Abteilung ganz eigenartige Gebilde von bis jetzt ungeahnter zauberhafter Schönheit darbot. Dagegen erscheint auf dem Gebiete der Architektur die gestellte Aufgabe ihrer Lösung noch ziemlich fern zu sein; in den modernen Bedürfnissen entsprechenden Eisenkonstruktionen ist wohl durch mächtige Spannungen und schöne Verteilung der Massen das Gesetz der Schwere für das Auge überwunden, aber in

ästhetischer Hinsicht haben sie mit den der Pflanzenwelt entnommenen gleichsam schwankenden Linien des sogenannten Jugendstils die versöhnende Anpassung noch nicht gefunden.

Die Unzulänglichkeit der gebotenen zerstreuten Gedanken und Empfindungen möge ihre Entschuldigung darin finden, daß sie ein Bild darstellt der Unzulänglichkeit des Gesehenen und Geprüften, die allen Besuchern der Ausstellung zum Bewußtsein kommen mußte gegenüber der unübersehbaren Fülle des Beachtenswerten. Vielleicht findet sich auch, daß Bewunderung des Gebotenen und Dankbarkeit für das Erlebte meine Darstellung etwas optimistisch gefärbt haben; auch dieses möge seine Verzeihung finden, da es doch wohl erfreulicher ist und dabei sicher der Wahrheit näher steht, als die Äußerungen des uns in den sozialen und wirtschaftlichen Fragen so häufig entgegentretenden verbitterten Pessimismus. Unsere Zeit darf meines Erachtens stolz und hoffnungsreich hinblicken auf das, was ihr geboten wurde und was sich für sie ergab auf der Pariser Ausstellung des vorigen Jahres, dem Wiegenfeste des zwanzigsten Jahrhunderts.

* * *

Der gewerblich-technische Unterricht auf der Weltausstellung zu Paris 1900. Von Direktor H. Back.

Wer über das Schulwesen auf der letzten Pariser Ausstellung zu berichten hat, sieht sich in mehr als einer Hinsicht vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Nur Wenige werden in der Lage gewesen sein, so viel Zeit auf den Besuch der Ausstellung zu verwenden, wie zum gründlichen Studium nötig gewesen wäre. Wem nicht geraume Zeit für diesen Zweck zur Verfügung stand, der wird — abgesehen von Mitteilungen über Einzelheiten — kaum mehr als die bei Besichtigung verschiedener Ausstellungs-Abteilungen gewonnenen Eindrücke wiedergeben können. Dies ist, infolge des geradezu riesigen Umfangs, den die Pariser Ausstellung angenommen hatte, und infolge der Vielgestaltigkeit ihres Inhalts, sogar der Fall, wenn es sich darum handelt, nur über ein beschränktes Gebiet des Unterrichts- und Erziehungswesens auf der letztjährigen Welt-

ausstellung zu berichten, wie es heute Abend meine Aufgabe sein soll. —

Die Umstände, die ein eingehendes Studium des gewerblich-technischen Unterrichtswesen erschwerten oder fast unmöglich machten, waren nicht nur in der räumlichen Ausdehnung der Ausstellung zu suchen, sondern sie ergaben sich zum Teil aus der zum Vergleichen der Leistungen wenig übersichtlichen Anordnung, zum Teil daraus, daß gleichartige Ausstellungs-Objekte in sehr großen Entfernungen von einander untergebracht waren. Zu eingehenderem Vergleichen und richtigem Abwägen der Schulleistungen der in Paris vertretenen Länder und demgemäß zu einem Rückschluß auf den gegenwärtigen Stand ihres Fachschulwesens konnte man dort namentlich deshalb nicht gelangen, weil die von den verschiedenen Staaten zur Ausstellung gebrachten Gegenstände in vielen Fällen auch hinsichtlich der Quantität gar nicht der Bedeutung des in Frage kommenden Bildungs- und Erziehungswesens der betreffenden Länder entsprachen.

So hatte, um mit unserem Vaterlande zu beginnen, Deutschland in der 6. Abteilung der Ausstellungsgruppe Erziehung und Unterricht „gewerbliches und kaufmännisches Fachschulwesen" überhaupt nicht ausgestellt.[1]) Österreich und Ungarn dagegen waren nach Art und Beschaffenheit der von ihnen ausgestellten Schülerarbeiten vorzüglich vertreten; sie hatten aber nur die Arbeiten von einigen an sich hervorragenden Anstalten einzelner Schulkategorien zur Ausstellung gebracht. Kleinere Länder wieder, wie Norwegen und Schweden, hatten relativ viele und recht gute Schülerarbeiten geliefert. Auch Spanien und Portugal fehlten nicht mit den Leistungen ihrer allerdings noch im Anfange der Entwickelung stehenden technischen Lehranstalten. Italien war durch Schülerarbeiten zahlreicher gewerblicher und kunstgewerblicher Schulen vertreten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ein umfassendes und recht entwickeltes, den eigenartigen Verhältnissen jener transatlantischen Länder angepaßtes gewerblich-technisches Schulwesen aufzuweisen haben, zeigten nur Proben von Schülerarbeiten und Unterrichts-

[1]) Deutschland machte sich in Gruppe I nur in der fünften Abteilung durch einige Landwirtschaftsschulen bemerkbar.

methoden. Den ausgedehntesten Raum beanspruchte für den in Rede stehenden Unterricht wie für die meisten übrigen Abteilungen der Ausstellung Frankreich.

Es erhellt aus diesen wenigen Andeutungen, daß der Ausstellungsbesucher nach seinen Wahrnehmungen kaum mit Sicherheit auf den Stand der betreffenden Unterrichtsverhältnisse in den einzelnen in Betracht kommenden Ländern schließen konnte. Das ist — um es gleich zu sagen — ein wesentlicher Nachteil der alles Erdenkbare dem Beschauer vorführenden Weltausstellungen, daß sie dem Besucher vielerlei des Anregenden, Interessanten, Belehrenden, ja Überraschenden bieten, daß sie dagegen viel auf den einzelnen Gebieten nicht bringen können. Durch diese Verhältnisse ist ein tiefer gehendes, vergleichendes Studium auf Ausstellungen dieser Art fast zur Unmöglichkeit gemacht.

Im Mittelpunkt des Interesses auf gewerblich-technischem Schulgebiet stand ohne Frage Frankreich. Schon die Menge und Vielgestaltigkeit der betreffenden Ausstellungsgegenstände, zum Teil auch die Größe und Art der letzteren mußten in die Augen fallen.

Während das allgemeine Schulwesen Frankreichs im Industriegebäude auf dem Champs de Mars untergebracht war, befanden sich die Arbeiten aus den französischen gewerblichen und technischen Lehranstalten in einem durch eine überdachte Brücke mit dem Industriegebäude verbundenen Annexbau. Die Schülerarbeiten speziell der Pariser Fachschulen hatten im Pavillon der Stadt Paris Platz gefunden.

Die Schulausstellung im Annexbau zeichnete sich durch eine übersichtliche Anordnung aus. Das Gebäude von rechteckiger Grundform bestand aus Erdgeschoß und einer breiten Gallerie als Obergeschoß, es war durch Oberlicht und seitlich hoch angebrachte Fenster erhellt. Eingänge befanden sich an beiden Endseiten und an einer Langseite. Unter der das Gebäude umziehenden Gallerie waren Kojen eingerichtet, welche je nach Größe die Ausstellungsobjekte einer oder mehrerer Schulen aufnahmen. Der Mittelraum war als Podium erhöht und durch einen Gang von der Kojenreihe getrennt. Auf diesem erhöhten Mittelteil befanden sich Schülerarbeiten be-

sonders aus solchen Anstalten, die für eine dekorative Ausstattung größere Aufwendungen machen konnten oder Ausstellungsgegenstände größeren Umfangs vorzuführen hatten.

In diesem Gebäude waren Schülerarbeiten sowohl von gewerblichen und kunstgewerblichen als auch von Fachschulen für bestimmte Berufe ausgestellt, und zwar vorwiegend aus Schulen für Jünglinge, doch fehlten auch Schulen nicht, die für die kunstgewerbliche und kaufmännische Ausbildung von Mädchen bestimmt waren. Vorwiegend handelte es sich um Gegenstände, die in Werkstätten, Ateliers, Laboratorien, Zeichenklassen von Jünglingen oder in Arbeits- und Zeichenkursen von Mädchenhand angefertigt waren. Gegenüber solchen praktischen Arbeiten traten die ausgelegten schriftlichen Arbeiten zurück.

Werkstättenarbeiten von etwa 300 Lehranstalten Frankreichs füllten das Gebäude.

An den Wänden, auf Brettern befestigt, sah man die Anfangsleistungen aus den Werkstätten für Holz- und Metallbearbeitung in der Reihenfolge ihrer Herstellung. Es waren dies die Ergebnisse elementarer Übungen, die zum Zweck haben, den Schüler in der Handhabung der Arbeitsgeräte: Säge, Hobel, Meisel, Feile u. s. w. gewandt zu machen und ihn so auf die in den folgenden Werkstattkursen auszuführenden Arbeiten in geeigneter Weise vorzubereiten. Obgleich bei diesen Erstlingsarbeiten im allgemeinen eine systematische Folge eingehalten war, ließen dieselben doch keine völlige Übereinstimmung in der Stufenfolge erkennen. Dieser Umstand läßt auf eine Freiheit in der Handhabung des Unterrichts innerhalb gewisser Grenzen schließen, die im Interesse desselben nur als erfreulich bezeichnet werden kann. Die anscheinend vorhandene Möglichkeit, den Werkstättenunterricht den industriellen Verhältnissen einer Stadt, den dadurch bedingten besonderen Aufgaben einer Schule, der Auffassungsfähigkeit der Schüler u. s. w. anzupassen, gewährt dem Wirken des Anstaltsleiters und der Einsicht des Werkstättenvorstandes einen wünschenswerten Spielraum, der bei richtiger Benutzung eine Förderung des Unterrichts zur Folge haben wird. Genauigkeit und Sauberkeit in der Ausführung waren allem Anschein nach die Hauptforderungen, welche man an die Herstellung dieser

grundlegenden Arbeiten stellte und sie schienen in den meisten Fällen erfüllt zu sein.

Neben den elementaren Übungen sah man als Aufgaben der folgenden Werkstättenkurse und als Ergebnisse des weiteren Unterrichts Gegenstände, bei deren Ausführung die durch die Anfangsübungen erlangten Fertigkeiten Anwendung gefunden hatten. Hier zeigte sich (wie es schien) das Bestreben, möglichst hohe Ziele zu erreichen. Unter den Arbeiten der Metallarbeiter fand man nicht nur Werkzeuge verschiedener Art, sondern vollständige Maschinen für Dampf und elektrischen Betrieb, bei den Arbeiten der Schreiner Schrankmöbel verschiedener Art, Thüren, Fenster in Gebrauchsgröße und in kleinerem Maßstabe. Eine Schule — auf deren Organisation ich später noch zurückkommen werde — hatte von ihren Schülern eine große, auf reich verzierten Säulen ruhende, mit einer mächtigen Kuppel abgeschlossene Dekoration aus Holz für ihren Ausstellungsraum anfertigen lassen, von deren Umfang und Ausstattung man sich annähernd einen Begriff wird machen können, wenn man erfährt, daß der Wert dieser dekorativen Ausstattung auf 12 000 Frcs. abgeschätzt war. Manche Schulen hatten auch Arbeiten aus anderen Berufen, z. B. aus dem des Kupferschmieds, Installateurs, Klempners und Tapezierers vorgeführt, die als wohlgelungene und zum Teil als geschmackvolle Leistungen bezeichnet werden konnten. Die Modellierarbeiten in Thon und Gips dagegen, welche man in diesem Gebäude vorfand, ließen wider Erwarten zum Teil einen guten Geschmack vermissen, sie waren in den Formen nicht immer gut gewählt und teilweise auch nicht schön ausgeführt. Die Zeichnungen entsprachen — abgesehen von denjenigen einiger Fachschulen (für Feinmechaniker und Uhrmacher) — den Anforderungen, die man in deutschen und österreichischen gewerblich-technischen Lehranstalten an die graphischen Darstellungen von Fachgegenständen stellt, bei weitem nicht. Auch das Freihandzeichnen blieb oftmals recht weit hinter den erreichbaren Zielen zurück. — Eine wirkliche Freude aber waren für den Beschauer wieder die Leistungen einiger Fachschulen für junge Mädchen und der Webeschulen, deren bezügliche Arbeiten in dem Annexbau ebenfalls ausgestellt waren. In den Schülerarbeiten dieser

Anstalten trat naturgemäß besonders die Pflege eines guten künstlerischen Geschmacks, die Übung im kunstgewerblichen Zeichnen und Komponieren in den Vordergrund. Die Entwürfe für weibliche Handarbeiten und die ausgeführten Arbeiten dieser Art zeichneten sich ebensosehr durch Zierlichkeit, sorgfältige Darstellung und Originalität aus, wie die fein durchdachten und abgestimmten Entwürfe für Seidenstoffe, Phantasiegewebe und die zahlreichen verschiedenartigen Modelle von Bekleidungsgegenständen und Kostümen für Damen und Kinder.

Die gewerblichen Lehranstalten, von denen seither die Rede war, führen zum großen Teil die Bezeichnung Ecole pratique d'Industrie; mit denselben ist vielfach auch eine Handelsabteilung verbunden, welche Erweiterung alsdann auch in einer entsprechenden Abänderung des Namens in Ecole de Commerce et d'Industrie zum Ausdruck kommt. Eine hervorragende Anstalt letzterer Art scheint die Schule zu Saint-Etienne, der Hauptstadt des Departements Loire, einer Zentrale der Eisenindustrie, zu sein, die auf der Ausstellung durch vortreffliche Schülerarbeiten vertreten war. Ich will kurz auf die Organisation dieser Anstalt, soweit der gewerblich-technische Unterricht hierbei in Frage kommt, eingehen.

Die Schule zu Saint-Etienne wurde im Jahre 1882 von der Stadtverwaltung als Schule mit Werkstätten errichtet, wie derartige Anstalten später auf Grund eines Gesetzes vom Jahre 1893 in Frankreich in größerer Zahl ins Leben gerufen wurden. Interessant ist es zu erfahren, daß für die Notwendigkeit der Errichtung solcher Schulen, in welchen gewerbliche Arbeiter eine zeitgemäße Berufsausbildung erhalten sollen, ungefähr die gleichen Gesichtspunkte wie in anderen Ländern maßgebend waren. Man war zu der Ansicht gelangt, daß die bestehenden Schulen, denen bisher die Aufgabe zufiel Ingenieure, Zeichner, Ateliers-Vorstände und Personen in ähnlichen Stellungen zu bilden, der Industrie nicht genügten und daß es namentlich darauf ankomme, tüchtige Arbeiter und Werkmeister heranzubilden. Andrerseits stellte sich heraus, daß dem angehenden Gewerbtreibenden fast keine Gelegenheit mehr geboten, sein Fach gründlich und in der Vielseitigkeit bei einem Meister zu erlernen, wie es für ihn und die Leistungs-

fähigkeit der Gewerbe nötig und daß die seitherige einseitige Abrichtung für gewisse Berufsaufgaben völlig unzureichend sei. Auch eine gewisse Handgeschicklichkeit allein könne dem Arbeiter nicht mehr genügen. Gute allgemeine und Fachkenntnisse, Fertigkeit im Zeichnen und Verständnis technischer Zeichnungen seien unbedingte Erfordernisse für jeden gewerblichen Arbeiter, der Tüchtiges leisten solle. Da aber diese Kenntnisse und Fertigkeiten in der Werkstatt nicht erlangt werden können, entstand die Forderung, entsprechende Schulen zu errichten.

Während man sich in Deutschland im allgemeinen damit begnügt hat, für gewerbliche Arbeiter Schulen einzurichten, welche von ihnen neben der Berufsausübung besucht werden können, und in welchen sie sich die erwähnten Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen können, ging man in Frankreich schon zeitig weiter zur Errichtung von Schulanstalten, in denen der Arbeiter praktische und theoretische Unterweisungen erhalten kann.

Die Ecole pratique d'Industrie zu St. Etienne ist eine solche. Sie hat den Zweck, für die verschiedenen Industrien der Stadt und deren Umgebung in allen Zweigen ihres Berufes gut unterrichtete Arbeiter heranzubilden, aus denen später tüchtige Meister hervorgehen können. Die Schule nimmt Knaben auf, welche mindestens 13 Jahre alt sein und die Volksschule absolviert haben müssen. Die Knaben werden in vierjährigem Kursus unterwiesen im Schmieden, Metalldrehen, Montieren, in der Waffenfabrikation, in der Schreinerei, Weberei, im Modellieren und Holzschnitzen. Die Schule hat kein Internat. Schüler von auswärts werden bei Bürgern untergebracht.

Die Anstalt verfügt über zwei stattliche Gebäude mit ihren Zwecken angepaßten Schulsälen, Laboratorien und Werkstätten-Einrichtungen, letztere mit Maschinenbetrieb von 35 Pferdekräften. Die Anschaffungskosten für Werkzeuge und Maschinen haben nicht weniger als 150000 Frcs. betragen. Es sind 8 Schmiedefeuer vorhanden und in der mechanischen Werkstatt 46 Schraubstöcke. Es ist eine besondere Werkstatt für Waffenerzeugung und industrielle Technik eingerichtet, sowie eine Schreinerwerkstatt mit 20 Hobelbänken und 8 Drehbänken, darunter 2 mit Maschinenbetrieb und

allen erforderlichen Werkzeugmaschinen. Ausgedehnte Räume für Weberei und Färberei enthalten alle für den modernen Betrieb erforderlichen Webstühle und Vorrichtungen zum Bleichen und Färben.

Das erste Lehrjahr dient zur allgemeinen Vorbereitung der Schüler auf ihren Beruf und zugleich zur Ergänzung des Elementarunterrichts. Die Schüler arbeiten in bestimmter Aufeinanderfolge in den verschiedenen Werkstätten, um — wie bereits erwähnt — in der Handhabung der Werkzeuge für Holz- und Eisenbearbeitung geübt zu werden. Während dieser Zeit werden die Fähigkeiten der jungen Leute erprobt, und auf Grund der hierbei von den Lehrern gemachten Wahrnehmungen und der von den Schülern bekundeten Neigung werden letztere vom zweiten Jahre an zur Ausbildung in einem besonderen Berufe einer der Werkstätten überwiesen. — Hand in Hand mit den praktischen Unterweisungen geht ein allgemeiner Unterricht. Letzterer ist der gleiche für alle Schüler einer Abteilung. Er nimmt also keine Rücksicht auf den besonderen Beruf des Schülers. Der Unterricht umfaßt im zweiten Jahre die Fächer Französisch, Geschichte und Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften mit zusammen 12 Stunden wöchentlich, im dritten Jahre kommt Buchführung und im vierten Jahre etwas Gewerbeökonomie hinzu. In allen Unterrichtsabteilungen wird fleißig skizziert und gezeichnet. Während Mechaniker und Schreiner mehr Zeit auf das technische Zeichnen zu verwenden haben, müssen die Holzschnitzer und die Schüler der Webeschule sich mehr mit dem freihändigen Zeichnen und Komponieren befassen.

Die tägliche Arbeitszeit in den Werkstätten beträgt im Durchschnitt im Vorbereitungsjahr 2 Stunden, im zweiten Jahr 3½ Stunden, im dritten Jahre 4 Stunden und im letzten Jahre 5 Stunden täglich. In den letzten beiden Monaten vor ihrem Austritt aus der Schule haben die Schüler täglich 7 Stunden in den Werkstätten zu arbeiten. Dies geschieht, um ihnen den Zeitunterschied zwischen der Arbeitsbeschäftigung in der Schule und dem in der Werkstatt des Meisters nicht allzugroß erscheinen zu lassen.

Die Schüler müssen von Anfang an die Arbeiten in der Werkstatt nach ihren selbstgefertigten Skizzen und Zeichnungen aus-

führen. Man läßt ihnen hierbei zunächst alle erforderliche Zeit, damit sie die Arbeiten genau ausführen können. Allmählich erst verlangt man, daß sie schneller arbeiten sollen. Die Aufgaben in den Werkstätten wechseln häufig, damit die Schüler möglichst vielseitig angelernt und befähigt werden, den späteren Anforderungen in der Meisterwerkstatt zu entsprechen.

In der zweiten Hälfte des 4. Lehrjahres werden Arbeiten von allen Schülern einer Werkstatt gemeinsam angefertigt, z. B. von den Maschinenbauern eine Maschine, von den Schreinern Schränke, Thüren, Fenster u. a. Diese Arbeitsleistungen bilden das Ergebnis der verschiedenen voraufgegangenen Übungen. Gemeinsames Schaffen zeigt den Schülern, daß es nötig ist, genau zu arbeiten, wenn alles passen und klappen soll, wenn beispielsweise die Maschine betriebsfähig sein soll.

Arbeiten der erwähnten Art als Endergebnisse des Werkstätten-Unterrichts fand man in großer Zahl und in vielfachem Wechsel im Erdgeschoß des an das Industriegebäude angeschlossenen Ausstellungsbaues. — Im oberen Teile dieses Annexgebäudes, auf der breiten, durch Oberlicht erhellten Gallerie dagegen sah man die Arbeiten aus den von den Chambres Syndicales unterhaltenen Lehranstalten. Diese Syndikate dürften ihrem Wesen und Wirken nach unseren Innungen entsprechen, es sind fachgenossenschaftliche Verbindungen von Unternehmern und Arbeitern zum Zweck der Vertretung und Förderung ihrer Interessen. Manche dieser Syndikate haben Schulen errichtet, so das der Edelsteinarbeiter, Installateure, Bauunternehmer u. v. a. Die Ausstellung dieser Schulen war reich an anerkennenswerten Leistungen. Bemerkenswert waren die mit großer Sorgfalt ausgeführten Modelle für das Holzgerippe von Dächern und Türmen. Unter diesen hatten auch schwierigere und recht verwickelte Aufgaben befriedigende Lösungen gefunden. Schön waren die Schmucksachen der Edelsteinarbeiter unter Benutzung unechten Materials. Stuhlpolsterungen der Tapezierer waren durch Freilegung eines Teils der Überzüge und unter teilweiser Weglassung des Füllmaterials in der Weise vorgeführt, daß man einen Blick in die beim fertigen Möbel verdeckte Arbeit des Polsterers werfen konnte.

Für die Ausführung dieser und ähnlicher Arbeiten stehen in den Syndikatsschulen nach den mir zugegangenen Lehrplänen nur einige wenige Stunden an Wochentagen zu Gebote. In einer solchen Schule findet der Unterricht, an dem Lehrlinge der Syndikatsmitglieder unentgeltlich teilnehmen können, an drei Abenden wöchentlich von $8^1/_2$—10 Uhr statt. Der Unterricht hat den Zweck „die Lehre zu vervollständigen", er wird ausschließlich von Mitgliedern der betreffenden Syndikatskammer erteilt. Die ausgestellten Arbeiten der meisten Syndikatsschulen machten einen überaus günstigen Eindruck.

Das Vorhandensein dieser Fachschulen in Frankreich zeigt, daß auch dort die Lehrlingsausbildung in den gewerblichen Berufen eine Ergänzung und Nachhilfe hinsichtlich der fachlich-praktischen Seite notwendig erscheinen läßt. Wäre die gewerbliche Berufslehre in Frankreich so, wie sie sein sollte, d. h. gründlich und vielseitig (von einer systematischen beruflichen Ausbildung in der Werkstatt des Meisters gar nicht zu reden, denn diese wird wohl nur ganz ausnahmsweise bei dem kleineren Handwerker zu finden sein), dann wäre eine Ergänzung durch praktischen Schulunterricht, noch dazu am späten Abend, unnötig. Da nun mit den thatsächlich vorhandenen Verhältnissen gerechnet werden muß, so wird man nicht umhin können, die gewerbliche Berufslehre überall dort, wo sie unzulänglich ist, durch praktische Unterweisungen in den Schulen zu ergänzen oder sie durch einen systematisch betriebenen praktischen und theoretischen Unterricht in besonders eingerichteten Lehranstalten zu ersetzen.

In dieser Richtung scheint in Frankreich außerordentlich viel zu geschehen. Vor allem ist es die Hauptstadt, die den Städten in der Provinz durch Errichtung von gewerblichen Zeichen- und Werkstättenschulen mit nachahmungswertem Beispiel vorangeht.

Die Schülerarbeiten dieser Lehrinstitute waren im Pavillon der Stadt Paris ausgestellt.

Zunächst sind die gewerblichen Zeichenschulen Bernard-Palissy und Germain-Pilon zu nennen. In der nach dem berühmten Glasmaler und Kunsttöpfer Palissy benannten Schule wird namentlich im Zeichnen und Modellieren für Keramiker unter-

richtet, während in der Schule Germain-Pilon Dekorationsmaler, Dessinateure, Holz- und Steinbildhauer in den für ihren Beruf erforderlichen Fertigkeiten im Zeichnen, Malen und Modellieren, sowie in den sonstigen dahin gehörigen Arbeiten ausgebildet werden. Beide Schulen haben einen dreijährigen Lehrgang für Abend- und Tagesschüler. In die Tagesabteilungen werden Knaben vom 14. Jahre an aufgenommen und auf das von ihnen gewählte Fach in der dekorativen Kunst vorbereitet. Nach vollendeter dreijähriger Lehre finden die Schüler dieser Anstalt meist gut bezahlte Beschäftigung bei Prinzipalen ihres Faches.

Eine große Anzahl von Zeichnungen, Malereien und ähnlichen Arbeiten der Schüler dieser Anstalten zeigten, wie diese ihre unterrichtliche Aufgabe auffassen. Auf der Unter- und Mittelstufe des Zeichnens läßt man den Schülern bei ihren zeichnerischen Darstellungen möglichste Freiheit, man hält sich nicht an gewisse systematische Regeln und scheint weniger Gewicht auf sorgfältige und saubere Zeichnung als auf künstlerischen Schwung zu legen. Erst bei den vorgeschritteneren Schülern hält man auf Korrektheit der Darstellung neben guter malerischer Behandlung der Zeichnung.

Alle Schülerarbeiten dieser beiden Pariser Zeichenschulen waren durchdrungen von dem Geiste eines feinen künstlerischen Geschmacks, wie er sich in allen Erzeugnissen des französischen, speziell des Pariser Kunstgewerbes in so hervorragendem Maße zu erkennen giebt. Es ist ja wohl nicht immer das Verdienst dieser Schulen allein, wenn ihre Schüler so schöne Leistungen hervorbringen. Die vorteilhaften Einwirkungen, welche der Besuch der dortigen, jedem leicht zugänglichen öffentlichen Bibliotheken, Museen und Kunstsammlungen, die dekorative Ausstattung der Schauläden, der Schmuck der hervorragenden Gebäude, die kunstvollen Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen auf die Bewohner der französischen Hauptstadt ausüben, sie kommen zum Teil unbewußt in den Arbeiten der nach echt künstlerischer Bethätigung strebenden Jugend zum Vorschein. Man findet daher nicht selten unter den Schülerarbeiten der Pariser Zeichenschulen originelle Gedanken in künstlerisch eigenartiger und schöner Form zum Ausdruck gebracht. Wirklich künstlerisch wertvolle Arbeiten befanden sich unter den Entwürfen und Kompositionen

für malerische Innendekorationen, für Möbel, Gefäßdekorationen, für Porzellaumalerei u. s. w., die viele Mappen und mehrere Schränke füllten. Die Zeichnungen und Malereien nach der Natur, Blumen, Tiere und Personen waren mit flottem, sicherem und kräftigem Pinselstrich malerisch wirksam dargestellt.

Eine besonders eingehende und vielseitig berufliche Ausbildung gewähren die Pariser Fachschulen (Ecoles municipales professionelles) dem Jungen aus dem Volke. Es bestehen 7 Schulen dieser Art, die von der Stadt Paris mit reichlichen Geldmitteln und mit allen den Anforderungen unserer Zeit entsprechenden Einrichtungen ausgestattet sind. Zu den hervorragendsten und umfassendsten Anstalten dieser Art zählen die Ecole Boulle für die Möbelindustrie, die Ecole Estienne für die Ausbildung in allen Künsten und Gewerben, welche bei Herstellung von Büchern in Frage kommen, und die Ecole Didèrot für die Metallindustrie.

Der Zweck dieser Schulen ist, wohlbefähigte Arbeiter zu bilden, welche die Traditionen des Geschmacks und die Überlegenheit der Pariser Industrie in ihren künstlerischen Erzeugnissen aufrecht ererhalten sollen.

Die Einrichtungen dieser Schulen zu skizzieren, dürfte angezeigt erscheinen, weil nur so ihre Leistungen und ihre Bedeutuug zu verstehen sind.

Der Unterricht in jeder der genannten Schulen zerfällt in einen praktischen und theoretischen bezw. künstlerischen Teil. Jede Anstalt verfügt demnach über eine ganze Reihe vorzüglich eingerichteter Werkstätten. Wie viele der letzteren in jeder Schule erforderlich sind, ergiebt sich aus der Anzahl ihrer technischen Abteilungen. Die Ecole Boulle umfaßt beispielsweise folgende praktischen Fächer: Kuustschreinerei, Tapezieren, Holzschnitzen, Stuhlmachen, Holz- und Metalldrehen, ferner Modellieren, Formen, Bronzeguß, Ciselieren und Gravieren, soweit diese Künste Anwendung auf Möbelschmuck finden. Der Klassenunterricht beginnt mit der Wiederholung und Ergänzung des Volksschulunterrichts. Dazu kommt Unterricht in der Geometrie, Technologie, gewerblichen Ökonomie, Kunstgeschichte, im Ornamententwerfen, Aquarellieren, im technischen Zeichnen und Konstruieren von Fachgegenständen. Der Unterricht

umfaßt alle Zweige technischer und künstlerischer Fertigkeit, des Wissens und Könnens, die ein tüchtiger Arbeiter sich aneignen muß, um zweckmäßige und künstlerische Leistungen in Erfindung und Ausführung seiner Berufsarbeiten hervorzubringen.

Daß der Unterricht in dieser Anstalt ein zweckmäßiger und zielbewußter sein muß, beweisen die zur Ausstellung gebrachten Schülerarbeiten. Sie waren nach jeder Richtung ganz vortrefflich. Die Zeichnungen jeglicher Art, Skizzen und Entwürfe von Schränken, Tischchen, Stühlen, Sophas, Zimmer-Einrichtungen, Dekorations-Gegenständen, wie Leuchter, Vasen, Glasfenster rc. waren überaus sauber, korrekt und geschmackvoll, leicht und flott dargestellt. Die Modellierarbeiten und Holzschnitzereien waren von hervorragend schönem Geschmack. Diesen Arbeiten reihten sich die Werkstätten-Erzeugnisse in vortrefflicher Ausführung an. Da gab es Schränke verschiedener Art, Schreibtische mit reichlicher Verwendung von Bronzebeschlägen, Stühle, Sophas u. s. w. Bei letzteren war die Polsterung wieder teilweise unvollendet gelassen, um den Nachweis korrekter Arbeit führen zu können.

Auf die unterrichtliche Wirksamkeit dieser Schule in Rücksicht auf Geschmackbildung und die geradezu musterhafte Ausführung aller in Betracht kommenden Details sind die Vorbilder im Louvre und anderen Kunstsammlungen ersichtlich von wesentlichem Einfluß gewesen. Die Schule bleibt ihren an die Spitze ihres Programms gestellten Grundsätzen treu: Sie pflegt die Überlieferung eines künstlerischen Geschmacks und trägt mit dazu bei, den Vorrang der Pariser Möbelindustrie aufrecht zu erhalten.

In jedem Jahre werden 102 Knaben in diese Fachschule aufgenommen. Sie müssen mindestens das 13. Lebensjahr zurückgelegt haben und dürfen nicht über 16 Jahre alt sein. Der Andrang zur Schule ist so stark, daß man unter den vielen Aufnahmebewerbern die befähigsten auswählen kann.

Die zweite der genannten Pariser Fachschulen, die Ecole Estienne, auch Ecole du livre genannt, geht in ihrer Einrichtung weit über den Rahmen einer Buchdruckerfachschule hinaus. In dieser Anstalt haben alle Künste und Wissenschaften, welche bei der Herstellung der Bücher im weitesten Sinne in Frage kommen, eine

vorzügliche Pflegestätte gefunden: Buchdruck, Schriftgießerei, Stereotypie, Galvanoplastik, Lithographie, Farbendruck, Kupferstich, Holzschnitt, Photographie nebst den vielen durch letztere zustande gekommenen Druckverfahren wie Photogravure, Phototypie u. s. w. Doch nicht genug damit. Auch das Buchbinden und jede mit dieser Arbeit im Zusammenhang stehende Thätigkeit wie Broschieren, Kartonnieren, Herstellung von Marmor- und Goldschnitt, Verzierung des Buchdeckels durch Ledertreibarbeit, Vergoldung, Metallbeschläge u. s. w. wird gelehrt. — Der theoretische Unterricht erstreckt sich auf Geschichte, Geographie, Französisch, Rechnen, Geometrie, Buchführung, Technologie, Ornamentzeichnen und Kalligraphie.

Eine große Anzahl wahrhaft kunstvoller Schülerarbeiten aus den verschiedenen graphischen Fächern zierte die Wände der Ausstellungsabteilung der Ecole Estienne. Daneben waren gravierte Kupferplatten, Klischees, ziselierte Buchbeschläge, Bucheinbände mit reichem künstlerischen Schmuck und zeichnerische Entwürfe zu solchen Gegenständen in vielfacher Gestaltung ausgelegt. Alle Arbeiten zeugten von bedeutendem künstlerischen Geschick. Die Schule zählt jedenfalls zu den umfassendsten und leistungsfähigsten Anstalten ihrer Art. Die jährlichen Unterhaltungskosten für dies Institut sind von 50 000 frcs. im Jahre 1880 auf 234 500 frcs. im Jahre 1898 gestiegen. Die Schule wird von 225 Zöglingen besucht. Auch zu dieser Anstalt ist der Andrang von Aufnahme suchenden jungen Leuten wie bei der Ecole Boulle in jedem Jahre ein ganz gewaltiger.

Der Kursus in der Ecole Boulle und in der Ecole Estienne ist ein vierjähriger. Im ersten Jahre haben die Schüler monatweise in vorgeschriebener Reihenfolge in den verschiedenen Werkstätten zu arbeiten und erst, nachdem man die Schüler infolge der hierbei gemachten Beobachtungen für einen bestimmten Beruf ausgewählt hat, werden sie der betreffenden Werkstatt zur Ausbildung überwiesen.

Von dieser Gepflogenheit weicht die Ecole Diderot, die älteste der Pariser Fachschulen, ab. In dieser Anstalt, die für Metallarbeiter bestimmt ist, hat jeder Schüler bei seinem Eintritt den Beruf zu wählen, in welchem er ausgebildet zu werden wünscht:

Schmied, Metalldreher, Präzisionsmechaniker, Elektrotechniker, Metallgießer, Kupferschmied, Modellschreiner, Schlosser oder Installateur. Die Lehrzeit währt nur drei Jahre. Bevorzugt werden bei der Aufnahme Schüler, die gute Kenntnisse in Geometrie und Arithmetik aufweisen.

Eine große Reihe exakter Arbeiten aus den verschiedenen Werkstätten dieser Schule legten Zeugnis davon ab, mit welcher Überlegung und Sorgfalt gearbeitet wird. Neben den Kunstschlosser- und Modellschreinerarbeiten waren es namentlich Gegenstände der Präzisionsmechanik: Fernrohre, Waagen und Teilmaschinen, Arbeiten, die sich durch große Genauigkeit auszeichneten.

Es sind jetzt noch die Pariser Fachschulen für Mädchen zu erwähnen. Unter diesen ragt ganz besonders die Ecole municipale supérieure Sophie Germain hervor. Viele Malereien auf Porzellan, Seide, Entwürfe zu Stoffdekorationen, herrliche, im höchsten Grade geschmackvolle Kostüme für Damen und Kinder, Blumen-Dekorationen füllten eine Reihe Glasschränke. Das Schönste und Formvollendetste, was ich je in Schulen erwähnter Art für Mädchen an Seidenstickereien, Kostümen, Hüten, Blumen-Arrangements gesehen habe, fand ich unter den Schülerinnenarbeiten der Pariser Fachschulen für Mädchen. In den Leistungen dieser Anstalten zeigte sich der Pariser Chic in seiner höchsten Vollendung und von seiner schönsten Seite. Erhöht wurde die vorzügliche Wirkung dieser Schülerinnenarbeiten noch durch Verwendung eines ausgezeichneten Arbeitsmaterials.

Die Pariser Fachschulen sind alle auf einer breiten Grundlage errichtet, sie sind, ihren Zwecken und den vorhandenen Unterrichtsbedürfnissen angepaßt, unter Aufwendung erheblicher Geldmittel eingerichtet und im Laufe der letzten Jahre zeitgemäß ausgebaut worden. Man hat eine unnötige Spezialisierung der Fachschulen vermieden, indem man nicht für einzelne Berufe Lehrwerkstätten und Klassen einrichtete, sondern Werkstätten für mehrere Industrien in Zusammenhang brachte, welche in Bezug auf die Ausbildung der jugendlichen Arbeitskräfte ähnliche Forderungen stellen. Das erscheint mir in mehrfacher Hinsicht von wesentlicher Bedeutung. Zunächst hat man durch eine passende Vereinigung der Ausbildungs-

stätten verwandter Industrien zu einem Lehrinstitut einer Zersplitterung der Kräfte und Mittel vorgebeugt. Dann aber giebt man durch das nahe Beisammensein von Werkstätten zusammengehöriger Gewerbe dem angehenden Handwerker Gelegenheit, sich auch über die Bildungsstätten der Schwester-Industrien zu unterrichten, ja noch mehr, man giebt den Knaben, die sich für die Erlernung eines bestimmten Berufes entschlossen haben, Gelegenheit, eine Zeitlang in mehreren Werkstätten verwandter Gewerbe zu arbeiten. Auf diese Weise ist einem Jungen, falls der ursprünglich erwählte Beruf nicht seiner Eigenart entsprechen sollte, die Möglichkeit gegeben, ohne Umstände einen ähnlichen Beruf zu erlernen, für welchen er besser beanlagt ist oder für den er mehr Neigung zeigt. Der Unterricht in Werkstätten und Klassen ist gründlich; er bietet Gelegenheit zur Aneignung aller Kenntnisse theoretischer und technischer Art und aller Fertigkeiten, welche für das berufliche Fortkommen des jungen Mannes von Bedeutung sind. — Ganz besonders erleichtern die Fachschulen nach Pariser Art den Übergang aus der Schule in die volle Praxis eines gewerblichen Berufes, indem für den Knaben nicht plötzlich der Schulunterricht abgebrochen wird und eine körperliche Beschäftigung an seine Stelle tritt, die in vielen Fällen nicht der Körperkraft des Jungen entspricht. In der Fachschule nimmt die dem Unterrichte gewidmete Zeit von Jahr zu Jahr ab, während die Beschäftigung in der Werkstatt dem Zeitumfange nach wächst.

Die französischen Kunstgewerbeschulen hatten kollektiv ausgestellt. Die betreffenden Schülerarbeiten waren im Industriegebäude auf dem Champs de Mars untergebracht. Da gab es eine große Zahl vorzüglicher Freihandzeichnungen aller Art: Gebrauchsgegenstände verschiedener Art, Blumen, Tiere ꝛc. Besonders die Blumenmalereien waren von einer selten zu beobachtenden Flottheit und Genauigkeit. Manche Arbeiten erweckten den Anschein, als ob sie gar nicht gezeichnet, sondern direkt mit dem Pinsel zu Papier gebracht seien. Weitere Zeichnungen und Malereien zeigten die Verwendung der Zeichen- und Naturstudien bei geschmackvollen Entwürfen von Möbeln, Kunstschmiedearbeiten, Plakaten, Diplomen u. s. w. Daneben befanden sich in den Schulwerkstätten und Ateliers

ausgeführte Gegenstände der Kunstschreinerei und Kunstschlosserei. Die Formen der kunstgewerblichen Zeichnungen und Arbeiten waren fein und elegant, wie die farbige und plastische Dekoration der Möbel. Die Entwürfe zu den Kunstschmiedearbeiten und diese selbst fielen dagegen nicht so vorteilhaft ins Auge. Die hierbei verwendeten Formen waren zum Teil veraltet, nur einzelne Zeichnungen von Gittern und eine mit bronziertem geschmiedeten Ornament versehene Thür ließ einen frischen Zug erkennen. An die Arbeiten aus den Zeichen- und Malklassen reihten sich die aus den Modellierklassen an: ornamentale Entwürfe, keramische Objekte, Holzschnitzereien u. s. w. Feine Beobachtung der Natur, volles Verständnis und genaue Kenntnis aller in Betracht kommenden Einzelformen sprachen aus den mannigfachen Schülerarbeiten der verschiedenen kunstgewerblichen Bildungsanstalten.

Der gewerblich-technische Unterricht hat auch in den Kolonien Frankreichs Eingang gefunden, teils durch den Staat, teils durch Gesellschaften, die sich die Verbreitung technischen Wissens und Könnens angelegen sein lassen. Werkstättenarbeiten in Holz und Eisen nach Art der in französischen Handwerkerschulen hergestellten waren aus Algier zur Ausstellung gebracht.

Nach allem, was man vom französischen gewerblich-technischen Unterrichtswesen und von dem kunstgewerblichen Unterricht auf der letztjährigen Ausstellung sah, gewann man den Eindruck, daß es auf ihr würdig, seinem Umfang und seiner Bedeutung entsprechend vertreten sei.

Nicht das Gleiche kann man von dem nördlichen Nachbar Frankreichs sagen. Von dem belgischen gewerblichen und kunstgewerblichen Schulwesen, das allgemein als gut und blühend bezeichnet wird, war auf der Ausstellung außer einigen Schulprogrammen und Statistiken nichts zu bemerken.

Aus Luxemburg hatte die Kunstgewerbeschule der Hauptstadt die Ausstellung mit ihren Schülerarbeiten beschickt. Es waren darunter viele Werkstättenarbeiten nebst den zugehörigen Fachzeichnungen. Ornamentale Gipse waren in großer Zahl vorhanden und teilweise gut. Auch die Holzschnitzereien waren schön, dagegen fehlte es den dekorativen Malereien an Farbe und Geschmack. Im

Allgemeinen gingen die Arbeiten dieser Anstalten nicht über einen guten Anfang hinaus. Da diese Schule wohl die bedeutendste ihrer Art im Großherzogtum sein dürfte, so läßt sich nach dem, was ihre Ausstellung bot, vielleicht nicht mit Unrecht annehmen, daß das gewerbliche Schulwesen dieses Landes noch keine hohe Stufe erreicht hat.

Hervorragend und unter Aufwendung ganz erheblicher Mittel waren gewerbliche Lehranstalten Österreichs und der Schweiz zur Ausstellung gebracht. Vielfältig und von schönem Geschmack waren die Schreinerarbeiten, welche die Lehranstalten des Technologischen Museums in Wien geliefert hatten. Paneele, Decken, Möbel zeugten von einer vorzüglichen Schulung der an ihrer Herstellung beteiligten jugendlichen Kräfte, und sie ließen den schönen Geschmack erkennen, den man bei Arbeiten des Wiener Kunstgewerbes wahrzunehmen gewohnt ist. — Von ganz besonderer Schönheit waren keramische und getriebene Metallgefäße der Prager Kunstgewerbeschule und ein reich geschnitzter, polychromierter Altar mit gestickter Decke. Alle diese Gegenstände waren zum Schmuck einer Hauskapelle zusammengestellt. Von den Schülern der Prager Schule war ebenfalls eine in den Formen des modernen Stils, in gewichstem Eichenholz reich geschnitzte Bibliothek ausgestellt. Auch die Salzburger Gewerbeschule hatte Zimmereinrichtungen mit geschnitzter Täfelung, kassetierter Holzdecke, Kachelofen, Möbeln und kleineren Dekorationsgegenständen geliefert.

Auf Grund dieser wenigen, an sich prächtigen Arbeiten würde man sicher keinen Rückschluß auf den Stand des gewerblichen Unterrichtswesens in Österreich ziehen, kein Urteil über seine Leistungen im allgemeinen gewinnen können. Einzelne vorzügliche Arbeiten werden sich in jedem Lande in diesen Schulen erzielen lassen. Doch der gute Geschmack, der sich in den Formen der österreichischen Schülerarbeiten bekundete, ist sicher eine Eigenart des österreichischen Kunstgewerbes und eine Folge der vielfachen Bestrebungen zu seiner Förderung.

Überraschend waren die Fortschritte in der kunstgewerblichen Abteilung Ungarns. Bedeutsame Fortschritte und anerkennenswerte Leistungen hatte auch das auf der Ausstellung vertretene

gewerbliche und kunstgewerbliche Schulwesen dieses Landes aufzuweisen. Das Bestreben Ungarns, es auf wirtschaftlichem, gewerblichem und künstlerischem Gebiete den hervorragenden Kulturstaaten gleich zu thun, scheint der Beweggrund für eine kräftige pekuniäre Förderung des gewerblichen Bildungs- und Erziehungswesens dieses Landes zu sein. Hervorragend vertreten waren auf der Ausstellung einige technische Lehranstalten durch Werkstättenarbeiten der verschiedenen mehrfach erwähnten Holz- und Metallbearbeitungsfächer. Die Budapester Kunstgewerbeschule hatte eine Kollektivausstellung ihrer Arbeiten mit denjenigen ähnlicher Schulanstalten des Landes veranstaltet, Möbel und andere Gegenstände, Bronzen, Vorduren u. s. w. zur Ausstellung eines Salons und Speisezimmers in eigenartigen Formen, die anscheinend den ungarischen Nationalcharakter im Kunstgewerbe zum Ausdruck bringen sollten, waren mit viel Fleiß und Sorgfalt ausgeführt.

Unter dem Einflusse technischer und kunstgewerblicher Schulen Österreichs stehen augenscheinlich die betreffenden Anstalten Rumäniens. Die mit Werkstätten nach Art der österreichischen Handwerkerschulen versehenen Gewerbeschulen Jassys und Bukarests hatten Schlösser, Maschinengetriebe, Metallarbeiten für Baudekorationen, wie Turmspitzen, Dachfenster 2c., Hausgerät aus Kupfer ausgestellt, die nicht nur an sich einen guten Eindruck machten, sondern auch offenbar die Zweckmäßigkeit der Anfertigung solcher Arbeiten in Schulwerkstätten erkennen ließen.

Von den Kunstgewerbeschulen der Schweiz hatte die Genfer Schule eine nach Umfang und Inhalt gleich großartige Ausstellung von Schülerarbeiten veranstaltet. Keramische Erzeugnisse in schönen Kunstformen, ornamentale und figürliche Studien in Marmor und Holz, Ziselierarbeiten, Xylographien, Zeichnungen u. s. w. u. s. w. boten ein vortreffliches Bild von der Leistungsfähigkeit dieser Anstalt. Der Glanzpunkt dieser Sonderausstellung war eine Speisezimmer-Einrichtung, an deren Herstellung sämtliche Schüler der oberen Fachklassen beteiligt gewesen waren. Durch ein Preisausschreiben unter den Zöglingen der Genfer Kunstgewerbeschule für den besten Entwurf zu einem Speisezimmer war der Plan für ein solches gewonnen. Nach diesem waren sämtliche Werkstatt- und Atelier-

Arbeiten durch Schüler ausgeführt worden. Das Ganze repräsentierte ein Prunkzimmer, dessen Verkaufswert von der Ausstellerin auf 70 000 frcs. bemessen wurde. Reich geschnitzte, durch Malereien und Holzbrandarbeit verzierte Täfelung verkleidete die Wände. Farbige Gläser zierten das Fenster und den Oberteil einer kunstvollen Kaminumrahmung, Möbel in vornehmer und reicher Ausstattung, Lüster und Leuchter aus Bronze und viele Dekorationsgegenstände auf Kamin und Paneelen trugen zur stimmungsvollen Ausstattung des Raumes bei.

Daß Italien in der Förderung des gewerblichen und technischen Unterrichts für das männliche und weibliche Geschlecht nicht zurückgeblieben, darf man nach den im Ausstellungskatalog aufgeführten zahlreichen Schulen annehmen. Im italienischen Hause fand man eine Gesamtausstellung gewerblicher, kunstgewerblicher, technischer Mittelschulen und höherer technischer Lehranstalten. Werkstättenarbeiten waren wieder in großer Zahl vorhanden. Die Lehrgänge zeigten stufenmäßiges Fortschreiten. Die Zeichnungen dagegen gingen oftmals nicht über einen guten Durchschnitt hinaus. Eine Schule aus Neapel that sich durch schöne ornamentale und figürliche Marmorarbeiten, Fayencen, polychrome Glasarbeiten u. s. w. hervor. Eingelegte Holzarbeiten, Schnitzereien bildeten den Vorzug anderer Fachschulen, unter denen eine Schule für Möbelindustrie besonders prächtige und feine Arbeiten aufzuweisen hatte. Die reichhaltige Ausstellung von Schülerarbeiten, erweitert durch eine stattliche Sammlung von Lehrmitteln, ließ eine nicht gewöhnliche Regsamkeit vermuten, mit der in Italien auf gewerblichem und technischem Schulgebiet gearbeitet wird.

Spanien und Portugal hatten nicht unterlassen, ihr allem Anschein nach heute noch recht unentwickeltes Schulwesen an einzelnen Beispielen vorzuführen. Es waren mehrere Lehrgänge von Werkstättenarbeiten ausgestellt, die leidlich ausgefallen waren, wogegen die Mehrzahl der übrigen Schülerleistungen recht dürftig erschien.

Von hervorragender Bedeutung waren die Leistungen einiger russischer Zeichen- und Kunstgewerbeschulen. Die erste Schule dieser Art ist die von Baron von Stieglitz in Petersburg

um die Mitte der 80er Jahre gegründete und nach ihm benannte Anstalt. Diese und die jüngere (Moskauer) Stroganowschule hatten ihre Schülerarbeiten in prunkvollem Arrangement in der russischen kunstgewerblichen Abteilung untergebracht. — Eine stattliche Anzahl in großem Stil mit Feder oder Pinsel vorzüglich ausgeführter Zeichnungen befand sich in Mappen oder war hinter Glas ausgehängt. Viele farbenprächtige Aquarelle, Innenansichten und größere malerische Dekorationen schmückten die Wände. Vortrefflich ausgeführte Modellierarbeiten für verschiedene Zwecke kunstgewerblicher Verwendung, insbesondere für Metall- und Thongefäße, Bronzereliefs u. s. w. u. s. w., Holzschnitzereien, dekorative Malereien, Akte in Lebensgröße in Öl gemalt u. v. a. Diese Arbeiten kamen in ihrer flotten Ausführung wohl denjenigen der französischen Kunstgewerbeschulen am nächsten, wenn sie sie in Einzelheiten nicht sogar übertrafen. — Die Stroganowschule zeigte das Bestreben, in ihren Leistungen nicht hinter der älteren Schwesteranstalt zurückzubleiben. Nicht nur einzelne Studienblätter, sondern ganze Mappen, gefüllt mit Feder-, Blei- und Tuschzeichnungen, lagen zur Einsicht aus und zeugten von tüchtigem Können der Schüler. Malereien in Aquarell- und Leimfarben von besonders schönem Kolorit, Entwürfe zu kunstgewerblichen Gegenständen in anziehender, malerischer Darstellung waren eingehender Betrachtung wert.

Im Industriegebäude war Rußland noch durch eine beträchtliche Anzahl Handwerker- und Fachschulen vertreten. Durch geschmackvolle Entwürfe für Tapeten, Dekorationsstoffe zeichnete sich die Schule zu Lodz aus. Unter den Schülerarbeiten anderer Schulen waren wieder Arbeiten aus Werkstätten in den verschiedenen Abstufungen vorwiegend.

Bedeutsam waren die Fortschritte, welche die schwedischen Schulen in den letzten Jahren gemacht hatten. Die technische Schule zu Stockholm, deren Schülerarbeiten ich vor acht Jahren zu sehen Gelegenheit hatte, zeigte sich weiter entwickelt und verzweigter; die Leistungen in den einzelnen Abteilungen ließen einen stufenmäßigen Gang des Unterrichts erkennen.

Nun noch wenige Worte den amerikanischen Schulen. Die bezügliche Ausstellung der Vereinigten Staaten im Industriegebäude

war räumlich sehr knapp bemessen. Man hatte sich darauf beschränkt, Photographien von Schülerarbeiten, Klassenbilder, Statistiken und ähnliches auszulegen, die allerdings von der außerordentlichen Verbreitung, welche der gewerblich-technische Unterricht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hat, keine Vorstellung erwecken konnten. Die Art und Weise, wie die angehenden Handwerker in praktischen Arbeiten jenseits des Ozeans unterwiesen werden, war durch Abbildungen treffend illustriert. Es giebt in den dortigen Handwerkerschulen nicht nur Werkstätten für Holz- und Metallarbeit, wie in den erwähnten französischen, russischen, österreichischen, spanischen Schulen, sondern auch Arbeitsplätze für Maurer, Zimmerer, Maler, Buchdrucker u. s. w. In diesen Werkstätten werden die Arbeiten dem in den Meisterwerkstätten üblichen Verfahren möglichst getreu ausgeführt. Es werden Wände, Kamine, Gewölbe mit natürlichen Bausteinen aufgeführt, Dachkonstruktionen nahezu in Naturgröße angefertigt, Malereien werden an Decken und Wänden zur Ausführung gebracht. Auf diese Weise wird der Jüngling, der ausschließlich in seinem Fach beschäftigt wird, in einigen Monaten so weit geführt, daß er mit seiner Hände Arbeit seinen Unterhalt erwerben kann. Diese Art der praktischen Unterweisungen war beispielsweise durch Photographien aus der New York trade-school zur Anschauung gebracht; sie gaben genau das wieder, was ich im Jahre 1893 an Ort und Stelle zu sehen Gelegenheit hatte.

So weit meine Beobachtungen. —

Welche Lehren lassen sich nun aus den gemachten Wahrnehmungen ziehen?

Wie schon einleitend bemerkt, ließ die so überaus ungleiche Beteiligung der genannten Länder an der Ausstellung auf gewerblich-technischem Schulgebiet einen eingehenderen Vergleich der Leistungen und ein Urteil über den Stand der betreffenden Unterrichtsverhältnisse in den in Frage kommenden Kulturstaaten im allgemeinen nicht zu. Dagegen gewährten die in der Schulabteilung der Welt-Ausstellung gebotenen Unterrichtsergebnisse im einzelnen mancherlei Anregung und Belehrung und dem Fachmanne Förderung in seiner Berufsarbeit.

Auf Grund meiner Beobachtungen möchte ich zunächst anführen, daß — soweit die auf der Ausstellung vertretenen Länder genannt sind — der deutsche gewerbliche und künstlerische Unterricht hinsichtlich des Zeichnens im wesentlichen nur von Schulen Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Nordamerika einiges lernen kann.

Im Freihandzeichenunterricht geht man in deutschen Schulen vielleicht zu systematisch vor. Dieser Unterricht läßt bei uns an Korrektheit im stufenmäßigen Fortschreiten wenig zu wünschen übrig. Er ermangelt aber — das läßt sich nicht verkennen — infolge dessen nur zu oft eines geistig belebenden Elementes. Auf die Systematik des Zeichenunterrichts scheint man in französischen Lehranstalten nicht so erhebliches Gewicht zu legen. — Der Unterrichtsbetrieb auf der Unter- und Mittelstufe des freihändigen Zeichnens scheint mir bei uns gründlicher zu sein und mehr auf Anregung der Verstandesthätigkeit als der Phantasie des Schülers angelegt. Wenn dann bei weiterem Fortschreiten in diesem Unterricht von der Reproduktion zur Selbstthätigkeit übergegangen wird, bleiben die Leistungen der deutschen Schüler gegenüber denjenigen französischer und amerikanischer Schulen zurück. Es muß daher zugegeben werden, daß die Zeichnungen und Malereien der erwähnten fremdländischen Schulen an Inhalt, geistigem Schwung — die der französischen Schulen noch dazu an Eleganz, Grazie der Darstellung und an künstlerischem Geschmack — die entsprechenden Leistungen der einheimischen Anstalten vielfach übertreffen. Die künstlerische Befähigung, die in einer leichten und anmutenden zeichnerischen Vortragsweise von den Schülern der Pariser Schulen so vorteilhaft zum Ausdruck gebracht wird, liegt — das darf nicht übersehen werden — vielleicht mehr in einer natürlichen Begabung der jungen Leute, hervorgerufen durch die seit Jahrhunderten in Frankreich mit so vorzüglichem Erfolge gepflegte Kunstfertigkeit, als in der Art des Unterrichts. Sie wird fördernd beeinflußt durch einen anderswo nicht vorhandenen Reichtum an vorzüglichen Vorbildern aus allen Gebieten der bildenden Kunst. Unter diesen vorteilhaften Einwirkungen wird die französische Kunstgeschicklichkeit wohl noch auf lange Zeit hinaus einen Vorsprung vor der deutschen und der

anderer Länder behalten. — Im technischen Zeichnen dagegen dürften nach den von mir gewonnenen Eindrücken die deutschen gewerblich-technischen Lehranstalten den Schulen aller anderen auf der Welt-Ausstellung vertretenen Länder den Rang ablaufen. Der Unterrichtsgang ist im Hinblick auf die in Betracht kommenden Verhältnisse besser durchdacht, die Ausführung der Zeichnungen schließt sich der in der Praxis des Maschinen- und Häuserbaues gebräuchlichen besser an, als es in den meisten Zeichenübungen der ausgestellten Schulen der Fall war. Die in deutschen gewerblichen Unterrichtsanstalten gepflegte Unterrichtsweise wird den Schülern für ihre künftige Thätigkeit meines Erachtens mehr Nutzen bringen. Die Art, beispielsweise geometrische Zeichnungen technischer Gegenstände, wie Maschinenelemente, Maschinen, maschinelle Anlagen, Baurisse 2c. mit Schattenlinien zu versehen — eine Methode, die in hiesigen Schulen längst überwunden ist — fand man nicht selten unter den Schülerzeichnungen auf der Ausstellung. Im technischen Zeichnen wird das Ausland immer noch von uns lernen können.

Eine Lehre jedoch von wesentlicher Bedeutung kann und muß meines Erachtens noch das deutsche gewerblich-technische Unterrichtswesen aus der Gesamtausstellung dieses Unterrichts auf der Ausstellung von 1900 ziehen, wenn anders die berufliche Ausbildung des deutschen gewerblichen Arbeiters nicht künftig gegenüber der im Auslande üblichen zurückstehen soll. — Wie ein roter Faden — wenn ich mich dieser oft gebrauchten, hier aber zutreffenden Redensart bedienen darf — durchzog die gesamte Unterrichtsabteilung die Erkenntnis von dem Werte praktischer Fertigkeiten. Die Übungen darin waren als wichtig erkannt auf allen Stufen des Unterrichts. Ich übergehe den Handfertigkeitsunterricht in den Knabenschulen, von dem bekannt ist, daß er in Frankreich, Skandinavien, in den Vereinigten Staaten und anderen Ländern eine ausgebreitete Pflege gefunden hat und wende mich einer kurzen Besprechung der praktischen Arbeiten zu, die aus den mit gewerblichen Schulanstalten verbundenen Werkstätten hervorgegangen sind.

Die Unterrichtsveranstaltungen, die jungen Leuten Gelegenheit zur Aneignung von Fertigkeiten für einen gewerblichen Beruf bieten sollen, haben eine zwiefache Bedeutung. Entweder dient ihr Unter-

*

richt als Ersatz für die Lehre, die der junge Mann in der Werkstatt des Meisters findet, oder sie sind dazu bestimmt durch Vornahme gewisser praktischer Übungen die Meisterlehre zu ergänzen und zu vervollkommnen.

Die Möglichkeit für den angehenden Handwerker, solchen praktischen Unterricht in öffentlichen Schulanstalten zu erhalten, ist nach den Vorführungen des gewerblichen Unterrichts der verschiedenen Länder auf der Pariser Ausstellung eine weit verbreitete. Kaum in einem der ausstellenden Staaten fehlten Werkstätten-Übungen der Gewerbeschüler. Nun könnte man annehmen, daß die praktische Bethätigung der jungen Leute in den Werkstätten der gewerblich-technischen Lehranstalten dazu bestimmt sei, denjenigen Schülern, die später in höhere Stellungen in gewerblichen und technischen Betrieben einzutreten gedenken, die nötige praktische Vorbildung zu geben. Das mag in manchen Fällen zutreffen und durch die späteren Verhältnisse, unter denen die weitere Entwickelung des angehenden Gewerbetreibenden vor sich geht, bedingt werden. Zweck der betreffenden französischen Schulen ist es nicht, durch den Werkstättenunterricht nur Leute für verantwortliche Posten in Gewerbe und Technik heranzubilden. Eine kurze Mitteilung aus einer bedeutenden Ecole pratique d'Industrie widerspricht einer solchen Annahme. Es heißt dort:

„Eine nahezu 15jährige Erfahrung hat gezeigt, daß fast alle Schüler, welche nach drei oder vier Jahren die Schule verließen, in Werkstätten oder Fabriken als Arbeiter, Vorzeichner oder Musterzeichner eingetreten sind. Ihr einziger Ehrgeiz war, nachdem sie die Schule verlassen hatten, in eine gute Werkstatt aufgenommen zu werden, um ihre Berufslehre fortsetzen zu können." Es heißt dann weiter: „Sie sind gern gesehen. Die Disziplin, welcher sie in der Zeit von 3—4 Jahren unterworfen waren, hat gute Resultate ergeben; sie wissen zu gehorchen und sind pflichtbewußt. — Sie beenden in der Regel ihre Lehre in der Werkstatt, in der sie begonnen haben." — Auch die Einrichtung von praktischen Lehrkursen seitens gewerblicher Berufsgenossenschaften in Frankreich und den Vereinigten Staaten Nordamerikas spricht gegen die Auffassung, daß nur Leute in bevorzugteren Stellungen einer eingehenderen

und besseren beruflichen Ausbildung bedürfen, als sie die Lehre beim Meister bietet. Es wird sich also wohl aus den erwähnten Verhältnissen der zutreffende Schluß ziehen lassen, daß die Unterweisungen in der Meisterlehre heutzutage hinsichtlich der beruflich-praktischen Ausbildung selbst für den gewöhnlichen Arbeiter nicht mehr genügen. Man mag sich nun darüber wundern und man mag es bedauern, daß das, was der Bursche heute bei dem Handwerksmeister lernt, nicht mehr wie vor einem halben Jahrhundert für sein berufliches Fortkommen genügt. Die Thatsache besteht aber. Sie besteht nicht in einzelnen gewerblich und industriell hervorragenden Ländern, sondern allenthalben. Mit dieser Thatsache muß gerechnet, den vorhandenen Mängeln in der Lehrlingsausbildung muß notwendig abgeholfen werden.

Die betreffenden Verhältnisse der Lehrlingsausbildung sind in allen Kulturstaaten so ziemlich die gleichen.

In der Werkstatt des Kleinmeisters fehlt es in der Regel einerseits an den nötigen Aufträgen, welche eine gründliche, stufenmäßige Unterweisung in den vielseitigen Berufsbeschäftigungen ermöglichen, und es fehlt anderseits an den modernen Einrichtungen, an Maschinen, Werkzeugen u. s. w., um den Lehrling in zeitgemäßer Weise für seinen Beruf auszubilden. Dem Meister fehlt es ferner nur zu oft selbst an den persönlichen Eigenschaften, oftmals auch an Zeit und Ruhe, den Jungen berufsmäßig auszubilden. Der Geselle, dem der Bursche unter solchen Umständen zur Anlernung überwiesen wird, findet entweder keine Freude daran, den Jungen zu belehren, oder er will sich in seiner Arbeit nicht durch Fragen und Unterweisungen stören lassen. Nur in Werkstätten größerer Etablissements finden sich die für die Ausbildung eines Lehrlings nötigen Einrichtungen, außerdem tüchtige Werkmeister, Vorarbeiter u. s. w. Doch in den größeren Fabriken ist die Arbeitsteilung in der Regel so weit vorgeschritten, daß diese Betriebe zur Erlernung eines Berufes nicht empfohlen werden können — und selbst von ihren Inhabern in der Regel nicht empfohlen werden. Die Zahl der für die gewerblich-berufliche Ausbildung geeigneten Fabrik-Werkstätten ist so gering, daß sie dem Bedarf an Ausbildungsstätten in keiner Weise zu entsprechen vermag.

Unter diesen Umständen erscheint mir eine Erweiterung des gewerblich-praktischen Unterrichts durch die Schule in Deutschland wie im Auslande erforderlich. Es darf sich der Unterricht in den Gewerbeschulen nicht nur auf Zeichnen und berufstheoretische Fächer beschränken, er muß die Handwerkslehre durch Vervollkommnung nach der praktischen Seite kräftig unterstützen. Das kann und muß durch Unterweisungen in Schulwerkstätten geschehen, und zwar auch zum Besten des Jungen. Abgesehen von der zweckmäßigeren Anleitung, von der eingehenderen Erläuterung des „Wie“ und „Warum“ seiner Arbeitsverrichtungen, kommt der Wechsel zwischen Klassen und Werkstättenunterricht der Gesundheit des Knaben zu gute. Die Aufgaben werden der Kraft und Befähigung des Schülers entsprechend gewählt. Anfänglich arbeitet er drei und vier Stunden täglich in der Werkstatt und erst entsprechend den mit seinem Alter zunehmenden Kräften längere Zeit. Er ermüdet nicht so leicht und wird mehr leisten als in der Produktionswerkstatt, wo er von Anfang an nicht Schüler, sondern Arbeiter ist.

Fachschulen mit Werkstätten, deren Wirksamkeit die gewerbliche Berufslehre ersetzen sollen, werden wegen der erforderlichen bedeutenden Unkosten nie in großer Zahl errichtet werden können. Werkstätten aber, die in angemessener Weise die lückenhafte Berufslehre ergänzen, lassen sich ohne erheblichen Kostenaufwand mit gewerblichen Lehranstalten verbinden. Die Überzeugung von der Notwendigkeit solcher Werkstätten scheint sich manchem Besucher der Pariser Ausstellung aufgedrängt zu haben. Möge diese Überzeugung bei den Beteiligten immer weiter Boden finden und zur Errichtung von Schulen mit Werkstätten in Deutschland führen, dann wird — so glaube ich — die Vorführung der Ergebnisse des gewerblich-technischen Unterrichts auf der Pariser Weltausstellung eine gute Wirkung ausüben zur förderſamen Entwickelung deutschen Gewerbes und deutscher Industrie.

3.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1901 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. Jul. Hülsen, Architekt, hier.

Sitzung vom 6. Februar 1901.

Vor Eintritt in die Tagesordnung hielt der zweite Vorsitzende, Herr Professor Donner-v. Richter, folgende Ansprache:

Geehrte Anwesende!

Schweren Herzens erfüllte ich die mir als zweitem Vorsitzenden obliegende Pflicht, die heutige Sitzung zu berufen, da uns unser hochverehrter erster Vorsitzender und teurer Freund, Herr Professor Dr. Veit Valentin, am 24. Dezember vergangenen Jahres durch jähen Tod entrissen worden ist.

Seiner Initiative verdanken wir die Gründung dieser Abteilung des Hochstiftes. Von ihrer Konstituierung bis zu seinem Tode hatten wir die Freude, ihn als ersten Vorsitzenden in derselben wirken zu sehen, und wir können mit Recht sagen, daß auch er es war, der dieser Abteilung die Seele eingehaucht hat. Seine hohe, edle Geistesentwickelung, seine Freude an Werken der Kunst, sein feines ästhetisches Empfinden in ihrer Beurteilung, sein weiter Überblick über alle Gebiete der Kunst und seine wissenschaftliche Beherrschung des ganzen kunstgeschichtlichen Materials waren Eigenschaften, die unausgesetzt unsere größte Bewunderung erregen mußten, wie seine liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften ihn uns als Freund unseren Herzen teuer machten. Gewiß wird noch sein letzter in der Sitzung unserer Abteilung am 19. November 1900 gehaltener, feinsinniger Vortrag über „Raffaels Sixtinische Madonna" (inzwischen abgedruckt in den Preußischen Jahrbüchern, Band 104, Heft I, S. 104—112) in Ihrer aller Erinnerung sein!

Es sind schon an dem Grabe des Dahingegangenen über seine Verdienste um das Freie Deutsche Hochstift so sehr ehrende

und anerkennende Worte gesprochen worden, insbesondere auch von dem Mitglied unserer Abteilung, Herrn Direktor Dr. Ziehen, daß ich auf eine Würdigung dieser Verdienste hier nicht zurückzukommen brauche. Aber auch an dieser Stelle unserer tiefen Trauer und dem ehrenden Andenken um den Dahingegangenen Ausdruck zu geben, das ist uns wohl allen ein Herzensbedürfnis, und um dies zu bestätigen, ersuche ich Sie, sich von Ihren Sitzen zu erheben.

* * *

Sodann hielt Herr Donner-v. Richter seinen angekündigten Vortrag über

„Der Gemäldefries in der großen Wahlstube des Römers" (1631—1636).

(Dieser Vortrag ist inzwischen zum Abdruck gelangt in dem „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst", dritte Folge Band VII.)

4.

Abteilung für Geschichte (G).

In der Abteilung sprach am

18. Januar 1901 Herr Professor Dr. Heuer über:

„Der Nürnberger Reichstag, 1422."

5.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprachen am

13. März Herr Prof. Dr. Rausenberger über:

„Die Kraftlinientheorie im Schulunterrichte."

18. Juni Herr Prof. Dr. C. H. Müller über:

„Franz Melde."

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Franz Melde. Abriß seines Lebens und Wirkens von Prof. Dr. C. H. Müller.

Als am 17. März d. J. die Kunde von Marburg a. d. L. kam, daß Franz Emil Melde zur ewigen Ruhe eingegangen sei, da erinnerte man sich allenthalben wieder des Mannes, durch dessen Hörsaal eine ganze Generation von Physikern, Medizinern, Chemikern und Pharmazeuten gegangen war. Die Aufmerksamkeit des Publikums und der wissenschaftlichen Welt war im letzten Jahrzehnt so ausschließlich den Fortschritten der Elektrizität zugewandt, daß man den unermüdlichen Akustiker fast ganz vergaß, der doch gerade in den letzten Jahren Untersuchungen von besonderer Feinheit und Bedeutung ausführte. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Neuzeit verhältnismäßig wenig in der Akustik geschehen ist; ja man hat bereits ausgesprochen, daß dieser Zweig der Physik eine erschöpfte Mine sei, ohne zu bedenken, daß es überhaupt keine zu erschöpfenden Minen der Naturwissenschaft gibt, denn die Natur ist unerschöpflich. Daß aber die akustische Forschung im Stillen, ohne Aufdringlichkeit und Reklame, fortgediehen ist, das verdanken wir im wesentlichen unserem Marburger Universitäts-Professor, der es sogar verstanden hat, wie wir sehen werden, in gewisser Hinsicht Schule zu machen; und wenn sich in den letzten Jahren die Anzeichen mehren, daß tüchtige Köpfe ihre Kräfte der Akustik widmen, so haben wir das zum guten Teil Franz Melde zu verdanken.

Wenn ich in dem Folgenden versuche, nach einem kurzen Überblick über den äußeren Lebensgang Meldes eine Darlegung seiner wissenschaftlichen Bedeutung zu geben, so erfülle ich zugleich eine Ehrenpflicht seiner zahlreichen Schüler, die namentlich an höheren Schulen der Provinz Hessen-Nassau thätig sind. In den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts hatte ich das Glück, bei Melde mehrere Jahre Assistent zu sein; seit dieser Zeit habe ich im steten, anregendsten Verkehr mit ihm gestanden. Wohl keine seiner Arbeiten ist mir entgangen, und über die wichtigsten forderte der Verewigte meine Meinung. Ich glaube daher eine recht vollständige Übersicht über Meldes Arbeiten geben zu können, wenn ich auch mit Rücksicht auf den gebotenen Raum nur knappe

Inhaltsangaben machen darf. Mit großem Interesse verfolgte er, der frühere Gymnasiallehrer, das Schicksal seiner Schüler; war er doch einer der ersten, der erkannte, was dem künftigen Lehrer der Physik vor allen Dingen auf der Universität geboten werden mußte: die praktische Unterweisung.

I.

Über die äußeren Lebensverhältnisse Meldes liegen mehrere wertvolle Aufzeichnungen vor, die hier mehrfach benutzt worden sind.[1]) Am wichtigsten sind die Mitteilungen aus seiner kurzen Selbstbiographie.[2]) Melde wurde geboren am 11. März 1832 in dem damals kurhessisch-fuldischen Flecken Großenlüder. Sein Vater Ludwig Melde war Apotheker und stammte aus Dessau; die Wanderschaft führte ihn nach Fulda, wo er Rebecka Hodes heiratete. Von hier zog er nach Großenlüder, und richtete eine neue Apotheke ein. Im Jahre 1841 wurde der junge Franz in das Fuldaer Gymnasium geschickt, um Geistlicher zu werden. Diese altberühmte Gelehrtenschule Deutschlands war im Jahre 1803 durch den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien neudotiert und zu einer paritätischen gemacht worden. Meißner, der Vater des bekannten Schriftstellers Alfred Meißner, war der erste Direktor des sogen. Lyceums. Melde trat nun in die durch Bach[3]) im Jahre 1835 reorganisierte Anstalt ein, die durch Dronke und Schwarz auf der alten Höhe weitergeführt wurde. Der bekannte Mathematiker und Naturwissenschaftler Wilhelm Gies übte einen entscheidenden Einfluß auf den strebsamen Gymnasiasten aus. Das tolle Jahr 1848 indessen, sowie die kurhessischen Verfassungswirren, warfen ihre Schatten in das sonst so friedliche Leben der Fuldaer Schule und brachten auch den jungen Franz etwas aus dem Geleise. Als aber nach der „Schlacht" von Bronnzell die „Strafbayern" einzogen, legte man die Heckerhüte mit den scharlachroten Straußfedern und der schwarz-rot-goldenen Kokarde ab und griff wieder nach den Büchern. Daneben entwickelte sich eine große Liebe zur Musik. Schon als Sekundaner spielte Melde mit großer Fertigkeit die Guitarre, indem er sich Karl

[1]) In einem ausführlichen Litteratur-Verzeichnis auf S. 376 ff. gebe ich das Wichtigste aus Meldes wissenschaftlicher Thätigkeit und seiner Schule.

Maria v. Weber zum Vorbild nahm. Der Gymnasialgesanglehrer und Kantor Michael Henkel wurde bald auf seine Talente aufmerksam und veranlaßte seinen Sohn Heinrich, sich des jungen Melde anzunehmen. Mit großer Dankbarkeit dachte letzterer bis ins hohe Alter hinein jener schönen Stunden in Fulda, und er hat seinem musikalischen Führer und Freunde, der bekanntlich 1899 hier in Frankfurt als Musikdirektor starb, warme Worte der Anerkennung gewidmet.[4]) Lange trug er sich mit dem Gedanken, sich ganz der Musik zu widmen und seine schöne Baßstimme ausbilden zu lassen, aber sein väterlicher Freund Michael Henkel erklärte energisch: „Erst machst Du das Gymnasium durch, dann kannst Du werden, was Du willst!" Das wirkte, und als 1853 das Reifezeugnis mit Ehren errungen war, sagte Melde mit einem selbstkomponierten „Abiturientenmarsch" der musikalischen Laufbahn Lebewohl. Wir wollen übrigens vorwegnehmen, daß er seine alte Liebe nie ganz vergessen hat. Seiner musikalischen Muse verdanken wir noch mehrere Märsche und Lieder, am bekanntesten sind wohl die Studentenlieder: „Am Rhein, am grünen Rheine" und „Eobanus Hessus". Als Dekan der philosophischen Fakultät in Marburg bewirkte er auch, daß die verdienstvollen Söhne des Kantors Henkel, Heinrich und Andreas, zu Doktoren der Musik promoviert wurden.

Melde bezog nun die Universität Marburg, wo er sich mit sehr bescheidenen Mitteln sieben Semester durchschlug. Zum Glück gehörte Marburg noch zu den billigsten Universitäten. Sie trug noch so ganz das Gepräge einer kleinen Landes-Universität, wie sie Tyndall, der mit Frankland kurz vorher hier studiert hatte, in einem lesenswerten Aufsatz schildert.[5])

Melde hörte hauptsächlich bei dem Physiker und Astronomen Gerling (aus Göttingen), den Mathematikern Stegmann (aus Frankfurt a. M.) und Schell (aus Fulda), dem Mineralogen Hessel (aus Nürnberg), den Physikern Knoblauch (aus Frankfurt) und Kohlrausch (aus Rinteln), dem Chemiker Kolbe (aus Göttingen) und dem Biologen Wigand (aus Kurhessen). Gerling war sein Muster in astronomischen und praktisch-geometrischen Arbeiten; Knoblauch zeigte ihm die Anordnung guter Experimente und Hessel lehrte ihn sorgfältiges Modellieren, Berechnen und Zeichnen von

Krystallen. Meldes Gewandtheit im Zeichnen war groß, und seine Schüler, namentlich seine Assistenten, mußten sich bei ihm gründlich in dieser Kunst üben. Seine musikalischen Studien lagen dabei nicht brach, der innige Verkehr mit dem musikalischen Dechanten Müller auf Amöneburg regte ihn in dieser Hinsicht lebhaft an.

Im achten Semester wurde das Staatsexamen abgelegt, und der junge Kandidat wanderte, da es ihm an Mitteln zur Verfolgung der akademischen Laufbahn fehlte, im Frühjahre 1857 als Probandus und Hilfslehrer nach Hanau, wo er unter Direktor Piderit mit 60 Mark monatlichem Gehalt den erkrankten Dommerich vertrat. Er lehrte hauptsächlich Geographie und Zoologie und beteiligte sich an den Arbeiten der wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde. Hier trat er auch in engere Beziehungen zu dem hervorragenden Musiker und Instrumentenbauer Georg Appunn. Seine Neigung für die Gymnasiallaufbahn war nicht sonderlich groß, und er folgte mit Freuden einem Rufe seines Gönners Gerling nach Marburg, wo er von Herbst 1857—60 die neugegründete Assistentenstelle am physikalischen Universitäts-Institute bekleidete. Damit war ihm zugleich die akademische Laufbahn geöffnet. Er widmete sich mit größtem Eifer den Vorbereitungen zu Gerlings Vorlesungen und wurde 1859 zum Doktor promoviert. Jetzt faßte er seine Habilitation mit aller Entschiedenheit ins Auge, sein einziger, aber gefährlicher Konkurrent in der Physik war Wüllner. Der bisherige Lebensgang hatte den jungen Melde fast mit Notwendigkeit der Akustik in die Arme geworfen, und ihr widmete er sich nun fast ausschließlich bis an sein Lebensende. Mehrere kleinere Abhandlungen waren schon erschienen, und die Habilitation als Privatdozent erfolgte 1860 durch die bekannte Arbeit über die nach ihm benannten Saitenschwingungen.

Melde las als Privatdozent nach der damaligen Sitte zunächst Repetitorien, dann, als Schell 1861 nach Karlsruhe berufen wurde, trug er über Trigonometrie, Koordinaten-Geometrie, Differenzial- und Integralberechnung vor. Als nun 1862 Wüllner nach Aachen ging und 1863 Gerling im 75. Lebensjahre starb, war Melde der einzige Physiker in Marburg, und es schien seiner Berufung in das Ordinariat nichts mehr im Wege zu stehen. Immerhin ver-

zögerte sich seine Ernennung bis in den April 1866, wo er zum ordentlichen Professor der Physik und Astronomie mit 2400 Mark Gehalt ernannt wurde, — es war die letzte Ernennung des Kurfürsten von Hessen. Über die Audienz in Wilhelmshöhe hat Melde eine hübsche Darstellung gegeben.[6]) War er nun schon in den Jahren 1864—66 mit seiner vollen Kraft in dem Lehrkörper der Universität thätig gewesen, so beginnt jetzt, nachdem ihm auch die Leitung des physikalischen Instituts, das inzwischen von Stegmann nebenamtlich verwaltet worden war, übertragen worden, eine hochgespannte, reichgesegnete Thätigkeit.

II.

Als akademischer Lehrer vertrat er in erster Linie die Experimentalphysik. Mit großem Geschick hob er die experimentalen Grundlagen der Physik hervor und schob die mathematische Deduktion geflissentlich zurück. Das geschah aber mit gutem Grunde, denn in jener Zeit zeigte sich eine bedenkliche Neigung, die natürlichen Grundlagen aller Physik, die experimentale Induktion, durch mathematische Deduktion zu ersetzen. Zum Glück ist diese Neigung jetzt überwunden, und die Physik ist sich ihres wahren Fundamentes wieder bewußt geworden. Melde las die Physik in zwei Teilen (Sommer- und Winter-Semester), außerdem an Spezialvorlesungen: Spektralanalyse, Akustik, Meteorologie, Physik der Sonne, physikalische Theorie der Musik, Physik des Auges und Ohres für Mediziner u. a. Als Professor der Astronomie hatte er die Aufgabe, den Studenten in die mathematische Erd- und Himmelskunde einzuführen. Die kleine Marburger Sternwarte bot und bietet auch jetzt noch ausreichende Hülfsmittel für diese Studien, die leider in der letzten Prüfungsordnung von 1898 nicht mehr gefordert werden, obwohl sie in den neuesten Lehrplänen von 1901 ausdrücklich vorausgesetzt werden. Das Marburger physikalische Institut bot dem jungen Physiker: Astrognosie, Theorie der geographischen Ortsbestimmungen (Längen-, Breiten- und Höhenbestimmungen), Theorie des Passage-Instrumentes und des Sextanten, Theorie der Sonnen- und Mondfinsternisse. In diesen Vorlesungen, die in kleinem, ausgewählten Kreise erfolgten, sah man, daß Melde

ein gewandter praktischer Rechner war, der namentlich die Methoden des abgekürzten Rechnens trefflich beherrschte.

Die Vorlesungs-Experimente waren stets planmäßig geordnet. Das Vorbereitungsbuch für den Assistenten (später für den zweiten Assistenten und Mechaniker) enthielt eine Fundgrube feiner Bemerkungen und wurde alle fünf Jahre gründlich umgearbeitet, um dem Fortschritt der Experimentierkunst zu folgen. Ganz eigenartig war die Entwickelung des physikalischen Praktikums unter Melde. Bereits Gerling hatte versucht, die Physik-Studenten praktisch zu unterweisen, kam aber bei den beschränkten Mitteln des Instituts nicht weit. Hier setzte nun der thatkräftige Nachfolger mit solchem Erfolge ein, daß Marburg in der Ausbildung des Praktikums vorbildlich wurde. Die alten, defekten Apparate wurden entfernt und mit den Mitteln, die seit 1866 der preußische Staat ziemlich reichlich zur Verfügung stellte, neue angeschafft, mit denen wirklich gearbeitet werden konnte. Die wunderbare Gabe, aus einfachen Mitteln (Holz, Glas, Draht, Kork oder Gips) Apparate aufzubauen, befähigte Melde, den jungen Praktikanten trefflich in die Technik des wissenschaftlichen Experiments einzuführen. Schließlich wurde auch seinem Lieblingswunsche, der räumlichen Erweiterung des Institutes, entsprochen. Die Zuhörerzahl war unter ihm von 30 auf 150 gewachsen, und es gelang ihm, einen Neubau herbeizuführen, der neue Arbeitsräume, vor allem aber ein schönes, geräumiges Auditorium bot.[7])

Die äußere Anerkennung für Meldes Erfolge als Lehrer und Forscher blieb nicht aus, obwohl niemand weniger äußere Ehrung suchte als er. Der Reihe nach wurde er Mitglied der naturforschenden Gesellschaften zu Hanau und Marburg, des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. und der Kaiserl. Leopold. Akademie. Auch der Mathematische Verein in Marburg und die Pharmacia ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Von seiner Stellung als Dekan der philosophischen Fakultät habe ich bereits oben gesprochen. Außerdem beschickte er drei große Ausstellungen mit akustischen Apparaten: London 1876 (Ausstellung für wissenschaftliche Apparate[8]), Paris 1881 und Chicago 1893. Hier erntete er überall reiche Ehren. Im Jahre 1891 erhielt er den Titel als Geh. Regierungsrat.

Seine Thätigkeit als Examinator war zu Zeiten sehr ausgedehnt. Neben dem Mathematiker Stegmann beherrschte er lange Zeit die Oberlehrer-Prüfung für die exakten Fächer und wurde erst in der letzten Zeit einigermaßen erleichtert. Ebenso war er ständiger Examinator bei den Doktor-Promotionen, dem Tentamen physicum der Mediziner und der pharmazeutischen Staatsprüfung.

Indem ich nun im Folgenden Meldes wissenschaftliche Leistungen eingehender verfolge, nehme ich hierfür als Grundlage ein ausführliches Verzeichnis seiner Abhandlungen und Schriften, das er einmal (1895) selbst gelegentlich zusammengestellt hat und ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Beurteilung seiner rastlosen Thätigkeit ist.[9])

III.

An rein mathematischen Arbeiten liegt nur wenig vor. Abgesehen von der Doktor-Dissertation ($\mathfrak{M}_2$), die über die Theorie der Flächen handelt, ist nur noch eine Abhandlung über Fußpunktkurven und Fußpunktflächen (aus der Katoptrik) zu erwähnen ($\mathfrak{M}_7$). Beide lehnen sich an physikalische Probleme an, selbst die Doktor-Dissertation war durch Beschäftigung mit gewissen Wellenflächen hervorgerufen. Andererseits ist hervorzuheben, daß Meldes mathematische Bildung hinreichend belegt wird durch zwei seiner bedeutendsten Werke, die in das Gebiet der angewandten Mathematik hinüberspielen, ich meine die Theorie der Schwingungskurven ($\mathfrak{M}_{12}$) und die Theorie und Praxis der astronomischen Zeitbestimmung ($\mathfrak{M}_{24}$). Durch ersteres, das später noch besonders besprochen werden soll, erhielt er die Marburger Professur. Letzteres diente uns Marburger Studenten gewissermaßen als Handbuch der Astronomie, denn es enthielt die Hauptsache dessen, was wir in der mathematischen Erd- und Himmelskunde wissen mußten. Hierin wird ausführlich der Gebrauch der astronomischen Tafeln gelehrt (meist des Nautical Almanac); zugleich wird eine Einleitung in die

[9]) Ich werde die meisten in Betracht kommenden Schriften, 56 an der Zahl, kurz mit $\mathfrak{M}_1$, $\mathfrak{M}_2$, $\mathfrak{M}_3$ u. s. f. zitieren, indem auf die im Litteratur-Verzeichnis unter [9]) angegebene Liste und ihre ebenda gegebene Ergänzung verwiesen wird.

sphärische, namentlich aber in die theoretische Astronomie geboten, wie sie selten so didaktisch fein zu finden ist. Die Theorie der Libelle, des Sextanten, Theodolithen und des Passage-Instrumentes wird ausführlich behandelt und im wesentlichen an Zeitbestimmungen exemplifiziert. Besonderen Wert legte Melde darauf, daß man auch Instrumente kennen und behandeln lernte, die unter einfachen Verhältnissen (an höheren Schulen z. B.) gebraucht werden können. So behandelte er sehr gründlich den Ebleschen Quadranten (Sextanten), der sich durch die große Einfachheit der Höhenmessung der Sonne, sowie durch ein überaus sinnreiches, graphisches Rechenverfahren auszeichnet. Da ich bei dem genannten Werke die Korrektur übernommen und auch sämtliche Hilfstafeln zu kontrollieren hatte, so war ich oft in der Lage, Meldes Gewandtheit im Rechnen zu bewundern; er war ein Meister in dem sogen. abgekürzten Rechnungsverfahren, wie es in Süddeutschland und Österreich üblich ist. Die verwickeltsten Korrektions- und Interpolations-Rechnungen überwand er spielend unter vier Augen; doch konnte er auch, wie es den besten Mathematikern passieren soll, in größerem Kreise in die größte Verlegenheit geraten.

IV.

Auf dem Gebiete der Experimentalphysik hat Melde am wenigsten die Elektrik gepflegt. Wir finden nur einige kleine Abhandlungen, die noch zum Teil der Akustik angehören und dort besprochen werden sollen. Zu erwähnen sind hier „Bestimmungen der Reaktionskraft bei der elektrischen Turbine nach der Torsionsmethode" (M_{28}), wie überhaupt Torsionsmessungen bei ihm sehr beliebt waren. Meldes Zurückhaltung gegenüber den Fortschritten der Elektrik hat, wie schon oben gesagt wurde, viel dazu beigetragen, seinen Namen in den letzten Jahren unverdientermaßen in den Hintergrund zu drängen. — Auf magnetische Studien legte er großen Wert. Das Institut besaß alle die schönen, klassischen Apparate von Gauß; auch Inklinationsbestimmungen wurden vorgenommen, meist mit dem Meyerstein'schen Inklinatorium, die letzte rührt wohl 1880 von Lobscheid her.[10]) Erwähnenswert ist noch eine Abhandlung „Aus der Experimentalphysik" (M_{47}), worin mehrere

magnetische und elektrische Demonstrationsapparate beschrieben werden.

In *Kalorik* und *Optik* sind zu erwähnen Untersuchungen über den Null- und Siedepunktsfehler des Thermometers (M_{51}), über das Farbenspektrum (M_{13}), worin ein Vergleich mit der Tonskala des Monochords gezogen wird, und solche über Absorptions-Spektren des Chlorophylls (M_{15}). Das Goethesche Phänomen der trüben Medien beschäftigte Melde in den achtziger Jahren, doch überließ er die weitere Verfolgung der Sache *Mänz*, einem seiner Schüler.[11]) Es liegt im Plane dieser Zeilen, nicht allein die Arbeiten des Marburger Gelehrten selber zu schildern, sondern auch zu zeigen, wie er befruchtend gewirkt und „Schule" gemacht hat. Ein Lieblingsunternehmen kam übrigens nicht recht zu stande. Oben wurde bemerkt, wie sehr er darauf hielt, daß gute Zeichnungen zur Demonstration in den Vorlesungen vorlagen; er fertigte nun mit seinen Assistenten eine große Anzahl solcher großen Bildertafeln an, die einen wahren Schatz des Instituts bilden. Theodor Fischer in Kassel erklärte sich bereit, einen Versuch mit der Veröffentlichung dieser Tafeln zu machen und gab 1878 (M_{26}) eine Serie *optischer* Tafeln heraus. Der Kostenpunkt aber erstickte das Unternehmen im Keime.

Das Gebiet der *Meteorologie* wurde wiederholt in Angriff genommen. Schon 1865 besuchte er Dove in Berlin, um das bekannte Meteorologische Institut kennen zu lernen. Alsbald errichtete er auch in Marburg eine Station erster Ordnung und veranlaßte die Einrichtung kleiner Stationen in Fulda und Hanau. Meist führten die Assistenten die täglichen Beobachtungen aus, er unterließ es aber nie, diese genau zu kontrollieren. Noch im Jahre 1895 veröffentlichte er selbst eine Arbeit über die wolkenlosen Tage in Marburg von 1866—1894 (M_{44}), während er sonst die wichtigsten Untersuchungen dieser Art seinen Schülern überließ; so haben wir von Linz[12]) und Koch[13]) größere Arbeiten über die meteorologischen Verhältnisse Marburgs. Bemerkenswert ist in der Linz'schen Schrift die Methode der Bestimmung der mittleren Windrichtung, wie sie Melde anzuwenden pflegte.

Eine ganze Anzahl von Abhandlungen behandelt das Gebiet

der Molekularphysik und Mechanik. Von den Flüssigkeitsströmungen in schwingenden Glocken und den Luftwirbeln auf Chladnischen Platten berichtet bereits eine Arbeit aus dem Jahre 1860 (M_6). Über die eigentümliche Form von Gasblasen, die in einem Rohre mit Flüssigkeit aufsteigen, beschäftigt sich Melde im Jahre 1865 (M_{14}), um dann in der Folge die Blasen- und Tropfenbildung überhaupt, namentlich im Zusammenhang mit den Libellen zu studieren. Er verstand es, die Form der Blasen und Tropfen durch Gipsabgüsse zu fixieren (M_{19} u. M_{20}). Im Zusammenhange damit steht eine Abhandlung von Zuschlag.[14]) Untersuchungen über Torsion wurden schon oben erwähnt; hier ist nachzutragen eine Experimentalarbeit über eine besondere Methode zur Untersuchung der Torsions-Elastizität (M_{27}). Die weitere Verfolgung seiner Ideen überließ er seinen Schülern Valentin Kramm[15]) und Schäperclaus[16]). Eine sehr hübsche Verwendung der Kapillarröhren stammt noch aus dem Ende der achtziger Jahre. (M_{37}). Diese Abhandlung bildet den Ausgang für einige weitere Arbeiten über Kapillarröhren von Fischer[17]) und Christ[18]) und Wirtz[18a]). Ersterer untersucht das Meldesche Kapillar-Barometer auf seine Brauchbarkeit, letzterer bestimmt das spezifische Gewicht von Gasen durch deren Ausflußgeschwindigkeit aus Kapillaren. Dabei darf nicht vergessen werden, daß Melde eine Reihe von Aufsätzen über Versuche und Apparate schrieb, die mehr der Demonstration als der strengen Forschung gewidmet waren. (M_{31} u. $_{35}$).

V.

Die Reihe seiner bahnbrechenden akustischen Experimental-Untersuchungen eröffnete Melde mit einer kleinen Abhandlung über Schwebungen und Stöße im Jahre 1859 (M_1). Damals waren diese Erscheinungen durch die bekannten Tonbestimmungen Scheiblers in den Vordergrund des Interesses gerückt. Bald darauf erschienen Arbeiten über Schwingungsfiguren bei Glocken (M_3), die er dadurch sichtbar machte, daß er die glatten Wände der Glocken mit Kalkmilch anfeuchtete und Sand aufstreute. Die Klangfiguren, die er auf der Oberfläche von Flüssigkeiten in Glocken beobachtete, bildeten den Gegenstand einer Versuchsreihe aus dem Jahre 1860 (M_4). Diese

schönen Figuren entstehen bekanntlich auch, wenn man den Rand von Weingläsern mit nassem Finger reibt; im Zusammenhang damit stand die in IV erwähnte Arbeit über Strömungsfiguren (M_6). Seinen Ruf als Akustiker begründete Melde durch die großen Arbeiten über die stehenden Resonanzschwingungen der Saiten aus demselben Jahre (M_5 u. $_8$), die ihm auch zur Habilitation dienten. Bekanntlich hat er zuerst entdeckt, daß Fäden, die an Glocken befestigt sind, in stehende Schwingungen geraten. Dann fand er, daß jeder beliebige schwingende Körper einen angeknüpften Faden in stehende Schwingungen versetzen konnte, die in einfachem Verhältnis zum Erreger stehen. In den meisten Kabinetten findet man jetzt einen Stimmgabelapparat vor, der das Phänomen demonstriert. Die Gabel wird entweder mit Bogen oder Streichstäbchen oder endlich elektromagnetisch erregt. Eine reiche Litteratur knüpfte sich an diese Arbeiten, die zusammengestellt sind in einer kleinen Programmabhandlung.[19]) Es fand sich, daß die Resonanzschwingungen bereits im Jahre 1843 von Duhamel theoretisch behandelt worden waren und zwar auf Anregung des genialen Savart; beiden waren aber die ausgezeichnet schönen stehenden Schwingungen entgangen. Auf Meldes Anregung hin versuchte ich, diese stehenden Resonanzschwingungen zur absoluten und relativen Tonbestimmung zu benutzen, worüber ich seinerzeit in diesen Blättern berichtet habe[20]); auch Melde hat sich späterhin noch mehrfach der „Resonanzmethode" bedient. Die physikalischen Grundbedingungen der stehenden Resonanzschwingungen, die man auch wenig treffend als „erzwungene" oder „unterhaltene" Schwingungen bezeichnet hat, wurden von Wüllner (in dessen großem Lehrbuch), dann auch noch von Meldes Assistenten Elsas[21]) untersucht. Letzterer kam zu Auffassungen, die von denen Meldes einigermaßen differierten, im wesentlichen aber auf die Theorie Rayleighs in dessen großem Lehrbuche der theoretischen Akustik hinausliefen. Als Gegenschrift auf die Arbeit von Elsas ist meine obenerwähnte Abhandlung entstanden.[19]) In drei glänzenden Experimentalreihen über Akustik ($M_{32, 33, 36}$) hat Melde in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Gegenstand weiter verfolgt und das Auftreten „gebrochener" Wellen genauer studiert. Hier benutzt er

*

auch ausgiebig den elektrischen Strom als Schwingungserreger, eine Methode, die meines Wissens von ihm zuerst angeregt wurde. Die Vibrationen des Wagnerschen Hammers gaben den Anstoß zur Erregung von Stahl- und Eisensaiten; hierher gehören auch Klinkerts[22]) Versuche; ferner lenkte er wieder die Aufmerksamkeit auf den Romershausenschen Elektromagneten zur Erregung von Schwingungen, und benutzte das sogen. phonische Rad und exzentrische Scheiben, die auf der Achse einer Sirene aufgesetzt waren, zu ähnlichen Zwecken. Um seine gründlichen Untersuchungen über Saiten einigermaßen erschöpfend darzustellen, bedarf es noch der Angabe einiger weiterer Arbeiten. An einer Riesensaite von 20—30 Metern aus Stahldraht studierte er den Einfluß der Obertöne auf den Grundton (M_9) sowie den Zusammenhang des Geigenbogens mit dem Geigenton, denn bekanntlich ist die Herstellung eines guten Geigenbogens eine Kunst. Zu erwähnen ist endlich eine Arbeit über das Webersche Monochord, ein Präzisionsinstrument zur absoluten Tonmessung, das im Marburger Institut in seltener Vollendung zu finden war (M_{13}); über sein Elektro-Monochord hat Melde an verschiedenen Orten berichtet, z. B. auch auf der Philologen-Versammlung zu Gießen 1885. (Siehe deren Berichte.) Im Anschluß an alle diese Untersuchungen sind noch zu erwähnen die Arbeiten seiner Schüler bezw. Assistenten Braun[22a]), Schäperclaus[16]) (siehe oben), Guthe[23]), über das mechanische Faden-Telephon (im Gegensatz zum elektrischen), und Rudolph[24]).

Als Einleitung einer der gediegensten Untersuchungen Meldes ist die kleine Abhandlung aus dem Jahr 1862 über das Universalkaleidophon ($M_{10, 22}$) zu betrachten. Durch Wheatstones Kaleidophon angeregt, schuf der Marburger Akustiker ein Instrument, das in verblüffender Einfachheit eine große Reihe verwickelter Erscheinungen zeigt: die seit Lissajous so vielfach studierten Schwingungskurven. Bald darauf (1864) erschien das Hauptwerk über Schwingungskurven (M_7), das den Verfasser sofort in die Reihe der ersten deutschen Akustiker setzte. Durch eine Reihe sinnreicher Apparate und Zeichnungs-Apparate schuf er ein abschließendes Werk (mit Atlas), das später nur unbedeutend modifiziert worden ist. Zwar hatte Melde Ende der achtziger Jahre die Absicht, die Lehre von den Schwingungs-

kurven zu erweitern und in Verbindung mit seiner „Vibrographie" zu setzen, aber die Verhandlungen mit einer Verlagshandlung scheiterten, und schließlich nahm er das Wichtigste in das Kapitel Vibroskopie und Vibrographie des Abschnittes „Akustik" der „Enzyklopädie der Naturwissenschaften" (Winckelmann) hinüber. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Arbeit nicht in extenso erschienen ist. Von seinen Schülern hat nächst Braun[24a]) auch Kempe[25]) einen derartigen Zweig der Untersuchung, die mit der Betrachtung der Zylinderfläche zusammenhängt, auf Kugel- und Kegelfläche ausgedehnt.

Melde gruppierte nach Chladni die wichtigsten akustischen Tonwerkzeuge in Saiten, Membranen, Stäbe, Platten, Glocken, Pfeifen und Stoßapparate (Sirenen); von diesen hat er die Saiten am genauesten untersucht, ohne jedoch die übrigen Tonkörper zu vernachlässigen. Über Membranen liegt zwar nur eine Arbeit vor, aber eine hochinteressante über die Transversalschwingungen bei Flüssigkeitsmembranen (M_{25}). Wahre Riesenmembranen waren hier aus Seifen- und Saponinlösung erzeugt und der Untersuchung unterworfen worden. Später bestimmte er noch die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit des Schalles in membranösen Bändern (M_{40}) mit Hülfe von Longitudinaltönen. Die Untersuchung über einseitig-freischwingende Membranen und ihren Zusammenhang mit den Stimmbändern des Menschen[26]) übertrug er mir. Über die weitere Entwicklung der Theorie des menschlichen Stimmorgans auf Grund dieser und anderer Arbeiten habe ich zur Zeit in den Schriften des Hochstifts berichtet.[27]) Zu erwähnen ist auch eine Untersuchung von Elsas[27a]) über Membranen, die im Marburger Institut ausgeführt wurde und an die Resonanzversuche Savarts anknüpfte.

Die planmäßige Erforschung der Stäbe überließ er meist seinen Schülern[28]), obwohl wir an anderer Stelle seine Prüfung von hohen Stimmgabeln registrieren müssen.*) Bemerkenswert erscheinen besonders die Arbeiten von Heuser[28a]) und Elsässer.[29]) Auch die Untersuchung der Platten bedurfte wegen ihrer erschöpfenden Behand-

*) Erwähnenswert ist ebenfalls die Meldesche Röhrenstimmgabel (Vergl. Ber. d. Philologen-Versammlung in Gießen 1895).

**

lung durch Chladni nur wenig seiner sichtenden Hand. Ein Wellen-Apparat zur Demonstration Chladnischer Klangfiguren stammt aus dem Jahre 1874 (M_{23}), während die Beobachtung von Klangfiguren in *Luftplatten* (M_{21}) wohl mehr in das Gebiet der Pfeifen gehört. Eine Prüfung der Theorie quadratischer Platten übernahm dann *Heitmann*.[30]) Ueber Resonanzschwingungen von Platten hat Elsas im Marburger Institute gearbeitet.[30a]) Über Meldes Beobachtungen an *Glocken* haben wir schon oben (M_{8}) berichtet, andere finden sich in seinen größeren Werken der Akustik zerstreut, auch die Versuchsreihen $M_{32, 33, 36}$ enthalten hierhergehörige Experimental-Untersuchungen. Hierbei will ich nicht versäumen eine hübsche Arbeit zu erwähnen, die Fenkner im Marburger Institute an Glocken durchführte.[31]) Weitere kleinere Arbeiten über Pfeifen[32]) und Sirenen wird man am besten in Meldes weiter unten zu besprechenden Handbüchern der Akustik studieren. Hier soll nur noch auf die scharfsinnige Art hingewiesen werden, wie er absolute und relative Tonmessungen vornahm. Ein selten feines Ohr unterstützte alle seine Manipulationen sehr wirksam. Die kleine Notiz über die Zählung von Klangpulsen (M_{18}) zeigt schon, wie umsichtig er zu Werke ging. Eine glänzende Versuchsreihe, die er noch im hohen Alter anstellte, soll hier eingehender besprochen werden, weil sie seine sorgsame Art des Tonmessens ganz besonders erkennen läßt.

Bereits 1893 waren im Marburger Institute einige Methoden zur Bestimmung von Schwingungszahlen erdacht worden, die sich insbesondere auf *hohe* Töne bezogen (M_{41}) und bereits in diesen Berichten[20]) erwähnt wurden. Melde ließ die Schwingungen des Tonkörpers auf ein angefettetes Glasblättchen schreiben und zählte die Wellenfiguren unter dem Mikroskope, indem er sie mit denjenigen einer Normalgabel verglich. Auch hatte er schon früher auf die Verwendung einer Resonanzmethode auf Grund der Kundtschen Staubfiguren (M_{40}) hingewiesen, ein Verfahren, das später von Rudolf König zu großer Vollendung gebracht worden ist. Weitere Tonmessungen an Schwingungen mit hoher Frequenz erfolgten 1894 (M_{43}). Hier verwendete er als Resonanzkörper nicht Luft wie bei den Kundtschen Figuren, sondern dünne Metalllamellen, die auf die höchsten Töne von Stimmgabeln vortrefflich resonierten und scharfe

Knotenlinien ergaben, sodaß man nach Seebecks Theorie leicht die Tonhöhe bestimmen konnte. Bei dieser Gelegenheit entdeckte Melde, daß die Gabeln des Appunnschen Hörprüfungsapparats, wie er in physikalischen und physiologischen Kabinetten überall im Gebrauch war, durchaus falsch abgestimmt waren. Die Stimmung der höchsten Gabeln, die sich bis auf 40 000 u. 50 000 Schwingungen belaufen und die obere Grenze des Hörvermögens angeben sollten, belief sich kaum auf 15—20 000. Dadurch wurde nun eine Frage aufgerollt, die noch in den letzten Jahren d. v. Jahrh. vielfach untersucht wurde, namentlich von Melde selbst, (M$_{48, 50}$) Anton Appunn[33]), Stumpf u. Meyer[34]) und Rudolf König[35]) und schließlich zu Gunsten Meldes entschieden wurde. Offenbar war die Abstimmungsmethode des älteren Appunn (Georg), die sich auf Differenztöne gründete, trotz des phänomenalen Gehöres dieses praktischen Akustikers, nicht zuverlässig; aber auch die Methode des jüngeren Appunn (Anton) sollte sich nicht als sicher erweisen. Melde unterzog bei dieser Gelegenheit die verschiedenen Methoden der Tonmessung nochmals einer gründlichen Revision (M$_{54}$*) und besprach in einer letzten kleinen Schrift, als sich bei ihm schon schweres körperliches Leiden bemerklich machte, eine neue Art von Stimmgabeln (aus Edelmanns Werkstatt in München), die zur Erzeugung hoher Töne vorzüglich geeignet waren (M$_{56}$). Vorher hatte er noch als Ersatz für die Appunnschen Gabeln sogenannte Stimmplatten vorgeschlagen (M$_{49, 52, 53}$), mit denen er ebenfalls gute Resultate erhielt und die obere Hörgrenze des Menschen auf 15000—20000 Vollschwingungen bestimmte. An diesen Platten konnte man beim Aufstreuen von Sand die interessante Erscheinung wahrnehmen, daß die Chladnische Klangfigur auch da tadellos erschien, wo ein Ton nicht mehr zu hören war. Das letzte Wort in der ganzen Sache hat Rudolf König, der hochverdiente Senior unserer praktischen Akustiker, in der oben zitierten Abhandlung[35]) gesprochen. Er hat Tonkörper mit hörbaren und unhörbaren Schwingungen zwischen $c_5 = 4096$ u. $f_9 = 90000$ untersucht und festgestellt, daß zwar Differenztöne auch dann noch

*) Das Verdienst des hiesigen Arztes Hofrat Dr. Stein[36]), um die photographische Tonmessung, deren sich auch Appunn bedient hatte, wird hervorgehoben (Vergl. auch die Arbeit von Zickgraf[37]).

gehört werden können, wenn die erzeugenden Töne selbst schon über der Grenze der Hörbarkeit liegen, daß aber die Kundtschen Staubfiguren das beste Mittel sind zur Bestimmung von Tönen, die nicht blos unhörbar sondern auch so schwach sind, daß sie nicht mehr Differenztöne liefern. Melde hat das physiologisch-akustische Gebiet wiederholt gestreift, zuletzt noch 1895 in einer Abhandlung über „resultierende" Töne (M$_{45}$), worin er zeigt, daß ein Klanggemisch immer einen „resultierenden" Ton hervortreten läßt; seine übrigen Ansichten, die denjenigen Helmholtz' nicht selten entgegentreten, finden sich zerstreut in dem Artikel „Akustik" der naturwissenschaftlichen Enzyklopädie von Winkelmann.

Es erübrigt nun noch, die zusammenfassenden Schriften über Akustik aufzuzählen. Hierher gehören die „Akustischen Briefe" aus dem Jahre 1886 (M$_{48}$) in der von Krebs erschienenen Zeitschrift „Humboldt". In populärer Darstellung sucht Melde die Hauptlehren der modernen Akustik dem Leser vorzuführen, ebenso wie er in der Arbeit „Die Akustik in ihren Hauptbeziehungen zu den musikalischen Instrumenten" (M$_{30}$) die Darstellung des alten Zamminer zu ergänzen sucht. Alle diese Schriften treten aber zurück gegen die beiden durchaus originalen Werke, in denen er die Quintessenz seiner Lebensarbeit niedergelegt hat, diese sind: „Akustik, Fundamentalerscheinungen und Gesetze einfach tönender Körper" (56. Band der Brockhausschen intern. wissenschaftl. Bibliothek 1883) und abermals: „Akustik" (1. Bd. der Enzykl. d. Naturw. von Winkelmann 1891). Da beide allgemein zugänglich und bekannt sind, so genügt es wohl darauf hinzuweisen, daß sie in der Anlage grundverschieden sind (M$_{29}$ u. M$_{39}$). Während in der Brockhausschen Akustik nur die Schwingungszahlen einfach tönender Körper behandelt werden, bildet die Winkelmannsche die Ergänzung, nämlich die Behandlung des Zusammenklangs der Töne sowie die Schwingungsform. Letzteres Buch ist endlich ausgezeichnet durch ein reiches Litteratur-Verzeichnis das neben dem von Pisko[8]) für die moderne Akustik unentbehrlich ist, während für die ältere Akustik der würdige Bindseil immer noch die Hauptquelle (abgesehen von den originalen Arbeiten) bildet. Wir machen nochmals auf die eigenartige Auffassung aufmerksam, die Melde vom „Zusammenklang der Töne" hatte. Die Lehre von der

Konsonanz und Dissonanz der Akkorde beschäftigte ihn bis in die letzten Lebensjahre hinein, da er mit den Helmholtzschen Lehren nicht einverstanden war; trotzdem er des Englischen wenig mächtig war, studierte er das leider wenig bekannte Werk von Robert Smith, „Harmonics“ (London 1759), wurde aber durch andere dringlichere Arbeiten an einer Monographie über Smith und dessen physikalische Harmonielehre gehindert.[38])

Zum Schlusse bedarf es noch der Erwähnung einiger biographischen Arbeiten Meldes aus dem akustischen Gebiete. Über „Heinrich Henkel“ wurde schon oben berichtet.[4]) Daneben aber hat Melde das Leben und Wirken Chladnis, des Vaters der wissenschaftlichen Experimental-Akustik, mehrfach behandelt, zuerst skizzierend (1866 M_{17}), dann aber ganz ausführlich (1888 M_{38}). Chladni, an den Melde immerfort*) in seinen Arbeiten anknüpfte, war eine Persönlichkeit, aus der Melde immer wieder neue Kraft schöpfte. Bekannt ist, daß Chladni nicht nur Akustiker ersten Ranges war, sondern auch die erste richtige Erklärung für das Auftreten der Meteoriten gab.

Wir stehen am Schlusse der Würdigung der akustischen Leistungen Meldes. War Helmholtz ihm in der Anwendung der mathematischen Analyse überlegen, übertraf ihn Rudolf König in der Eleganz der Methoden, so wurde er doch von keinem erreicht in der Sorgsamkeit und Gründlichkeit der Ausführung des Experiments und alle übertraf er in der erstaunlichen Einfachheit der Mittel, mit denen er zu Werke ging. Nun lebt von diesen Säulen der Experimental-Akustik nur noch Rudolf König in Paris, dessen einzigartiges Instrumentarium hoffentlich für die deutsche Nation gewonnen wird.

VI.

Ehe wir von dem Bilde Meldes Abschied nehmen, wollen wir noch einen Blick auf die Entwicklung seiner Privatverhältnisse werfen, die wir seit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor aus dem Auge verloren hatten. Bald nach der festen Anstellung verheirathete er sich mit einer Tochter der bekannten Marburger

*) Wie auch weiterhin an Lissajous, Savart und Wilh. Weber.

Familie **Runkel**. Zwei Söhne und eine Tochter wurden ihm in glücklicher Ehe geboren. Erstere wandten sich dem ärztlichen Studium zu. Mit tausend Fäden hing er an der hessischen Heimat, namentlich aber an dem fuldischen Lande, der altehrwürdigen Buchonia. Seinen Freund und engeren Landsmann Zwenger unterstützte er kräftig in dem Bestreben, für die Heimat die Zeitschrift „Buchonia" herauszugeben. Als sich diese nicht hielt, nahm er innigen Anteil an der Begründung der Zeitschrift „Hessenland", die jetzt schon im 15. Jahrgange steht und, wie wir gesehen haben, auch die Selbstbiographie Meldes gebracht hat. Hervorragend war seine Liebe zur heimatlichen Natur, größere Reisen hat er nur wenig unternommen, wenn er auch das Meer und die Alpen wohl kannte und ihre Eigenart bewunderte. **Wohl** fühlte er sich nur im deutschen Walde, im deutschen Mittelgebirge. Sein Lieblingsberg war die Milseburg in der Rhön, für die er eine Panoramatafel in Vogelperspektive ausgearbeitet hat, die wohl noch dort zu finden ist mit den von ihm verfaßten Versen:

> In Gottes weite, schöne Welt
> Hat einer mich hierhergestellt,
> Dem Auge, spähend in die Weiten,
> Zum sichern Ziel den Blick zu leiten.

Gerne weilte er auch auf der herrlichen Spiegelslust bei Marburg, deren Aussichtsturm hauptsächlich sein Werk ist. Bekanntlich stürzte der **erste** Bau in der furchtbaren Sturmnacht vom 12./13. März 1876 vollständig zusammen. Der Weg durch die Stadt war in jener Nacht so gefährlich, daß Melde einen Zuber über den Kopf stülpte, um auf dem Gange von Weidenhausen zur Sternwarte gegen die fallenden Steine und Ziegeln gesichert zu sein.

Ein Feind größeren gesellschaftlichen Verkehrs und des seit 1870 auftretenden Luxus, der so ganz und gar von den einfachen hessischen Sitten abstand, zog er sich in einen kleinen Kreis verwandter Familien und treuer Freunde zurück. Besonderen Wert legte er auf ein gutes Verhältnis zur Marburger Bürgerschaft, mit der ihn zahllose kleine und große Erlebnisse immer inniger verbanden. Wie er es verstand, durch sein glänzendes

musikalisches Talent und seinen seltenen Humor der Menschen Herz zu erfreuen, das steht noch lebhaft in aller Erinnerung. Niemals habe ich glücklichere Stunden bei ihm verlebt, als wenn er zur altgeliebten Guitarre griff und seine schöne, weiche Baßstimme erklingen ließ. Sein Anekdotenschatz war unerschöpflich. Es ist wahrlich schade, daß er ihn nicht aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert hat.

Neben der musikalischen Ader besaß Melde auch eine poetische. Ich kann mich erinnern, daß er mir beim Ordnen der Privat-Bibliothek einmal ein Büchlein mit Gedichten zeigte, das die Aufschrift trug „Jugendsünden“. Ein Gedicht, überschrieben Frankfurt a. M., 13. April 1859, setze ich hierher:

In den buntbewegten Gassen
Wandr' ich einsam hier umher,
Fühle mich so ganz verlassen,
Alles läßt mich kalt und leer.

Denn an mir vorübergehen
Tausend Menschen, ernst und still,
Keiner mag es wohl verstehen,
Was ich suche, was ich will.

Und aus diesem frost'gen Treiben
Tret ich in ein schimmernd Haus,
Wo durch reich verzierte Scheiben
Holde Blumen schaun heraus, —

Thäten mich so freundlich fragen:
Wandrer sprich, was bringst Du mit,
Hast Du Herzensleid zu tragen
Oder ist es Herzensglück?

Und er schwieg; doch in dem Schweigen
Lag der Sehnsucht schönes Bild,
Lag der Liebe treues Zeichen,
Tief und innig, warm und mild.

Seit 1899 wurde der unverwüstlich scheinende Mann kränklich, und wenn er sich auch gewaltsam aufrecht zu halten suchte, er brach doch mehr und mehr zusammen. Oft blitzte noch durch die herbe, knorrige Außenseite das Licht seines goldenen, köstlichen

Herzens hindurch. Als ich ihn aber im Januar dieses Jahres zusammengesunken im Lehnstuhle des altbekannten Studierzimmers sitzen sah, da verlor auch ich alle Hoffnung, und er sagte ergeben: „Es wird nicht mehr!“ — Ich schließe diesen Nachruf mit den schönen Versen, die er selbst einem geschiedenen Freunde gewidmet hatte:

Das Leben vergeht und rastlos eilen die Jahre
Unter dem träumenden Blick des Menschen dahin.
Nur wer das Edle geliebt, die Leiden gesehen und empfunden,
Der nur weiß Dir zu sagen: Ich habe gelebt,
Ich kenne die Welt und die Menschen.

Litteratur-Verzeichnis.

1) Zwenger, Meldes Lebensbild in der Zeitschrift „Hessenland“, 1892 S. 86—89, 100—101.
2) Melde, Selbstbiographie. M. verfaßte sie Ende der neunziger Jahre für die (noch nicht erschienene) Fortsetzung der Strieder schen Gelehrtengeschichte; vorläufig abgedruckt im „Hessenland“ 1901 S. 95 u. ff., kurz nach Meldes Tode.
3) Dingelstedt, Gedächtnisrede auf Bach, Hessenland 1891, S. 39. — Dingelstedt war kurze Zeit Gymnasial-Lehrer in Fulda. Über Bach berichtet auch Zwenger: Hessenland 1891, S. 4. Die Erinnerung an Bach (geb. in Montabaur, Sohn eines Rechtsanwalts) verdient wach gehalten zu werden; er war der Schwiegersohn des Patrioten v. Hippel, der den Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk“ verfaßte. Sein Sohn fungierte bis vor kurzem als Direktor einer Berliner Realanstalt.
4) Melde, Heinrich Henkel, ein Lebensbild. — Hessenland 1899.
5) Tyndall, John: Die Universität Marburg in den Jahren 1848—1851. Deutsche Revue, 1885, S. 279. — Damals zählte Marburg kaum mehr als 250 Studenten, ein jährlicher Wechsel von 900 M. war schon viel, die Assistenten erhielten jährlich 600 M. und freie Wohnung. Die Wohnungen kosteten 40 Mark pro Semester, das Mittagessen 50 Pfg., Abendessen 20 Pfg. Bezeichnend ist Tyndalls Äußerung:

In Deutschland hört man das Wort „Pflicht“ öfter als das Wort „Ruhm.“

6) Melde: Eine letzte Audienz. Hessenland, 1895 S. 300.

7) Melde: Der Erweiterungs- und Umbau des math.-phys. Instituts der Universität Marburg, Hessenland 1891, S. 41.

8) Pisko, die neueren Apparate der Akustik. Wien, Gerold. — Ich führe dies Werk an, weil es zum ersten Male Meldes Apparate einem größeren Kreise zugänglich machte.

9) Schriften der Gesellschaft zur Beförd. der ges. Naturw. zu Marburg 1895. Bd. 12, Abt. 7, S. 1—6. — Das Verzeichnis enthält 44 Nummern; ich habe es für mich fortgeführt und gebe hier in fortlaufender Nummer die Arbeiten bis zu Meldes Tod:

(45) Über resultierende Töne, sowie einige hierbei gemachte Erfahrungen. Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie Bd. 60. 18 Seiten, 1895.

(46) Über die Erregung stehender Faden-Wellen durch elektr. Funkenentladungen. Ann. d. Phys. u. Chemie. N. F. Bd. 63, S. 78—82, 1897.

(47) Aus der Experimental-Physik. Zeitschr. f. phys. u. chem. Unterricht. XI, 57—63, 1898.

(48) Über einen neuesten Appunnschen Hör-Prüfungs-Apparat. Archiv f. d. g. Physiol. B. 71, S. 441—456, 1898.

(49) Über Stimmplatten als Ersatz für Stimmgabeln zur Erzeugung sehr hoher Töne. Sitzungsber. d. naturf. Gesellsch. zu Marburg, Nr. 4, S. 1—12, 1898.

(50) Erwiderung gegen Anton Appunns Abhandlung „über Schwingungszahlbestimmungen bei sehr hohen Tönen“. Ann. d. Phys. Bd. 65, 645—647, 1898.

(51) Über die Ableitung und den Zusammenhang von Gleichungen für den Null- und Siedepunktsfehler eines Thermometers. Zeitschr. f. phys. u. chem. Unterr. XI, 156—159, 1898.

(52) Über Stimm-Platten als Ersatz für Stimmgabeln. (Erweiterung von Nr. 49) Ann. d. Physik Bd. 66, S. 767—780, 1898.

(53) Über Stimmplatten als Ersatz für Stimmgabeln bei sehr hohen Tönen (Darstellung für prakt. Musiker) in „Der Klavierlehrer“ XXII Nr. 1, S. 1, 1899.

(54) Über die verschiedenen Methoden der Bestimmung sehr hoher Schwingungszahlen. Ann. der Phys. Bd. 67, 781—793, 1899.

(55) Heinrich Henkel, ein Lebensbild. Hessenland XIII Nr. 11, 1899. Obwohl schon oben unter Nr. 4 aufgeführt, reihe ich diese Abhandlung der Vollständigkeit wegen hier ein.

(56) Eine neue Art von Stimmgabeln und Klangfiguren, sowie Erscheinungen bei sensitiven Flammen. Sitzungsber. d. nat. Gesellschaft in Marburg. Nr. 4, 1899. *)

10) Lobscheid, Magn. Inklination von Marburg. Inaug.-Diss. Marburg 1880.

11) Mänz, Untersuchungen über trübe Medien. Inaug.-Diss. Marbg. 1885.

12) Linz, Klimatische Verhältnisse von Marburg. Inaug.-Diss. 1885.

13) Koch, Die Temperatur-Verhältnisse von Marburg. Schriften d. naturf. Gesellsch. zu Marburg, 1892.

14) Zuschlag, Widerstand von Kugeln in Röhren. Inaug.-Diss. Marbg. 1871.

15) Kramm, Torsion und absolute Festigkeit der Metalldrähte. Inaug.-Diss. Marbg. 1873.

16) Schäperclaus, Einfluß der Torsion auf Saitenschwingungen. Inaug.-Diss. Marbg. 1889.

17) Fischer, Carl: Das Meldesche Kapillar-Barometer. Inaug.-Diss. Marbg. 1889.

18) Christ, Anwendung enger Röhren zur spez. Gewichtsbest. der Gase. Inaug.-Diss. Marbg. 1890.

18a) Wirtz, Ausflußgeschwindigkeit von Flüssigkeiten aus Kapillaren unter d. Einfluß der Elektrizität. Inaug.-Diss. Marbg. 1889.

19) Müller, Carl Heinr.: Resonanzschwingungen von Saiten. Gymn.-Progr. Fulda 1884.

20) Müller, Carl Heinr.: Über absolute Tonhöhebestimmungen. Berichte des Fr. D. Hochstifts. S. 63, 1895.

21) Elsas, Erzwungene Fadenschwingungen. Inaug.-Diss. Würzburg 1881.

22) Klinkert, Bewegung elektromagnetisch erregter Saiten. Marburg 1898.

Diese Arbeit knüpft auch an das s. Z. Aufsehen erregende elektromagnet. Klavier von Eisenmann an.

22a) Braun, Einfluß der Steifigkeit, Befestigung und Amplitude auf Saitenschwingungen. Ann. d. Physik, Bd. 147, 64.

*) Die Schriften (45)—(56) sowie die früheren aus dem Hauptverzeichnisse Nr. 1 bis 44 sind mit „M“ in meiner obigen Abhandlung bezeichnet.

23) Guthe, das mechanische Telephon. Inaug.-Diss. Marbg. 1892.
24) Rudolph, Akust. Methode der Längenmessung an Saiten und Bestimmung der Wärme-Ausdehnung. Inaug.-Diss. Marbg. 1892.
24a) Braun, Die Singularitäten der Lissajousschen Stimmgabelkurven. Inaug.-Diss. Erlangen 1875.
25) Kempe, Kugel- u. Kegelfläche in ihrer Beziehung zu den Schwingungskurven. Inaug.-Diss. Marbg. 1887.
26) Müller, C. H. Unters. über Membranen und deren Beziehungen zum menschlichen Stimmorgan. Schriften der naturf. Gesellschaft zu Marbg. 11. Bd. 1877.
27) Müller, C. H., Die Physikalische Theorie der menschlichen Stimmbildung. Berichte d. Fr. Deutschen Hochstifts, 1890.
27a) Elsas, Unters. über erzwungene Membranschwingungen. Akta d. Leop. Gesellsch. 1882.
28) Müller, C. H., Tonhöhen poröser Gipsstäbe. Annalen d. Physik. S. 481, 1875.
28a) Heuser, Transversalschwingungen von Röhren. Inaug.-Diss. Marbg. 1886.
29) Elsässer, Querschwingungen von Röhren. Inaug.-Diss. Marburg 1884.
30) Heitmann, Einfluß der Massenveränderung auf die Schwingungen quadratischer Platten. Inaug.-Diss. Marbg. 1886.
30a) Elsas, Unters. über erzwungene Schwingungen von Platten. Annalen der Physik. Bd. 19, 474.
31) Fenkner, Transversalschwingungen von einseitig offenen Metallzylindern. Annalen der Physik S. 185, 1879.
32) Schaumburg, Über Kundts Klangfiguren. Inaug.-Diss. Marburg 1889.
33) Appunn, Anton: Ann. der Physik S. 217, 222. 1899.
34) Stumpf u. Meyer: Ann. d. Physik S. 760, 1897.
35) König, Rudolf: Ann. d. Physik, S. 626 u. 721, 1899.
36) Stein, S. Th.: Photographie der Töne. Ann. der Physik S. 142, 1876. Ferner Stein: Die Photographie im Dienste der Wissenschaft. Bd. II, 4. Heft, S. 159, 1886.

37) Zickgraf, Meldes neueste Methode zur Bestimmung hoher Schwingungszahlen. Inaug.-Diss. Marbg. 1899.

38) Mach, Über Sauveur. Mitteilg. der deutschen Math. Gesellschaft zu Prag, 1892. Hier macht M. besonders auf die ganz vergessenen Arbeiten Smiths aufmerksam.

Für Manchen wird es interressant sein, die Reihe der Meldeschen Assistenten kennen zu lernen. Er selbst war 1857 bis 1860 Assistent bei Gerling. Die Liste der folgenden 18 Namen macht keinen Anspruch auf volle Genauigkeit, da die Daten nicht leicht erhältlich sind; in Klammern ist die spätere Stellung der betreffenden Herren angegeben.

1. Edmund Heß (Univ.-Professor in Marburg). 2. Wilhelm Feußner (Univ.-Professor in Marburg). 3. Heinr. Kramm († Gymn.-Oberlehrer in Straßburg). 4. Friedrich Uth, 1872—75 († Versich.-Mathematiker in Berlin). 5. Karl Heinr. Müller, 1875—1877 (Gymn.-Professor in Frankfurt a. M.) 6. Karl Hoffmann, 1877—79 (Gymn.-Prof. in Fulda). 7. Adolf Elsas 1879—81 († Univ.-Prof. in Marburg). 8. Ludwig Heuser, 1881—83 (Oberlehrer in Frankfurt a. M.) 9. Emil Söhle 1883—85. 10. Nikolaus Mänz 1885—87 († Gymn. Lehrer). 11. Heinrich Christ 1887—89. 12. Bernhard Koch 1889—91. 13. Heinrich Rudolph 1891—93. 14. Plinke 1893—94. 15. Stange 1894—96. 16. Würfel 1896—98. 17. Alfred Zickgraf 1898—1900. 18. Schmidt 1900 (Privat-Dozent in Marburg).



III. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XXII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Es gewinnt den Anschein, als sollten sich die jährlichen Rechenschaftsberichte des „Schwäbischen Schillervereins"[1]) aus bescheidenen Anfängen allmählich zu größerer litterarischer Bedeutung entwickeln und, sobald erst das Schiller-Archiv auf der Schillerhöhe zu Marbach vollendet ist, sich zu einem Jahrbuch auswachsen, in dem die Erforschung der schwäbischen Dichterwerke sich um Schiller gruppiert wie im Jahrbuch der Grillparzergesellschaft die litterarische Erschließung eines bestimmten Kreises der österreichischen Litteratur unter den Auspizien des größten österreichischen Dichters erfolgt. Wie stattlich das schwäbische „Schillermuseum und -Archiv" sich über Schillers Geburtsstadt erheben soll, zeigt uns die in hübscher Kolorierung ausgeführte Beilage des Rechenschaftsberichtes, in dem die preisgekrönten Bauleiter Eisenlohr und Weigle auch über die innere Gestaltung des Gebäudes Auskunft erteilen, das schon 1902 die bisher gesammelten reichen Schätze für Schiller und die schwäbischen Dichter aufnehmen soll. In dem Bildersaale des neuen Museums sollen wie in einer schwäbischen Ehrenhalle die Porträts der schwäbischen Dichter aufgestellt werden. Der schöne Plan hat Paul Weizsäcker erneuten Anlaß gegeben, eine kritische Prüfung und Sammlung der Originalbildnisse Schillers auszuführen, wie Friedrich Zarncke dies in so musterhafter Weise für Goethe, Weizsäcker selbst 1893 bereits für Wieland gethan hat. Aus seinen Studien „Über Schillerbilder", die zum hundertsten Todes-

[1]) Fünfter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1. April 1900/1901. Marbach a. N. 1901.

tage Schillers abgeschlossen vorliegen sollen, hat Weizsäcker nun im Rechenschaftsberichte einzelnes über methodische Fragen der Untersuchung und zweifelhafte Jugendbildnisse Schillers mitgeteilt. In dem Festvortrage bei der Jahresversammlung des Vereins hat Otto Güntter über „Schillers Stellung zum Publikum“ gesprochen. Durch seine Lebensstellung wie durch seine auf die Bühne hindrängende Naturanlage konnte Schiller dem Publikum gegenüber nicht die kühl abwartende Haltung einnehmen, wie Goethe sie jeder Zeit beobachtete. Wenn Schiller sich aber bei Ankündigung der Rheinischen Thalia dem Publikum auch als seinem Vertrauten und Souverän in die Arme warf, so hat er doch nie daran gedacht, seinen Launen zu schmeicheln. Eben bei Leitung seiner Zeitschriften verstand er es sehr geschickt, geschäftliche Rücksichten und seine hohen Erziehungsabsichten miteinander zu vereinen, wie er andrerseits sich in den Xenien dafür rächte, daß Publikum und Kritik bei den „Horen“ diesen seinen höheren Zielen nicht zu folgen vermochten. Der „Geisterseher“ ist trotz der ausgesprochenen, ihm gewinnbringenden Vorliebe des Publikums für diesen Roman ihm bald überdrüssig geworden und blos ein einzigesmal ist er durch die Stimmung des Publikums und Stimmen aus ihm zu einer Stoffwahl bestimmt worden: beim „Wilhelm Tell“. Das Drama selbst zeigte dann freilich wieder nichts von Zugeständnissen an jenen öffentlichen Geschmack, den zu leiten und zu bessern, nicht ihm schmeichelnd zu dienen, Schiller sich berufen hielt. Von der überschwänglichen Begrüßung des Publikums in der Rheinischen Thalia bis zu den herbsten Ausdrücken seiner Verachtung in Briefen an Fichte und Goethe hat Güntter übersichtlich Schillers Aussprüche zusammengestellt, sein Verhalten erörtert. Es gehört zu Schillers Eigenheiten, wie er, ohne seinen hohen Zielen etwas zu vergeben, doch den praktischen Forderungen zu entsprechen wußte. Nur dadurch vermag der Dichter zugleich auch die von vielen Rücksichten beengte Bühne zu erobern und zu beherrschen.

Zu diesem Gegensatz zwischen reiner Dichtung und Theaterpraxis, über den Schiller selbst sich so oft in seinen Briefen geäußert hat, liefert auch der Karlsruher Dramaturge Eugen Kilian einen lehrreichen Beitrag durch seine anziehende Erörterung der

schon 1802 beginnenden Versuche, die drei Teile von Schillers Wallenstein-Dichtung in das Prokrustesbett eines gewöhnlichen Theaterabends einzurenken.[2]) Mit vollem Rechte macht Kilian von vornherein darauf aufmerksam, daß Schiller selbst beim Wallenstein niemals an eine Trilogie gedacht habe, sondern nur durch das Anschwellen des Stückes zur Befolgung von Goethes Rat einer Absonderung des Vorspiels und einer Teilung der ursprünglichen fünf Akte in zwei Stücke zu je fünf Akten gezwungen wurde. Die Schauspieler Karl Fr. Wilhelm Fleischer in Glogau und Wilhelm Vogel in Mannheim haben gleichzeitig die „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" zu einem Stück zusammengezogen. Die Kürzungen, denen das Bankett, Wrangel und die Pappenheimer Kürassiere zum Opfer fielen, betrafen hauptsächlich Wallenstein selbst und alles Politische, während die Theklaszenen viel mehr geschont wurden, zweifellos weil sie dem Geschmack des an Ifflandische Rührung gewöhnten Publikums eben mehr zusagten als alles Historische. Beide Bearbeitungen liegen gedruckt vor, dagegen ist die Skizze von Körners Versuch, die Vogelsche Einrichtung zu verbessern (S. 34) und Körners ganze Bearbeitung (S. 39) von Kilian aus dem Dresdner und Mannheimer Archiv zum erstenmal ans Licht gezogen worden. Die anonyme Wiener Bearbeitung von 1814 ist 1827 durch Schreyvogels Einrichtung, die mit dem Bankett einsetzt, abgelöst worden. Erst 1848 ist in Wien das Lager mit beiden Teilen gespielt worden. Immermann hat nur drei Szenen aus dem Schlußakt der „Piccolomini" seiner Bühneneinrichtung von „Wallensteins Tod" von 1834 vorangestellt, während 1869 Alfred v. Wolzogen als Bühnenleiter in Schwerin von den 1106 Versen des Lagers 267 als erste Szene beibehielt. Die 1881 in der Cottaschen Allgemeinen Zeitung gemachten Vorschläge „Zur Faust- und Wallensteinfrage", welche gleichfalls auf die Einrichtung beider Werke für einen einzigen Bühnenabend hinzielen, hat Kilian nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, dafür aber im Anhang Benjamin Constants

[2]) Der einteilige Theater-Wallenstein. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte von Schillers Wallenstein. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Achtzehntes Heft. Berlin 1901. (Verlag von Alexander Duncker).

*

Umdichtung des Schillerischen Wallenstein im Sinne der klassischen französischen Tragédie (vergl. XV, 135/6) von 1809 noch kurz besprochen. Kilian möchte seinerseits die ganze Wallensteindichtung dem deutschen Theater gewahrt wissen aber nicht als ständiges und dann mißhandeltes Repertoirestück, sondern als periodisch überall wiederkehrendes Bühnenfestspiel, dessen Teile in unmittelbarer Folge an einem Tage gegeben werden, wie dies ja in letzter Zeit auch in mehreren Städten wie Weimar, Frankfurt, München, Breslau geschehen ist. Kilians Abwägung der einzelnen Bearbeitungen, die Aufzählung der von der Wiener Zensur befohlenen Abänderungen ist überall höchst anziehend, besonders wenn Theaterbearbeiter wie Schreyvogel und Immermann dabei in Frage kommen.

„Wallensteins Lager", von dem Kilian mit Recht auch nicht einen Vers missen möchte, ist bekanntlich einstens auch von Coleridge von seiner berühmten Übersetzung ausgeschlossen worden. Neuerdings ist, zwar zunächst für Unterrichtszwecke unternommen, doch auch litterarisch beachtenswert eine Übersetzung des Lagers und des einleitenden Prologs ins Englische von M. Verkrüzen ausgeführt worden.[3]) Die Blankverse des Prologs sind etwas steif geraten und werden englischen Lesern schwerlich den sprachlichen Eindruck einer Originaldichtung machen, wie ihr Übersetzer hofft. Besser ist es ihm mit den Doggerel Verses des Lagers selbst gelungen. Klopstock, der bei seinen Verdeutschungsversuchen für seine Muttersprache größere Knappheit des Ausdrucks, als die fremden Zungen vermöchten, anstrebte, würde mit Neid bemerken, wie geschickt Verkrüzen öfters den Inhalt zweier Schillerscher Verse in eine Zeile gebracht hat. Andererseits ist von dem Bilderreichtum und dem Bezeichnenden der Schillerschen Soldatensprache doch gar manches bei der Übertragung verloren gegangen, so daß ich bei aller Anerkennung für Verkrüzens Leistung doch nicht das ihm überschwänglich gespendete Lob begründet finden kann. Karl Breul

[3]) Schiller's Wallenstein's Camp. A free metrical translation into English together with the Original placed opposite, grammatical, etymological and historical notes at foot of every page and the final rider's song set to music for German and English as a Study of both languages. Hamburg 1899 (Copyright, published by the author).

hat in seiner sorgfältigen, zweibändigen Ausgabe des deutschen Wallenstein mit englischen Einleitungen und Anmerkungen in der Pitt Press Serie als erste englische Übersetzung des „Lagers" die von 1830 durch Lord F. Leveson Gower angegeben. An weiteren verzeichnet Breul die vielverbreitete von Janus Churchill von 1846, die Prosaübertragung von Ed. Thornton (Frankfurt a. M. 1854) und die beiden metrischen Übersetzungen von 1871 und 1893, die erstere durch Theodor Wirgman während seiner Dienstzeit in Ostindien verfertigt, die letztere von Sir Theodre Martin in Edinburgh.

Den von Kilian beim Überblick der Wallenstein-Bearbeitungen hervorgehobenen Zwiespalt zwischen Dichtung und Bühnenbedürfnis hat Otto von der Pfordten in seinem stark anfechtbaren Buche über „Werden und Wesen des historischen Dramas"[4]) als ein Charakteristikum des historischen, aus dem Epos hervorgegangenen Dramas überhaupt bezeichnet. Von Schillers Dramen läßt v. d. Pfordten, bei dem es ja auch sonst an willkürlichen Behauptungen und Konstruktionen nicht mangelt, nur den „Wallenstein" als historisches Drama im strengen Sinne gelten, die übrigen seien sämtlich nur halbhistorisch. Von der „Jungfrau von Orleans" mag ja ihres Schlusses wegen diese Einschränkung gelten, aber das Ungeschichtliche in der Tellsage macht Schillers Drama noch nicht halbhistorisch, und warum „Maria Stuart" minder historisch sein soll als „Wallenstein" ist mir aus v. d. Pfordtens Darlegung nicht klar geworden. Daß der „Fiesko" weniger historischen Geist aufweist als „Götz von Berlichingen" ist dagegen zweifellos ebenso zutreffend, wie v. d. Pfordtens Behauptung, Schillers Geschichtsdramen bedeuteten in dramatisch-technischer Beziehung einen Fortschritt gegen Shakespeares epische Dramen aus der römischen und englischen Geschichte, einen großen Markstein in der Entwickelung des historischen Dramas überhaupt. Obwohl Schiller ein gut Teil französischer Rhetorik beibehalten habe, wären doch geschichtliche Stoffe noch nie so geistvoll und poetisch empfunden, so mit Gefühlen und warmer Begeisterung durchdrungen worden wie von Schiller (S. 74). Wenn v. d. Pfordten behauptet, das historische Drama sei das

[4]) Heidelberg 1901 (Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

der deutschen Eigenart natürliche und daher dem Deutschen einzig originelle, so stimmt er wohl mit Rudolf v. Gottschall überein, der beim Vergleich der „Jüngstdeutschen des achtzehnten Jahrhunderts“ mit den modernen Naturalisten[5]) in seiner Bekämpfung des realistischen Gesellschaftsdramas rühmt, wie Schiller mit Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans von Jahrzehnt zu Jahrzehnt glorreicher über die Richtung von Klinger und Lenz, Iffland und die ganze weinerliche Komödie den Sieg davongetragen habe. Gottschall wendet sich dabei gegen Herder wegen seines Absagebriefs an die hohe Tragödie in der „Adrastea“. Allein gerade Herder ist es auch gewesen, der einstens seinen jungen Straßburger Freund dazu beglückwünschte, nach Shakespeares Beispiel ein dramatisches Denkmal aus unsern deutschen Ritterzeiten in unserem so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Es entspricht also nicht dem thatsächlichen Verlaufe, wenn v. d. Pfordten rühmt, Goethe habe ganz naiv, unbeirrt von Kunsttheorieen die Feder zum Gottfried angesetzt. Herders Kunsttheorie hatte ihn auf Shakespeares Vorbild hingewiesen, dessen Lesung in dem deutschen Originaldrama doch recht offenkundige Spuren hinterlassen hat. Daß Goethe aber seinen Geschichtsdramen auch eigene Lebens erfahrungen und Stimmungen miteinfließen ließ, hat v. d. Pfordten mit Recht betont. Mehr noch als im „Götz“ war dies im „Egmont“ der Fall, den v. d. Pfordten (S. 111) nun als Befreiungsdrama der Niederlande mit Schillers Drama von der Befreiung der Schweiz vergleicht. In Wirkung und Klarheit trage dabei Schiller den Preis davon, weil bei Goethe das Epische und Pathetisch-Persönliche unvermittelt nebeneinander geblieben sei. Vor einiger Zeit ist es Gustav Roethe eingefallen, dem Schillerschen „Tell“ den dramatischen Wert absprechen zu wollen wegen seines epischen Charakters (vergl. X, 467). V. d. Pfordten, der ja selbst dramatischer Dichter ist, rühmt dagegen Schiller eben wegen seines Mutes, „das Epische zu geben, wie es sein Stoff forderte; Goethe ist das Drama des Verzweiflungskampfes der Niederländer mit Egmont als *einem*, hier untergehenden, Helden schuldig geblieben, ohne doch eine reine

[5]) Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien. Zweite Auflage. Berlin 1900 (Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur).

Egmont-Tragödie ohne Epik und Historie geschrieben zu haben. Im Egmont ist die Einheit der Idee, des Grundgedankens nicht gewahrt, aber im Tell. Hier ist alles, was geschieht, mit Bezug auf diese gewählt, komponiert, entwickelt." Entbehrlich erscheint v. d. Pfordten dabei nur die Liebe zwischen Bertha und Rudenz, während er bei seiner Untersuchung über die Liebesszenen in historischen Dramen (S. 136) Max und Thekla ebenso wie das Liebesmotiv in der „Jungfrau" und im „Fiesko" aus dem Bedürfnis nach inneren Kontrasten im Drama für wohl begründet erklärt. Auch rühmt er an Schiller jene warme Objektivität, aus deren Mangel er — gewiß ganz mit Unrecht — die Nichtvollendung der „Natürlichen Tochter" ableitet. Das glänzendste Beispiel solch warmer Objektivität sei Talbot. Wenn je ein Stoff zu einseitiger Beleuchtung verleiten konnte, sei es die „Jungfrau von Orleans" gewesen, die es geradezu erfordere, „den Hörer in die Welt der Visionen und Wunder fortzureißen. Dennoch hat Schiller die schlechtweg konträre Empfindung in Talbot verkörpert und damit eine großartige Souveränität der Anschauung der Welt bekundet." Ebenso habe Schiller es bereits im „Don Karlos" verstanden, in dem Dialog der welthistorischen Szene zwischen König Philipp und dem Großinquisitor eine ganze Epoche zusammenzuballen, wie man ähnliches bei Shakespeare, Lope de Vega und allen früheren wohl vergeblich suchen würde. So mächtig sei in Schiller der halb unbewußt Lessings falsche Theorieen überwindende historische Sinn gewesen, kraft dessen er das Ziel des historischen Dramas erreichte, „allgemein menschlich Wirkungsvolles in bestimmtem geschichtlichen Gewande zur Darstellung zu bringen". Im Gegensatze zu dieser Anerkennung des historischen Charakters des „Don Karlos" läßt Max Nordau in dem Essay „Französische Einflüsse auf Schillers Don Karlos"[6]) das erste Schillerische Jamben-Drama nur in soweit als Geschichtsdrama gelten, als es trotz völlig unrichtigen Vortrags der historischen Vorgänge und Möglichkeiten eine „Quellenschrift zur Kenntnis des achtzehnten Jahrhunderts" sei. In den drei vorangehenden Stücken sei Schiller blos den Ahnungen und

[6]) Zeitgenössische Franzosen. Litteraturgeschichtliche Essays. Berlin 1901 (Ernst Hofmann & Komp.)

dem Drange der Zeit gefolgt, im „Don Karlos“ habe er sich zu ihrem Wortführer emporgerungen. Dies Lob könnte man zur Not gelten lassen, während es wenig zutreffend ist, was Nordau über den Einfluß Rousseaus, ganz falsch was er über den Einfluß Kants sagt. Daß Schiller von Montesquieu, nicht von Rousseau beim „Don Karlos“ geleitet worden sei, hat er selbst hervorgehoben und Kants Schriften hatte er 1787 überhaupt noch nicht gelesen. Marquis Posa ist so wenig der Vertreter des kategorischen Imperativs wie ein Abbild Lafayettes, und auf Karlos' Irrtum, den Pagen der Eboli für einen Abgesandten der Königin anzusehen, hat die berüchtigte Halsbandgeschichte gewiß nicht eingewirkt. Eine jede dieser drei Behauptungen Nordaus ist so falsch wie die beiden andern. Seine Kritik des Stückes selbst, das er nach Inhalt und Form für völlig mißlungen erklärt, beweist nur, daß es um Nordaus Verständnis Schillers ganz außerordentlich übel bestellt ist, aber noch lange nicht, daß Posa ein „einfältiger Bösewicht und hohlköpfiger Grillenjäger“ sei, wie Nordau ihn bezeichnet.

Mit Schillers „Don Karlos“ hat sich übrigens auch die modernste, üble Form theatralischer Reklame, das Überbrettl zu thun gemacht. Im ersten Bande von Max Reinhardts „Schall und Rauch“[7]) finden wir eine dreifache Behandlung des „Don Karlos“ an der Jahrhundertwende. Wir erhalten die Bearbeitung der Tragödie „Don Karlos oder der unnatürliche Sohn“ wie sie der Schmierendirektor Bims für die fünf Personen seiner Gesellschaft zurechtgestutzt hat, die Diebskomödie „Karlo“, welche den Stoff modernisiert in bürgerliche Kreise verlegt, und eine Verarbeitung im Geiste Maeterlincks als „Carleas und Elisande, eine Gobelinesque in fünf Verschleierungen von Ysidora Mysterlinck“. Die Litteraturgeschichte, die ältere Parodien Schillerscher Dramen wie Julius Voß' „Jungfrau von Orleans“ verzeichnet, darf auch an diesen neuesten nicht achtlos vorübergehen, so wenig ansprechendes sie auch zu bieten vermögen. Die Parodie zeigt ja immer, daß das verspottete Werk noch lebendig ist. Wenn aber selbst der dem „Don Karlos“ so feindlich gesinnte Nordau in dem Werke den originellen Ausdruck

[7]) Erstes bis zehntes Tausend. Berlin und Leipzig 1901. (Verlegt bei Schuster & Löffler.)

der eigenen Zielströmung des Dichters anerkennen muß, so hat von der Pfordten der Ursprünglichkeit Schillers im geschichtlichen Drama seine Unfreiheit in der „Braut von Messina“ entgegengestellt. Wenn sie auch alle ähnlichen römischen und romanischen Versuche weit überrage, ja die vollendetste Imitation sei, die wir von der griechischen Tragödie überhaupt besitzen, so bleibe sie doch immerhin bloße Imitation. Mittelst einer Schritt für Schritt die Entwickelung der Gedanken und Handlung verfolgenden Analyse der „Braut von Messina“ will Josef Kohm ihre Ähnlichkeit und ihren Gegensatz zur griechischen Tragödie deutlich machen.[8]) Diese Aufgabe hat der Verfasser in anziehender Darstellung im ganzen recht gut durchgeführt, nachdem er in der Einleitung auf die grellen Widersprüche in der Beurteilung des antikisierenden Schillerschen Trauerspiels hingewiesen hat. Einen Vorzug des modernen Dichters erblickt Kohm in seiner Verdoppelung der Erkennungsszenen, vier in der „Braut“ gegen zwei im „König Oidipus“ (S. 53 und 136.) Aber um dies Ziel zu erreichen, habe Schiller öfters Wahrheit und Wahrscheinlichkeit verletzen müssen (S. 102 und 111); mit Recht weist Kohm, wie ich selbst schon XIII, 151 in diesen Berichten es gethan habe, auf V. 1630 als die bedenklichste Ausbeugung des Dichters hin. Dagegen scheint mir Kohms Tadel gegen Don Cäsars Rücksichtslosigkeit im Verkehr mit Mutter und Schwester nicht begründet und der Aufregung des unglücklichen Brudermörders zu wenig Rechnung tragend. Schillers Hauptnachteil gegen Sophokles findet Kohm, wie ganz natürlich, im Mangel des festen religiösen Bodens, aus dem die griechische Tragödie erwachsen konnte. Zwar ist es nicht ganz richtig, „daß Schiller an Stelle der Orakel Träume setzte“ (S. 83), denn die Träume werden durch den arabischen und christlichen Wahrsager gedeutet; aber ihren Prophezeihungen kam freilich nicht die Bedeutung eines delphischen Orakelspruches zu. Unzweideutig erscheint Appollons den Lajos warnendes Orakel, während die scheinbar widerspruchsvollen Träume sich wie ein Fallstrick der Gottheit ausnahmen und Isabellas Zorn gegen die Gottheit beinahe rechtfertigen (S. 172). Ödipus That

[8]) Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Oidipus Tyrannos. Gotha 1901 (Friedrich Andreas Perthes).

liegt hinter uns, und wenn sie auch ohne Vorsatz geschah, so bedarf sie doch für alle Fälle der Sühne, während nach dem Friedensschlusse der Brüder das unselige Mißverständnis Don Cäsars recht gut verhütet werden konnte, ja der Dichter sich viel Mühe geben mußte, die seine Tragödie aufhebende Aufklärung wiederholt zu vermeiden (S. 68). Schiller wollte eine dem „König Ödipus" ähnliche Fabel erfinden. Daß es sich in Theben nur um Entdeckung des Thäters, in Messina aber erst um Vollziehung oder Vermeidung des drohenden Brudermordes handelt, läßt die beiden Fabeln doch wieder sehr verschieden erscheinen. Daß Schiller aber den Fluch des Ahnherrn zur treibenden Kraft seines Trauerspiels gemacht haben soll (S. 60), geht aus der Dichtung selbst nicht überzeugend hervor, wenigstens hätte bei solcher Absicht des Dichters nicht blos in V. 963—975 sondern auch später noch einmal darauf hingewiesen werden müssen. Jedenfalls war aber im Gegensatze zu späteren Schicksalsdramen dieser Fluch durch eine wirkliche Schuld hervorgerufen, nicht, wie es in Müllners „Schuld" heißt, durch den einer Bettlerin verweigerten Real. Schiller hat seinem hohen Sinne gemäß in der Hauptsache das kleinliche, welches die spätere Schicksalstragödie beherrschte, fernzuhalten gewußt, so daß bei seinem Werke sich wirklich alle Herzen in des furchtbaren, aber hohen und tragisch erschütternden Schicksals Gewalt fühlen. Anderseits geht Franz Diebitsch wieder zu weit, wenn er[9]) den Charakter der „Brant von Messina" von dem Makel, Schicksalstragödie zu sein, wahren möchte durch den Versuch des Nachweises, daß in den Reden des Chors die christliche Auffassung der heidnischen, die göttliche Vorsehung dem Fatum entgegengesetzt sei. Solche Auslegung thut Schillers Sinn und Wort Gewalt an. Und auch Diebitsch' Auslegung, der zufolge Isabella und ihre Kinder alle ihre Handlungen nach freiem Ermessen und unter voller sittlicher Verantwortung begingen, während ihre fatalistischen Äußerungen nur einer diesem fürstlichen Hause erblichen Eigenart entspringen, trägt zum besseren Verständnisse des Werkes und zur Berichtigung

---

[9]) Zur Führung der Handlung in Schillers Braut von Messina. Neustadt O. S. 1901 (Progr. Nr. 213).

selbst der von Diebitsch bekämpften Auffassung Bellermanns gar nichts bei.

Überhaupt wäre es als kein Verlust, sondern im Gegenteil in mehrfacher Hinsicht als ein Gewinn anzusehen, wenn die Lawine der Abhandlungen über Iphigenie und die Braut von Messina, Hermann und Dorothea und die Jungfrau von Orleans und andere zum Überdruß abgemarterte klassische Werke nicht weiter anschwellen würde. Wer nicht selbst aus der Dichtung seine Auffassung gewinnen will oder kann, dem stehen nun genug gute und weniger gute Führer zu reichster Auswahl zur Verfügung. Die ewigen Wiederholungen nützen weder dem Ruhme der Dichter noch ihren jüngsten, durch keine Vorarbeiter abgeschreckten Kärrnern. Zu den zur Genüge abgehandelten Themen rechne ich auch die Nachfrage nach Goethes und Schillers religiösem Verhalten, zu der Heinrich Borkowski mit seiner Untersuchung über Schillers Stellung zum Unsterblichkeitsglauben einen neuen Beitrag geliefert hat.[10]) Im Ganzen hat der Verfasser ja seine Belegstellen gut gewählt, die „philosophischen Briefe“ als Erinnerungen an die in der Akademie gehörten philosophischen Vorlesungen, nicht als Zeugnis eigener fester Meinungen behandelt. Aber im letzten Teile seiner Arbeit hat er doch zu fraglichen Hilfsmitteln gegriffen. Ich wenigstens kann weder in den Strophen der „Hoffnung“ noch in der „Klage der Ceres“ ein Bekenntnis zum Glauben an persönliche Unsterblichkeit finden, und Äußerungen von Johanna d'Arc für Schillers religiösen Glauben zu verwerten, ist schon methodologisch unzulässig.

Gerade wenn wir die beiden Bearbeitungen des uralten Themas von den feindlichen Brüdern in den „Räubern“ und in der „Braut von Messina“ miteinander vergleichen, tritt Schillers Wandlung betreffs des Unsterblichkeitsglaubens ebenso scharf hervor, wie wir seinen Übergang von Shakespeare zu Sophokles dabei recht mit Händen zu greifen vermögen. Hat 1801 das Vorbild des hellenischen Dramas bestimmend eingewirkt, so schwebte dem jungen Schiller bei Vorführung des ungleichen Brüderpaares,

[10]) Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in Schillers Leben, Philosophie und Dichtung. Königsberg i. Pr. 1898 (Verlag von Bernhard Teichert).

Shakespeares Entgegenstellung des ebenbürtigen und des im heißen Diebstahle der Natur erzeugten von Glosters Söhnen vor. Was in den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Karlos an Shakespeare erinnert, hat Jakob Engel übersichtlich und erschöpfend zusammengestellt,[11]) wie für den „Don Karlos" auch Nordau (s. o.) Shakespeare-Reminiszenzen hervorgehoben hat. Des Guten zu viel hat Engel nur mit der Parallele zwischen Lady Makbeths Frage „Und wann geht er wieder?" und Amalias Abweisung gegen Franz „Und wann gehst Du wieder?" gethan. Hier ist nicht Ähnlichkeit und Zusammenhang, denn Amalie will ihren lästigen Bewerber damit fortschicken, Lady Makbeth deutet darauf hin, daß König Dunkan ihr Schloß nimmer lebend verlassen soll. Der Vorwurf, daß Fiesko durch einen Zufall untergehe, trifft doch nur den Rohstoff, nicht Schillers Drama, in dem dieser Untergang des Ehrgeizigen durch Verrinas starres Republikanertum voll und tief begründet ist. Daß die im „Fiesko" geäußerte Begeisterung für alles Republikanische eine Folge der monarchischen Despotie seines Herzogs gewesen sei, wie Ferdinand Schneider bei dem Aufsuchen persönlicher Elemente in Schillers vier Jugendramen meint[12]) ist nicht zutreffend. Auch hat Schiller nicht erst während seines Arrestes auf der Stuttgarter Hauptwache den Plan zum „Fiesko" ausreifen lassen. Schneiders ganzer Auszug aus der Geschichte von Schillers Jugendjahren erweist sich als eine völlige überflüssige Wiederholung von längst Bekanntem und besser Vorgetragenem. Derartige Programmarbeiten haben wirklich nicht die geringste Daseinsberechtigung und bilden nur einen unnützen, lästigen Ballast für die betreffende Fachlitteratur und die Bibliotheken.

Einen unmittelbaren Gewinn für die Schillerbiographie bietet, wie der sorgfältige Bearbeiter ihrer Akten Friedrich Walter von vornherein bemerkt, die Erschließung von „Archiv und Bibliothek des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mann-

---

[11]) Spuren Shakespeares in Schillers dramatischen Werken. Jahresbericht über das Realgymnasium zu Magdeburg 1901. (Progr. Nr. 279.)

[12]) Schillers Entwickelungsgang und die Bedeutung der Kenntnis desselben für das Verständnis seiner Werke. Beilage zum Jahresbericht des kgl. Gymnasiums zu Friedberg 1901 (Progr. Nr. 74).

heim" 1779—1839[13]) nicht, so enge auch die Geschichte jener Bühne mit der des jugendlichen Schiller und seiner Werke verknüpft ist (I, 30). Aber die beiden mit reichen Auszügen ausgestatteten Bände von Akten und Regiebücher-Verzeichnissen, durch welche die früheren Arbeiten über die Mannheimer Theatergeschichte von W. Koffka, Anton Pichler, Max Martersteig (vgl. VII, 419) und Walter selbst (vgl. XIV, 337) mannigfach ergänzt werden, enthalten nicht blos durch Aufstellung des chronologischen und alphabetischen Spielverzeichnisses (II, 259 — 418) einen Beitrag zur Bühnengeschichte von Schillers und Goethes Dramen. Die Mitteilungen über Dalberg und Iffland, den ganzen Schauspielerkreis, der mit den Mannheimer Aufführungen von Schillers drei Erstlingsdramen verbunden ist, über die Bellomosche Truppe, die von 1784 bis 1791 in Weimar angestellt war, das Gastspiel der Jagemann, die Dalberg wegen der vielen diesem weiblichen Wesen von der Natur verliehenen Gaben so gerne von Weimar nach Mannheim gezogen hätte (I, 251), lassen aus diesen Mannheimer Akten auch mannigfachen Gewinn für die Goethe-Schillerlitteratur herausfinden. Unter Dalbergs Herrschaft wurden von Goethes Dramen nur aufgeführt: „Clavigo", auf dessen bisher unbekannte Aufführung im Kärntnerthor-Theater zu Wien am 7. Juli 1776 M. Schlesinger im 22. Bande des Goethejahrbuchs aufmerksam gemacht hat, siebenmal vom 16. Dezember 1779 bis 20. Juli 1789; „Die Geschwister" zehnmal zwischen 2. März 1788 und 4. November 1791. Nur dreimal, und zwar im Februar 1786, wurde der „Götz von Berlichingen" gespielt, dessen Mannheimer Bearbeitung Walter II, 129 noch einmal nach der Handschrift beschreibt, die Eugen Kilian schon 1889 veröffentlicht hat (vgl. V, 510). Über die neueste Aufführung des Götz nach der ersten Ausgabe von 1773 erstattet Kilian im jüngsten Bande des Goethejahrbuchs anziehenden Bericht, der zugleich einen Über-

[13]) Im Auftrage der Stadtgemeinde herausgegeben. I. Band: Das Archiv. Repertorium mit vielen Auszügen aus den Akten und Briefen, Inhaltsangaben u. s. w. II. Band: Die Bibliothek. Katalog der gedruckten Bücher, Manuskripte und Musikalien der älteren Periode nebst einem Repertoire der Dalbergschen Zeit. Leipzig 1899 (Verlag von S. Hirzel).



blick über andere neuere Versuche der Anpassung des widerspenstigen Werkes an die Bühnenerfordernisse (vgl. VII, 167) enthält. In Mannheim hat es in dem ganzen Zeitraum von 1779 bis 1889 kein Werk Goethes auf dreißig Vorstellungen gebracht, während „Die Räuber“ 55, „Kabale und Liebe“ 46, „Wilhelm Tell“ 33 mal gegeben wurden. Dagegen ist Walls Posse „Die beiden Billets“, welche Goethe zu seinem „Bürgergeneral“ anregte, von 1783 bis 1802 in Mannheim 59 mal gespielt worden. Von Schillers Werken ist, so lange Dalberg Intendant blieb, nur „Don Karlos“ und „Die Jungfrau von Orleans“ den drei Jugendwerken hinzugefügt worden, und von diesen selbst war „Kabale und Liebe“ von 1792 — 1800 verboten. Ja Dalberg meinte, als Beck die Wiedereinstudierung beantragte, im Mai 1799, der Autor selbst würde dies Stück in dem dermaligen Geiste nicht geschrieben haben, um Fürstenwürde und Ansehen an den Pranger zu stellen. Dieser Entscheid Dalbergs, der doch selber einstens den drei revolutionären Jugenddramen Schillers zuerst die Bühne erschlossen hatte, beleuchtet am schärfsten die Wandlung, welche durch den Ausbruch der Revolution in Beurteilung der politischen Gefährlichkeit von Philosophie und Dichtung hervorgerufen worden war. Den „Don Karlos“ bezeichnete Dalberg noch 1798 als ein Kern- und Kraftstück, das wahren Seelengenuß bereite, die Schlafsucht der gesunkenen Theaterkunst zu wecken und den besseren Teil des Publikums zu befriedigen vermöge. Und als dann 1801 die Wahl zwischen der Einstudierung der „allerliebsten“ „Maria Stuart“ und des „Don Karlos“ getroffen werden mußte, entschied sich Dalberg für den letzteren, obgleich er die „Maria Stuart“ zu schön fand, als daß man sie nach Streichung der Beichtszene hier nicht aufführen sollte. Beck, der unter Dalberg damals die Direktion führte, meinte zwar, kein Theater sei im stande, „dies große Meisterwerk nur einigermaßen zu besetzen; viel bleibt doch übrig am Kolossalen, um eine erhabene und angenehme Vorstellung im ganzen zu machen! Fünf bis sechs Rollen können immer sehr gut besetzt werden, diese mögen die übrigen ertragen helfen“. Jedenfalls würde mit Stücken wie „Maria Stuart“ der Geschmack und das Gefühl für das Erhabene, Reine, Edle, Schöne in der Kunst, die durch die Sittenverwüstung der Revolution be-

sudelt seien, wieder zurückkehren. Allein trotz dieser übereinstimmenden Anerkennung von Intendanten und Direktor und obwohl der Ministerialsekretär Römer schon im November 1801 die Bühnenkürzungen einreichte, — die Mannheimer Theaterbibliothek bewahrt auch eine mit dem Leipzig-Dresdner Theatermanuskript verwandte, in Goedekes Ausgabe fehlende Handschrift aus dem September 1801 — ist „Maria Stuart" doch erst nach Dalbergs am 20. Juni 1803 erfolgten Rücktritt am 22. April 1804 in Mannheim aufgeführt worden. Zu einer Aufführung im Juni 1814 vermerkt das Tagebuch des Schauspielers Backhaus: „Bis halb elf Uhr dauerte die Komödie! Gott bewahre alle Christenmenschen dafür!"

Von „Turandot", die Dalberg sehr unterhaltend und die Imagination reizend fand, wollte Beck wegen der Kosten nichts wissen, während hinwieder Becks Wunsch vom 28. Januar 1799, der Ehre und des Vorteils der Mannheimer Bühne wegen Schiller das Manuskript seiner drei Wallensteinstücke abzukaufen, von Dalberg zunächst zurückgewiesen wurde: „Es soll theatralisch wirkend nicht sonderlich sein." Aber auch als der gedruckte „Wallenstein" umsonst zu haben war, wollte Dalberg (Juli 1801) nichts davon wissen: „Wenn man Schillers ganzen Wallenstein gelesen hat und der mannigfaltigen Situationen sich lebhaft noch erinnert, welche dies Werk dem Gedächtnisse zurückläßt, kann man wohl mehr in diesem Schauspiele nicht wieder finden, als eine unvollendete Darstellung des Helden und der Personen, welche um und mit ihm, sein Leben hindurch, weben und handeln. Dessen ohngeachtet läßt sich bestimmt nicht voraus angeben, ob und inwiefern es auf der Bühne gut und fleißig dargestellt, gefallen kann und wird." So ist denn auch der „Wallenstein", von dem die Mannheimer Theaterbibliothek sowohl die in Kilians Buch über den einteiligen Wallenstein (s. o.) erwähnten Handschriften wie das von Iffland nach Mannheim geschickte Berliner Dirigierbuch der „Pikkolomini" besitzt, erst nach Dalbergs Abgang auf die durch die Erstaufführung der „Räuber" geweihte Bühne gekommen. Von den späteren Dramen Schillers ist demnach nur „die Jungfrau von Orleans", deren Theatereinrichtung sich Beck aus Leipzig kommen lassen wollte (I, 253), während die Theaterrechnungen die Kopiegebühr für eine Dresdner

Handschrift verzeichnen (II, 138) noch unter Zuthun Dalbergs in Mannheim gegeben worden. Am 25. Oktober 1802, also am Tage nach der ersten Aufführung schreibt er an Beck was an der Vorstellung noch zu bessern sei.

Die Mannheimer Theaterhandschriften der „Räuber“ und des „Fiesko“ sind in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe, die des „Don Karlos“ ist in Vollmers sorgfältigem Wiederabdruck der Ausgabe von 1787 (1880) verwertet worden. Neu dagegen ist, wie ich wenigstens annehmen muß, Walters Mitteilung (II, 148), daß auch die ausgeschriebenen Räuberrollen vom 17. Dezember 1781 das Drama „Der verlohrne Sohn“ nennen, wie es Schiller einmal in einem Briefe an Dalberg bezeichnet hatte. Danach hat es fast den Anschein, als hätte man eine Zeitlang daran gedacht, Schillers Erstlingswerk unter diesem Namen auf die Bühne zu bringen. Von „Kabale und Liebe“ ist keine Theaterhandschrift mehr vorhanden, sondern nur Rechnungsbelege vom 30. März und aus dem April 1784 über Änderungen an den ausgeschriebenen Rollen. Von den beiden Tell-Manuskripten, für deren eines Schiller laut der noch vorhandenen Quittung am 28. Mai 1804 von der Theaterkasse 135 Gulden erhielt, hat schon Vollmer M[1] kollationiert, jedoch ohne daß es in der Goedekeschen Ausgabe Verwertung fand. Walters Angaben über M[1] und M[2] (II, 157) liefern also einen bescheidenen Nachtrag zur Textgeschichte des „Wilhelm Tell“. Teilnahme wecken Walters Mitteilungen aus dem von 1798 bis 1817 reichenden „Hauptbuche der Mannheimer Schaubühne“ über Besetzung, Kostüme, Dekorationen und Requisiten mit Bühnenskizzen der „Räuber“ und des „Tell“. Die Mannheimer Egmont-Handschrift enthält Schillers Bühnenbearbeitung in drei Akten; statt der Erscheinung Klärchens erhalten wir nur Egmonts Erzählung seines Traumes. Makbeth ist in Mannheim schon 1788 gespielt worden, sodaß die vorhandene Prosahandschrift nichts mit Schillers Bearbeitung zu thun hat. Die Bearbeitung von Shakespeares „Timon“, die Schiller 1784 für Mannheim plante, ist 1789 von Dalberg ausgeführt worden und wird II, 154 von Walter beschrieben. Daß Wieland im September 1797 „Rosamunde“ — wohl Schweizers Musik? — erbat, weil er sein Singspiel überarbeiten wollte, ist immerhin

erwähnenswert. Da Beck trotz seiner Beziehungen zu Goethe (Wahle, das Weimarer Hoftheater) bis jetzt weder unter den Korrespondenten noch unter den mit Goethe Gespräche Führenden eingereiht ist, haben wir doppelt darauf zu achten, wenn Beck am 29. Juli 1797 an Iffland schreibt: „Ich brauche das Gleichnis hier, welches Goethe gegen mich brauchte. Errichtung eines Theaters ist wie eine Kupferstich-Sammlung; anfangs ist man genötigt, allerlei gut und schlechtes mit aufzunehmen; nach und nach, wie man bessere Acquisitionen macht, schließt man das schlechtere aus." Beck hatte wohl Gelegenheit, Goethes Ansichten über das Theater kennen zu lernen, da er bei dem gemeinsamen Gastspiel mit seiner Frau Ende 1790 in Weimar ja so sehr gefallen hatte, daß Karl August ihm die Leitung des neu zu gründenden Theaters in Weimar übertragen wollte. Der Einblick in Becks Theaterleitung zu Mannheim, wie Walters Veröffentlichung ihn ermöglicht, hat demnach auch für die Weimarer Theatergeschichte besondere Bedeutung. Ebenso erinnern wir uns bei Prüfung des reichen Aktenmaterials, das Walter über Ifflands Ausscheiden aus den Mannheimer Verhältnissen abdruckt, daß der Annahme der Berliner Stellung Verhandlungen mit Weimar vorangegangen waren. In Ifflands erfolgreiche Schaffensperiode dagegen, da er „als Theaterdichter in Mannheim dem jungen Schiller den Rang abgelaufen", führen uns Karl Langes „Studien über Iffland als Dramatiker".[14]) Gellert, sagt Lange, habe durch die Komödie rühren, Diderot im Schauspiel Moral predigen wollen. Die höchste Aufgabe habe dann Schiller in seiner Mannheimer Akademie-Rede der Schaubühne als einer moralischen Anstalt zugewiesen. Und dieses hier theoretisch empfohlene, in der Folge von Goethe und Kant verworfene Nützlichkeitsprinzip in der Kunst habe Iffland mit seinen ernsten bürgerlichen Schauspielen praktisch durchgeführt. Es widerspricht der Zeitfolge wie der sachlichen Entwickelung, wenn Rudolf von Gottschall auch noch in der neuesten Auflage seiner Litteraturgeschichte[15]) die „Auflösung des klassischen

[14]) Mit besonderer Berücksichtigung der ersten Dramen. Celle 1899 (Leipziger Dissertation).

[15]) Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. Erster Halbband. Siebente Auflage. Breslau 1901 (Verlag von Eduard Trewendt).

Ideals“ durch die Lyriker der Befreiungskriege, Iffland und Kotzebue seiner Darstellung des Musenhofes zu Weimar und der Klassiker folgen läßt. Die Forderung nach ästhetischer Selbständigkeit der Kunst ist ja ihrem Dienste zu Nutz und Frommen der Moral nachgefolgt. Nicht das ästhetische Ideal der Klassiker wurde durch das moralisirende Drama aufgelöst, sondern Schiller als Xeniendichter und Verfasser der „Briefe über ästhetische Erziehung“ richtete gegen Ifflands Rührdrama und seine eigene Mannheimer jugendliche Theorie von dem Nutzen einer guten stehenden Schaubühne in Spott und Ernst seine scharfe Absage.

Die Bedenken gegen Gottschalls Darstellung von Goethes und Schillers Wirken sind durch die neueste Gestaltung seines zuerst 1854 erschienenen Werkes nicht abgeschwächt worden. Das Vorwort verweist auf die Bereicherung der bibliographischen Notizen; weder ist die neueste Litteratur dabei genügend berücksichtigt, noch die getroffene Auswahl, in der vieles ganz Veraltete mit fortgeschleppt wird, einwandfrei. Wäre nur z. B. Burkhardts Spielplan des Weimarischen Theaters, dessen Aufführung wir S. 66 ebenso wie Wahles Geschichte des Weimarer Hoftheaters vermissen, berücksichtigt worden, so hätte Gottschall gegenüber der zahlenmäßig festgestellten Begünstigung Kotzebues unmöglich die Beschuldigung wiederholen können, daß dem Publikum zu gunsten der dramatisch unwirksamen Goetheschen Dramen und Experimente seine Lieblingskost nur karg zugemessen worden sei. Zur Kennzeichnung der lockeren Moral in Weimar wird wieder Jean Pauls Briefstelle von 1799 angeführt, daß Wieland seine frühere Geliebte La Roche ins Haus genommen habe, um aufzuleben. In Wirklichkeit konnte, wie schon X, 417 in den Hochstiftsberichten ausgeführt wurde, dieser Besuch der 65jährigen Sophie bei dem 63jährigen Jugendfreunde doch auch dem strengsten Sittenrichter kein Ärgernis bereiten. Warum solchen bis zur Lächerlichkeit unwahren, alten und boshaften Klatsch wie ein geheiligtes Inventarstück von Auflage zu Auflage weiter schleppen? Knebels bittere Bemerkung vom 8. Januar 1807, angesichts der napoleonischen Schlachtfelder sei die passende Zeit zum Studium der Osteologie, zu der Goethe die Anleitung gebe, wird von Gottschalls Wohlwollen S. 72 zu dem schönen Satze umgedeutet: „Die Teilnahme, welche die lebenden

Kämpfer der deutschen Unabhängigkeit dem Dichterfürsten nicht abgewannen, schenkte er ihren Knochen."

Selbstverständlich ist es, daß Gottschall seine Ansichten über Goethe, die er zur Zeit von Börnes Angriffen gebildet zu haben scheint, in seinem Alter nicht mehr mit neueren, die eben nur uns, nicht dem alten Kämpen die besseren dünken, vertauscht. Aber der eben angeführte Satz ist einer vergifteten, nicht einer blos scharf feindlichen Waffe zu vergleichen. Wenn Graf Bülow am 16. Juni 1901 bei der Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals Goethe als Deutschlands Einiger auf dem Gebiete der Bildung dem Fürsten Bismarck als Deutschlands politischen Einiger zur Seite stellte, so mag ja Gottschall als Vertreter einer älteren Generation solchen Anspruch Goethes auf nationale Bedeutung und Verdienste bestreiten. Allein wir dürfen Gottschall, der eine so warme Lobpreisung Arndts seinem Werke eingeflochten hat, dann erinnern, daß schon Arndt in den Kampfestagen selbst Goethes nationale Verdienste trotz des Dichters Napoleonverehrung begeistert anerkannte, über Jean Paul dagegen, der von Gottschall als nationaler Dichter dem undeutschen Goethe gegenübergestellt wird, zornig als über einen Jugendverderber schalt. Ich bin weit entfernt, diesen Arndtschen Tadel zu erneuern, aber nach Lesung der Gottschallschen Kritik von Goethes Gesamtleistung frage ich mich, worin denn eigentlich Goethes Größe noch bestehen könnte? Selbst Goethes Lyrik ist ja nach Gottschall (S. 174) nur „ein biographischer Zettelkasten, in welchem jedes Erlebnis sein dichterisches Motto gefunden". Mag Gottschall immerhin der modernen Pflege der Litteraturgeschichte gram sein, so werden doch Ältere wie Jüngste einig sein in der dankbaren Hochachtung vor Rudolf Hayms Geschichte der romantischen Schule. Wie durfte dann aber Gottschall nochmals erzählen, die Opposition der Romantiker im „Athenäum" sei, da sie auch gegen Goethe keineswegs rücksichtsvoll auftrat, eine neue Kränkung für die litterarischen Machthaber in Weimar gewesen (S. 59). Goethe war so weit vom Gefühle einer Kränkung entfernt, daß er Schillers Tadel des „Athenäums" nicht gelten lassen wollte, und wie hätte er aus Fr. Schlegels Aufsätzen und A. W. Schlegels Sonett eine Opposition herauslesen sollen, nachdem er eben im „Athenäum" von

*

Novalis als Statthalter des poetischen Geistes auf Erden erklärt worden war?

Ob wirklich Karoline Schlegel das Verdienst gebührt, ihren Kreis Goethe innerlich nahegeführt zu haben, wie nach Walzel (vgl. XV, 245) nun auch von Ernst Heilborn in seinem Buche über Friedrich von Hardenberg[16]) behauptet wird, möchte ich etwas bezweifeln. Aber im Gegensatz zu Gottschall kennzeichnet Heilborn das ganze Verhältnis der Romantiker zu Goethe (S. 76) treffend: Der geschlossenen Partei, die im „Athenäum" sich ihr Organ geschaffen, „stand Goethe so hoch, wie Schiller von ihnen mißachtet wurde, nachdem sie alle einmal eine Zeit der Schillerbegeisterung durchlebt hatten." Und gerade Hardenberg hatte sich, als er 1790 die Universität Jena bezog, aufs innigste an Schiller angeschlossen, der gerade damals durch die Kantsche Philosophie eine Stärkung des ethischen Elements empfing und diesen Eindruck seinem jungen Verehrer vermittelte (S. 27). Novalis empfand voll „das Liebenswerte in Schillers Persönlichkeit, daß seine Größe nicht niederdrückte, sondern andern das Bewußtsein eigenen Könnens gab." An den Feindseligkeiten seiner Freunde, die gar zu gerne in den Bund Goethes mit Schiller „den trennenden Keil" getrieben hätten, nahm er nicht Teil. Es klingt im Gegenteil wie eine Verteidigung seines früheren Lehrers gegen seine romantischen Freunde, wenn er noch 1799 in einem der erst jetzt durch Heilborns Ausgabe[17]) bekannt gewordenen Fragmente die Kritik warnt, Gedichte zu tadeln, die nicht in jeder Verbindung als Mißton gelten könnten. Nur innerhalb ihres Bezirkes seien Gedichte zu beurteilen, „ob sie einen weiten oder engen, einen nahen oder entlegenen, einen finstern oder hellen, einen hellen oder dunkeln, erhabenen oder niedrigen Standort haben wollen. So schreibt S c h i l l e r für wenige, G o e t h e für viele. Man ist heutzutage zu wenig darauf bedacht gewesen, die Leser anzuweisen, wie das Gedicht gelesen werden muß, unter

[16]) Novalis, der Romantiker. Berlin 1901. (Druck und Verlag von Georg Reimer).

[17]) Novalis Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses von Ernst Heilborn. Erster Teil. Zweiter Teil. Erste und zweite Hälfte. Berlin 1901 (Druck und Verlag von Georg Reimer).

welchen Umständen es allen gefallen kann. Jedes Gedicht hat seine Verhältnisse zu den mancherlei Lesern und den vielfachen Umständen. Es hat seine eigne Umgebung, seine eigne Welt, seinen eignen Gott" (II, 290). Und auch ein zweitesmal stellt er ohne den in seinem Freundeskreis üblichen Tadel Schiller und Goethe zusammen (II, 550): Schiller musiziere gleich Herder und Schlegel sehr viel philosophisch, Goethe im „Wilhelm Meister" auch mitunter, Jean Paul poetisiere musikalische Fantasien und Tiecks Lieder seien durchaus musikalisch. Und wieder wie eine Verteidigung Schillers klingt es, wenn er (II, 119) schreibt, Schiller gehe bei seinen Untersuchungen, wie bei seiner Idee von Moralität von einem festen Punkte aus und könne daher nie andre Verhältnisse finden als jene des Maßes, von dem er zu bestimmen ausging. Er zeichne wie Albrecht Dürer zu scharf, um wahr für das Auge zu sein, nicht wie Tizian zu idealisch, um im höchsten Sinne natürlich zu sein. Den Vergleich werden wir zweifellos als falsch zurückweisen, aber die Zusammenstellung Schillers mit Dürer war in dem Kreise der Sternbaldisierenden Genossen jedenfalls als entschiedene Verteidigung des Angegriffenen gemeint.

Bereits diese paar von Schiller handelnden Fragmente zeugen von der Wichtigkeit der Heilbornschen Ausgabe, in der zum erstenmale der Reichtum von Novalis' handschriftlichem Nachlaß erschlossen wird. Daß er mit seinem Schauspiel „Belsazer" einem Goetheschen Jugendwerke Konkurrenz mache, konnte Novalis nicht ahnen; aber die zwei dramatischen Fragmente „Kunz von Kauffungen" und „Franz von Sikkingen", deren ersteres Heilborn zum Abdruck bringt (I, 402), zeigen den jungen Hardenberg unter den Nachahmern des „Götz von Berlichingen", eine Nachahmung, die nach Heilborns Urteil sprachlich stellenweise täuschende Ähnlichkeit mit Goethe biete, während von dem Geiste der Goetheschen Tragödie, „der Verdichtung der Zeitstimmung", in dieser Liebesgeschichte im Geschmacke der damals modischen Ritterromane nichts zu spüren sei. Diese dramatischen Versuche wie die gleichfalls zum erstenmale veröffentlichten Verse „An Werthers Grabe" (I, 380) — „Lehrjahre eines Christen" wollte er noch 1800 Werthers Leiden entgegensetzen (II, 398) — gehören Hardenbergs Jugendzeit an. Dann fand auch er mit den

Freunden sich „unter der Parole Goethe zusammen“, arbeitete mit an der congenialen Vermittlung zwischen Goethe und dem Publikum. Früher als die übrigen Romantiker, die nach Heilborns Ausspruch an ihrer Loslösung von ihrem künstlerischen Oberhaupte Goethe auch untereinander zerfielen, als sie mit der Ablehnung Goethes den eigenen Überzeugungen untreu wurden (S. 208), hat Novalis an Goethe zu zweifeln begonnen.

Wie für den ganzen Kreis der Athenäumsgenossen hatten sich auch für Hardenberg im Brennspiegel von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ eine Zeitlang alle Strahlen der Goetheschen Poesie, ja der Poesie überhaupt vereinigt. Er liebte, sagt Heilborn, die „Lehrjahre“ wie kein zweites Buch, sie waren ihm „reiner Roman, nicht wie die andern mit einem Beiworte“ (II, 197), bis in diesem beinah leidenschaftlichen Ergründen durch größere Klarheit über das eigene Wollen ihm die Wesensverschiedenheit der Weltauffassung deutlich wurde (S. 175). Novalis' Begeisterung für die „Lehrjahre“ und der Umschwung seiner Gefühle waren längst bekannt, aber Heilborns Ausgabe bringt außer einem abgeschlossenen Aufsatz über Goethe von Anfang 1798 (II, 68) eine ganze Reihe neuer und zum Teil höchst bedeutender Zeugnisse von Hardenbergs fortgesetzter Vertiefung in Goethe und seinen Roman. Nur einmal wird das Märchen der Ausgewanderten als „eine erzählte Oper“, einmal der Faust[18]) erwähnt; Goethes Behandlung der Wissenschaften regt ihn zu einem eignen Projekt an (II, 184), wie er ja in Goethe auch den ersten Physiker seiner Zeit erblickt, der in der Geschichte der Physik

[18]) Dieses Faustzitat regt aber zu einer Frage an; es lautet: „Wir denken uns Gott persönlich, wie wir uns selbst persönlich denken. Gott ist gerade so persönlich und individuell, wie wir — denn unser sogenanntes Ich ist nicht unser wahres Ich, sondern nur sein Abglanz (vid. Göthens Fragment aus Faust).“ Man wird nicht ohne weiteres den Zusammenhang mit einer Stelle des Fragments von 1790 herausfinden, während das Wort „Abglanz“ sofort an V. 4727 erinnert. Sollte der Terzinenmonolog, wie er nach der Annahme mancher auf Goethes dritter Schweizerreise entstanden ist, etwa A. W. Schlegel als dem damals einzigen Meister der deutschen Terzine vorgelegt worden und durch ihn den romantischen Freunden bekannt geworden sein? Für den in Göschens Ausgabe stehenden Teil der Dichtung ist die Bezeichnung „Göthens Fragment aus Faust“ jedenfalls ganz ungewöhnlich.

Epoche machen werde. Immer wieder führt ihn die Betrachtung Goethes aber zu seinem Romane zurück. Das nach Sophiens Tod geführte „Journal“ zeigt in Heilborns ergänztem Abdruck (I, 267 bis 297) viel öftere Erwähnung des „Wilhelm Meister“ als in Bülows Ausgabe, in welcher auch die bedeutsame Überschrift für die Oktober-aufzeichnungen fehlt: „Lehrjahre der höheren Lebenskunst, Studien der Gemütsbildung“. Novalis hat nicht blos einmal den Gedanken zu einer „historischen Ansicht Meisters“ (II, 137) hingeworfen, daß sich über Wilhelm Meister etwas schreiben ließe wie Lichtenbergs Kommentar über Hogarth (II, 98), sondern hat auch wiederholt Ansätze zu einem solchen Kommentar (II, 172, 541) niedergeschrieben.

Auf den „Meister“ bezieht es sich zunächst, wenn er (II, 450) in Goethes Stil die Monotonie und Simplizität der großen Welt, notwendige aber äußerst einfache Etikette bewundert. Und als ihm der Geist der „Lehrjahre“ nur noch künstlerischer Atheismus, das ganze Werk fatal und albern, ein aus Stroh und Hobelspänen bereitetes Gericht erschien (II, 280, 357 f.), das er als „Wilhelm Meisters Lehrjahre oder die Wallfahrt nach dem Adelsdiplom“, als einen gegen die Poesie gerichteten Candide verspottete, selbst da gestand er dem ersten Buche des Romans noch das Verdienst zu, daß es zeige, „wie angenehm sich auch gemeine, alltägliche Begebenheiten hören lassen, wenn sie gefällig moduliert vorgetragen werden, wenn sie, in eine gebildete, geläufige Sprache gekleidet, mäßigen Schritts vorübergehen“ (II, 422). Seine kritischen Ideen über den „Wilhelm Meister“ wollte Hardenberg in einen bürgerlichen Roman eigener Mache einkleiden (II, 362), der sich ja wohl dem großen, mit dem „Ofterdingen“ beginnenden Romanzyklus einreihen sollte. Als ein Kunsterzeugnis, ein Werk des Verstandes, in dem der Sitz der eigentlichen Kunst liege, während Phantasie, Witz und Urteilskraft nur vom Verstande requiriert würden, nähere sich „Wilhelm Meister“ der klassischen Litteratur. Goethe, welcher die Natur wie eine Antike betrachte (II, 491), stehe an Strenge in seinen Dichtungen der Antike nach, übertreffe sie jedoch an Gehalt. Und nur wie die Alten übertroffen werden könnten, an Gehalt und Kraft, an Mannigfaltigkeit und Tiefsinn, nicht als Künstler, werde und müsse auch Goethe übertroffen werden. Über den Zusammen-

hang der ästhetischen Doktrin Hardenbergs und seiner Freunde mit Goethes „Wilhelm Meister" hat Heinrich Prodnigg schon früher in zwei Programmen gehandelt (vgl. X, 260) und dabei den „greifbaren Niederschlag" von Goethes ästhetischen Grundsätzen in seinem großen Romane geprüft. In einer neuen Abhandlung[19]) setzt Prodnigg diese Studien fort. Er sucht festzustellen, wie Goethe in den Jahren nach der Rückkehr aus Italien, in denen die „Lehrjahre" ihre endgültige Fassung erhielten, über das Verhältnis von Kunst und Natur, über bildende Kunst und Dichtung in den „Propyläen" wie im Gedankenaustausch mit Heinrich Meyer, Schiller und Wilhelm von Humboldt seine Kunsttheorie befestigt und dargelegt habe.

Der Gegensatz zwischen Goethes Kunstansichten und denen des Hardenbergischen Kreises tritt uns dabei freilich greifbar hervor, viel mehr als er den Zeitgenossen selbst zum Bewußtsein kommen konnte. Begreiflicher Weise ist indessen auch über Novalis' Abfall vom „Wilhelm Meister" und Goethe, so lange er lebte nichts bekannt geworden; die Verbindung der Romantiker mit Goethe schien seit ihren Huldigungen im „Äthenäum" nach außen eine viel engere als sie thatsächlich war. Und so richteten denn auch die Gegner der romantischen Schule ihre Angriffe in gleicher Weise gegen Goethe selbst wie gegen seine lauten Bekenner, die Brüder Schlegel. Ludwig Geiger hat schon 1885 einige dieser Pamphlete („Firlifimini und andere Curiosa") wieder zugänglich gemacht. Neuerdings ist von August Sauer in seiner kulturgeschichtlich höchst anziehenden Sammlung der „Deutschen Säkulargedichte an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts"[20]) die witzigste dieser namenlosen Satiren „Der Turm zu Babel oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert" wieder abgedruckt und in den Anmerkungen erläutert worden. Wie bei den „Expectorationen" (1803) wird auch bei dieser dramatischen

---

[19]) Goethes Ansichten über Grundfragen der Kunst und Ästhetik mit besonderer Rücksicht auf die Zeit zwischen der italienischen Reise und den ersten Einflüssen der romantischen Schule. Prag-Neustadt 1899 (Sonderabdruck aus dem Schulprogramm der k. k. dritten deutschen Staatsrealschule).

[20]) Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer. Nr. 91—104, der Neuen Folge Nr. 41—54. Berlin 1901 (B. Behrs Verlag).

Satire Kotzebue als Urheber vermutet, wenigstens hat schon Wieland auf den Verfasser des „Hyperboräischen Esels“ als den Erbauer des „Thurms zu Babel“ geraten, während Paul Holzhausen in seiner vortrefflichen litterar- und kulturhistorischen Studie „Der Urgroßväter Jahrhundertfeier“ [21]), deren selbständige Darstellung sich mit Sauers Erläuterung seiner Neudrucke fortwährend berührt und sie ergänzt, die Urheberschaft Kotzebues bestreitet. Für die Litteraturgeschichte ist weniger die Frage der Autorschaft als die Thatsache wichtig, daß die Jahrhundertfeier Anlaß bot, Goethe und Schiller in der heftigsten Weise anzugreifen. Von den „Räubern“ bis zum „Wallenstein“, von „Werthers Leiden“ und „Götter, Helden und Wieland“ bis „Faust“ und „Wilhelm Meister“ wird die dichterische Thätigkeit Schillers und Goethes verspottet, wobei auch auf die Schlegels, auf Reinhold, Böttiger, Gries, Brentano Hiebe fallen, während Wieland, Jean Paul und Merkel freundlich behandelt werden. Dagegen hat Daniel Jenisch trotz der „Xenien“ in seiner endlosen Satire auf das 18. Jahrhundert Goethes, Schillers und Engels Bücher zur Verkürzung müssiger Stunden empfohlen; der Frankfurter Johann Isaak von Gerning (vgl. XIII, 288) in seinem „säkularischen Gesang“ fährt nach Rühmung von Lessing, Kleist, Gleim, Uz und Geßner fort:

> Bürgers Lied ergetzte das Ohr des Volkes,
> Schillers Lied ertönt am Altar der Musen,
> Wo die Weisheit, wo die Geschicht' und Kunst ihm
> Jede den Kranz flicht.
>
> Göthe strahlt, ein neuer Apoll am deutschen
> Pindus; ihm entblühet ein neues Hellas;
> Sein Gesang entquillt dir, Natur, am hohen
> Ziele der Künste.

Gerning hatte ursprünglich im dritten Verse geschrieben: „Wo ihm Weisheit, Kunst und die höchste Dichtkunst“, aber im Herderschen Hause ließ man solches Lob auf den Kantianer Schiller nicht die Zensur passieren, während Goethe, als Gerning das Säkulargedicht in seinem Hause vorlas, die Feier der dramatischen Kunst des großen Schiller — wie Karoline Herder spottend meldet —

[21]) Leipzig 1901 (Verlag von Eduard Avenarius).

vermißte. Herder selbst hat nicht blos in ein paar handschriftlichen Zusatzversen seinem Ärger über den Verfasser der Horen, an denen er doch selbst Anteil genommen, Ausdruck gegeben. Seine dramatische Allegorie „Äon und Äonis“, die in Sauers Sammlung unmittelbar auf „Paläophron und Neoterpe“ folgt, wie auch Holzhausen beide Festspiele miteinander vergleicht, war ein absichtliches Gegenstück zu dem Herder mißliebigen, von Wieland dagegen belobigten Stücke Goethes. Daß dieses statt der ursprünglichen Namen Archäodämon und Känodämonia die jetzt übliche Bezeichnung trägt, danken wir Friedrich Schlegel. Um Goethes dichterischen Anteil an der Säkulardichtung zu vervollständigen, führt Sauer noch die „Weissagungen des Bakis“ und Verse aus der Elegie „Hermann und Dorothea“ an (S. CXXXVI). Schiller hatte schon in den ersten Zeilen der „Künstler“ von des Jahrhunderts Neige gesprochen, wie er im Wallenstein-Prolog aus den Vorgängen auf der Weltbühne „an des Jahrhunderts ernstem Ende“ neue, höhere Verpflichtungen für Bühne und Dichtung ableitete. Zu Schillers bekanntem politischem Gemälde „Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden“ hat Karl Heinrich Leopold Reinhardt (1777—1824) in Kotzebues „Freimütigem“ 1803 als Gegenstück ein parodistisches Litteraturgemälde „Edler Freund! wo öffnet sich den Musen, wo der Weisheit sich ein Zufluchtsort?“ geschrieben. Holzhausen, der die Spitzen dieser Parodie gegen die Romantiker hervorhebt, macht darauf aufmerksam, daß keiner der Säkulardichter so scharf und treffend den Kernpunkt des damaligen Weltkrieges, d. h. die Habgier Englands erkannt habe, wie Schiller. Reinhardts Gedicht hat Sauer als Nr. 69 zum Abdruck gebracht, er hat aber auch die Bruchstücke von Schillers großem Gedichtplane aufgenommen, obwohl diese nicht zur Jahrhundertwende sondern zur Feier des am 9. Februar 1801 abgeschlossenen Friedens von Luneville bestimmt waren. Den Text des Entwurfs teilt Sauer nach einer neuen Vergleichung der Handschrift mit, während er die zwei aus dem Entwurfe ausgesonderten Gedichte „Die deutsche Muse“ und „Die Antiken zu Paris“ seiner Einleitung einflicht. Natürlich berichtet Sauer in ihr wie Holzhausen bei seinem Überblick der „Säkularfeiern“ und der Säkularfeste auf der Bühne auch von Schiller-Goethes Plan einer

größeren Säkularfeier in Weimar. Einen stichhaltigen Grund für Karl Augusts Verbot jener Feier vermögen beide Forscher nicht anzugeben. Jedenfalls wurde im Gegensatze zu den lärmenden Feiern an anderen Orten der Antritt des neuen Jahrhunderts in Weimar und Jena nach des Herzogs Willen nicht öffentlich gefeiert. Ja Holzhausen glaubt in seinem Nachtrag sogar noch die von Steffens stammende Überlieferung zerstören zu müssen von dem heitern Symposion Schillers und Goethes auf der Hofredoute am 31. Dezember. Aber Holzhausen beweist S. 160 nur, daß die Hofredoute am 26., nicht am 31. Dezember 1799 stattfand, während Steffens, wie auch Sauer S. CIII und Holzhausen selbst S. 44 richtig wiedererzählen, vom 31. Dezember 1800 berichtet. Das Weimarer Fourierbuch, das für 1799 geantwortet hat, muß also noch einmal für 1800 befragt werden, ehe Holzhausens Vorwurf, daß Steffens geflunkert hätte, als erwiesen gelten muß.

Bringt das Gedenken an die Geburtsfeier des 19. Jahrhunderts auch die Schatten von Kriegsbildern mit sich, so haben James Taft Hatfield und Elfrida Hochbaum die litterarische Erinnerung an einen anderen Krieg beschworen. Sie suchen die Beweise der Teilnahme deutscher Dichter und Schriftsteller an dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zu überblicken.[22]) Die dankbare Aufgabe ist jedoch von dem amerikanischen Forscherpaar nicht gut gelöst worden. Sie haben das Material nicht genug gesichtet und Werke herangezogen, die wie Schillers „Nadowessische Totenklage" wohl als Beweis der Teilnahme an amerikanischer Romantik oder wie Goethes „Wanderjahre Wilhelm Meisters" als Huldigung für die Jugendkraft der neuen Welt gelten mögen (vgl. X, 489), aber doch nichts mit dem Kampfe der Kolonien gegen England zu thun haben. Für den Enthusiasmus Goethes und Schillers für die nordamerikanischen Rebellen, von dem Hatfield spricht, dürfte der Beweis schwer zu erbringen sein. In Wirklichkeit weiß er auch von Goethe nur ein paar spöttische Verse über die wortreichen und thatenscheuen deutschen Freunde der Amerikaner aus den „Mitschuldigen" anzu-

[22]) The Influence of the American Revolution upon German Literature. Reprint No. 7 aus dem dritten Bande der „Americana Germanica". New-York 1901 (Publisher: The Macmillan Company).

führen. Denn die weitere Belegstelle nach der Hermanns Mutter mit den „ersten Zeiten der wilden Zerstörung“ (nach dem Brande des Städtchens) „undoubtedly refer to the American movement“ ist doch nicht ernst zu nehmen. Die Verdeutschung von Roberts History of America rührt nicht, wie Hatfield meint, von unserem Schiller her, sondern von seinem übelberufenen Vetter, dem Studiosus Johann Fr. Schiller. Dagegen ist in dem von Hatfield nicht erwähnten Schillerischen Jugendgedicht „Der Abend“ gleich im dritten Verse wirklich dem freien Amerika ein sehnsüchtiger Seufzer zugeschickt. Ein Irrtum Hatfields und seiner Mitarbeiterin ist es übrigens, eine allgemeine Sympathie für die Amerikaner in der deutschen Litteratur vorauszusetzen. Nicht blos in dem neuveröffentlichten Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Gemmingen, den wir noch in anderem Zusammenhange zu betrachten haben, sind beide Schreiber den Rebellen feindlich gesinnt. Auch im Boieschen Kreise sympathisierte man vielfach mit den Engländern. Die politische Verbindung Hannovers mit England verwirrte das Urteil. Die anziehende Aufgabe, ein wahrheitsgetreues und erschöpfendes Bild des Verhältnisses der deutschen Dichtung zum amerikanischen Unabhängigkeitskampfe zu geben, wie Sauer und Holzhausen uns die Säkularfeier im Spiegel deutscher Dichtung zeigten, ist also durch die amerikanische Studie keineswegs befriedigend gelöst.

Mit Recht heben Holzhausen und Sauer hervor, daß ihre Darstellung und Sammlung in erster Reihe der Kulturgeschichte dienen soll. Bei den 185 Stücken der Sauerschen Auswahl finden wir von der alten Garde Gleim und Denis, den Berliner Aufklärer Gedike und den Schwärmer Lavater, von den Romantikern Tieck und die beiden Schlegel, Gries, Vermehren, Fouqué und Zacharias Werner vertreten, wie ihre Gegner Kotzebue und Matthison. Von den Weimaranern stellen sich ein Herder, Knebel, Wieland und Falck, und mit ihnen auch Goethes Amts- und Klopstocks Jugendgenosse Schmidt, der Bruder der göttlichen Fanny. So ist auch die engere Goethe- und Schillerforschung Holzhausen und Sauer Dank schuldig für die mühselige und trefflich ausgeführte Arbeit, durch welche sie uns Hintergrund und Umgebung geschildert haben, von dem und aus der Goethe und Schiller sich auch in diesem

besonderen Falle der Gelegenheitsdichtung abheben. Den Sammlungen der poetischen Stimmen zur Jahrhundertfeier, die zugleich einen Beitrag zu Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen liefern, wird sich auch einmal eine Sammlung der dichterischen Stimmen zu Ehren Goethes und Schillers anreihen. Vor der Hand haben wir noch das Verzeichnis der Festreden fortzusetzen, die zur anderthalb Jahrhundertfeier von Goethes Geburtstag überall gehalten worden sind. Besondere Erwähnung gebührt Greiners „Ansprache bei der Schulfeier zu Goethes 150. Geburtstag", weil sie von der Feier an einer weimarischen Anstalt Zeugnis ablegt.[23]) Des Dichters Beziehungen zu Weimar und dessen Fürstenhaus werden deshalb in dem Überblick über Goethes Leben mit Recht in den Vordergrund gestellt. Direktor Otto Schäbel in Worms bemerkt dagegen selber im Vorwort zu seiner Rede über „Goethes Werdegang",[24]) daß ihr Abdruck blos ein Erinnerungsblatt für die Schülerinnen der Anstalt bilden, nicht litterarischen Anspruch erheben solle. Je einen Festvortrag zu Goethes 150. und 100. Geburtstag finden wir auch unter den Abhandlungen im neuesten Bande des Goethejahrbuchs,[25]) und zwar sind es zwei in Goethes Vaterstadt gehaltene Vorträge. Veit Valentin, dem ebenso wie Martin Schubart, dem Biographen des Königsleutnants Thoranc (vgl. XIII, 187), in der Chronik ein Nachruf gewidmet ist,[26]) hat zur Nachfeier des 28. August 1899 in der Großloge des eklektischen Bundes über die freimaurerischen Elemente in Goethes nichtfreimaurerischen Dichtungen, den „Geheimnissen" (vgl. XI, 287

[23]) Bericht über das 44. Schuljahr des Realgymnasiums zu Weimar 1900 (Progr. Nr. 729).

[24]) Unsere Goethefeier und Gedenkfeier. Jahresbericht der höheren Mädchenschule zu Worms 1900 (Progr. Nr. 193).

[25]) Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiundzwanzigster Band. Mit dem sechzehnten Jahresbericht der Goethegesellschaft. Frankfurt a. M. 1901 (Litterarische Anstalt Rütten & Löning).

[26]) Den Nekrolog auf Schubart hat K. Kötschau, den auf Valentin Julius Ziehen verfaßt. Ein Versuch, Valentins wissenschaftliche Thätigkeit und menschliche Tüchtigkeit zu schildern, wurde aber auch in einer eigenen Monographie unternommen von seinem Freunde und vertrauten Studiengenossen Max Schneidewin: „Veit Valentin." Mit Valentins Bildnis. Berlin 1901 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

und XIII, 20*), dem zweiten Teile der „Zauberflöte" (vgl. XVI, 234), Wilhelm Meister und Faust, gesprochen. Theodor Creizenach, der sich nicht blos als erster Herausgeber von Goethes Briefwechsel mit Marianne Willemer in der Goethelitteratur ein dauerhaftes Andenken gestiftet hat, hielt am 28. August 1849 im Frankfurter Kaisersaal die Festrede „Goethe als Befreier", die nun sein dankbarer Schüler Ludwig Geiger im Jahrbuch zum erneuten Abdruck bringt. Im mündlichen Vortrag waren gewiß beide Reden von guter Wirkung, für Abhandlungen im Goethejahrbuch sind sie doch zu allgemein gehalten, längst Bekanntes wiederholend. Dem zweiundzwanzigsten Bande des Jahrbuchs hat überhaupt kein günstiger Stern geleuchtet. Mir wenigstens erscheint er als der schwächste und uninteressanteste von allen bisher vorliegenden Bänden. Richard M. Meyers Festvortrag bei der diesjährigen Versammlung in Weimar „Goethe als Psycholog" verbirgt — wenigstens für mein Empfinden — unter ungeheurem Wort- und Zitatenschwall doch nur schlecht seinen völligen Mangel an Inhalt. Dafür hat Meyer aber seinen Nekrolog für Nietzsche in der „Chronik" in höchst dankenswerter Weise dazu benutzt, um auf die wichtigsten Äußerungen über Goethe in Nietzsches Werken zu verweisen. Da die Nekrologe wohl oft überschlagen werden, möchte ich auf diese nützliche und anziehende Arbeit Meyers, die auf engem Raume ein reiches Material zusammendrängt, ganz besonders aufmerksam machen. Wenig erbaut fühle ich mich von den drei Proben aus Rudolf Hildebrands hinterlassenen „Vorlesungen über Goethe", welche die Einleitung zu Goethes Liedern, das Technische seiner Dichtkunst und sein Verhältnis zur deutschen Sprache behandeln. Die Proben erwecken keineswegs Verlangen nach dem bereits angekündigten Drucke aller dieser Vorlesungen. Gerne empfangen wir dagegen im vorliegenden Bande die Fortsetzung (vgl. XVI, 489) von Adolf Sterns anziehenden Mitteilungen über die Geschichte des Goethekultus in Dresden, diesmal vom Tode Goethes bis auf die Gegenwart reichend, wobei man nur die namentliche Nennung des hochverdienten Nestors der Goetheforschung in Dresden, des Freiherrn Woldemar von Biedermann vermißt.

Für eine gerade von Biedermann wiederholt mit Eifer erörterte Frage wird in einer Abhandlung des 22. Bandes eine neue

Lösung angestrebt. Max Morris hat es versucht, auf Grund seiner älteren wie jüngsten Untersuchungen die Ausbildung der Mephistogestalt im ersten Teile der Goetheschen Faustdichtung im Zusammenhange zu veranschaulichen. Er hat damit trotz der Einwürfe, die gegen seine Darstellung zu erheben sind, eine scharfsinnige und meist nach festen Stützen strebende Studie geliefert, die sich durch eine auf diesem Gebiete nicht immer vorhandene Klarheit auszeichnet. Im Urfaust, meint er, habe Gretchen, gleichwie Adelheid im Götz, die Liebe des menschenbildenden Dichters zum Schaden der Gesamtökonomie des Stoffes gewonnen, und so bildeten die Gretchenszenen eine bürgerliche Verführungstragödie, wie sie im Kreise der Stürmer und Dränger in der Luft lag, nur daß der Verführer zufällig Faust hieß. Die gleiche Ansicht habe ich selbst schon 1887 in den bayerischen Gymnasialblättern und zu wiederholtenmalen in diesen Berichten (VIII, 493; X, 501) vertreten, nur daß ich nicht Lenzische Dramen, sondern seine Erzählung „Zerbino" als nahverwandt heranzog. Ich möchte indessen doch nicht so scharf wie Morris formulieren: „Mephisto allein knüpft die Gretchentragödie an den Faustſtoff". Daß Mephistopheles im Urfaust der Diener des Erdgeistes und von diesem Faust beigeordnet sei, hält Morris für zweifellos. Durch Unterstellung Mephistos unter den Erdgeist sei es Goethe gelungen, die dem 18. Jahrhundert widerstrebende Teufelsgestalt der Swedenborgischen Geisterwelt anzugliedern (S. 163). Erich Schmidts Hindeutung auf die Verwandtschaft des Erdgeists mit dem Geisterreiche Swedenborgs sucht Morris durch eine Reihe von Beweisen zu stützen. Dieser Annahme einer Einwirkung Swedenborgs auf die Szene im Studierzimmer will ich keineswegs widersprechen, ich glaube aber mit Minor, daß Goethe von Anfang an auch den Teufel der Volkssage darstellen wollte, was Morris in Abrede stellt. Zwar kann Morris nicht leugnen, daß schon der Text des Urfaust „bequeme Züge herkömmlicher Teufelskomik" zeigt, aber erst in Italien habe Goethe mit Einfügung der Hexenküche die Swedenborgische Grundlage der Faustischen Geisterwelt bewußt im Sinne der volksmäßigen Überlieferung umzubilden begonnen (S. 172). Im Widerspruch damit scheint es mir zu stehen, daß Morris Mephisto gerade als Diener des Erdgeist planmäßig und

bösartig Fausts Verderben betreiben läßt, während er schon im Fragment eine weniger böse Art zeige. Das müßte doch eigentlich umgekehrt der Fall sein, da wir dem schaffenden Erdgeist doch nicht die Absicht, Faust in unbefriedigtem Streben aufzureiben, zutrauen dürfen, während der mit dem Herrn wettende Teufel darin allerdings sein Ziel erblicken muß. Übrigens folgere ich aus Mephistopheles' Spott, daß er sich mit den Toten nicht gerne befasse, d. h. nur an Lebenden und Begehrenden seine Verführungskünste zu bewähren vermöge, keineswegs, daß Fausts Seele von der himmlischen Wette ausgeschlossen ist, wie Morris S. 175 behauptet.

Aus V. 3249/50 will Morris Einblick in eine von Goethe geplante Zwischenstufe gewinnen. Demnach sollte Faust zwischen der Hexenküche und Gretchens erstem Auftreten eine Zeit wilden Sinnengenusses durchgekostet, wirklich Helenen in jedem Weibe gesehen haben; mit dem schönen Bilde in V. 3248 sei ursprünglich keineswegs Gretchen gemeint gewesen. Von diesem wüsten Leben hätte Faust sich in der Einsamkeit von Wald und Höhle gereinigt und erst als Geläuterter sei er zu der zweiten und höheren Form des Liebesgenusses gelangt, den wir im Abenteuer mit Gretchen erblicken. Daß die Szene „Wald und Höhle" aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt wurde, lehrt uns der Urfaust, wie ihre verschiedene Einreihung im Fragment und vollendeten ersten Teile. Erich Schmidt spricht davon, daß die Szene erst später mit der Gretchentragödie verzahnt worden sei und ich selbst habe im achten Bande der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" darauf aufmerksam gemacht, daß im jambischen Monologe selbst gar keine Beziehung auf Fausts besondere Lage sich findet, wir ihn als einen unmittelbaren lyrischen Gefühlsausdruck Goethes selbst ansehen könnten. Morris' Annahme einer in Italien geplanten Zwischenstufe hat also viel Wahrscheinlichkeit für sich. Für seine Ansetzung der Disputationsszene zwischen V. 1529 und 1530 habe ich mich erst im vorangehenden Berichte S. 232 in Übereinstimmung mit Minor ausgesprochen. Ich habe dort aber auch hervorgehoben, daß Mephistopheles nicht in dem ihm unbehaglichen Zustande eines durch das Pentagramm Gefangenen mit Faust verhandeln wolle, während Morris S. 179 meint, der Teufel habe keinen Grund

fortzubrängen und der Dichter lasse ihn nur wegen der erst geplanten, dann fallen gelassenen Disputationsszene so handeln. Besonderer Dank gebührt Morris für seine unanfechtbaren Nachweise über Miltons Einwirkung auf die Faustdichtung seit dem Juli 1799 und der hübschen Darlegung, wie Mephistos Verkleidung als fahrender Schüler sich aus einer Notiz in Murrs Beschreibung Nürnbergs entwickelt habe. Morris' Studie darf zweifellos unter den diesmaligen Beiträgen zum Goethejahrbuch als der anregendste gerühmt werden. Unter wenig bedeutenden Billeten Goethes versteckt, die Karl Kötschau der Handschriftenabteilung der Veste Koburg entnommen hat, bringt der 22. Band aber noch einen Beitrag zur Faustforschung, freilich ganz anderer Art. Wenigstens glauben Kötschau und Suphan, daß die vier bisher unbekannten Verse einem Entwurfe zum Auftreten der Fischer und Vogelsteller im Maskenzuge des zweiten Faustteils (nach V. 5198) angehören:

Und in stets bewegten Fluten
Haschen wir lebendige Schätze,
Lieben Angeln, Leine, Ruten
Und verehren unsre Netze.

Der Herausgeber des Jahrbuchs selber hat die Fortführung seiner im 18. Bande begonnenen Mitteilungen über Therese Hubers Verhältnis zu Goethes Werken (vgl. XIII, 330) für den diesjährigen Band geplant, doch wegen Raummangel diesen Beitrag ebenso wie die sonst übliche Bibliographie zurückstellen müssen. In seiner Monographie über die Tochter Heynes, die Witwe Forsters und Hubers[27]) hat Geiger ihre Beziehungen zu Goethe aber wegen der für das Jahrbuch vorbehaltenen Mitteilungen blos gestreift. Nur ein Urteil Goethes über Therese teilte er aus einem ungedruckten Briefe Goethes an Cotta mit, da bisher gar keine derartige Äußerung Goethes über sie bekannt war. Goethe versicherte (30. Oktober 1816) seine Dankbarkeit für Neigung und Wohlwollen, welche die werte Frau, die damals eben die Redaktion des Cottaschen Morgenblattes übernommen hatte, ihm jeder Zeit erwiesen hätte.

[27]) Therese Huber 1764 bis 1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. Nebst einem Bildnisse von Therese Huber. Stuttgart 1901 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).



Ob Therese Heyne schon bei ihrem ersten Berühren Weimars im September 1783 Goethes Bekanntschaft gemacht hat, läßt Geiger (S. 33) unentschieden. Als Forsters jung angetraute Gattin war sie am 15. September 1785 zugleich mit Herder und Wieland bei Goethe zu Gast. Zwei Jahre später bei ihrer Rückkehr von Wilna, als das Ehepaar Forster wieder durch Weimar kam, war Goethe abwesend, dafür stattete er selber ihm 1792 in Mainz seinen Besuch ab. Damals wird sich indessen der Gegensatz politischer Meinungen zwischen Forsters und Goethe bereits fühlbar gemacht haben, dem dann von Seiten der Weimaraner die Xenien so scharfen Ausdruck gaben. Doch ist das 347. Xenion, in welchem „des Weibes Rat" für Forsters revolutionäres Handeln verantwortlich gemacht wird, nach Geiger (S. 69) nicht gegen Therese, sondern gegen Karoline Schlegel gerichtet, Theresens feindliche Rivalin seit ihren Göttinger Mädchentagen. Mit ihr teilte Therese Huber übrigens die Abneigung gegen Schiller. Hubers begeisterte Freundschaft für den Dichter der „Räuber" war längst erkaltet, als Huber sich mit Forsters Witwe verband und durch diesen Treubruch gegen seine Verlobte, Dora Stock, Körners Groll, Schillers Mißbilligung sich zuzog. In Theresens kleinlicher und böswilliger Verspottung von Schillers Witwe klingt noch 1819 der Ärger über Schillers Parteinahme für Körners Schwägerin nach, wie dies Geiger selbst (S. 260 und 312) andeutet, obwohl er sonst von seinem Rechte, als Biograph auch den Anwalt seiner Heldin zu spielen, gerne Gebrauch macht. Persönliche Verstimmung wird übrigens auch bei Theresens scharfem Ausfalle gegen Fritz Jacobi und seine Umgebung (S. 66) mitwirken, wie anderseits die Bewunderung für Ifflands Spiel (S. 116) durch den persönlichen, freundschaftlichen Verkehr gesteigert wurde. Statt Geigers Zusammenstellung von Theresens Urteilen über Goethesche Werke finden wir im Jahrbuch Otto Harnacks Mitteilungen aus Lili Partheys Tagebuch über ihren Verkehr mit Goethe in Karlsbad am 23. Juli 1823. Harnack hat dabei übersehen, daß G. Partheys Bericht über seine Besuche bei Goethe schon seit 1883 in einer allgemein zugänglichen Ausgabe vorliegt, die unverändert den Privatdruck von 1862 in den Buchhandel gebracht hat. Zu dem in Goethes Tagebüchern erwähnten Besuch der

Prinzessin Therese von Thurn und Taxis in Weimar im Gefolge der Königin Luise teilt P. Bailleu aus dem Briefe der Prinzessin an die Fürstin Betty von Fürstenberg vom 8. Juli 1799 ihre begeisterten Äußerungen über „Wallensteins Tod" mit.

Wenig ergiebig sind diesmal die Miszellen des Jahrbuchs ausgefallen. M. von Waldberg ist es gelungen, die Entstehung der von Zarncke unter Nr. 64 besprochenen Vignette Goethes für 1784 nachzuweisen, aus welchem Jahre wir bisher noch kein Goethebildnis besaßen. Wie weit Erlebtes und Gelesenes die Stimmung erzeugten, aus welcher der Erlkönig erwuchs, sucht F. Sintenis zusammenzustellen. Aus Heinrich Christian von Senckenbergs 1787 erschienenen „Gedichten eines Christen" teilt Hermann Haupt die in den Versen und einer eigenen Fußnote Senckenbergs ausgesprochene Warnung vor dem Werthergift mit. Die reiche Zahl von zeitgenössischen Stimmen für und gegen „Werthers Leiden" ist auch sonst in letzter Zeit um einige vermehrt worden. Wenn Gleim unterm 16. Juli 1776 seinen Freund Uz bittet, doch dem Greuel der Verwüstung zu steuern und zu wehren, „welche das stultum pecus, das unsern Göthen nachläuft, überall anrichtet",[28]) so dürfte sich das in erster Linie auf die Nachahmungen des Werther beziehen. Schon 1776 ist Millers „Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit aus den Briefen zweyer Liebenden" erschienen, wie der berühmte thränenreiche „Sigwart" selbst, dem Senckenberg den Vorzug vor dem „Werther" gibt. Der rechtschaffene Verfasser des „Sigwart" mißbillige, erzählt Senckenberg, nun selber sein Büchlein, das doch nur seelentkräftend, nicht wie Goethes Roman vergiftend wirke. „O möchte doch der vortreffliche Pinsel, der den männlichen Götz von Berlichingen in seiner ganzen teutschen Biederkraft so unnachahmlich geschildert hat, nie den entmannten Werther geschildert haben." Für den rührenden Sigwart zeigte auch der neben Klopstock angesehenste Vertreter der älteren Litteratur, Albrecht von Haller, besondere Teilnahme. Indessen billigte er es auch nicht, als man in Bern daran dachte die „Leiden des jungen Werthers" zu verbieten.

[28]) Briefwechsel zwischen Gleim und Uz. Herausgegeben und erläutert von Karl Schüddekopf. Tübingen 1899 (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 218. Band).

*

Man übersetze, schreibt er an seinen Freund, den württenbergischen Geheimrat von Gemmingen[29]), am 20. April 1775, in Bern „Göthens Werther, ein Werk voll Feuer und Leben, worüber aber hier die Urteile sehr geteilt sind. Mir ist es nicht vorgekommen, als wann die Absicht wäre, den Selbstmord zu entschuldigen. An Nicolais Satire habe ich keinen Geschmack, auch keinen Begriff, worin das Lächerliche bestehen soll. Ein hiesiger Edelmann hat Wehrtern in ein französisches Drama gebracht." Es ist Sinners Drama „les malheurs de l'amour". Gemmingen selbst machte am 28 Februar 1775 Bodmer auf einen ungedruckten Brief des Abtes Jerusalem über den Tod seines Sohnes aufmerksam.[30]) Dagegen weiß Lichtenberg, von dessen Briefen wir nun endlich den Anfang einer vorzüglichen, schon im ersten Bande um 159 ungedruckte Stücke vermehrten Ausgabe erhalten haben (vgl. XIII, 328)[31]) zu erzählen, daß der alte Professor Böhmer in Göttingen beim Lesen der Leiden des Herrn Baron von Werther über das schändliche suicidium alles andre vergessen habe (8. Juli 1780 an Heyne). Er selbst dankt in einem der zum erstenmal gedruckten Briefe an seinen Freund und Verleger Dietrich aus London, 1. Mai 1775, für die Zusendung von Nicolais Leiden und Freuden und Tollheiten des jungen Werthers und macht sich lustig über die Nachricht, daß ein junger Herr von Lütichow sich über das Buch erschossen haben sollte. „Ich glaube, der Geruch eines Pfannkuchens ist ein stärkerer Bewegungsgrund in der Welt zu bleiben, als alle die mächtig gemeinten Schlüsse des jungen Werthers sind, aus derselben zu gehen." Der

[29]) Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen. Nebst dem Briefwechsel zwischen Gemmingen und Bodmer. Aus Ludwig Hirzels Nachlaß herausgegeben von Hermann Fischer. Tübingen 1899 (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 219. Band).

[30]) In diesem Zusammenhange ist auch zu erwähnen, daß die 1776 von Lessing veröffentlichten „Philosophischen Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem" von Paul Beer neu herausgegeben wurden als Nr. 89/90 der „Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts." Berlin 1900 (B. Behrs Verlag, E. Bock).

[31]) Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von Albert Leitzmann und Karl Schüddekopf. Erster Band 1766—1781. Leipzig 1901 (Dietrichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher).

Satiriker schlägt vor den „Prometheus" — gemeint ist H. L. Wagners Spottgedicht — um zwei Holzschnittchen zu vermehren, auf denen der Sieg eines Pfannkuchens über den Selbstmordgedanken eines empfindsamen, verliebten Wertherlesers darzustellen wäre.

Kehren wir von diesen Wertherismen zu den Miszellen des Jahrbuchs zurück, so finden wir, daß Franz Kahn seine Emendation „Gebieter" für „Geliebter" im Refrain der ersten Strophe der Mignon-Ballade gut begründet hat. Dagegen erscheint der Versuch von Morsch, Parallelen zwischen Goethes „Pandora" und Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke" nachzuweisen, vollständig verfehlt. Führt uns A. Leitzmann in das Gebiet der Goetheschen Homerstudien ein mit dem bescheidenen, aber sicheren Nachweis, daß der allein fertig vorliegende Gesang der „Achilleis" die früheren zwei Gesänge umfaßt, so vermag Bernhard Suphan, dessen Bericht über die sachlichen Erwerbungen des Archivs und die Verluste der Goetheforschung an Freunden und Mitarbeitern eigens erschienen ist,[83]) aus den Schätzen des Archivs Goethes Übertragung von V. 78—132 des siebenten Gesanges der Odyssee in Hexametern, die Prosaparaphrase und Erklärung der Verse 81—86 aus dem zehnten Gesange mitzuteilen. Die erstere, die durch Beschränkung der Beiwörter dem Klopstockischen Ideal einer Einsparung von Zeilen Seitens des Verdeutschers entspricht, stammt nach Suphans beweiskräftiger Erläuterung aus der Mitte der neunziger Jahre, der Erklärungsversuch aus dem Anfang des zweiten römischen Aufenthalts. In seinem Kommentar zu diesen beiden Bruchstücken beschenkt Suphan uns auch noch mit Goethes Verdeutschung aus der Ilias XIII, 95—110 und verrät, daß im Weimarer Archive auch Goethes Übersetzung von Demodokos' Gesang beim Festmahle der Phäaken der Veröffentlichung harrt:

> Singe Muse mit Lust den Liebeshandel des Ares
> Den er einst sich erkühnt mit Aphroditen zu wagen.

Wie aber Goethe im Leben über der Seele Suchen nach dem Lande der Griechen doch den Anforderungen des Tages nicht ganz

[83]) Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. Bericht in der 16. Jahresversammlung der Goethegesellschaft vorgetragen. Weimar 1901 (Sonderdruck aus der Weimarischen Zeitung).

entrinnen konnte, so gesellt Suphan nun in den Mitteilungen des Archivs den Homerischen Blättern eine Skizze aus dem April 1795, in der Goethe „Gedanken über Freiheit und Gleichheit“ aufgezeichnet hat, den Widerspruch zwischen beiden Gaben, die nur von Phantasten oder Charlatans zugleich versprochen werden könnten, betonend. Diese Gedanken hat Goethe auf der Rückseite einer amtlichen Ausfertigung an den mit dem Wasserbau in Dornburg beschäftigten Leutnant Vent skizziert, was uns den sonst schwer zu ermittelnden Zeitpunkt der Niederschrift bekannt macht. Ein amtliches Gutachten Goethes über das Verhältnis der herzoglichen Schatulle zu einer in Ilmenau nicht gedeihenden Porzellanfabrik aus dem Januar 1782 hat Wilhelm Stieda mit Erzählung der Geschichte jener Fabrikgründung mitgeteilt. Zwei Briefe Goethes an den Maler Josef Hoffmann (9. Mai 1802 und 1. Februar 1805), die Antwort auf Hitzigs amtliche Anfrage über seinen früheren Schreiber John sind durch Geiger zum erstenmale veröffentlicht, und ihnen ist ein Neudruck des in diesen Berichten schon XV, 269 und XVI, 182 erwähnten Goetheschen Briefes an Ludwig Wachler und an Göschen beigefügt. Wie reich noch immer die Ergänzungen des Briefwechsels sich einstellen, zeigt das Jahrbuch, indem es statt der sieben Goetheschen Briefe an seinen Weimarischen Amtsgenossen Karl Friedrich von Conta, die Strehlke verzeichnet hat, deren neununddreißig nebst fünfzehn Antworten Contas aus dem Zeitraum von 1807—1831 zum Abdruck bringt. Die von Max Hecker erläuterten Briefe sind ja nicht eben inhaltlich bedeutend, enthalten jedoch manches anziehende. Aus Goethes Schreiben vom 30. Juni 1807 ersehen wir, daß er sich damals ernstlich mit dem Gedanken einer Reise nach Wien trug. Nicht im Jahrbuch sondern nur in einem Erich Schmidt gewidmeten Privatdruck ist eine Ergänzung von Goethes Briefwechsel mit Reinhard erfolgt durch ein kurzes Billet vom 13. Juli 1809 zu einem längeren Brief aus Töplitz und Heidelberg vom 1. Juli 1813 und 8. Oktober 1814.[33]) Der letztere Brief ist bedeutend durch das den Brüdern Boisseree und ihren Sammlungen gespendete Lob. Ein ganz eigenartiges, bisher unbekanntes Schreiben Goethes hat Jakob

[33]) Drei ungedruckte Briefe an den Grafen Karl Friedrich von Reinhard. Berlin 1900 (In Druck gegeben von Alexander Meyer Cohn).

Caro zugänglich gemacht,[34]) den Dankbrief Goethes vom 13. Mai 1830 an die Societé royale philomatique zu Warschau, die ihn im Dezember 1829 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Goethes Antwort erfolgte in lateinischer Sprache. Die Revision längst veröffentlichter Briefwechsel ist im Jahrbuch für den Goethe-Zelterschen von P. Weizsäcker und E. v. Bamberg eröffnet, für den Lavater-Goetheschen von Heinrich Funck fortgesetzt worden. Beim ersteren haben sich nur für Zelter wesentliche Nachträge ergeben, so vor allem sein noch ungedruckter großer Brief über Scotts Napoleonbiographie, dessen Kenntnis man so gerne noch Michael Bernays für seine Untersuchung über Goethes Verhalten zu diesem Werke (vgl. XI, 259) gegönnt hätte. In Zelters ungedrucktem Briefe vom 15. Februar 1824 erzählt er von der Aufführung des „Standhaften Prinzen" in Berlin und fährt dann fort: „Du erinnerst Dich gewiß noch, daß Du es Schillern und mir eines Nachmittags in Deinem Hause, da eben die Schlegelsche Übersetzung angekommen war, vorgelesen hast." Bisher wußten wir nur von Goethes Vorlesung des Dramas am Theetische Johanna Schopenhauers; das Zeltersche Momentbild verdient festgehalten zu werden: Goethe ein ihn begeisterndes Drama Calderons dem nicht Calderonfreundlichen Schiller vorlesend. Funck geht von Ulrich Hegners Lavaterbuch (1836) aus, um festzustellen, daß Nr. 589 der Weimarischen Briefausgabe nicht ins Jahr 1777 noch in die Anfangszeit des Verkehrs zu setzen sei, sondern dem August 1774 angehört. Das in der Weimarer Ausgabe nur in den Lesarten zu Nr. 1553 abgedruckte Urteil Goethes über des Freundes „Pontius Pilatus" ist von Goethe thatsächlich unmittelbar an Lavater geschickt worden, während der auf dem gleichen Quartbogen in Lavaters Nachlaß stehende „Auszug aus einem Briefe von K. an L. Hirzel" mit Unrecht als ein Goethescher Brief angesehen worden ist, ein Irrtum allerdings, vor dem sich schon die Weimarer Briefausgabe wahrte.

Nicht blos als einer der vertrautesten Freunde Lavaters und Herausgeber wichtiger Goethescher Brieffragmente in seinen „Bei-

[34]) Zwei Briefe Alexander von Humboldts und Goethes in den „Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte" I. Band, 4. Heft. Berlin 1901 (Verlag von Alexander Duncker).

trägen zur näheren Kenntnis und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters" kommt der Winterthurer Dichter und Sonderling Ulrich Hegner (1759—1840) für die Goethelitteratur in Betracht. Persönlich zusammengekommen sind die beiden niemals, aber wichtig war der Einfluß von Goethes Dichtung auf den einsamen Kunstfreund in Winterthur. Hegners liebenswürdige, die methodische Gelehrtheit Bächtoldscher Schulung mit weiblichem Feingefühl verbindende Biographin Fräulein Dr. Hedwig Waser[35]) hat ihren Helden nicht blos als Mittelsmann zwischen den Niederungen der deutsch-schweizerischen Litteratur im 18. und ihrem Höhepunkt im 19. gefeiert, so daß sie in Hegners Prosa zuerst „die durchgeistigte Vornehmheit und Anmut Goetheschen Stiles durchwürzt vom Erdgeruch der Mundart", deren glückliche Verbindung uns bei Gottfried Keller entzücke, herausfindet. Hegner vertritt nach ihrem Urteil in seiner Person die Wandlung, die sich in der Schweiz von Bodmers kindischen Schmähungen und Hallers Geringschätzung Goethes bis zu der Zeit vollzog, da der noch in Dumpfheit befangene grüne Heinrich im Witwenstübchen seiner Mutter mit heißen Wangen Goethes Werke genoß, um „nach vierzigtägigem Liegen und Lesen als ein Anderer vom Lotterbettchen aufzustehen, erfüllt von einem reinen und nachhaltigen Vergnügen, das er früher nie gekannt, jener hingebenden Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet" (vgl. XV, 113—118).

Auch Ulrich Hegner erzählte, wie er als Jüngling von der farbenprächtigen Romantik des „Götz", mehr noch vom Seelenzauber „Werthers" ergriffen ward, dessen Wahlheim er sich unter zwei mächtigen Eichen des Brühlberges träumte, während die Einwohner Winterthurs sich über den tollen Roman lustig machten (S. 256). Als Hegner die krankhafte Empfindsamkeit, die ihn während seiner ersten akademischen Semester beherrschte, überwunden hatte, lachte er freilich selbst mit über die köstlichen Schnurren, die der originelle Apothekergehilfe Heinsius in Straßburg durch fortwährende

[35]) Ulrich Hegner. Ein Schweizer Kultur- und Charakterbild. Halle a. S. 1901 (Max Niemeyer).

drollige Wertherzitate ausübte. Allein auch ernste Goetheerinnerungen mußten ihm in Straßburg näher treten. Wurde der liebe Aktuarius Salzmann doch auch für den jungen, schüchternen Schweizer ein treuer Mentor und teilte ihm die älteste Form des Götzdramas mit, von der Hegner 1833 meinte, sie sei „reichlich mit Hurerei ausstaffirt, im Flammenstil." Wie mit Salzmann hat Hegner während seiner Straßburger Semester auch mit Lenz, dem „konfusen, aber poetischen Kopf" verkehrt, ein Umgang an den er sich später nicht gerne erinnern ließ. In Tiecks Einleitung zu Lenz Schriften fand er neben einer großen Kunst Unerquickliches schonend zu verschleiern viel Luminoses und Wahres, doch auch eine Überschätzung Lenzens wie des Goetheschen Einflusses auf Lenz' Bildung. Zu Goethes eigenem Urteil über den Jugendgenossen, meinte Hegner, „ließe sich noch manches hinzufügen, wenn über seine Verirrungen zu sprechen oder zu lesen erfreulich wäre". Zu Hegners Straßburger Freundeskreis gehörte auch Gg. Christoph Tobler, der dann im Sommer 1781 in Weimar Goethe so nahe trat, daß man ihm die Redaktion von Goethes Fragment „Die Natur" im 32. Stücke des Tiefurter Journals zuschreiben konnte (vgl. IX, 225), ja Hegner fand den nach der Schweiz zurückgekehrten Freund „von Goethe mehr als nötig inspiriert und Lavatern entfremdet". Gerade Lavater, „der erste Schweizer, der Goethes Größe, wenn noch nicht erkannte, so doch ahnend empfand" (S. 252), gab den Mittelsmann zwischen Hegner und Goethes Dichtung ab, wie er wesentlich Mitschuld trug am Ärger des alten Bodmer darüber, „daß Goethe der jungen Züricher Herz und schwindelnden Kopf besitze". Bodmer konnte sich nicht darüber klar werden, was für eine Grundveste Lavaters Vertrautheit mit Goethe denn haben möchte, wie Lavater den Vertretern der älteren Generation überhaupt manches Rätsel aufgab. Immer wieder kommen in dem schon erwähnten Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen beide auf den „allzu lebhaften enthusiastischen" Lavater zu sprechen. Besonders der württembergische Geheimrat, der bei dem Fortschreiten der Physiognomik immer unzufriedener mit ihrem den Fürsten schmeichelnden Herausgeber, dem allgemeinen Lobredner, wurde, prophezeiht, Lavater werde ganz

herunterſinken. Haller geſteht zwar, daß auch er über Lavaters viele unbegründete Lobreden aufgebracht ſei, doch nimmt er den Landsmann in Schutz. „Im Geſpräch iſt er angenehm, voll Feuer und Leben." Gemmingen will auf dies Lob hin auch nicht an ſeinem guten Willen zweifeln, aber ohne Dämpfung des übermäßigen Jugendfeuers ſtifte der Enthuſiasmus das meiſte Böſe in der Welt. Erſt wenn Lavater, ſchließt er am 1. Juli 1779 die Erörterung, einmal die Menſchen nicht mehr durch die farbigten, verkleinernde und vergrößernde Gläſer ſeiner Einbildungskraft zu beobachten anfange, erſt alsdann werde er ein rechter Mann werden. Daß Lavatern bei all ſeinem Überfluß an Geiſt und Genie die Fähigkeit abgehe, Wahrheit von Wahrſcheinlichkeit zu trennen, mußte auch Hegner eingeſtehen. Aber von „der Herzensanmut ſeines Weſens" fühlte er ſich immer von neuem angezogen und er kannte den vielbeſchäftigten Züricher Magus ſo gut wie kaum ein anderer. Erinnern wir uns der Worte, die Goethe von der Schweizerreiſe des Jahres 1779 über den Geiſt des Lavaterſchen Hauſes ſchrieb,[36]) ſo gewinnen Hegners, des Hausgenoſſen, Schilderungen von Lavaters Heim auch für die Goethelitteratur beſondere Bedeutung. Hegner dichtete eine eigene Inſchrift für das gaſtfreundliche Pfarrhaus am St. Peter:

„Kennſt du das Haus, wo Ordnung herrſcht und der Anfang der Weisheit?
Und den Herrn des Hauſes, dem Menſchenkenntnis die Fülle
Ward und der Liebe, die eigne und frömde Sünde vernichtet?
So betrete dies Haus und lern' an der reinlichen Tafel:
Welche Erholung von Arbeit weiſer Leichtſinn gewähret."

Haller ſeinerſeits war wenig erbaut über die Geſchmackswandlung bei den und durch die jüngeren Dichter, für die ſeine Gedichte nun zu proſaiſch geworden wären, wie ſie Anno 1732 zu verſtiegen

[36]) Von Lavaters eigener Reiſe, die ihn zuerſt perſönlich mit Goethe zuſammenführte, jener des Sommers 1774, haben wir durch Heinrich Funck neue Mitteilungen erhalten: „Lavaters Aufzeichnungen über ſeinen Aufenthalt in Karlsruhe auf der Rückreiſe von Ems". In Karlsruhe ſah er am 7. Auguſt zum erſtenmale die ſpätere Herzogin von Weimar, die Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt, deren männlicher Blick ihn an den ſtolzen Blick von Barbara Schultheß erinnerte. Sonderabdruck aus der Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins. Karlsruhe 1901 (J. Bielefelds Verlag).

gewesen seien. Er preist Bodmer wegen seines guten Verstandes, über die deutschen Kritiker zu lächeln, „die den alten Löwen mis-handeln". Bodmers Dramen, gegen die selbst Gemmingen Bedenken hegt, bezeichnet Haller als den Kanal, wodurch Bodmer seine Freiheitsliebe rinnen lasse. Doch weiß Haller auch, daß das Theater neben dem Verstande vom Verfasser eines Dramas noch eine Kenntnis der spielenden Manövers erfordere, die man blos durch die Beobachtung einer wohleingerichteten Gesellschaft von Schauspielern erwerben könne. Er freut sich (15. April 1777), daß das Mannheimer Theater zum Besten der deutschen Litteratur bald jenes in Wien einholen werde. Es sei ein Wunder, „daß die deutschen in den schönen Wissenschaften so vieles thun, da sie weder mit Geld, noch mit Ehre, noch mit Stellen aufgemuntert werden. Aber gegen Wieland und die Anakreontik hegte Haller jederzeit starke Abneigung. Er beargwohnte in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" eine Unterstützung der von Wieland ausgehenden Verschwörung gegen die Religion. War er schon entsetzt gewesen über den Einfall, einen Landesherrn durch einen Wieland erziehen zu lassen, und hoffte, als im April 1775 der junge weimarische Herzog in der Schweiz erwartet wurde, daß nun Wieland vom Hofe entfernt würde (S. 84), so entlockte ihm die erste Nachricht von Goethes Aufenthalt in Weimar am 18. November 1775 den Ausruf: „Alles läuft nach Wiz und niemand nach Wahrheit." Goethes Verbleiben am Hofe als „Maitre du Jour" neben Wieland bezeichnet er vollends als Goethes Fall. „Es wäre doch einmahl noch etwas, wenn Dichter zum gemeinen Besten etwas beytragen könnten"; Wieland und Goethe wirkten indessen nur übles. Ja, Goethe, der sich in die Atmosphäre des Hofes nicht schicken könne und betaumelt sei, benehme sich noch weit unvernünftiger als Wieland, der wenigstens an den Kavalkaden und Ritterzügen seines Kollegen Goethe nicht teilnehme. Und Gemmingen versichert Bodmer, es sei kaum zu glauben, welche Thorheiten Goethe und als treuer Gefährte seiner Ausschweifungen der Herzog von Weimar begingen.

Wir vermögen die Quelle dieser Anklagen wohl zu erkennen. Gemmingen bezeichnet zwar wiederholt Karl Augusts Erzieher, den Grafen Görtz, als einen Kopfhänger und schwarzblütigen Pietisten,

er steht aber offenbar mit ihm oder seinen Freunden in Verbindung. Sieht er doch vorschnell im Grafen schon Karl Augusts Minister und fürchtet (28. Februar 1775 an Bodmer) Wielands Anteil an der künftigen Regierung des jungen Herzogs. Als aber Wieland ins Privatleben zurücktrat, da wußte Gemmingen noch am 1. Juli 1779 zu erzählen, das Weimarische Publikum sei unendlich mehr mit Wielands Betragen zufrieden, „als mit der abentheuerlichen Ministerschaft des Meistersängers Goethe. Er soll Gott um langes Leben seines Fürsten bitten, sonst möchte sein Schicksal mit dem des Struensee Ähnlichkeit haben". Aus den letzten Worten spricht der auch sonst für jene Jahre bezeugte, bis zur stillen Wut gesteigerte Haß, den Goethes Regierung in weimarischen Hof- und Beamtenkreisen erregte. Gemmingen seinerseits war nicht wenig überrascht, als er nicht lange darauf den Geschmähten persönlich am Stuttgarter Hofe auftreten sah. Er mußte am 8. März 1780 Bodmer bekennen, daß von den zwei außerordentlichen Pilgrimmen der Herzog keinen von denjenigen Flecken blicken ließ, welche ihm das Publikum schuld giebt. „Goethe führte sich Zeit seines hiesigen Aufenthalts sehr bescheiden und vernünftig auf, und von dieser Seite wenigstens hat er durch sein Hofleben offenbar gewonnen." Jener Goethe so unangenehme Aufenthalt, der dem Eleven Schiller zum erstenmal den Anblick des Dichters von „Werthers Leiden" verschaffte, schloß sich an die Schweizerreise, deren erzieherischen Höhepunkt für den Herzog nach Goethes Absicht eben der Aufenthalt in Lavaters Haus bilden sollte. Durch seinen Freund Lavater konnte und mußte Ulrich Hegner demnach gerade über solche persönliche Verhältnisse Goethes, die bei andern aus Unkenntnis Bedenken hervorriefen, aufs beste unterrichtet sein. Er hatte es dadurch natürlich leichter, sich vor weitverbreiteten und hartnäckig festgehaltenen Mißverständnissen zu bewahren und ungetrübt der Freude an Goethes Dichtungen hinzugeben. Frl. Waser weist denn auch im Einzelnen Goethes Einfluß auf Hegners Werke, vor allem die Verwandtschaft seiner Reiseschilderungen mit denen Goethes und Sternes nach (S. 182). Den Antrag, Herders Gedichte für die Herausgabe zu sichten (S. 252), wies Hegner zurück, weil ihm Herder die Poesie der Ideen, nicht der Sprache zu besitzen scheine,

daher seine Prosa dichterisch, seine Poesie prosaisch gerate. Bei Schiller dagegen erkennt er an „Gewalt über Sprache und Mechanik der Poesie, die prächtigen Verse und Sentenzen", vermißt aber in dem Schwunge „Einfalt und klare Harmonie, den genialischen Reichtum der Ausführung, der sinnlichen Anschauung, die Goethes Werke zu einer Poesie der Menschheit machen. Bei Goethe quille alles neu und eigentümlich hervor, sei alles Gegenwart; bei Schiller mehr Mühe, Überlegung, Komposition, Wahl des Wissens!" Frl. Waser erinnert daran, daß um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Goethe wie Schiller in der Schweiz wenig, Schiller höchstens neben Thümmel und Matthison genannt werde. Im Jahre 1804 hat Hegner die „Braut von Messina" hoch über den „Wilhelm Tell" gestellt, an dem er (S. 254) viel auszusetzen fand. Erst 1819 rühmte er Schillers „Tell" als ein Musterstück schöner Sprache und edler Gesinnung. Frl. Waser glaubt, daß Albrecht v. Haller durch seine Einführung der Gebirgler in die Dichtung hohen Stils Schiller den ersten Anstoß, das realistisch-idealistische Vorbild zu seinem Tell gegeben habe. Bei Schillers nie abgebrochener Vorliebe für Hallers Dichtung mag dies wohl zutreffen. Als übrigens Gemmingen die historischen Beweise in Hallers 1772 gehaltener Vorlesung über „Wilhelm Tell" rühmte und meinte, die Tellische Geschichte dürfte in Helvetien als ein politischer Glaubensartikel nicht angetastet werden, erwiderte Haller: „Mir ist bei Tellen die allzugroße Ähnlichkeit mit der unfehlbar ältern Geschichte des Toko im Wege."

Daß in Emil von Großheims „Lexikon der Schillerlitteratur"[37]) gleich so vielen anderen auch Albrecht von Haller nicht zu finden ist, kann bei der schon anläßlich des Großheimischen Goethelexikons (vgl. XVI, 219) geschilderten absoluten Wertlosigkeit dieser Machwerke nicht Wunder nehmen. Dagegen hat der verdienstvolle Erläuterer von „Schillers Dramen", Ludwig Bellermann (vgl. XIV, 326) uns eine knapp gehaltene, aber vorzügliche

[37]) Biographisches Nachschlagebuch über diejenigen Personen, mit welchen Schiller vorzugsweise verkehrt, oder über welche derselbe in seinen Schriften ein Urteil gefällt hat und über die Schriftsteller, welche „über ihn" geschrieben haben. Quackenbrück 1900 (Edm. Eckhart vormals Rackhorstsche Buchhandlung).



Schillerbiographie geliefert.[38]) Dem Bedürfnis nach populärer Darstellung hat Bellermann nur darin zu viel Rechnung getragen, daß er auf den Unterschied von Schillers und Kants Auffassung des Verhältnisses zwischen Sinnlichkeit und Sittengebot, der schon für das Verständnis von „Ideal und Leben“ so wichtig ist, gar nicht eingegangen ist. Dafür hat er die einzelnen Dramen mit liebevollem Verständnis treffend charakterisiert und vor allem für die ganze Darstellung den richtigen Grundton getroffen, indem er alle Einzelheiten des Talentes und Lebens aus dem großen Charakter des Menschen abzuleiten, diesen in seiner vorbildlichen Bedeutung klar und fest seinen Lesern vor Augen zu stellen verstand. Dem trefflichen Texte ist ein wohlgewählter und hübsch ausgeführter reicher Bildschmuck beigegeben. Wie Bellermann ist auch Ernst Müller bereits durch eine Reihe von Beiträgen zur Schillerlitteratur rühmlich bekannt. Sein neu erschienenes „Schiller-Büchlein“[39]) giebt auf Grund sicherer Beherrschung der wissenschaftlichen Forschung eine kurze und leicht faßbare Darstellung von Schillers Lebensgang und seinen Arbeiten, in die zwei Teile „Biographisches“ und „Litterargeschichtliches“ geschieden sind. Ich selbst würde bei Bearbeitung der gleichen Aufgabe eine solche Scheidung nicht vorgenommen haben, Müller hat aber jedenfalls seinen Plan sehr gut durchgeführt. Im zweiten Teile treffen wir neben Besprechung der Dichtungen, kritischen, philosophischen und geschichtlichen Arbeiten auch eigene Abschnitte über Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum, seine Vaterlandsliebe, eine Auslese „geflügelter Worte aus Schiller“ und einen Überblick der Schillerlitteratur. Die Begrüßung der „Räuber“ durch die Worte: „Haben wir je einen teutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser“, stammen nicht von Moritz, wie Müller S. 16 angiebt, sondern von Chr. Fr. Timme in den Erfurtischen Gelehrten Anzeigen, dem Bellermann wegen dieser Wahrsagung eigens einen ehrenvollen Nachruf

[38]) Schiller. — Dichter und Darsteller herausgegeben von Rudolf Lothar VII. Band. Leipzig, Berlin und Wien 1901 (Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie).

[39]) Hilfsbuch für Schule und Haus. Mit zwölf Abbildungen und einem Handschriftfacsimile. Leipzig 1901 (G. Freytag).

widmet, wie er andererseits Moritz' Angriff auf „Kabale und Liebe" brandmarkt. Lessings „Emilia Galotti" ist wohl eine Modernisierung der uralten Virginiageschichte, ich verstehe aber nicht, wie Ernst Müller „Kabale und Liebe" als Seitenstück zur Virginiageschichte bezeichnen kann (S. 83). Wichtiger als die „Philosophie der Physiologie" wäre S. 130 doch noch die Anführung der nicht erwähnten „Philosophischen Briefe" gewesen. Müllers Angabe S. 144 über den Erfolg der bei Mauke in Jena von Schiller herausgegebenen „Allgemeinen Sammlung historischer Memoires" erfährt eine Berichtigung durch Gustav Lückings eingehende Untersuchung der äußeren Geschichte jenes Unternehmens.[40]) Lücking hat aus den Briefen von und an Schiller alles einschlägige Material ausgezogen und übersichtlich geordnet, um zunächst die Unterlage für Schillers Verhandlungen mit den Übersetzern und dem bald nicht mehr zahlungsfähigen Verleger sowie für die Überlassung der Herausgabe an Paulus festzustellen. Über Schillers eigene Übersetzerthätigkeit dabei soll die Fortsetzung der Untersuchung Aufschluß geben. Es wäre zu wünschen, daß eine gleiche Untersuchung auch für das andere von Schiller begründete historische Sammelwerk, die „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" veranstaltet würde.

Wenn Müller in seiner kurzen Biographie ein eigenes Kapitel „Schillers Nachkommen" gewidmet hat, so dürfen wir wohl die von B. von Maltzan herausgegebenen „Briefe von Karoline von Schiller"[41]) nicht unerwähnt lassen, obwohl Karoline, die Gattin des Bergrats Junot (1799—1850) nicht wie ihre Schwester Emilie von Gleichen-Rußwurm sich Verdienste um die Schillerlitteratur erworben hat. Nicht aus Karolinens Briefen, sondern aus einem beigegebenen Briefe Reinwalds an Karolinens Freundin, die Freifrau Ferdinande von Richthofen, erfahren wir, daß von den Geschwistern Karoline wegen ihrer Kränklichkeit am meisten die Natur des Vaters zu haben scheine, „welcher schon von Jugend auf oft dergleichen Anfälle hatte, die durch die stete Aufregung des Geistes noch ver-

[40]) Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung. Erster Teil. Berlin 1901 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. Programm der dritten Realschule Nr. 119).

[41]) Berlin 1901 (Wilhelm Süsserot, Verlagsbuchhandlung).

mehrt wurden.“ Für die Monate von Schillers Bauerbacher Aufenthalt, der einzigen Zeit von Schillers Verkehr mit seinem späteren Schwager Reinwald, waren uns Krankheitsanfälle Schillers bisher nicht bekannt. Ueber den sanften Tod ihrer Tante Christofine Reinwald berichtet Karoline am 30. September 1847. Über die Werke ihres Vaters äußert sich Karoline in diesen Briefen nicht; glaubte sie doch den Mangel an christlicher Frömmigkeit darin beklagen zu müssen. Dafür lesen wir begeisterte Äußerungen über Jean Pauls „Hesperus“ und Collins „Regulus.“ Karolinens Hoffnung, daß Schillers und Collins verwandte Geister sich im Jenseits gefunden haben müssen, möchte man in Anbetracht der abfälligen Urteile Schillers und Goethes über den „Regulus“ stark in Zweifel ziehen. Anzweifeln müssen wir leider aber auch die Zuversicht, mit der Fanny Lewald in ihren Tagebüchern 1875 ihre Überzeugung ausspricht, wenn Goethe und Schiller heute wieder kämen, würden sie „durch die ganze zivilisirte Menschheit hin Verehrung empfangen, sie würden mit Überwältigung die Wirkung wahrnehmen müssen, die sie auf die Entwicklung der Menschheit im allgemeinen und im besonderen auf ihre Nation geübt haben“. Im besonderen im deutschen Reichstag würden Goethe und Schiller bei der Beratung über das Straßburger Goethedenkmal und Richard Wagners „Parsifal“, freilich nicht blos bei diesen Verhandlungen, erbauliche Proben von wirklich überwältigender Wirkung über sich ergehen lassen müssen.

Wir danken die Veröffentlichung der Blätter, denen Adolf Stahrs Gattin und Witwe von 1838 bis 1888 „Eigenstes Bekennen“ anvertraute, dem rastlosen Begründer und Herausgeber des Goethejahrbuchs. Statt des ursprünglich gewählten Titels „Erlebtes und gedachtes Vertrautestes“ hat Fanny Lewald für ihre Aufzeichnungen schließlich die Überschrift „Gefühltes und Gedachtes“ [42]) bestimmt. Geiger spricht in seiner Einleitung von Fanny Lewalds „Leben in Goethe“. Sie predigte den Kultus des Genius als die Anbetung des Gottes, der sich im Menschen darstelle. Allzu optimistisch gesinnt freute sie sich in den Säkulartagen des November 1859, daß

[42]) Mit Bildnis der Verfasserin herausgegeben von Ludwig Geiger. Dresden und Leipzig 1900 (Verlag von Heinrich Minden).

dieser Kultus noch über Carlyles und Bettinas — das „Feuerteufelein" nennt Ulrich Hegner mit einer gut Gottfried Kellerschen Namengebung die Dichterin von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" — Vorhersagungen hinaus und alle Parteiungen überwindend über den Erdball gegangen sei. Aber auch in Zeiten des Unwillens über die moderne materialistische Strömung in Litteratur und Leben wendet sich Fanny Lewald in ihren tagebuchartigen Blättern immer wieder Goethe und Schiller zu. Ein Dichter der Zukunft, meint sie, werde die von Gott verlassene Welt beklagen, wie Schiller in den „Göttern Griechenlands" über die entgötterte Natur trauerte. Zu Fanny Lewalds Lieblingsgestalten gehörte von ihrer frühesten Jugend bis ins Alter, offenbar durch Schillers Gedicht zuerst dem Mädchen nahe gebracht, Kassandra, deren Erscheinung ja auch neuerdings Gabriel d'Annunzio in seinem Romane „Feuer" wie in dem düsteren Drama „Die tote Stadt" mit Vorliebe beschworen hat. Für unsagbar groß hat Adolf Stahrs Witwe noch 1875 die Dichtung des Schillerschen „Fiesko" erklärt. Wenn man Fiesko in der Szene an Leonorens Leichnam sehe, so komme einem „der ihm bereitete Tod wie eine Erlösung vor, denn er hat in dem Augenblicke die größten Empfindungen in rascher Folge in sich durchlebt, das mit nichts anderem zu vergleichende Glück zu herrschen, wenn man die Kraft dazu besitzt, und den fürchterlichen Schmerz, das Geliebteste gemordet zu haben". Besondere Vorliebe hegte Fanny Lewald aber auffallender Weise für Schillers „Geisterseher", der noch der erfahrenen Romanschriftstellerin als „ein wahres Meisterstück von Erzählung und Komposition" erschien. Wundervoll fand sie in ihm den trockenen Realismus, mit dem die Fülle rätselhaft verwickelter Ereignisse dargestellt sei. Und sie stimmt überein mit dem von ihr so grenzenlos verabscheuten Richard Wagner (Gesammelte Schriften und Dichtungen VIII, 102), wenn sie rühmt, kein anderer deutscher Schriftsteller, selbst Goethe nicht, habe die Sprachweise der vornehmen Welt so vollkommen beherrscht wie Schiller. Völlig frei und sicher müsse er sich in der großen Welt gefühlt haben, um sie so zu kennen und so ohne Bitterkeit in nackter Thatsächlichkeit zu zeichnen. Nirgends habe sie ein so vollkommenes Bild des alten Venedig und seiner Zustände gefunden

als in dieser Skizze Schillers, der es nicht kannte. Also fand sie auch im „Geisterseher" dieselbe Meisterschaft der Milieuzeichnung wie alle Welt im „Wilhelm Tell" sie zu bewundern gewohnt ist.

Romane und Briefwechsel haben offenbar und leicht erklärlicher Weise auf Fanny Lewald größere Anziehungskraft ausgeübt als Dramen. So spricht sie auch bei Goethe vor allem von seinen Romandichtungen. Wilhelm Meister, Werther und Wahlverwandtschaften, an deren Helden materielle Bedürfnisse kaum jemals herantreten (S. 22), seien bei aller tiefen psychologischen Wahrheit doch „auf eine gewisse Abstraktion vom Leben und auf den schönen Schein" gearbeitete künstlerische Romane im Gegensatz zu den naturalistischen Romanen unserer Zeit. Sie verhielten sich zum Leben, wie Cornelius' typische Menschengestalten zum individuellen Porträt (S. 21). Allein Goethe ebenso wie Schiller im „Geisterseher", suche seine Gestalten, sie seien ihm lebendige Thatsachen (S. 97). Er beschreibe nicht lange, sondern spreche von ihnen, wie wenn sie uns gegenübersäßen. An diesem Prüfstein bewähre sich die Kraft seines dichterischen Schauens. Und gegenüber der Unsittlichkeit in neueren Romanen sei Goethes Darstellung bei aller Kühnheit „so keusch, daß der Wissende sich es nach seinem Wissen notwendig ergänzt, und der Unwissende arglos darüber hinwegliest" (S. 214). Übermütige Bekenntnisse seiner Sinnlichkeit wie das „Tagebuch" habe er in richtigem Gefühl verborgen gehalten. Daß die Kammersängerin Rudorf, Knebels spätere Frau, das Original der Philine gewesen sei, will Fanny Lewald aus zuverlässiger Weimarer Tradition erfahren haben (S. 237). In ihrer Charakteristik der einzelnen Personen der „Lehrjahre" (S. 98 f.) nennt sie Philine „eine Personifikation des Augenblicks". Gegen die Komposition der „Lehrjahre" hat sie manche Bedenken auf dem Herzen. Den ursprünglichen Plan glaubt sie noch aus Wilhelms Charakter rekonstruieren zu können: ein junger Kaufmann werde von seiner Vorliebe für das Theater durch das Theater geheilt und kehre nach überstandenen Abenteuern geheilt in die bürgerliche Welt zurück. Allein aus dem Romanabenteuer sei ein phantastisches Ganze zusammengeflickt worden, das man schon störend empfinde in der Entwicklung der Hamlettragödie, wobei Goethe nur die Möglichkeit der besten Darstellungsweise, nicht unfruchtbares

Erklärenwollen im Sinne gehabt habe (S. 40). Gegen das Ende helfe sich der Dichter vollends mit Dekorationspoesie. Die geheimen Aufzeichnungen des mystischen Turms brauchten uns freilich nicht in Verwunderung zu setzen (S. 76). Wir alle wüßten ebensoviel Thatsachen aus den Lebensläufen unserer Bekannten, wir gäben uns nur nicht die Mühe der Aufzeichnung und psychologischen Verbindung. Die Schwäche der „Wanderjahre“ liege dagegen in dem Mangel an plastischer Kraft der Individualisierung (S. 22).

Man muß angesichts dieser Zergliederung des „Wilhelm Meister“ jedenfalls der Schreiberin das volle Recht zu einer Kritik zugestehen, wie sie von ihr an Hermann Grimms Goethebuch scharf geübt wird (S. 229 f.). Wohl ist ihr Goethe zugleich „der Allweise“ und „das erhabene Kinderherz“ (S. 124), den der Zauber seiner unsterblichen Herzensjugend befähigte, unsere Sprache mit dem wundervollen Worte „Frohnatur!“ zu beschenken (S. 213). Aber bei Goethes eigener Darstellung seiner Kinderjahre in „Dichtung und Wahrheit“ vermißt sie (S. 250) Ursprünglichkeit und Frische der Jugend; sie schilt es eine zopfige Arbeit, weil Goethe zu spät daran gegangen sei. Erst von der Leipziger Zeit an werde die Autobiographie frisch und naturwahr, in Straßburg hinreißend und wundervoll charakterisierend. Wie es Goethes „trotz allem gelegentlichen Irren in sich vollendeter Menschenbildung“ entspreche, zeige er so schön und beneidenswert „sein spätes Lieben-Können“ (S. 256). In seiner Liebe für die Levezow sei noch einmal das ganze volle Feuer der Jugend aufgeflammt. An Hermann Grimms Vorstellung von dem andauernd platonischen Charakter des Verhältnisses Goethes zu Frau von Stein übt die in leidenschaftlich tiefer Liebe erfahrene Frau eine ebenso scharfe als zutreffende Kritik, der ich meinerseits in jedem Worte beipflichte. Für ihr ungünstiges Urteil über Frau von Stein beruft sich Fanny Lewald auf eine Mitteilung des Großherzogs Karl Alexander, der bei Lesung ganzer Konvolute ungedruckter Steinscher Briefe „immer aus einem Erstaunen in das andere gefallen sei über die gänzliche Unbedeutendheit des Inhalts und der Frau.“ Und doch herrschte damals, wie Fanny Lewald (S. 207) hübsch ausführt, im Gegensatze zu heute das Bestreben, den Briefwechseln Gehalt zu geben. „Unsere Großen“, schreibt sie

*

bei Lesung des Briefwechsels zwischen Schiller und Reinwald, „ließen und gönnten sich die Zeit, sich in ihr eignes inneres Wesen zu vertiefen, und indem sie sich selbst deuteten und ihren Freunden klarzumachen strebten, diese und endlich auch die Nachwelt zu Mitteilnehmern desjenigen zu machen, was sie an sich selbst gefördert und herausgebildet hatten." Auf Grund der Briefwechsel hat Fanny Lewald schon 1851 einen Vergleich gezogen zwischen dem Umgangskreise Rahels und dem um Schiller und Goethe gruppierten Thüringer Kreise. Wie Rahel selbst an sicherer Klarheit weit hinter Karoline von Wolzogen, nach Fanny Lewalds Urteil der bedeutendsten Frau der ganzen Epoche, zurückstehe, so sei der ganze an der Oberfläche geistreiche, in der Tiefe verworrene Berliner Kreis nicht ebenbürtig den tiefen Menschen wie Körner, Herder, Knebel, Wilhelm von Humboldt, den Wolzogens. Bei ihnen vereine sich ruhiges Denken und tiefes Empfinden zur Erzeugung einer schönen Abgeschlossenheit, „in der alle Erscheinungen des Lebens sich abspiegeln, ein festes Bild zurücklassen und somit eine Förderung bewirken, die wieder neue wirksame Gedanken erweckt. Alle diese Menschen leben, um sich in sich zu vollenden, und tragen, indem sie es thun, zur Fortentwickelung der Menschheit bei."

In späterer Zeit urteilte Fanny Lewald weit ungünstiger über die Schaumgold-Bildungen der Frauen des Weimarer Kreises, von denen sie 1875 nur noch Karoline von Wolzogen, die Herzogin Luise und Prinzessin Karoline gelten lassen wollte. Sie spricht von einer förmlichen Theorie des Sichliebenlassens aristokratischer Frauen gegenüber berühmten Männern, seien es nun Frau von Stein und Kalb gegenüber Goethe und Schiller oder die d'Agoult und Wittgenstein in ihrem Verhältnis zu Liszt. Stets sei es blos das eitle Verlangen gewesen, „sich von den großen Genien mit wenig persönlicher Leistung und oft ohne jedes wirkliche Verständnis für deren Bedeutung einen Namen zu machen", wobei unglaublich viel erlernte Phrase und allgemeine landläufig gewordene Aufschmückung mit Sentimentalitäten mitunterlief. Ich möchte jedenfalls Lotte Schiller trotz ihrer Beteiligung an den Gehässigkeiten gegen Demoiselle Vulpius von diesem Verdammungsurteil ausnehmen. Bei Lotte von Lengefeld ist alles echt und einfach. Uns ist aber

die ganze Sentimentalität des 18. Jahrhunderts so fremd geworden, daß wir recht oft Wahres und Anempfundenes gar nicht mehr zu unterscheiden vermögen. Fanny Lewald führt unter ihren bösen Beispielen auch Elise von der Recke und Tiedge an. Die bis zur Lösung ihrer unglücklichen Ehe reichende Autobiographie Elisas ist neuerdings nebst zahlreichen Briefen an ihre Vertrautesten zum erstenmal ans Licht gezogen worden.[43]) Zwar reichen diese Dokumente nicht bis zum Beginne der langjährigen Beziehungen zwischen Goethe und der vielgefeierten Schwester der letzten Herzogin von Kurland. Aber Elisas spätere Beziehungen zu deutschen Dichtern verleihen auch ihrer Jugendgeschichte neben der kulturgeschichtlichen noch litterarhistorische Bedeutung. Äußerte doch ihr Freund Parthey die Ansicht, Goethe habe bei der Gestalt Makariens in den „Wanderjahren“ an Frau v. d. Recke gedacht. Die neuen Mitteilungen unterrichten uns außerdem über das zarte, von Wertherischer Sentimentalität durchwehte Liebesverhältnis der unglücklichen Gemahlin des rohen Herrn von der Recke zu dem schwäbischen Stürmer und Dränger Gottlob David Hartmann, von dessen Beziehungen zu Goethe schon im neunten Bande des Jahrbuchs die Rede war. Elise erzählt am 2. Februar 1775 ihren Vertrauten, daß Hartmann ihr am Abend einen neuen Roman vorlese, der jetzt viel Aufsehen mache. „Werthers Leiden heißt dieser Roman, und meisterhaft schöne Stellen sind in diesem Buche, aber Werthers Liebe und Lottens Betragen gefällt mir nicht, und doch kann ich dieses Buch nicht ohne innigste Rührung lesen.“ Waren sie und der jugendliche Vorleser doch in ähnlicher Lage. Aus Liebe zur Tugend bat die junge Frau den Geliebten, ihr Schloß zu verlassen und führte so selber eine echte Wertherszene auf. Ihre spätere Angabe, daß sie aus Abscheu über Lottes weniger moralisches Verhalten damals schon ihren früheren Rufnamen Charlotte mit Elise vertauscht habe, beruht auf Selbsttäuschung, da sie erst nach 1790 diesen Namenswechsel vollzog.

Hat Fanny Lewald die Frauen der Goethe-Schillerzeit und

---

[43]) Elise von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Herausgegeben von Paul Rachel. Mit elf Abbildungen. Leipzig 1900 (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung).

**

des Lisztischen Kreises miteinander verglichen, so hat uns Adelheid von Schorn in ihren gehaltvollen Mitteilungen[44]) nicht blos für das Verhältnis Liszts und der Fürstin Wittgenstein eine wichtige Ergänzung zu den beiden neu vorliegenden Bänden von Liszts Briefen (vgl. XV, 120) an die Lebensgefährtin seiner reifsten Jahre und seines Alters[45]) gegeben. Fräulein von Schorns Erinnerungen sind ein anziehendes Denkmal der in Weimar fortlebenden und fortwirkenden Kultur der Goethe-Schillerzeit. Stand doch auch Liszt selbst unter dem Einflusse dieser Weimarischen Tradition, als er danach strebte, für Weimar eine neue Periode, vergleichbar jener unter Karl August, herbeizuführen, in welcher Richard Wagner und er selbst die Führung übernehmen sollten, wie ehemals Goethe und Schiller, in deren Briefwechsel er überrascht wurde durch „une quantité de passages s'adaptant parfaitement à la situation musicale d'aujourd'hui". Der Plan scheiterte „par la vilenie de certaines circonstances locales, toutes sortes de jalousies et d'inepties du dehors comme d'ici", wie Liszt in seinem 1860 abgefaßten Testamente klagte. Es wiederholten sich eben Erfahrungen, wie sie auch Goethe selbst gemacht hatte, als er seine größeren Pläne für den Ausbau des geistigen Weimar aufgab mit dem schmerzlichen Ausrufe, er erkenne seinen Wahn, „die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reiften, müßten auf diesem Boden gesäet und jene himmlischen Juwelen könnten in diese irdischen Kronen der Fürsten gefaßt werden". Wie aber jüngst unser Kaiser auf der Wartburg den neuen Herrscher Weimars daran erinnerte, daß die weimarische Fürstenkrone doch ihren schönsten Glanz jenen himmlischen Juwelen verdanke, so sagte Liszt schon 1849 zu dem damaligen Erbprinzen Karl Alexander: „L'unification de l'Allemagne, sous une forme ou sous une autre, n'est qu'une question de temps. Weymar ne peut espérer conserver

---

[44]) Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe. Berlin 1901 (S. Fischer's Verlag).

[45]) Franz Liszts Briefe an die Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein. Herausgegeben von La Mara. IV. und V. Band von „Franz Liszts Briefe" gesammelt und herausgegeben von La Mara. Leipzig 1899 und 1900 (Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel).

un caractère à part et de demeurer autonome, comme une espèce d'oasis sacré de république des lettres — qu'en intéressant toutes les gloires littéraires et artistiques de l'Allemagne entière à la consecration d'une sorte de Mémoire, de Monument historique et national, confié aux soins de l'illustre maison qui forma sa grandeur!" In diesem Sinne entwickelte Liszt 1851 in dem Buche „De la Fondation-Goethe à Weimar" seine Pläne, nach denen Weimar aufs Neue der künstlerische Mittelpunkt Deutschlands werden sollte. Wie „dans le site consacré", Goethes Garten, „l'anniversaire de la naissance de son Excellence de Goethe et le Regierungsantritt du Grand-Duc" von dem Lisztschen Kreise 1855 gefeiert wurde, so sollte das ganze künstlerische Neuweimar unter Goethes Schutz und Schirm stehen. Die Feststimmung bei Enthüllung des Goethe-Schillerdenkmals wollte Liszt darnach auf ihre Echtheit hin prüfen, ob sie den Entschluß kräftige, Eisenach oder Weimar für Wagners Bühnenfestspiel zur Verfügung zu stellen (4. Juli 1853).

Auch in Adelheid von Schorns Erinnerungen tauchen Vertreter der alten großen Zeit auf, wie ihre Mutter Henriette von Stein selber noch Hoffräulein der Großherzogin Maria Paulowna gewesen war. Zu ihren Verwandten zählte sie Charlotte von Kalb, und in einem Briefe vom 22. Januar 1840 wirft die alte und blinde Titanide einen Rückblick auf Trug und Wahn ihrer Jugend. Bettina verkehrte mit Vorliebe im Schornschen Hause und wir hören sie (S. 44 f.) über Karl August, Schleiermacher, Gutzkow plaudern. Sie preist Goethes edle Natur, die noch viel größer und edler gewesen sei, „als die Menschen ihn durch seine Geistesprodukte kennen. Mein Verhältnis zu ihm war so rein, ich hatte so keinen Begriff davon, daß es etwas gäbe, wofür man sich schämen müsse es zu thun, daß ich darum auch nie etwas sagte oder that, was nicht rein gewesen wäre, und Goethe hatte vor meiner Reinheit eine solche Ehrfurcht, eine solch' ehrerbietige Scheu, daß ich erst später, als man über ihn sprach, ihn tadelte wegen unsres Verhältnisses, erkannte, wie edel er gegen mich gehandelt". Aber auch Frau von Schorn selbst erkannte in Bettina eine Reinheit der Seele und Abneigung gegen das Gemeine, die ihr ebenso herrlich wie selten schienen. Sie fand, Bettina bleibe

„doch eben eine der merkwürdigsten Personen, in der eine Empfänglichkeit und Begeisterung für das Schöne steckt, die nicht zu beschreiben ist“. Nur der äußere Eindruck von Goethes Enkeln, seiner Schwiegertochter und ihrer Schwester wird von Adelheid v. Schorn geschildert (S. 208). Ottilie von Goethe sei in ihrer Jugend nicht schön gewesen, „aber im Alter mit den weißen Locken war sie eine edle Erscheinung. Ulrike v. Pogwisch blieb schön bis ins hohe Alter. Ich fühlte jedesmal beim Eintritt einen Schauer der Ehrfurcht, waren es doch dieselben Menschen, mit denen Goethe als Familienvater gelebt und die an seinem Sterbebette gestanden hatten“. Ergreifend lebte die große Vergangenheit auf, als 1854 zum Jubiläum des Einzugs von Maria Paulowna wieder Schillers „Huldigung der Künste“ mit Prolog und Epilog von Adolf Schöll im Weimarer Theater zur Darstellung kam. „Es blieb, ohne daß gepreßt wurde, kaum ein Auge trocken“ (S. 59). Über die Schwierigkeiten, unter denen Otto Devrients Fausteinrichtung 1876 zum erstenmal in Weimar auf die Bühne gebracht wurde, berichtet Adelheid von Schorn (S. 320 f.) Die Fürstin Wittgenstein erbat sich von Rom aus Nachrichten über das Unternehmen, dem sie mit Recht „ein viel höheres Interesse als einem rein Weymarischen Theater evénement“ zuschrieb, freute sich aber auch, daß Liszts alter Schüler Hans von Bronsart in Hannover eine andere Faustbearbeitung spielen ließ, denn dieser Kampf stelle die Dichtung ins Licht (S. 336).

Franz Liszt selbst hat durch seine Faustsymphonie das großartigste Zeugnis für sein inniges Verhältnis zu Goethes divina commedia abgelegt. Dagegen waren ihm Goethes „Iphigenie“ und „Torquato Tasso“ sonderbarer Weise trotz aller ihrer Erhabenheit (sublimité) unsympathisch (4. Oktober 1861), und Johanna Wagner-Jachmanns vielgepriesene Darstellung der Iphigenie fand er bis auf einige schöne Stellungen und einem schönen Stimmenklange im Monolog des vierten Aktes „passablement médiocre“. Wunderbar berührt die Verwandtschaft von Liszts eigener Lage mit der des Goetheschen Tasso, wenn es ihn von Weimar fortdrängt und der Großherzog ihn zu halten sucht und ihn bittet, selbst wenn er scheiden müsse, zu versprechen (V, 193), „de ne considérer

votre absence que comme un voyage, dont Weymar marquerait toujours le retour". So betrachtet auch Alfonso von Este seinen Dichter „als mein, obgleich entfernt". Wenn Liszt sein eigenes Goetheverständnis völlig dem der fürstlichen Freundin unterordnet, so ist das selbstverständlich nicht wörtlich zu nehmen. Auf seinem Schreibtisch in der Altenburg stand eine Goethestatuette, deren Lächeln er zu sehen glaubt, als er einmal sich über Politik äußern will. Die Gefährlichkeit, über ein Goethe berührendes Thema zu schreiben, betont er im März 1854 bei Abfassung seines Essays über Beethovens Egmontmusik. Wie voll berechtigt Liszt aber war über Goethe zu schreiben, das leuchtet schon aus den im Briefe vom 31. Juli 1855 ausgesprochenen Grundsätzen hervor: „Il ne faut s'arrêter qu'à la cime des montagnes, et ne pas mesquiner avec les natures de cette hauteur. C'est le plaisir du vulgaire que de noter des vulgarités chez les hommes extraordinaires. Quand on est de leur societé, on passe outre et voit autrement". Wenn Liszt der Frau von Heygendorff zu Ehren Goethes und Karl Augusts Besuche machte, so wußte er nicht, wie viel Verdruß la très belle de feu Son Altesse Goethe bereitet hatte; aber die Unterhaltung mit Frau v. Heygendorff hatte für Liszt besonderen Reiz. Ihre Memoiren, von deren bevorstehender Veröffentlichung Liszt schon 1848 spricht, sind wohl nie erschienen? Die Beteiligungen an einem Zyklus von Goethevorlesungen, der 1860 in Berlin abgehalten wurde, „à moderer et à amortir un peu l'enthousiasme pour Schiller" lehnte Liszt ab. Hatte er doch gewünscht, Wagner möchte zur Schillerfeier von 1859 Text und Musik einer Kantate schaffen, wie er selbst für die Goethefeier von 1849 seinen „Goethe-Marsch" komponiert hatte. Mit der Scheu vor einer Rivalität mit Schillers Drama hatte übrigens Liszt selbst zu kämpfen, als er 1858 Halm (Münch-Bellinghausen) bewegen wollte, für ihn das Textbuch zu einer Jeanne d'Arc zu verfertigen. Als Halm zurückschreckte, hoffte er Geibel für die Dichtung zu gewinnen. Statt der geplanten Oper kam nur eine Orchestrierung des schon 1845 vertonten französischen Liedes „Jeanne d'Arc au bûcher" 1876 zu stande.[46])

[46]) Ein Verzeichnis der zahlreichen mit Goethe und Schiller in Verbindung

Wie diese beiden letzterschienenen Bände von Liszts Briefwechsel bietet auch der vierte Band von Bülows Briefen[47]) gleich den vorangehenden (vgl. XV, 120 f.) weitere Zeugnisse für die anhaltende, verständnisvolle Hingebung des Meisters und seines größten Schülers an Goethes und Schillers Dichtung. Als Bülow herausfand, daß eine seiner italienischen Schülerinnen wohl Schiller perfekt, aber nichts von dem als unmoralisch verschrieenen Goethe kannte, ließ er sofort Tasso, Iphigenie, Egmont, Klavigo, Faust, Wilhelm Meister an sie nach Florenz schicken. Goethes Übersetzung der Memoiren Benvenuto Cellinis empfahl er seinen Freunden als „ein famoses Buch". Bei seinen Besuchen italienischer Städte führte er Goethes italienische Reise mit sich und suchte in trauriger Lebenslage sich selbst damit zu trösten, daß man „der blindhauchenden Matrone, die Goethe so grauenhaft schön besingt", nicht nachgeben dürfe. Die Worte der Sorge im „Faust" hatten es ihm offenbar ganz besonders angethan, da er an Adolf Jensen einmal eigens die Aufforderung richtete, doch die furchtbaren Verse aus Faust II zu komponieren. In Berlioz' „Damnation de Faust" störte ihn dagegen die unbestreitbare Wertlosigkeit des dichterischen Machwerks, das auch bei der Verdeutschung sich nicht aus Goethes Original verbessern lasse (27. April 1869). Als Bülow nach längerem Aufenthalt in Italien wieder nach Berlin kam und Schillers „Don Karlos" sah, war er „ganz selig, die entzückenden Worte des Genius, der meinen landsmännischen Lümmeln eine Sprache geschenkt, von der sie keinen Gebrauch machen können, wieder zu vernehmen. Ach, ich wurde wieder deutsch, warm-patriotisch, und ich dachte an den herrlichen König Ludwig II., der den Don Karlos so überschwänglich liebt, wie ich von Jugend auf, und sich ihn erst neulich unverstrichen von 6—12½ Uhr in München hat vorspielen lassen".[48])

stehenden, verschiedenartigen Lisztschen Kompositionen steht am Schlusse eines jeden der drei Bände von L. Ramann, „Franz Liszt". Leipzig 1880—1894 (Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel).

[47]) Hans von Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. Fünfter Band. Leipzig 1900 (Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel).

[48]) Über diese Don Karlos- und andere Klassikeraufführungen berichtet Ernst von Possart „Die Separatvorstellungen vor König Ludwig II. Erinnerungen". München 1901 (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung).

Als den „herrlichen König“ preist Bülow den Bayernfürsten auch noch, nachdem die unzeitige Nachgiebigkeit des jungen Herrschers und die blindwütige Gemeinheit, die sich ihm entgegenstemmte, die Ausführung seiner großen Pläne zum Scheitern gebracht hatten. Es sollte in den sechziger Jahren ebensowenig gelingen, in der bayerischen Hauptstadt der neuen dramatisch-musikalischen Kunst eine sichere Heimstätte zu schaffen, wie es in den fünfziger Jahren trotz des Großherzogs Eingehen auf Liszts Pläne in Weimar gelungen ist. Wann wird aber einmal dem unglücklichen König Ludwig eine Würdigung seines edlen Strebens zu teil, wie sie dem glücklicheren Enkel Karl Augusts bei seinem Hinscheiden in so reichem Maße beschieden ward! Ernst von Wildenbruch hat ihm ein Gedenkblatt gewidmet, der 22. Band des Goethe-, wie der 37. des Shakespeare-Jahrbuchs sind durch Karl Alexanders Bild verziert und bringen an ihrer Spitze ehrende Nachrufe für ihren großmütigen Schutzherrn. Die Goethegesellschaft hat sich aber nicht blos mit Bernhard Suphans edel-ernstem Worte in ihrem Jahrbuch begnügt, sondern im Vereine mit verwandten Gesellschaften auch wieder Kuno Fischer zur festlichen Gedächtnisrede[49]) berufen, der die gleiche Aufgabe schon vor vier Jahren in glänzendster Weise für die verewigte Großherzogin Sophie gelöst hat (vgl. XIV, 169). Seiner diesmaligen Rede, die natürlich rückwärts schweift in die Geschichte des ernestinischen Hauses, vermochte der über Form und Gehalt gleich mächtige Sprecher aber noch besondere Bedeutung zu geben, indem er aus des Großherzogs eigenen Aufzeichnungen über seine Erinnerungen an Goethe mehreres mitteilen, auch aus mündlichen Überlieferungen schöpfen durfte. Das Verdienst der weimarischen Fürsten um die deutsche Bildung hat auch Max Müller in seinen „Lebenserinnerungen“, die den großen Gelehrten freilich keineswegs als großen Menschen zeigen,[50]) gepriesen.

---

[49]) Großherzog Karl Alexander von Sachsen. Gedächtnisrede in der Trauerversammlung am 31. Mai 1901 im Theater zu Weimar gehalten. Kuno Fischers „Kleine Schriften“. Dritte Reihe, neunter Band. Heidelberg 1901 (Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

[50]) Alte Zeiten, alte Freunde. Lebenserinnerungen. Autorisierte Übersetzung von H. Groschke. Mit Porträt. Gotha 1901 (Friedrich Andreas Perthes).

Ohne die kleinen Fürstentümer, meint er, würde Deutschland nie so viel Lebenskraft gehabt haben, hätte nie werden können was es ist. Der Oxforder Professor beklagt sich in einem eigenen Abschnitte über die ihn belästigenden Besuche fernstehender Bewunderer; daß aber auch Goethe einmal einen Besucher nicht in bester Laune empfangen haben könnte, fällt ihm nicht ein. In kleinlich ungerechter Weise schiebt er es auf Goethes Neid gegen Wilhelm Müllers neugriechische Übersetzungen und Müllerinnenlieder,[51]) daß Goethe im Jahre 1825 gegen seine Eltern unfreundlich gewesen sei. Müllers Bericht (S. 47/8) ist unter die Nachträge der v. Biedermannschen Sammlung einzureihen, er läßt aber verstehen, warum Goethe am 26. Januar 1825 so mißmutig über Müller und seine Gattin urteilte, was wiederum dem Sohne des so übel angesehenen Ehepaares glücklicher Weise verborgen geblieben ist. Zu denjenigen, welche von dem Zusammentreffen mit Goethe sich entäuscht fühlten, gehörte auch Friedrich von Gentz, der von dem Dichter den Eindruck des mephistophelisch Kühlen und Spöttischen empfing, so daß er äußerte, aus dem persönlichen Umgang mit Goethe komme in alle Ewigkeit nichts heraus. Gentz' neuester Biograph Eugen Guglia,[52]) hat seine Untersuchung „über die Beziehungen Gentzens zu Goethe" (Wiener Zeitung 21./3. Dezember 1898) leider nicht in sein Buch mit aufgenommen, aber seine neue Charakteristik von Gentz Person und Schriften muß trotzdem in der Goethe-Schillerlitteratur erwähnt werden. Hebt Guglia doch hervor, daß Gentz in der vornehmen Wiener Gesellschaft für die Anerkennung Goethes wirkte (S. 134), noch in seinen letzten Lebensjahren schon am Ende des zweiten Aktes der Goetheschen Iphigenie vor Weinen kaum weiter lesen konnte und entsetzt war, daß der Tod Goethes, eines der größten Menschen aller Zeiten, wie er klagte, in Wien nicht größeren Eindruck machte. „Dieser Tod sei ja ein Weltereignis, eine ungeheure

[51]) Die Einwirkung Goethes auf Müller und Goethes eigene Teilnahme für das Volkslied werden gestreift in Philip Schuyler Allen's Dissertation „Wilhelm Müller and the German Volkslied". Bloomington 1901 (Reprinted of the Vol. II of the „Journal of Germanic Philology").

[52]) Friedrich von Gentz. Eine biographische Studie. Wien 1901 (Wiener Verlag).

Veränderung, daß Goethe nicht mehr da sei und daß dies Bewußtsein, diese Lebensgenossenschaft aufgehört habe. Ähnlich war er einstens „bis ins Innerste ergriffen“ gewesen durch Schillers Tod, dessen geschichtliche Arbeiten auf ihn als „ein Bildungselement für seinen Beruf eingewirkt hatten“ (S. 128). Guglia belegt diesen Einfluß mit einzelnen Beispielen, wie er auch daran erinnert, daß Gentz seine Studie über „Maria Stuart“ ursprünglich für die „Horen“ bestimmt habe. Schiller hat dies „historische Gemälde“ dann für sein Drama mit zu Rate gezogen. Nicht ganz richtig ist es, wenn von Guglia S. 102 Schiller unter den Schriftstellern genannt wird, die auf dem Boden der Aufklärung stehend der französischen Revolution gegenüber ihre Gesinnung vollständig verändert hätten. Der Dichter der „Räuber“ teilte auffallender Weise selbst in den Tagen des Bastillensturms nicht die allgemeine Begeisterung für den Anbruch des Vernunftrechts gegenüber dem Schwertrechte. Allein nicht in einzelnen Einwirkungen der deutschen Klassiker auf Gentz sieht Guglia das Bedeutende, sondern darin, daß ein Politiker wie Gentz Sinn und Augen gehabt habe für das abseits von dem politischen Leben sich entwickelnde wunderbare Phänomen unseres Klassizismus, das für andere gleichzeitige Politiker so gut wie nicht vorhanden war. „Gentz aber blieb nichts von dem fremd, was auf den höchsten Höhen der Zeitbildung vor sich ging. Er gehörte darum auch zu denen, sie waren damals nicht gar so zahlreich als man gewöhnlich denkt, die wußten, was die Nation an diesen Dichtern hatte.“

Fragen wir aber überhaupt nach denen, welche die moralische Kraft zu würdigen wußten, die nicht blos der deutschen Litteratur und dem deutschen Volke in Goethe und Schillers Dasein und Lebenswerk neu erwachsen war, so haben wir in erster Linie keinen Deutschen, sondern den Schotten Thomas Carlyle zu nennen. Carlyles Verdienst um Einführung der deutschen Litteratur in England wie die Einwirkung Schillers und Goethes, deren Freundschaftsband Carlyle als eine der merkwürdigsten Thatsachen für das ganze geistige Leben Deutschlands und Europas preist, auf seinen eigenen Bildungsgang sind ja oftmals schon (vgl. XIV, 280 f.) dargestellt worden, und selbstverständlich ist auch in der neuesten Carlylebiographie

von Paul Hensel[53]) dieses wichtigste Element in Carlyles Entwickelung gebührend berücksichtigt. Von seiner ersten öffentlichen Äußerung über Goethe, dem, wie Hensel meint, noch etwas unbeholfenem Faustaufsatze (über seinen Neudruck XIII, 169), bis zu seinem Manifeste für Deutschlands Rechte während des Krieges von 1870/71, zieht sich diese Verehrung der beiden deutschen Geisteshelden durch Carlyles Leben. Im Emporsteigen Schillers durch eigene Kraft aus kümmerlichen und drangvollen Verhältnissen (S. 41) sah er ein Spiegelbild seines eigenen Ringens und ist so, nachdem die geplante Übersetzung von Schillers Werken nicht ausgeführt werden konnte, Schillers Biograph geworden. Als „brauchbaren Seelenführer durch das wirkliche Leben" wählte er sich jedoch nicht den Kantianer Schiller, sondern Goethe (S. 81). Über Carlyles Briefwechsel mit Goethe wie über seine Übersetzung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" hat Hensel ausführlich gehandelt. Für Carlyles Naturanschauung (S. 74 f.) wie Geschichtsauffassung (S. 127) war Goethes Lehre und Vorbild entscheidend. Hensel meint, es dürfte überhaupt kaum ein Essay Carlyles vorhanden sein, in dem sich nicht ein Hinweis auf Goethe fände. Ja auch Carlyles umfangreichstes Geschichtswerk, seine Bände über Friedrich den Großen stehen nach Hensel (S. 157) mit dieser Goetheverehrung in innerem Zusammenhange. Wie er seinen Landsleuten in Goethe den Vertreter der deutschen, von Carlyle höher gewerteten Weltanschauung nahe bringen wollte, so wünschte er die Grundlage des preußischen Staates als des Kernes zu einem künftigen mächtigen Deutschland den mißgünstigen und vorurteilsvollen Engländern in der Lebensarbeit König Friedrichs II. von Preußen verständlich zu machen.

Auch Hensel wird gerade durch die Betrachtung von Carlyles Verhältnis zu Goethe auf den Gegensatz Carlyles zu Lord Byron hingewiesen, den jüngst auch Kräger bei seiner Untersuchung des Byronschen Heldentypus hervorgehoben hat (vgl. XIV, 288). Und doch sind Carlyle und Byron zusammen zu nennen, als die zwei Vertreter des jüngeren Geschlechtes, die am lebhaftesten und nach-

[53]) Thomas Carlyle. Mit Bildnis. Frommanns Klassiker der Philosophie herausgegeben von Richard Falckenberg XI. Band. Stuttgart 1901 (Fr. Frommanns Verlag).

haltigsten die Teilnahme des alten Goethe zu wecken wußten. Otto Weddigen bezeichnet in seiner Studie über „Lord Byrons Einfluß auf die europäischen Litteraturen der Neuzeit"[54]) denn auch Goethe geradezu als den „Vertreter Deutschlands hinsichtlich der Teilnahme und Bewunderung für Byron", obwohl Goethe sich schon mit „Werthers Leiden" von dem Weltschmerz befreit hätte, den die jüngere Dichtergeneration von Lord Byron überkam. Aber auch der neueste Byron-Biograph, Richard Ackermann,[55]) stellt an die Spitze seines Kapitels über Byrons „Charakteristik, Einführung, Verherrlichung und Nachahmung in Deutschland" das Geständnis, daß Byron in Deutschland die trefflichste Einführung gefunden habe, die sich ein Dichter nur wünschen könnte, nämlich „durch den großen Goethe selbst". Ackermann meint, daß in den leidenschaftlichen Versen der Marienbader Elegie Byrons Einfluß gefühlt werde (S. 159), wie andererseits der Anfang der Bride of Abydos an Goethes „Kennst Du das Land" anklinge. Im Manfred erblickt Ackermann (S. 152) die Faustsage nach Byrons Eigenart verwertet und mit dem Zauber der Alpenwelt verquickt.

So führt uns denn Byron-Euphorion wenn nicht in das stille ernste Geisterreich der Goetheschen Faustdichtung selbst, so doch in das streitdurchwogte Gebiet der Faustlitteratur, aus dem jedoch diesmal glücklicher Weise weniger Neues als das letztemal zu vermelden ist. Hermann Türck hat seine im vorangehenden Bericht S. 225 angeführte „neue Fausterklärung" nun in zweiter Auflage erscheinen lassen,[56]) vermehrt um den schon erwähnten Vortrag „Spinoza und Goethes Faust" und einen „Nachtrag". In beiden Zusätzen sucht er seine geistvoll durchgeführte Auffassung von Fausts Ausgang, seinem Unterliegen vor der Sorge, aufs Neue klar zu legen. Was dagegen Hans Marbach in seinem

---

[54]) Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte nebst einem Anhang: Ferdinand Freiligrath als Vermittler englischer Dichtung in Deutschland. Zweite durchgesehene Auflage. Wald (Rheinland) und Leipzig 1901 (Druck und Verlag von F. W. Vossen und Söhne).

[55]) Lord Byron. Sein Leben, seine Werke, sein Einfluß auf die deutsche Litteratur. Heidelberg 1901 (Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

[56]) Berlin 1901 (Verlag von Otto Elsner).

Buche „Christus und Faust“ [57]) bezweckt, ist mir, offen gestanden, unklar geblieben. Nachdem das ganze Buch hindurch über Heidentum und Judentum, den Messias, Paulus' Mißverständnis der Lehre Jesu und Luthers Abhängigkeit von Paulus gehandelt worden war, befassen sich die letzten zwanzig Seiten mit Goethe, in dem die Renaissance durch Verbindung des ethischen Momentes mit dem künstlerischen und wissenschaftlichen zur Vollendung gelangt sei. Mit der Betonung des christlichen Gehaltes der Faustdichtung steht der weitausgreifende Unterbau doch in keinem Verhältnis, abgesehen davon, daß Marbach sich etwas einseitig auf einzelne Äußerungen Goethes stützt. Wie sehr die innige Beziehung zur Bibel sich aber bei Goethe sowohl in den einzelnen Ausdrücken wie auch in Vorliebe für manche Stoffe durch sein ganzes Leben zieht, hat neuerdings Karl Todt in seinem Vortrag „Goethe und die Bibel“ ausgeführt, [58]) wie es scheint ohne Kenntnis von Hermann Henkels erschöpfender Untersuchung von Goethes Anwendung biblischer Bilder und Redewendungen. Neben der Bibel ist es vor allem die persische Poesie, die von den orientalischen Litteraturen auf Goethe, wie sein „Westöstlicher Divan“ beweist, besondere Anziehungskraft ausübte. In der Einleitung zu seiner „Geschichte der persischen Litteratur“ [59]) vertritt Paul Horn sogar die Meinung, es sei noch längst nicht genügend untersucht, wie viel Goethe Persien verdankte. Zu Helenas Erlernung des nordischen Reimspiels hat schon Schröer im Kommentar seiner Faustausgabe auf das Divangedicht hingewiesen, das die neupersische Sage behandelt, der zu Folge Dichtkunst und Reim aus dem Gespräch des Sassanidenfürsten Bechrâm mit seiner Geliebten Dilârâm hervorgegangen seien, als den Liebenden unwillkürlich Rede und Wechselrede sich zu Rhythmus und Reim gefügt hätten (Horn S. 47). Aber auch für das Divansgedicht „Selige Sehnsucht“, das Goethes eigene

---

[57]) Gedanken über Religion und Sittlichkeit. Dresden und Leipzig 1901 (Verlag von Karl Reißner).

[58]) Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnasium zu Steglitz 1901 (Progr. Nr. 93).

[59]) Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen. VI. Band. Leipzig 1901 (C. F. Amelangs Verlag).

Lebensauffassung so weihevoll und vollendet in platonischer Liebessymbolik zum Ausdruck bringe, führt Horn das persischer Vorbild in Abû Saîd ibn Abul Cheirs Vers an:

„Denn eh' er in das Licht nicht fährt, wird nie der Falter Feuer fangen."

Allein auch bei zahlreichen anderen persischen Dichtern finde sich dieser beliebte sufische Gedanke. Für Goethes Angabe, daß die Perser selbst schon sieben Dichter als ihre Größten ausgeschieden hätten, fehlt nach Horn eine echte Grundlage. Nur Hammer spreche 1818 in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" von sieben, die am Heptaklinion des poetischen Himmelsgelages dem Nektar der Unsterblichkeit trinken (S. 55). Jedenfalls habe aber Goethe trotz etwas Überschätzung Hâfiz' Genie aus Hammers Übersetzung feinsinnig herausgefühlt. Der noch heute in Persien populärste Dichter habe zuerst durch Goethes, dann noch einmal durch Bodenstedts Vermittlung die deutsche und andere europäische Litteraturen auf das nachhaltigste beeinflußt. Horns Charakteristik von Hâfiz (S. 115) kommt denn auch unmittelbar für Goethes „Divan" in Betracht. Bei einem andern persischen Dichter, in Nizâmîs „Sieben Schönheiten" ist nach Horn (S. 184) das Vorbild für Gozzis und Schillers „Turandot" zu finden.

Hat Todt die Frage nach Goethes Verhältnis zur Religion berührt, so giebt Hans Molisch eine kurz zusammenfassende Übersicht über „Goethe als Naturforscher"[60]), die als Nachtrag zur Goethefeier deutscher Studenten in Prag (vgl. XVI, 197) ganz gut am Platze gewesen sein mag, im Drucke aber nur als Wiederholung von altbekanntem erscheint. Berücksichtigung dagegen verdient A. Bliedners erneute Prüfung von Goethes Stellung innerhalb der botanischen Wissenschaft.[61]) In Polemik gegen Cohn, Büsgen und Steiner aber, wie Bliedner selbst meint, in Übereinstimmung mit der in M. Möbius' Jubiläumsrede „Goethe als Botaniker" (Sonderabdruck aus der „Gartenwelt") vorgetragenen Ansicht will er der Überschätzung

---

[60]) Berichte der Lese- und Redehalle deutscher Studenten. Prag 1900 (Verlag der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten).

[61]) Goethe und die Urpflanze. Mit vier Tafeln Abbildungen. Frankfurt a. M. 1901 (Litterarische Anstalt. Rütten und Löning).

von Goethes Methamorphosenlehre entgegentreten, welcher er „etwas Schwankendes, Mehrdeutiges und Unfertiges“ zum Vorwurf macht“ (S. 46). Bedeutsam ist jedenfalls der überraschende Nachweis, daß weder in Goethes Abhandlung noch im Gedicht das Wort „Urpflanze“ sich findet. In Goethes Briefen aus Italien und späteren Gesprächen kommt es so häufig vor, daß selbst Forscher wie Ferdinand Cohn und Häckel die allgemeine Überzeugung teilten, Goethe gebrauche es auch in seiner Abhandlung. Bliedner dagegen folgert (S. 29) aus dem häufigen Gebrauche des Wortes in Italien und dem Vermeiden in Abhandlung und Gedicht, daß Goethe selbst seine Ansichten in der Zwischenzeit geändert habe. Nicht von einer Umwandlung „in unendlich langen Zeiträumen“, wodurch er sich mit darwinistischen Theorien berühren würde, sondern nur von Wachstum und Lebensdauer des Pflanzenindividuums habe Goethe zu sprechen beabsichtigt (S. 13). Wohl will er nicht die fertige, sondern die wachsende Pflanze erklären, doch nicht eine gemeinsame Stammpflanze. Wenn Goethe sich bei der von Bliedner für 1790 angesetzten Unterredung mit Schiller von dessen Vorwurf, die Urpflanze sei keine Erfahrung, sondern eine Idee, unangenehm getroffen fühlte, so habe er 1817 die Richtigkeit des Einwands anerkannt (S. 43). Aber schon in der Metamorphosenlehre selbst habe er das Suchen nach einer Urpflanze aufgegeben und sich begnügt, bei der Forschung nach dem Wachstum der einzelnen Pflanzen das Blatt als das Grundorgan nachzuweisen, aus dem sich durch Umwandlung alle Seitenorgane bildeten (S. 32). Bliedner hebt hervor, daß trotz dieser Einschränkung Goethes Verdienste um die Botanik noch groß genug bleiben. Seine Verdienste auf einem andern Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften werden von Reinhard Hederich erörtert.

Mit seiner Erlanger Dissertation „Goethe und die physikalische Geographie“ [62]) hat Hederich erfreulich die Lücke ausgefüllt, welche Hermann Beckers beide Programme über „Goethe als Geograph“ (vgl. XV, 289) durch ihre Beschränkung auf die politische Geographie offen gelassen hatten. Hederich hält es allerdings bei Heranziehung Goethes

[62]) München 1898 (Theodor Ackermann).

für nötig, den Begriff der physikalischen Geographie weiter als gewöhnlich geschieht zu fassen. Die zu ihrer Lösung der Mathematik bedürfenden Probleme der physikalischen Geographie haben Goethe wenig beschäftigt. Um so eifriger wandte er sich der Geologie und dem die Phantasie des Beschauers mächtig erregenden Bilde des Wechselspiels der Wolken zu. Die anhaltend betriebenen verschiedenen naturwissenschaftlichen Studien Goethes bildeten nach Hederich „die Grundlage, auf der sich der durch die Schönheit und Naturwahrheit sowie die geistig anregende Kraft seiner landschaftlichen Schilderungen unübertroffene Geograph Goethe entwickelt hat". Der Grundgedanke seiner Naturstudien sei seine geniale Vorstellung von der Einheit und Unteilbarkeit der Natur gewesen. Hederich weist in sehr anziehender Weise nun in vielen Einzelheiten nach, wie Goethe trotz seiner Abneigung gegen den Vulkanismus doch keineswegs blinder Parteigänger der Neptunisten gewesen, sondern in manchen Fragen der modernen Auffassung vorangeschritten sei. Besondere Bedeutung gewannen für seine geologischen Studien seine Reisen in die böhmischen Bäder. Diese geologischen Studien in Karlsbad und Teplitz, im Egererlande hat auch Gustav C. Laube in seinem Vortrag „Goethes Beziehungen zu Deutsch-Böhmen" erörtert,[63]) der sich vielfach mit Hederichs tiefer gehenden Ausführungen berührt.

Wie G. C. Laubes Vortrag über Goethes Aufenthalte in Böhmen ist auch Carlettas Büchlein[64]) mit Erinnerungen an Stätten und Personen, die in Rom mit Goethes Namen verbunden sind, durch die Feier des 150jährigen Geburtstags hervorgerufen worden. Carletta führt uns Goethes römische Hauswirtin, die Signora Costanza Moscatelli, vor, und unter den andern Hausbewohnern auch den korsischen Bildhauer Giuseppe Ceracchi, der dann 1802 wegen einer Verschwörung gegen den ersten Konsul in Paris hingerichtet wurde. Wichtiger ist der Versuch, das Original der „Faustina" der römischen Elegieen nachzuweisen, wie Carletta auch für die schöne Mailänderin, Maddalena Riggi, mit Hilfe der Pfarrbücher allerlei Nachweise erbringen kann. Zweimal vermählt

[63]) Berichte der Lese- und Redehalle deutscher Studenten in Prag 1900 (Verlag der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten).

[64]) Goethe a Roma. Roma 1899 (Società Editrice Dante Alighieri).

*

und Mutter von acht Söhnen ist Maddalena 1825 sechzigjährig gestorben.

Hat Carletta zwei Frauengestalten aus Goethes römischem Aufenthalt beschworen, die mit einer Mischung von wahren und erdichteten Zügen in Goethes Werken fortleben, so stellt Ernst Farnik nochmals alles zusammen, was wir über die Heldin eines Goetheschen Dichtungsentwurfes aus den ersten italienischen Reisemonaten wissen; er handelt „Über Goethes Nausikaa".[65]) Die Bemerkung, daß in „Alexis und Dora" Keime aus der sizilianischen Tragödie still zur Reife gekommen seien, enthält gewiß Zutreffendes. Im übrigen vermag Farnik keine neuen Gesichtspunkte für die Betrachtung des Bruchstückes aufzustellen. Über zwei andere Goethesche Dramatisierungen antiker Stoffe, Prometheus und Proserpina, hat Erich Schmidt seinen Weimarer Festvortrag (vgl. XV, 262) und seine Untersuchung aus Seufferts „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte" in der zweiten Reihe seiner „Charakteristiken"[66]) zu erneutem Abdruck gebracht. Ein anderes dramatisches Bruchstück Goethes „Das Mädchen von Oberkirch" gab Schmidt Anlaß, Goethes Dichtungen, die sich mit der französischen Revolution beschäftigen, Revue passieren zu lassen. Wenn Erich Schmidt dabei vermerkt, wie die Revolution aus der ewigen Weltbibel des „Reineke Fuchs" predige, so sei im Anschluß daran auch gerühmt, wie geschickt Albert Zipper im neuesten Heftchen seinen „Erläuterungen"[67]) einen Überblick der Tierdichtung bis auf Goethe und die Entstehungsgeschichte von Goethes „Reineke Fuchs" seiner Erklärung der einzelnen Verse und Worte vorangeschickt hat. Neben den antiken Stoffen, neben „Reineke Fuchs" und Hans Sachs, dessen Wiederbelebung durch Goethe Erich Schmidt in seinem Festartikel von 1894 gedenkt, ist auch Goethes Schilderung des „Schlaraffenlandes", dessen Geschichte von Schmidt durch die Jahrhunderte verfolgt wird, in seiner ersten „Epistel" ein Zeugniß dafür, wie Goethe ältestes Dichtergut zu

---

[65]) Wadowice 1901 (Im Verlag des Autors).

[66]) Berlin 1901 (Weidmannsche Buchhandlung).

[67]) Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. Elfter Band: Goethes Reineke Fuchs. Leipzig 1901 (Reclams Universalbibliothek Nr. 4199).

beleben weiß. Andrerseits erinnert Erich Schmidts Studie „Clavigo, Beaumarchais, Goethe“ daran, mit welch frischem Griffe der junge Dichter auch in die Tageslitteratur hineinfuhr, um daraus ein „unveraltbares Theaterstück“ zu gestalten. Doch auch bei der Dramatisierung von Beaumarchais' Memoiren nahm Goethe eine alte deutsche Volksballade zu Hilfe. Goethes mannigfache Anlehnung ans Volkslied und die Goethesche Balladendichtung im Gegensatze zur Schillerischen charakterisiert Erich Schmidt in dem Essay „Goethes Balladen“, während er in der Untersuchung „Kleine Blumen, kleine Blätter“ der Umwandlung und Zerpflückung des Goetheschen Anakreontikum im modernen Volkslied nachgeht. Die am 28. August 1899 gehaltene Festrede Schmidts ist aus den Schriften des Hochstifts in den Band der „Charakteristiken“ übergegangen. Der Goethelitteratur gehören in Schmidts Sammlung endlich noch drei Nekrologe an: auf die Großherzogin Sophie von Sachsen, auf Gustav v. Loeper und auf Eduard von Simson. Bietet diese zweite Reihe der „Charakteristiken“ für die Goethe-Schiller-litteratur demnach schon nicht so reiche Ausbeute wie die erste Sammlung von 1886, so dürfen wir uns doch auch diesmal freuen, daß Erich Schmidt seine an verschiedensten Plätzen verstreuten Goethestudien in Buchform zusammengefaßt und dadurch ihre Benützung erleichtert hat. Nur zu dem S. 115 besprochenen Schlusse des „Clavigo“ möchte ich bemerken, daß sich dabei eine falsche Parallele eingeschlichen hat. Shakespeare weiß nichts davon, daß Laertes und Hamlet an Opheliens Sarg die Klingen kreuzen, wie Erich Schmidt erzählt; Shakespeare läßt nur einen Ringkampf der beiden Gegner im Grabe selbst, ohne Waffen, stattfinden.

Erich Schmidt bezeichnet die Strophen „Kleine Blumen, kleine Blätter“, die ja auch Gutzkow in seinem „Königsleutnant“ verwertet hat, als „die anmutigste Blüte der deutschen Anakreontik“. Durch die Anrufung der „guten jungen Frühlingsgötter“, die bei der volksmäßigen Verbreitung des Liedes sich die Verwandlung in den „guten Jüngling Frühlings Gärtner“ gefallen lassen mußten, nähert sich das Gedicht der Grazienpoesie. Franz Pomezny hat in seiner Studie über „Grazie und Grazien in der deutschen

Litteratur des 18. Jahrhunderts"[68]) wohl erwähnt, daß Schiller die Definition des Begriffes Anmut von Mendelssohn entlehnt hätte (S. 33), hat aber sonst seine Untersuchung nicht auf Goethe und Schiller ausgedehnt. Da er aber selbst Pindars Einwirkung auf die Verbreitung der Grazien betont, wäre es nahe gelegen darauf hinzuweisen, daß Goethe eben in „Wanderers Sturmlied" und im „Wanderer" die Charitinnen, „Ihr Musen und Grazien" anruft. In Schillers „Künstlern" empfängt der Mensch „gelassen hingestützt auf Grazien und Musen" das Todesgeschoß. Zu den mancherlei Mängeln der von Seuffert nach des Verfassers Tod herausgegebenen Arbeit gehört auch die im Titel nicht vorgesehene Ausschließung der Goetheschen Dichtung, der Schillerschen Theorie und Dichtung.

Kehren wir noch einmal zu dem Sesenheimer Liede „Kleine Blumen, kleine Blätter" zurück, so zeigt schon der erste Vers eine der von Goethe bevorzugten Allitterationen. Wilhelm Ebrard hat seiner schon XVI, 469 besprochenen Studie über „Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe" nun einen abschließenden zweiten Teil folgen lassen.[69]) In dieser Fortsetzung stellt Ebrard fest, daß erst von 1770 an die Allitteration häufiger bei Goethe sich findet. Ebrard hat bei Zusammenfassung aller schriftlichen Äußerungen berechnet, daß die Allitteration im Jahre 1770 ungefähr 25 Prozent ausmacht, in den beiden folgenden sich auf 30 steigert, von da an bis zu Goethes Lebensende zwischen 17 und 26 Prozent schwankt. Dabei ergibt sich zugleich, daß der junge Goethe mit Vorliebe überlieferte Formeln anwendet, während später selbstgeschaffene Verbindungen überwiegen, den „wahrhaft unerschöpflichen Reichtum von Goethes Sprache" auch hierin erweisend. Obwohl keine der von ihm gepflegten Litteraturgattungen des allitterierenden Schmuckmittels völlig mangelt, gestaltet sich doch die Häufigkeit seiner Anwendung verschieden; in der Prosa erscheint es häufiger als in den Versen. Wenn „Hermann und Dorothea" blos 29, „Reineke Fuchs" über 71 Allitterationen aufweist, so hat hier das alte volkstümliche Element des Tierepos zweifellos noch nachgewirkt. Auffallend ist es dagegen, daß im

[68]) Theodor Lipps und Richard Maria Werner. Beiträge zur Ästhetik. VII. Band. Hamburg und Leipzig 1900 (Verlag von Leopold Voß).

[69]) Beilage zum Jahresbericht des alten Gymnasiums. Nürnberg 1901.

ersten „Faust“ nur 51, im zweiten Teile dagegen 139 Allitterationen vorhanden sind. Ebrard ist selbst weit davon entfernt, der Allitteration bei Goethe eine übertriebene Bedeutung beizulegen, aber eine der Untersuchung werte Erscheinung bleibt sie doch und es ist erfreulich, daß sie einen so sorgfältigen Beobachter gefunden hat. Doch nicht mit dem Eingehen auf sprachliche Sonderfragen der Goethephilologie möchte ich diese Übersicht schließen, sondern den Blick noch auf ein ganz eigentümliches Werk richten, demgegenüber die notwendige Entsagung, nur das auf Goethe und Schiller Bezügliche aus andern Litteraturgebieten herauszulösen, freilich recht schwer fällt. Ich fasse Reinhold Steigs siebenhundertseitiges Buch über „Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe“ [70]) ins Auge.

Steig, dem wir die endliche Erschließung und Verarbeitung von Achim von Arnims Nachlaß zu danken haben (vgl. X, 443), bringt endlich Aufklärung in die widerspruchsvolle Überlieferung bezüglich Kleists Verhalten zu Hardenberg. Die „Abendblätter“, deren erste Nummer am 1. Oktober 1810 in Berlin ausgegeben ward, sind demnach nicht eine blos zufällige journalistische Gründung Kleists, sondern sollten das Oppositionsblatt der märkischen Junkerpartei gegen die Reformen des Staatskanzlers bilden. Die von Arnim gegründete christlich-deutsche Tischgesellschaft steht hinter Kleist als ihrem Vorkämpfer. Es ist selbstverständlich, daß in dieser zum Losschlagen gegen Napoleon drängenden preußischen Patriotengruppe der weimarische Einfluß nicht an erster Stelle herrschen konnte; dafür brauchte man nur an die Verse 53—60 in Goethes Chorlied „Rechenschaft“ zu erinnern. Da aber Kleists Angriffe alle Zweige des öffentlichen Lebens betrafen, so ist trotz der persönlichen Spannung zwischen dem Dichter des „Zerbrochenen Krugs“ und dem Weimarer Theaterleiter der Geist Goethes und Schillers oft genug in den „Berliner Abendblättern“ beschworen worden. Daß sie in Arnims Aufsatz „Warnung gegen weibliche Jägerei“ den ersten Druck von Goethes „Schneiderkourage“ mit einer handschriftlichen Variante Goethes brachten (S. 418), hängt mit Goethes Beziehungen zur Berliner Liedertafel zusammen. Ihr Leiter Zelter war auch Mitglied der christlich-deutschen Tischgesell-

[70]) Berlin und Stuttgart 1901 (Verlag von W. Spemann).

schaft. Und Zelter, „ein in seiner Gegenwart mit thätigen Kräften wirkender Mann, der immer neuer Menschen und Eingänge bedurfte, um frisch zu bleiben", stellte die Geselligkeit der Liedertafel unter den Einfluß Goethes und der jüngeren ihm zuneigenden Dichter, wie andererseits er selber durch Goethe auf „Des Knaben Wunderhorn" als auf eine musikalische Fundgrube hingewiesen worden war (S. 16). Goethes Rezension des „Wunderhorns" wurde nicht blos von seinen beiden Herausgebern, sondern auch von dem ganzen Kreise der Berliner Romantik dankbar als Förderung anerkannt, wie Arnims Berlinertum durch Weimar, Jena, Göttingen, Heidelberg veredelt worden war (S. 4). Allein wenn Goethe auch im Gegensatze zu Schiller und Iffland mit den jungen Talenten freundlich Fühlung zu halten wünschte, so konnte es ihm bei dem deutlichen Streben, weder „sich selbst zu verlieren noch sich als Parteichef der Romantiker proklamieren zu lassen" (S. 169), nicht erwünscht sein, wenn Arnim ihn als den ersten der Seinen, als seinen „Meister" öffentlich hinstellte (S. 288). Kleists Tadel, daß Iffland aus Kassenrücksichten „Goethes Stücke, so vortrefflich sie auch sein mögen", nur selten auf der Berliner Bühne erscheinen lasse, mochte Goethe ganz genehm sein, aber in den Kampf des Arnim-Kleistischen Kreises gegen Iffland hätte er sich nun und nimmer hineinziehen lassen. Wir wissen, welche hohe Schätzung er Ifflands Spiel entgegenbrachte, und schließlich hatte Iffland nicht blos Schillers spätere Dramen in Berlin eingebürgert, sondern auch der „Natürlichen Tochter" Aufnahme gewährt. Rühmt doch selbst Steig, der sich sonst völlig den Anschauungen der „Abendblätter" anschließt, daß Iffland, wie er unter dem Eindrucke von Schillers Jugendwerken sich in Mannheim gebildet hätte, so auch „den Zusammenhang mit Schillers Kunst, die sich neben Goethe zu beruhigter, allgemein menschlicher Höhe erhob", niemals wieder fallen gelassen habe (S. 168). Wenn Kleists Kampfgenosse Adam Müller gerade an Goethes „Egmont-Drama" den Dichter und Schauspieler Iffland mißt und verurteilt (S. 174), so konnte Goethe, der seinen „Egmont" in Weimar durch Ifflands Gastspiel ermutigt zuerst auf die Bühne brachte, von dem auf Ifflauds Kosten gespendeten Lobe nicht sehr erbaut sein. Dagegen würde er in Clemens Brentanos Aufsatz

in den „Abendblättern“ über den Nutzen der weimarischen Schulung der Schauspieler sich an dem seiner Theaterleitung gespendeten Lobe erfreut haben, obwohl auch hier jedes Goethe und der weimarischen Bühne gespendete Lob einen Tadel Ifflands und des Berliner Theaters in sich schloß (S. 618/19). Steig vergleicht Brentanos Aufsatz mit A. W. Schlegels Anpreisung der weimarischen Theaterleitung in seinen dramaturgischen Vorlesungen. Andrerseits erinnert Steig in seiner Ausgabe von Brentanos Bühnenbearbeitung des „Ponce de Leon“, dem Lustspiel „Valeria oder Vaterlist“ [71]) daran, daß Brentanos Erörterungen über das Komische und Lustige (1803) in der Vorrede seines „Ponce de Leon“ gegen Goethes Erwägungen über Charakter- und Intriguenstücke in den „Propyläen“ gerichtet seien. Gustav Roethe ist in seiner anspruchsvollen und wenig fördernden Säkularstudie über Brentanos „Ponce de Leon“ [72]) auf dies Verhältnis nicht eingegangen, obwohl er den Zusammenhang des Stückes mit Goethe-Schillers ergebnisloser Stellung einer dramatischen Preisaufgabe zum Ausgangspunkt seiner Studie gemacht hat.

Wenn Kleists „Abendblätter“ bei allem Lobe gegen Goethes Theaterleitung doch auch manche Vorbehalte machten, so knüpft ihre Kritik der Berliner Kunstausstellung und Akademie unmittelbar „an die weimarische Tradition an, die den Kunstgeschmack aller romantischen Gruppen, wie andersgerichtet der einzelne sich fühlen mochte, dennoch fortgesetzt beherrschte und für Heinrich von Kleists redaktionelle Thätigkeit zuletzt im Dresdener ‚Phöbus‘ wirksam gewesen war“ (S. 250). In Berlin war es um die Kunstkritik so übel bestellt, daß die im September 1810 in den Sälen des Akademie-Gebäudes eröffnete große Kunstausstellung weder in den beiden alten Berliner Zeitungen, der Voßischen und Spenerschen, noch in Kotzebues „Freimütigem“ erwähnt wurde. Kleists „Abendblätter“ dagegen hatten

---

[71]) Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Die Bühneneinrichtung des „Ponce de Leon“ von Clemens Brentano. Herausgegeben von Reinhold Steig. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19 Jahrhunderts. Heft 105/7, der „Neuen Folge“ Nr. 55/57. Berlin 1901 (B. Behrs Verlag).

[72]) Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philologisch-historische Klasse Neue Folge. Band V, Nr. 1. Berlin 1901 (Weidmannsche Buchhandlung).

das Vorbild der Besprechungen der weimarischen Kunstausstellungen in den „Propyläen" und der Jenaischen „Allgemeinen Litteraturzeitung" vor Augen, als sie die Berliner Kunstkritik eröffneten. So stark der Zwiespalt zwischen den „Propyläen" und den Freunden Sternbalds klaffte, so beriefen sich die Berliner Romantiker doch gerade in Fragen der bildenden Kunst auf „Goethe, den stillen thätigen Heger und Pfleger alles Trefflichen, das er durch sich selbst immer dastellt," wie Brentano in seinem schmerzvollen Nachruf auf den zu früh geschiedenen Runge von dem Weimarer Meister rühmte. In Kleists „Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler" kehrt die Verwerfung der bloßen Nachahmung und Forderung eigener selbstschaffender Erfindung als Zeichen des wahren Künstlers wieder, wie Goethe so oft sie gefordert. Wenn Goethe, sagt Steig S. 275, „die Kunstübung in Deutschland überschauend, nicht zu lange vorher hatte bemerken müssen, daß in der Berliner Kunst der prosaische Zeitgeist sich am meisten offenbare," so habe Kleist, gleichgültig, ob siegreich oder unterliegend, in den Berliner Abendblättern einen goethischen Kampf gegen die offizielle Berliner Kunst gekämpft. Ich möchte freilich daran erinnern, daß neuere Vertreter der Kunstgeschichte in diesem Kampfe Goethes gegen Gottfried Schadow das Recht nicht auf Seite des Herausgebers der „Propyläen" sehen wollen (vgl. XV, 313).

Von den Weimarer Kunstfreunden ist Karl Ludwig Fernow persönlich in Weimar mit Achim von Arnim bekannt geworden, und ihm hat Arnim in den „Abendblättern" einen eigenen Aufsatz gewidmet (S. 428), der neben der Übereinstimmung auch den Gegensatz zwischen Weimar und Berlin, Goethe und den Märkern Kleist und Arnim nach Steigs Urteil als natürlich und notwendig hervortreten lasse. Das hinderte nicht, daß ein anderer Märker, Fouqué, bei der Frage „Welche Bücher soll man öfter lesen?" in den „Abendblättern" vor allem Goethes „Benvenuto Cellini" empfiehlt, der „durch ein unbeschreibliches Wohlgefallen uns zum Lesen und Wiederlesen anziehe". Von Kleists eigenen Erzählungen in den „Abendblättern" knüpft die in der Nummer vom 1. Januar 1811 veröffentlichte schon im Titel an Goethe an: „Der neuere (glücklichere) Werther". Steig führt nun aber den Nachweis,

daß Kleists Novelle „Der Findling“ in dieser kleineren Erzählung der „Abendblätter“ wurzle. Von den drei Miscellen „Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten“, welche die „Abendblätter“ am 10. Januar brachten, ist die dritte Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ entnommen, um „autorativ jeden vorgebrachten Zweifel niederzuschlagen“ (S. 581). Den Einfluß von Schiller-Goethes Xenien-Dichtung auf die Epigramme Kleists und seiner Freunde hervorzuheben hat Steig wiederholt Gelegenheit gehabt.



IV. Bericht der Goethehauskommission über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1900/1901.

Im Goethehause bot sich dieses Jahr keine Gelegenheit zur Vornahme größerer Arbeiten. Die Einrichtung der wichtigsten Räume ist zu einem gewissen Abschluß gelangt, die des Musik-Zimmers ist zur Zeit noch nicht durchführbar. So war die Kommission überall bestrebt noch fehlende Einzelheiten zu ergänzen.

Während im Mansardzimmer die lebensgroßen Silhouetten Lottens und der Gebrüder Stolberg an ihrem alten Platze, neben der Thür und über dem Schreibtische wieder angebracht wurden, in dem kleinen Bücherbrett des jungen Goethe seine Handbibliothek wieder erstand, während die Bilderreihe des Gemäldekabinetts sich um einige kleine Rothnagel-Bildchen, die Herr V. Moessinger stiftete, vermehrte, wurde für das Speise-Zimmer die Herstellung des Tisches, nach einer von Herrn Architekten W. Hanau mit Zugrundelegung eines alten Modells freundlichst entworfenen Zeichnung, begonnen. In der Küche der Frau Rat wurde Gerät und Geschirr durch Ankäufe und Schenkungen vervollständigt. Wir sind in dieser Hinsicht Herrn Ferdinand Günther und Frau Haefner geb. Ihm zu Dank verpflichtet.

Für das Goethemuseum hatte sich die Notwendigkeit einer Beleuchtung bei dem stets wachsenden Besuche immer dringender fühlbar gemacht. In diesem Jahre wurde es nun möglich die bisher fehlenden Beleuchtungskörper aus der Rückstellung für das Museum zu beschaffen. Es wurden, dem Stile des Raumes entsprechend, nach gutem alten Muster gefertigte venetianische Glaskronleuchter gewählt. Drei an der Zahl verbreiten sie an allen Punkten des Saales genügende Helligkeit, so daß jetzt der Besucher auch

in den späten Nachmittagsstunden der Wintertage Bilder und Handschriften mit voller Muße betrachten kann.

Aber auch der Inhalt des Museums erfuhr reiche Vermehrung. Eine Anzahl wertvoller Handschriften wurde durch Ankauf erworben. In noch höherem Maße wurden die Sammlungen durch Schenkungen und Vermächtnisse unserer Mitbürger bereichert.

Die in der Reihe der älterern Goethemedaillen noch vorhandenen empfindlichen Lücken wurden in erwünschtester Weise durch eine Stiftung von 47 uns fehlenden Goethedenkmünzen ausgefüllt, die Herr Albert Andreae-von Neufville dem Museum als eine Schenkung der Kinder des verstorbenen Herrn Alfred von Neufville im Sinne und zum Andenken des Verewigten übergab, der diese Medaillen bereits 1899 uns zum Zweck der Ausstellung vorübergehend anvertraut hatte.

Auf dem Wege des Vermächtnisses ist ferner der in der Familie Schönemann-Jügel bisher verwahrte handschriftliche Nachlaß von Elisabeth von Türckheim, geb. Schönemann, Goethes Lili, in den Besitz des Museums gelangt. Diese unschätzbaren Handschriften, zahlreiche Briefe Lilis und ihres Gatten an ihren Bruder, Familienpapiere und Aufzeichnungen wurden von den Testamentsvollstreckern des Jügel'schen Nachlasses, den Herren Dr. C. Schmidt-Polex, C. Bolongaro, Gg. Stern dem Hochstifte als eine Zuwendung des Herrn Carl Christian Jügel, des Gatten von Lilis Nichte, übergeben. Das Hochstift ist den Erblassern und den Vollstreckern ihres Willens zu innigem Danke verpflichtet, die in richtiger Erkenntnis des Wertes solcher Zeugen der Vergangenheit, sie den Wechselfällen des Privatbesitzes entzogen, damit sie in sicherer Hut der Nachwelt erhalten bleiben.

Eine wertvolle Erwerbung anderer Art wurde dem Museum durch die Güte der Herren Albert von Metzler, Hermann von Mumm und Victor Moessinger ermöglicht. Der Flut der modernen Goetheillustrationen gegenüber ist es von besonderem Interesse zu sehen, wie die besten zeitgenössischen Künstler die Gestalten des Dichters auffaßten und wiedergaben. Neben Chodowiecki und Lips kommt hier hauptsächlich Heinrich Ramberg in betracht. Seine zierlichen und geistvollen Illustrationen sind durch die Kupfer

der Taschenbücher aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts bekannt. Doch erreichen diese Nachbildungen bei weitem nicht die Schönheit der Originale, die, in Aquarell und Tusche mit größter Feinheit ausgeführt, erst die richtige Würdigung des Meisters vermitteln. Eine ganze Reihe solcher Originale nebst den dazugehörigen Bleistiftskizzen zu Goethes Gedichten, zu Faust, Götz u. s. w. erfreuen jetzt im Museum den kunstverständigen Betrachter.

Dankbar verzeichnen wir auch das Geschenk eines der schönsten Goetheschen Gedichte, des vielgesungenen „Ergo bibamus" in der Urhandschrift. Der Verband Alter Korpsstudenten zu Frankfurt a. M. hat dieses prächtige Stück erworben und dem Museum gestiftet.

Eine interessante Jugendsilhouette Carl Augusts verdanken wir Herrn Major Carl von Portatius.

Für weitere Zuwendungen sind wir verpflichtet: Herrn W. Metzler, J. D. Hochhut, Freiherr von Biedermann, Dresden, Landrichter Hirsch, Mühlhausen, Ad. Heß Nachfolger, Schott-Wallerstein, B. Levy.

Wenn in dieser Weise die innere Einrichtung des Dichterhauses und die Ausgestaltung des daran sich schließenden jungen Museums erfreulichen Fortgang genommen hat, so ist auch für deren äußere Sicherung in diesem Jahre ein langersehnter Erfolg zu verzeichnen. Das Goethehaus mit seinem kleinen Höfchen ist auf allen Seiten von fremden Grundstücken umgeben, die bis in die neueste Zeit mit ihren weiten Gärten und Höfen Luft und Licht freien Zugang gewährten. Die fortschreitende Bebauung der freien Räume hatte aber schon vor mehreren Jahren den Erwerb des westlich anstoßenden Grundstückes, das jetzt das Museum mit seinem Gärtchen einnimmt, nötig gemacht. Die schwerste Gefahr aber drohte, wenn das bisher nur in seinem vorderen Teile bebaute südliche Nachbargrundstück, Großer Hirschgraben 21, zu völliger baulicher Ausnützung herangezogen werden würde, da sein Hofraum sich noch weit tiefer als unser Grundstück bis dicht an die Häuser der Kaiserstraße erstreckt. Die Bebauung würde nicht nur den Bestand des Goethehauses durch Abbruch der gemeinsamen alten Brandmauer gefährdet, sondern ihm wie dem Museumsgebäude

Luft und Licht völlig benommen haben. Die Frage wurde brennend, als im Beginn des Jahres die bisherigen Besitzer im Begriff standen, die Liegenschaft an einen Bauunternehmer zu veräußern.

Nur rasches Eingreifen konnte unermeßlichen Schaden abwenden.

Da das Hochstift keine verfügbaren Mittel besitzt, und eine Beschlußfassung der städtischen Behörden in der kurzen gewährten Frist nicht herbeizuführen war, so erklärten sich die Herren Wilhelm Bonn, Charles Hallgarten und Dr. Eugen Lucius in dankenswertester Weise bereit, die Liegenschaft als Treuhänder zu übernehmen und dadurch deren spekulative Ausnützung zu verhindern. Das Grundstück ist dann durch Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 30. September 1901 in den Besitz der Stadt übergegangen. Damit ist das Goethehaus jetzt auch nach dieser Seite für alle Zeiten gesichert. Dem Hochstift, als seinem Hüter und Pfleger, liegt die schöne Pflicht ob, auch an dieser Stelle den genannten Herren für ihr rasches opferwilliges Eintreten und den städtischen Behörden für ihre in verständnisvollster Würdigung der Sachlage gefaßte einmütige Entschließung den wärmsten Dank auszusprechen.

Außer dem Goethehause selbst war die Thätigkeit der Kommission in diesem Jahre noch einer anderen Goethegedenkstätte zugewendet. Das alte Weinberghäuschen am Hühnerwege, in dem der alternde Dichter mit seinen Freunden J. J. und Marianne Willemer stillfrohe Stunden verlebte, und das als ehrwürdige Erinnerung an die Tage, in denen das Buch Suleika des west-östlichen Divans entstand, den Goethefreunden lieb und wert ist, wurde vor kurzem von der Stadt zum Zwecke der Erhaltung angekauft und baulich wieder hergestellt. Dem Hochstift fiel die Aufgabe der inneren Wiedereinrichtung zu. Nach reiflicher Erwägung beschloß die Kommission, diese Einrichtung, im engsten Anschluß an die Überlieferungen, ganz in der schlichten Weise, wie sie damals gewesen, vorzunehmen.

Durch das Entgegenkommen der Herren Direktor Jean Andreae-Passavant und des Herrn General von Herff in Seeheim, konnte eine Anzahl alter Einrichtungsstücke aus Willemer-

schem Besitz verwendet werden, zur Ergänzung wurden passende Frankfurter Möbel aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts erworben. Die Stühle wurden nach altem Modell nachgearbeitet.

Das Innere des Häuschens bietet so wieder das Bild anspruchloser Behaglichkeit jener Zeiten, in denen Goethe hier weilte.

Die Kommission kann auch ihren diesjährigen Bericht nur mit dem Ausdruck des aufrichtigsten Dankes schließen für die werkthätige Förderung, die ihrer Thätigkeit von den Behörden und den Bürgern Frankfurts zu teil geworden ist.



V. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1900/1901.

Die Akademische Abteilung des Hochstifts hat auch in diesem Jahre ihre Thätigkeit in den bisherigen Richtungen und nach gewohnter Weise fortgesetzt. Zu Vorsitzenden der einzelnen Fachabteilungen und damit zu Mitgliedern des AGA wurden folgende Herren gewählt:

1. Alte Sprachen:
   Herr Dr. F. Bölte, Oberlehrer,
   „ Dr. W. Knoegel, Oberlehrer.
2. Bildkunst und Kunstwissenschaft:
   Herr Prof. O. Donner-von Richter, Historienmaler,
   „ M. Sondheim, Buchhändler.
3. Deutsche Sprache und Litteratur:
   Herr Dr. K. Rehorn, Direktor der Elisabethenschule,
   „ Dr. R. Hering, Assistent an der Goethebibliothek.
4. Geschichte:
   Herr Dr. K. Reinhardt, Direktor des Goethegymnasiums,
   „ Dr. R. Schwemer, Oberlehrer.
5. Jurisprudenz:
   Herr Dr. P. Neumann, Rechtsanwalt,
   „ O. Creizenach, Oberlandesgerichtsrat.
6. Mathematik und Naturwissenschaften:
   Herr Dr. H. Dobriner, Oberlehrer,
   „ Dr. O. Rausenberger, Professor, Oberlehrer.
7. Neuere Sprachen:
   Herr H. Müller, Oberlehrer,
   „ Dr. M. Banner, Oberlehrer.
8. Volkswirtschaft:
   Herr J. H. Epstein, Fabrikant,
   „ Dr. G. Schnapper-Arndt, Privatgelehrter.

Der so zusammengesetzte AGA wählte zum Vorsitzenden Herrn Gymnasialdirektor Dr. K. Reinhardt, und zum Stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann.

Um die Jahreswende erlitt der AGA einen schweren Verlust durch den Tod seines langjährigen Vorsitzenden, des Herrn Professor Dr. phil. Veit Valentin, Oberlehrers an der Wöhlerschule. Der Verewigte war bald nach der unter Leitung der Herren Senator Dr. Berg und Stadtarchivar Dr. Grotefend durchgeführten Reorganisation des Hochstifts im Februar des Jahres 1884 in dasselbe eingetreten. Im Jahre 1885 wurde er als Vorsitzender der Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft Mitglied des Akademischen Gesamtausschusses, der ihn zu seinem Vorsitzenden wählte, ein Ehrenamt, das er dann bis zu seinem Tode bekleidete. Er fand als Vorsitzender des Akademischen Ausschusses, besonders für die ersten Jahre, ein ausgedehntes Arbeitsfeld vor. Waren auch in den Reorganisationsbestimmungen und in den neuen Satzungen die Grundlinien der Thätigkeit der Akademischen Abteilung überall vorgezeichnet, waren auch bereits verheißende Anfänge gemacht, so galt es doch die neugeschaffenen Institutionen noch zu beleben und zu festigen. Eine geradezu bewunderswerte unermüdliche Arbeitskraft ermöglichte es dem Dahingeschiedenen, neben der erfolgreichen Lehrthätigkeit an seiner Schule und verschiedenen anderen Instituten, der er mit aufopfernder Liebe sich hingab, neben einem immer mehr sich ausbreitenden litterarischen Schaffen auf den Gebieten der Kunst- und Litteraturgeschichte noch Zeit zu finden, auch in der wissenschaftlichen Entwickelung des Hochstifts sowohl selbstthätig als anregend auf das verdienstvollste zu wirken.

Nach zwei Richtungen war er besonders thätig: die akademischen Fachabteilungen zu beleben, und die Lehrgänge zu einer immer größeren Bedeutung zu erheben.

Sein Wirken in seiner eigenen Abteilung, der für Bildkunst und Kunstwissenschaft, ist von Herrn Prof. Donner-von Richter in deren Bericht (s. oben S. 355) mit herzlichen Worten geschildert. Aber auch den Sitzungen der anderen Abteilungen wohnte er gerne bei und war stets bereit, mit Vorträgen auf sprachlichem und

litterarischem Gebiete einzutreten. Eifrig war er bemüht, für alle Abteilungen neue Mitglieder zu gewinnen und sie zu fruchtbarer Mitarbeit anzuregen.

Am meisten ans Herz gewachsen aber waren ihm die Lehrgänge des Winters. Neben diesen Vortragscyclen traten die anfangs in ausgedehnterem Maße gepflegten Einzelvorträge immer mehr zurück. Die Lehrgänge wurden auf Valentins Anregung sofort nach Erbauung des Saales im Dr. Hochschen Konservatorium dorthin verlegt, wo ein weiter würdiger Raum den Besuch des gebildeten Publikums begünstigte.

Der Vorbereitung des alljährlichen Lehrplanes widmete er unausgesetzte Sorgfalt. Den von den Fachabteilungen ausgehenden Vorschlägen zur Berufung der Dozenten hatte er häufig passende eigene Vorschläge hinzuzufügen, die geeignet waren das Programm harmonisch abzurunden.

Er war mit Erfolg bemüht, den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß diese Vorträge nicht nur in wissenschaftlicher Gediegenheit reiche Belehrung zu spenden hätten, sondern durch künstlerische Formvollendung einen hohen ästhetischen Genuß gewähren sollten. Wenn die Lehrgänge des Hochstifts für die geistig hochstehenden Kreise des Frankfurter Publikums zu einem Gegenstand nicht nur der Beliebtheit, sondern geradezu des Bedürfnisses geworden sind, so ist das zum großen Teile Valentins Verdienst. Er selbst war auch ihr pflichtgetreuester Besucher. Nur die dringendste Abhaltung konnte ihn bewegen, an einem Vortragsabende zu fehlen. Durch seine liebenswürdigen geselligen Talente hat er den auswärtigen Dozenten den hiesigen Aufenthalt stets zu einem angenehmen zu machen verstanden, dessen sie sich gern erinnern.

Aber auch für andere Gebiete der Hochstiftsthätigkeit fand er noch Zeit zur Mitwirkung. An der Einrichtung, wie später an der Redaktion der Berichte hat er stets regen Anteil genommen. Die Kunstausstellungen der Jahre 1885—1890 und 1894 wurden von ihm angeregt und mit orientierenden Vorträgen eingeleitet.

Auch in der Goethehauskommission wie in anderen Kommissionsberatungen war er ein fleißiger Mitarbeiter.

Das Hochstift, wie speziell der Akademische Gesamtausschuß

hat dem Verewigten am Grabe warme Worte der Anerkennung nachgerufen und auch an dieser Stelle mögen sie wiederholt werden als ein Zeichen freundlichen und dankbaren Gedenkens über den Tod hinaus:

> Der Dahingegangene, in dem wir einen langjährigen treuen Mitarbeiter betrauern, war seit Jahrzehnten in regstem Eifer und unermüdlichem Interesse für das Freie Deutsche Hochstift thätig, einer der Männer, denen das Hochstift seine Entwickelung verdankt. Sein Wirken wird das Andenken an ihn uns stets lebendig erhalten.

Die Lehrgänge des Winters 1900/1901 erfreuten sich eines regen Besuches, so daß der Saal in manchen Fällen die Zahl der Hörer kaum zu fassen vermochte. Der Lehrplan, der ohne Störung zur Durchführung gelangte, umfaßte die folgenden Lehrkräfte und Fächer:

1. Herr Dr. R. Schwemer aus Frankfurt a. M.: Restauration und Revolution. Ein Rückblick auf Deutschlands Entwickelung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
2. Herr Professor Dr. Baldensperger aus Gießen: Les Encyclopédistes.
3. Herr Prof. Dr. B. Litzmann aus Bonn: Hauptphasen des deutschen Romans im 19. Jahrhundert.
4. Herr Dr. R. Kautzsch aus Leipzig: Die deutsche Buchillustration.
5. Herr Dr. Wilibald Nagel aus Darmstadt: Die Entwickelung der Oper bis auf Gluck.
6. Herr Universitätsbibliothekar Dr. Georg Steinhausen aus Jena: Geschichte der deutschen Bildung seit dem Ausgang des Mittelalters.
7. Herr Landgerichtsrat Dr. Sommer: Das neue „Bürgerliche Recht“ Deutschlands.
8. Herr Pfarrer E. Förster aus Frankfurt a. M.: Lebensideale.

Den Festvortrag bei der am 10. November 1900 abgehaltenen Schillerfeier hielt Herr Gymnasialdirektor Dr. L. Bellermann aus

Berlin über „Schillers Entwurf eines Gedichtes zur Jahrhundertwende" (Berichte XVII, S. 27*—45*).

Die Feier von Goethes Geburtstag fand am 25. August 1901 in üblicher Weise statt. Der Festredner, Herr Prof. Dr. O. Harnack aus Darmstadt, sprach über: „Wandlungen des Urteils über Goethe" (Bericht XVII, S. 47*—65*). Der Sängerchor des Lehrervereins hatte wiederum in dankenswerter Weise die Liedervorträge übernommen.

Auch in diesem Winter haben die Vorträge ihren Zweck, wissenschaftliches Interesse in weiteren Kreisen zu beleben und wachzuhalten, in reichem Maße erfüllt. Den vollendeten und lehrreichen Darlegungen der Vortragenden ist die zahlreiche Hörerschaft mit regem Verständnisse gefolgt. Im Namen der Hörer dürfen wir auch an dieser Stelle den Herren Dozenten, für den hingebenden Eifer, mit dem sie sich ihrer Aufgabe unterzogen, den wärmsten Dank aussprechen.

Die in unserer Stadt seit einer Reihe von Jahren mit immer wachsendem Erfolge von dem Ausschusse für Volksvorlesungen geleiteten Veranstaltungen für Volksbildung, die neben den eigentlichen Vorlesungen in der Stadthalle, in Bockenheim und Bornheim, wie in den umliegenden Ortschaften, neben den Vorträgen in den Gewerkschaften, den längeren Lehrkursen auch Volksvorstellungen, Führungen durch die Museen in sich schließen, sind vom Hochstifte wiederum durch finanzielle Unterstützung wie durch die Mitarbeit von Mitgliedern der Akademischen Abteilung nach Kräften gefördert worden.

Die vom AGA herausgegebenen Berichte liegen für das abgelaufene Jahr in der üblichen Weise vor. Sie gewähren den Einblick in die Thätigkeit der Akademischen Abteilung und geben den Mitgliedern Kunde von der fortschreitenden Einrichtung des Goethehauses und der Entwickelung des damit verbundenen Museums wie der Bibliothek und des Archives, von dem Mitgliederbestande u. s. w. Der AGA konnte sich jedoch der Einsicht nicht verschließen, daß eine Neugestaltung der Berichte wünschenswert sei. Die Erscheinungsweise wie die dadurch bedingte bisherige Einteilung haben

sich in mancher Hinsicht als nicht praktisch erwiesen. Es ist daher beschlossen, von der bisherigen Herausgabe in einzelnen Heften abzusehen und die Berichte in Zukunft in Form eines Jahrbuchs, womöglich gebunden, am Schlusse des Geschäftsjahres den Mitgliedern zu übersenden. In dieser Form läßt sich vor allem eine größere Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit erzielen.

Auch der Inhalt wird, den vielfach geäußerten Wünschen der Mitglieder entsprechend, dadurch eine Erweiterung erfahren, daß eine besondere Abteilung die Lehrgänge des Jahres in einer von den Herren Dozenten selbst gestalteten kürzeren Zusammenfassung bieten wird. Es soll dadurch denjenigen Mitgliedern, welche die Vorträge gehört, Gelegenheit geboten werden, das Wesentliche des Gehörten im Zusammenhange sich einprägen zu können, und denjenigen, die den Vorträgen nur zum Teil oder gar nicht beiwohnen konnten, soll auf diese Art wenigstens die Kenntnis des Gedankenganges und des Ergebnisses vermittelt werden.

Der Vorschlag hat die Billigung der Verwaltung gefunden und der nächste Bericht wird daher im November 1902 in der neuen Form erscheinen.

Die Goethebibliothek erfuhr auch in diesem Jahre eine Vermehrung von mehr als 1500 Bänden, die sich ziemlich gleichmäßig auf die einzelnen Fächer verteilen, so daß die Bestände jetzt ca. 20000 Bände betragen. Ebenso wurde die Handschriften- und Kunstblättersammlung sorgfältig weiter ausgebaut. Hier ist die Erwerbung von 30 Originalillustrationen Heinrich Rambergs zu Schillers Werken besonders hervorzuheben. Unsere Bitten um Zusendung von Programmen, Dissertationen, Sonderabzügen ꝛc. sind wiederum in entgegenkommendster Weise erfüllt worden. Die eingegangenen Schriften sind unter „Einsendungen“ verzeichnet.

Im Bestande der im Lesesaal aufliegenden Zeitschriften hat sich im Laufe des Geschäftsjahres keine bedeutende Veränderung ergeben. Ihre Gesamtzahl beträgt 145, davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 22,

der Philosophie und Pädagogik 5, der Litteraturgeschichte 10, der Sprachwissenschaft 13, der Kunstwissenschaft und Archäologie 11, der Mathematik und Naturwissenschaft 12, der Geographie 3, der Heilkunde 1, der Jurisprudenz 10, der Volkswirtschaft 13, der Technik 4. Dazu kommen Rundschauen 11, Unterhaltungsblätter 4, Verschiedenes 14. Die Vermehrung der kleinen Handbibliothek wird fortwährend im Auge behalten.



VI. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. September 1901 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, Verleger, beziehungsweise Hochschule, Bibliothek, Redaktion, Verein u. s. w.

Erscheinungsjahr, wo nicht anders bemerkt, ist das Berichtsjahr.

Litteratur.

*Houben, H. Aus Gutzkows Theatererinnerungen. S.-A.
*Minor, J. Der Herr und Mephistophiles im „Prolog im Himmel". S.-A.
*Träger, E. Miltons paradise regained. Progr. 1901.
*Grohmann, W. Herders nordische Studien. Diss. 1900.
*Kabelmann, K. Joseph Addisons litterarische Kritik im „Spectator". Diss. 1900.
*Gutermann. Shakespeare und die Antike. Progr. 1900.
*Homann, W. Henry Fielding und die Verhältnisse seiner Zeit. S.-A.
*Guglia, E. Eine ungedruckte Denkschrift von Gentz aus dem Jahre 1822.
*Beck, P. Nachtrag zu dem Aufsatz: Der Orden der verrückten Hofräte. S.-A.
*Bischoff, H. Ludwig Tieck als Dramaturg. 1897.
*Basch, V. De poesi ingenua ac, quae dicitur, sentimentali Schillerius quid senserit etc. Diss. 1900.
*Helm, K. Ein Tagebuch aus Matthissons Jugend. S.-A.
*Langguth, A. Goethe und die ästhetische Erziehung. S.-A.
*Morsch, H. Bespr. von Thalmayrs „Goethe und das klass. Altertum". S.-A.
*Lehmann, G. Gedichte von Schülern des Wenigeroder Lyceums aus der Mitte des 18. Jahrh. Progr. 1900.
*Groschupp, H. Die Sprache J. C. Günthers. Diss.
*Wetzig, R. Studie über die Tragödien C. Delavignes. Diss.

*Tränkmann, K. R. Fr. Gedike in seinem Verhältnisse zu den pädagogischen Bestrebungen seiner Zeit. Diss.
*Zinck, P. A. Isaac Iselin als Pädagog. Diss.
*Strecker, R. Der ästhetische Genuß auf Grund der ästhetischen Apperzeption. Diss.
*Hanschmann, Br. Von der Wiege bis zur Hochschule.
*Hachez. Übersicht über die Entwickelung der deutschen Litteratur.
*Ebrard, W. Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe II. Progr.
*Steig, R. J. v. Görres' Briefe an A. v. Arnim. S.-A.
*Wetz, W. Zur Beurteilung der sog. Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung. S.-A.
*Möbius, P. J. Die Vererbung von dichterischen Talenten. S.-A.
*Eucken, R. Goethe und die großen Denker. S.-A.
*Ebart, P. v. Briefe der Sophie La Roche an den Prinzen Friedrich von Gotha-Altenburg. S.-A.
*Schlag, H. Goethes Faust. Ein Beitrag zum Verständnis des inneren Zusammenhanges beider Teile. Progr.
*Vogel, Th. Goethes Schema einer allgemeinen Naturlehre. S.-A.
*Vogel, Th. Nüchterne Erwägungen über Goethes Spinozismus. S.-A.
*Henkel, H. Goethe und die Bibel. S.-A.
*Beck, P. Die Vorlagen für Schillers Gang nach dem Eisenhammer. S.-A.
*Daffis, H. Johann Jakob Engel als Dramatiker. Diss.
*Schlüter, F. Studien über die Reimtechnik Wielands. Diss.
*Engel, J. Spuren Shakespeares in Schillers dramatischen Werken. Progr.
*Schoeler, H. v. Kant, Goethe und der Monismus. S.-A.
*Prodnigg, H. Goethes Ansichten über Grundfragen der Kunst und Ästhetik mit besonderer Rücksicht auf die Zeit zwischen der italienischen Reise und den ersten Einflüssen der romantischen Schule. Progr.
*Schneider, F. Schillers Entwickelungsgang und die Bedeutung der Kenntnis desselben für das Verständnis seiner Werke. I. Teil. Jugendzeit und Jugenddramen. Progr.
*Lücking, G. Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung. Progr.
*Todt, K. Goethe und die Bibel. Progr.
*Diebitsch, F. Zur Führung der Handlung in Schillers Braut von Messina. Progr.
*Heilborn, E. Ein unveröffentlichter Brief von Novalis. S.-A.
*Nutzhorn, C. Von und über Hölty. Zur Enthüllung des Hölty-Denkmals in Hannover. S.-A.
* — — Hölty-Silhouetten. S.-A.
*Sauer, A. Caspar Graf Sternberg und sein Einfluß auf das geistige Leben in Böhmen. S.-A.
*Buchheim, C. A. und Emma. Goethe, Hermann und Dorothea. Oxford 1901.
*Foerster, E. Lebensideale.

Stundenplan des Frankfurter Gymnasiums aus dem Jahre 1763. }
W. v. Türkheim, Rede zum 16. Oktober 1828. } Geschenke des Herrn Pfarrer Dechent.
*Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals 1900. Geschenk des Wiener Goethevereins.
*Dante, Göttliche Komödie, übersetzt von Pochhammer.
*Meyer, R. M. Goethe. 2. Aufl. Geschenk der Frau B. M. Goldschmidt.
*Oswald, Eugen. Goethe in England und Amerika. 1899. Geschenk des Herrn Prof. Heyer.
*Pöllnitz, v. Das galante Sachsen. 1735. Geschenk des Herrn A. Andreae.
*Weimars Jubelfest vom 3. September 1825/26. Geschenk des Herrn Dr. Hering.
*Geiger, L. Therese Huber.
*Döring (Ruben Sarschef) und Mack. Zu Goethes 150. Geburtstag. Text und Musik.
*Hausblätter, Frankfurter. 1881 und 1882. Geschenk des Herrn Rittweger.
*Sommer, R. Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie. 1892.
*Stettner, Goethe und Eugen Neureuther.
*Sauer, A. Die deutschen Säkulargedichte um 1800.
*Fries, A. Goethes Achilleis. Diss.
*Deutsche Buchillustration bis A. Dürer. Geschenk der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.
*Reinhardt, K. Die Behandlung des zweiten Teils von Goethes Faust in der Oberprima. Vortrag.
*Cohn, H. Goethe über den Impfzwang. S.-A.
*Steig, H. Goethe und seine Dichtungen. S.-A.

Geschichte.

†Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. 3. Folge. Bd. 6.
*Gutenbergfest zu Mainz im Jahre 1900.
†Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde. Heft 14.
*Dietzel, H. Weltwirtschaft und Volkswirtschaft. 1900.

Kunst.

*Böttcher, Fr. v. Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Bd. 2.
*Gaedertz, Th., d. Ä. Johann Kemmer, der Meister des St. Olafaltares zu Lübeck.

Naturwissenschaften.

†Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik.
†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins.
†Abhandlungen und Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kassel.

†Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft in Emden.
*Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Jena für das Jahr 1898.
*Statistische Zusammenstellungen ꝛc. von der Metallgesellschaft und der Metallurgischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M.
*Annual Report of the Smithsonian Institution 1897—99.
*Höfer, H. Die Tiefbohrkunst als Wissenschaft.
* — — — Die Wärmeverhältnisse im kohleführenden Gebirge.
* — — — Petroleum. S.-A. 1900.
*Volger, G. H. O. Der Wasserschatz des Erdreiches ꝛc. Herausgegeben von Frl. Agnes Volger.

Programme etc. von Hochschulen, Schulen, Vereinen etc.

†Universitäten: Freiburg i. B., Vorlesungsankündigung W.-S. 1901/02.
— — — „ „ Personalverzeichnis S.-S. 1901.
— — — „ „ Programm zur Geburtstagsfeier des Großherzogs 1901.
† — Gießen. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1901.
† — — Personalbestand W.-S. 1900/1901.
† — — Akad. Festrede zum Jahresfeste 1900 und 1901.
† — — Festschrift vers. v. H. Haupt 1900.
† — Heidelberg. Vorlesungsanzeige W.-S. 1901.
† — Jena. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1901.
† — — Personalverzeichnis. S.-S. 1901.
† — Innsbruck. Vorleseordnung W.-S. 1901.
† — Leipzig. Verzeichnis der Handbibliothek des Lesesaale der Universitäts-Bibliothek 1900.
† — Prag. Deutsche Universität. Vorlesungsordnung W.-S. 1901/02.
† — — Personalstand S.-S. 1901.
† — Tübingen. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1901/02.
†Hochschulen: Braunschweig. Progr. 1901/2.
† — — Darmstadt. Progr. 1901/2.
† — — Hannover. Progr. 1901/2.
†Jahresbericht der Stadtbibliothek Zürich. 1900.
†Bericht der v. Rothschildschen Bibliothek für die Jahre 1891—1900.
†Jahresberichte des schwäbischen Schillervereins zu Stuttgart-Marbach.
*Programm des Goethe-Gymnasiums zu Frankfurt a. M.
* — — der Wöhlerschule zu Frankfurt a. M.
* — — der Adlerflychtschule zu Frankfurt a. M.
* — — des Philanthropin zu Frankfurt a. M.
†Jahresbericht der Handelskammer zu Frankfurt a. M. für 1900.
* — — des Hoch'schen Konservatoriums zu Frankfurt a. M.
* — — des Sängerchors des Lehrervereins zu Frankfurt a. M.
* — — des Taunusklubs zu Frankfurt a. M.

†Jahresbericht der Frankfurter Turngemeinde.
†Verwaltungsbericht der Lese- und Bücherhalle zu Darmstadt.
†Jahresbericht der Gehestiftung in Dresden.
*Thätigkeitsbericht der Arbeitsnachweisanstalt in Köln.
*Geschäftsbericht des Arbeitersekretariats München.
†Bericht der Lese- und Redehalle in Prag.
*Rechenschaftsbericht der Gesellschaft zur Beförderung deutscher Wissenschaft ꝛc. in Böhmen für das Jahr 1900.
*Bericht über die Festsitzung derselben. 1901.



VII. Veränderungen im Mitgliederbestande
in der Zeit vom 1. Januar bis 30. September 1901.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.— Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Friedrich Fried, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
2. Johannes Kähler, Rechnungsführer, hier.
3. Ernst Leipprand, Kaufmann, Traben a. d. Mosel.
4. Wilhelm Oppenheim, Kaufmann, Nürnberg.
5. Emil Pfeiffer, Geh. Sanitätsrat, Dr. med., prakt. Arzt, Wiesbaden. (Mk. 10.—)
6. Peter Wilhelm Pütter, Militär-Intendantur-Sekretär, hier.
7. Fräulein Helene Thein, hier.
8. Hermann Traut, Dr. phil., Bibliothekar an der Stadtbibliothek, hier.
9. Karl Vollmöller, Dr. phil., ordentl. Universitätsprofessor a. D., Dresden.
10. Theodor Weicker, Stamford, U. S. A.

B. Gestorben:

1. Frau C. Alzheimer, hier.
2. Moritz L. Beer, Kaufmann, hier.
3. Karl Biedermann, Dr. phil., Universitätsprofessor, Leipzig.
4. Franz Anton Gering, Privatier hier.
5. Alphons Huber, Dr. phil., Universitätsprofessor, Wien.

6. Karl Klippel, Kaufmann, hier.
7. Rudolf Leipprand, Direktor des Handelsmuseums, hier.
8. Th. Mettenheimer, Dr. phil., Privatier, hier.
9. Nathan Pappenheim, Kaufmann, hier.
10. Georg Daniel Roth, Kaufmann und Fuhrwerksbesitzer, hier.
11. Frau Therese von Villani, Baronin, hier.
12. August Winkler, Dr. phil., Bibliothekar, Hanau.

12 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



Register.







